
Hbk
A 126



<36622143660018

Denkwürdige Bayern.

Kurze Lebensbeschreibungen

verstorbener

verdienter Männer,

die in dem Ländergebiete des jetzigen Königreiches Bayern geboren oder durch längern Aufenthalt ihm angehörig waren.

Meinem Volk zu Ehr und Vorbild,
König Max II.

Durch

Pleickhard Stumpf,

Landtags-Archivar und außerordentliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften.

München.

M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.

1865.

Vorwort.

In den durch die historische Kommission bei der k. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1860 veröffentlichten historischen Preisaufgaben war der Wunsch Se. Maj. des höchstseligen Königs Max II. ausgesprochen, daß eine Reihe von Lebensbeschreibungen berühmter oder verdienter Bayern, Darstellungen solcher Persönlichkeiten, deren Wirken für Bayern oder einzelne Theile des jetzigen bayerischen Staates von geschichtlicher Bedeutung gewesen ist, bearbeitet werden sollten, und ein Preis für eine solche Arbeit ausgesetzt. Diesem Wunsche nach wurden dreißig der hier mitgegebenen Lebensbeschreibungen mit dem diesem Werke zu Grunde gelegten Verzeichnisse von mir der historischen Kommission vorgelegt, welche diese Arbeit mit dem Accessit belohnte, die Ausführung liegt nun vor.

In der Beschreibung der Schicksale eines großen Mannes, seines Entwicklungsganges, seiner Stellung zu seiner nähern Umgebung, wie zu seinen Zeitgenossen, seines Eingreifens in die geistige oder materielle Gestaltung seiner Zeit, oder in die politische Stellung seines Landes entrollen wir zugleich ein Bild der emporstrebenden menschlichen Natur und der Geschichte einer Zeitperiode, und wie wir so mehrere der bedeutendern Männer in verschiedenen, auf einander folgenden Zeitabschnitten vorführen, bilden wir eine getreue Schilderung der äußern Erscheinungen, getragen durch die einzelnen auf sie einwirkenden oder durch sie bedingten Begebenheiten; es öffnet sich uns durch die Aufzählung einer Reihe denkwürdiger Männer der Tempel des Ruhms unserer Nation, und lebendig treten die Männer uns entgegen, umgeben vom Glanze

ihrer Verdienste, ein hellleuchtendes Licht auf ihre Zeit werfend. Alle Jahrhunderte reden durch sie zu uns und an unserm Auge zieht laut mahnend der Strom der Vergangenheit vorüber. Aber wir vergegenwärtigen uns nicht nur die Geschichte jener Tage und Männer, wir entledigen uns auch einer heiligen Pflicht der Dankbarkeit gegen die Edlen, die mit dem Opfer ihres Lebens Träger der Kultur und der Größe unsers Landes gewesen sind. Wir entrichten diesen Dank um so lieber, als wir gestehen müssen, daß der Glanz und der Ruhm ihres Namens theilweise es war, dem wir unsere Bildung, unsern Eifer, unsere Liebe zu den höhern Interessen des Lebens verdanken, und daß die Ehre, die wir ihnen zollen, nur für uns selbst Ehre ist. Horaz sagt: wer gelernt hat, was er seinem Vaterlande schuldet, was seinen Freunden, mit welcher Liebe Vater, Bruder und Gast zu umfassen, welches die Pflicht des Staatsmanns, des Richters, des Kriegers sei, der wird gewiß jedem die gebührende Achtung zu zollen wissen [1]).

Wenn wir aber die Aufgabe, unsere großen Todten zu schildern, in ihrer ganzen Größe und Reinheit auffassen, so muß unser Vorsatz ernst dahin gerichtet sein, nicht als Lobredner der Einzelnen zu erscheinen, sondern in Treue, Einfachheit und Wahrheit, gänzlich unpartheiisch unserm Volke entgegen zu treten, und geleitet von dem Streben, darzuthun, wie groß und entschieden das Einwirken eines Mannes auf das Vaterland, die Wissenschaft und seine Mitbürger sich gestaltete.

Je nach Verschiedenheit des Standes wird daher das Leben des Einen oder des Andern viel bewegt oder einfach sein, und die Handlungen des Kriegers in ihren Wirkungen öffentlicher, auffallender, als die des Gelehrten, beide aber werden nach der Größe ihres Einflusses auf die Förderung der geistigen und materiellen Zustände mit dem Maßstabe ihrer Zeitgenossen nach den Anschauungen ihrer Zeit zu schätzen sein. Ist der Krieger des Nach-

1) Qui didicit patriae quid debeat, et quid amicis,
quo sit amore parens, quo frater amandus et hospes
quod sit conscripti, quod judicis officium, quae
partes in bellum missi ducis; ille profecto
reddere personae scit convenientia cuique. Hor.

ruhms werth, der mit seinem Blute des Vaterlandes Grenze und Bestand vertheidigt, so ist es auch der Gelehrte, der Künstler oder der Handwerker oder Bauer, der mit Anstrengung seines Geistes die geistige oder leibliche Wohlfahrt durch seine Lehren, seine Erfindungen, seine Einrichtungen belebte, und ihnen neuen Anstoß gab.

Folgend den Geschicken und Bestrebungen großer und edler Männer versammeln wir sie gleichsam um uns, und ihr Leben, ihre Lehren erheben, begeistern und veredeln uns, und indem wir uns bestreben, ihnen nachzufolgen [1]), sie zu erreichen, thun wir den ersten Schritt, den Dank, den wir für unsere Erziehung unserm Vaterlande schuldig sind, ihm und seinen großen Söhnen darzubringen.

Groß ist die Zahl der Männer, die wir als denkwürdig für unser Vaterland bezeichnen können, und die Auswahl unter ihnen schwer, doch soll, alles wohl erwogen, der Grundsatz: daß derjenige den Vorzug verdiene, der unter Ueberwindung bedeutender Hindernisse zum Wohl des Landes Großes geleistet, der maßgebende sein; wird daher auch vielleicht manch hochwichtiger Mann übergangen, so ist dieß nicht ein Zeichen seiner geringern Würdigkeit, es wird nur beweisen, daß die Zahl unserer verdienten Männer so umfassend [2]) ist, daß eine genaue Abwägung ihrer Verdienste nicht geringen Schwierigkeiten unterliegt; es wird ferner darthun, daß

1) Inspicere tamquam in speculum in vitas jubeo, atque inde summere exemplum sibi. Terent. — Magnorum virorum exemplis non parva aemulatio legentibus excitatur.

2) Es sollen hier nur aus der großen Zahl die Namen genannt werden:

Altdorfer, Albrecht, Maler.
Andreas Ratisbonensis.
Amling, Karl, Kupferstecher.
Adam, Albrecht, Maler.
Armansperg, Ludw. Graf v.
Asam, Cosmas, Maler.
Ayrer, Jakob, Dichter.
Behr, Wilh., Staatsmann.
Beich, Franz, Maler.
Benzel-Sternau, Staatsm.
Bessel, Gottfried, Abt.
Beuther, Michael, Astrolog.
Breslau, Heinrich v., Arzt.
Bruschius, Kaspar, Geschichtschreiber.
Candid, Peter, Maler.
Clavius, Christ., Astronom.
Closen, Frhr. v., Staatsm.
Conradus philosophus.
Crollius, Gg., Geschichtschr.
Cuspinian, Joh., Historiker.
Diepenbrock, Melchior v., Bischof.
Eberhard, Konr., Bildhauer.
Ett, Kaspar, Organist.
Eßlair, Ferd., Schauspieler.
Eyb, Albr. v., Domherr, Dichter.
Flurl, Math. v., Naturforsch.
Froumund, Dichter.
Fütterer, Ulrich, Dichter.
Grävenberg-Wirnt, v., Dichter.
Grübel, Johann, Dichter.
Haßlang, Alex v., Krieger.
Haus Giuseppe, Gelehrter.
Heinse, Joh., Schriftsteller.
Heß, H., Maler.
Hesse, Eoban.

zu allen Zeiten von Vielen in den jetzt zu Bayern gehörigen Gebietstheilen die Wissenschaften geliebt, die Tugenden des Bürgers und Kriegers geübt wurden.

Nicht mit dem Anspruche eines s. g. gelehrten Werkes sondern mit Benützung vorhandener Quellen, unpartheiisch, ohne Wortgepränge und weitläufige Auseinandersetzung [3]) — denn eine solche würde einer Monographie nicht einem Sammelwerke zustehen — wollen wir schildern, uns an unsern edlen Ahnen erwärmen und stählen.

Ist auch die Wucht, der ganze Umfang der Schilderung von beinahe 200 Männern aus allen Lebensstellungen so groß, daß sie uns beinahe den Muth benimmt, sie nur annähernd tüchtig zu bewältigen, so soll es doch gewagt werden; wollten wir warten, bis solche Biographien gestützt auf Forschungen und Detailaus-

---

Jacobi, Fr. H., Philosoph.
Kastenbauer, Stephan, Prediger.
Kleinschrod, Gallus, Rechtsg.
Kupetzky, Johann, Maler.
Leeb, Johann, Bildhauer.
List, Fried., Nationalökonom.
Meggenhofen, Ferdinand, Joh. v., Illuminat.
Abraham a St. Clara, Pred.
Megenberg, Konrad v., Schriftsteller.
Merguet, Andreas, Dichter.
Merz, Georg, Optiker.
Mieg, Arnold v., Staatsm.
Monten, Dietrich, Maler.
Moosheim, Rupert, Domdechant.
Murr, Christ., Geschichtschr.
Mutschelle, Seb., Professor.
Nägelsbach, Karl, Professor.
Nausea, Friedrich, Bischof.
Ocken, Lor., Naturforscher.
Occam, Wilhelm, Theolog und Vertheidiger Ludwig des Bayern.
Onghers, Oswald, Maler.
Osterwald, Peter v., Gelehrter, Mitstifter der Akademie der Wissenschaften.
Peurbach, Georg, Astronom.
Pfinzing, Melch., Schriftst.
Plininger, Joh. v., Gelehrter.
Poppel, Joh., Waisenvater.
Reuchlin, Joh., Gelehrter.
Riedinger, Joh., Kupferst.
Rindsmaul, Albr., Krieger.
Rosenblut, Hans, Dichter.
Rugendas, Joh., Maler.
Schätzler, Lorenz, Frhr. v., Wohlthäter.
Schedel, Hartmann, Geschichtschreiber.
Scheuerl, Christ., Rechtsg.
Schimper, Karl, Naturforsch.
Schiegg, Ulrich, Astronom.
Schneider, Eulog., Dichter.
Schoner, Joh., Gelehrter.
Schoppe, Kasp., Philolog.
Schorn, Karl, Maler.
Schott, Kasp., Mathematiker.
Schrank, Frz. v., Naturforsch.
Schubert, Gottfr., Heinr., Gelehrter.
Schweigger, August und Johann, Naturforscher.
Seinecker, Nik., Dichter.
Sendtner, Otto, Naturforsch.
Siebold Familie, Mediziner.
Spix, Joh. Bpt. Naturforsch.
Stahl, Friedr., Professor.
Stabius, Joh., Geschichtschr.
Staphilus, Fried., Theolog.
Sterkel, Joh., Hofkap.-Umstr.
Stetten, Paul, Geschichtschr.
Stieler, Jos., Hofmaler.
Stoß, Veit, Bildhauer.
Stürzer, Joh. v., Rechtsg.
Stunz, Joh., Kapellmeister.
Thüngen, Hans Frhr. v., Feldmarschall.
Wagenbauer, M. J., Maler.
Wagner, Joh. Peter, Bildhauer, Vater.
Weiller, Cajet. v., Philosoph.
Werth, Joh. v., General.
Zentner, Friedr. Frhr. v., Staatsman.
Zeuß, Kasp., Sprachgelehrt.
Zuccarini, Joh., Naturforsch.
u. A.

3) Quiquid praecipies, esto brevis, ut cito dicta percipiant animi dociles, teneantque fideles.

führungen gegeben würden, so würden sie dem Zwecke in's große Publikum zu bringen, durch ihren Umfang und die in Anspruch genommene Zeit nicht entsprechen, auch wohl erst in jenem Zeitpunkte erscheinen, in dem Deutschland einig und eins sein wird. In diesen Blättern werden daher verstorbene Bayern, d. h. solche Männer, die im jetzigen Umfange des Königreiches geboren, sich um ihr engeres oder weiteres Vaterland oder um das Ausland verdient gemacht haben, und solche außer Bayern geborne in ihren Hauptlebensmomenten geschildert werden, die durch längeres Wirken in Bayern dort naturalisirt waren, und die wir daher mit Recht zu den unsern zählen dürfen, und zwar nur solche Bayern, deren Lebensgeschichte nicht einen unerläßlichen Bestandtheil der Landesgeschichte, wie die der Herzoge von Bayern und souveränen Fürstbischöfe von Würzburg, Eichstädt rc. bildet.

Um Vielen gerecht zu werden, wurden in ihrem Streben verwandte Persönlichkeiten zusammen beschrieben, und auch die in Bayern früher bestandenen oder dort gegründeten gelehrten Gesellschaften und deren Träger mit aufgenommen.

In gedrängtem Raume möglichst Viel zu geben, mußte wohl Manches durch ineinander gefügte Sätze zusammen gefaßt werden, was in Perioden ausgeführt, vielleicht in Diktion schöner, aber auch weitläufiger gewesen wäre, weßhalb die Bitte um Nachsicht für diese Schreibart.

Ich getröste mich bei der Reinheit meiner Absicht einer wohlwollenden Beurtheilung.

Schließlich möchte ich die Bitte Hund's in seiner Vorrede zu seinem Stammenbuche für mich anführen: „das ich darum an vilen orten möge geirrt haben, wie es dann in ein sollichen mühsamen weitläuffigen Werk nicht wol anderst seyn kann, So bitte ich hiemit ein jeden, dem solliches zu lesen für kompt, gantz dienstlich und fleißig, dieselben Irrthumb zu bessern, und was darin abgehet, zu erstatten", und Sebastian Frank's in seiner Vorrede zu seinem Weltbuche: „Darumb was wir nit erreicht, darauf wöllen wir allein gedeut haben und die welt mitt einer kolen nur entwerffen und bossiren, aber nit erschöpffen abmalen und conterfeyen."

Was einmal unter Menschen da gewesen,
Das wird auch Menschen wieder möglich sein:
Drum was ihr in dem Buch der Zeit gelesen,
Das präget tief in Eure Herzen ein;
Was jetzt erkrankt ist, kann durch Uns genesen,
Ist nur der Kern noch frisch, gesund und rein,
Drum lernt und liebet ächtes deutsches Wesen
So wird Uns Gott von aller Noth erlösen.

Verzeichniß denkwürdiger Bayern

wie sie sich nach den bayerischen Kreisen ihrer Geburtsorte vertheilen.

Oberbayern:

Adlzreitter.
Amort.
Apian Phil.
Baader Joh. v.
„ Franz v.
Braun.
Forster.
Gabelsberger.
Gruithuisen.
Häberl.
Haimhausen.
Heckenstaller.
Hoppenbichl.
Hund
Kögler.
Kratzer.
Kreittmayr Joh. v.
Lori.
Montgelas Graf v.
Morawitzky Frhr. v.
Oefele v.
Paz.
Reiffenstuel.
Schiltberger.
Riedl.
Sailer.
Schwanthaler.
Schmid.
Stiglmayer.
Unertl.
Utzschneider.
Weishaupt.
Werner.
Westenrieder.

Niederbayern:

Arnpeckh.
Aventin.
Fraunhofer.
Fuchs v.
Imhof v.
Linbrunn.
Orban.
Paumgartner.
Schmiedl.
Thürrigl.

Pfalz:

Hofenfels.
Hohenmuth.
Sickingen.
Fag.
Walther.

Oberpfalz:

Berthold.
Biener.
Himbsl.
Luckner.
Mayr.
Schmeller.
Wittmann.

Oberfranken:

Auffeß.
Döllinger.
Gönner.
Knauer.
Kranach.
Marcus.
Montag.
Myconius.
Ohlmüller.
Richter.
Rotenhan.
Schönlein.
Schwarzenberg.
Stumpf.
Taubmann.
Wolff.

Mittelfranken:

Behaim.
Burgschmiet.
Cammerarius.
Cochläus.
Dürer.
Eschenbach.
Gluck.
Gundling.
Harsdorffer.
Harsdörfer.
Helein.
Homann.
Kalb.
Kleberger.
Kraft.
Ohm.
Pappenheim.
Pirkheimer.
Platen.
Sachs.
Schweppermann.
Spalatin.
Steiglehner.
Uz.
Vischer.

Unterfranken:

Bausch.
Bodenlauben.
Carlstadt.
Draconites.
Celtes.

Conrad v. Würzburg.
Frey.
Eber.
Hahn.
Heimburg.
Heine.
Hueber.
Hutten.
Klüpfel.
Leone.
Melissus.
Nas.
Neustetter.
Oberthür.
Onymus.
Pollich.
Prechtl.
Regiomontanus.
Schmitt M. J.
Seuffert v.
Trimberg v.
Vogler.
Wagner.
Walter v. d. Vogelweide.
Wilram.

Schwaben:

Albertus magnus.
Eck.
Frank.
Freundsberg.
Fugger.
Gschray.
Holbein.
Holl.
Knogler, Jul.
Holzhauser.
Mändl.
Meichelbeck.
Peutinger.
Raglovich.
Schmid Chr.
Welser.

In Bayern nicht geborne, naturalisirte und verdiente Männer:

Abel.
Apian Pet.
Balde.
Deroy Graf v.
Eckhart v.
Ertl.
Fallmerayer.
Feuerbach v.
Frieß.
Gärtner v.
Gehlen.
Görres.
Hompesch Frz. v.
Hormayr, Frhr. v.
Ickstadt v.
Keppler.
Klenze v.
König und Bauer.
Lasso.
Neumann.
Palm.
Reichenbach.
Reisinger.
Riemenschneider.
Rottmann.
Rumford.
Schelling.
Schertlin v.
Sennefelder.
Sömmering.
Spee v., Graf.
Sterzinger.
Thiersch.
Tilly Graf v.
Trithem.
Wagner J. J.
Winter v.
Wrede Fürst v.



Verzeichniß nach Ständen und Beruf
nebst den gelehrten Gesellschaften.

Staatsmänner:

Abel, Karl v.
Biener, Wilhelm.
Eck, Johann v.
Gönner, Thadäus v.
Gundling, Nikol. Frhr. v.
Haimhausen, Sigm. v.
Heimburg, Gregor v.
Hofenfels, Christian Frhr. v.
Hompesch, Wilh. Frhr. v.
Hutten, Ulrich v.
Ickstadt, Joh. Ad. Frhr. v.
Kreittmayr, Alois Frhr. v.
Linbrunn, Joh.
Lori, Georg v.
Mändl, Johann Frhr. v.
Montgelas, Max Graf.
Morawizky, J. H. Graf v.
Neustätter, Erasm. v.
Paumgartner, Augustin.
Peutinger, Conrad.
Pirkheimer, Wilibald.
Rotenhan, Sebast. v.
Rumford, Benj. Graf v.
Schwarzenberg, Joh. Frhr. v.
Seuffert, Joh. Mich. und Adam v.
Unertl, Franz Jos. v.

Geistliche:

Die Benediktiner.
Berthold (Bruder).
Braun, Heinrich.
Carlstadt, Andreas.
Cochläus, Johann.
Draconites, Johann.
Eber, Paul.
Fagius, Paul.
Holzhauser, Barthol.
Kögler, Ignaz.
Myconius, Friedrich.
Nas, Johann.
Oberthür, Franz.
Onymus, Ad. Joh.
Sailer, Michael.
Schmid, Christoph v.
Spalatinus, Georg.
Spee, Friedrich v.
Steiglehner. Cölestin.
Sterzinger, Ferdinand.
Werner.
Wilram.
Wittmann, Georg.

Gelehrte:

Amort und die Academia Carolo-Albertina.
Apian, Peter und Philipp.
Baader, Franz v.
Baader, Joseph v.
Bausch, Johann und die academia caesarea Leopoldina - Carolina naturae curiosorum.
Bollstädt, Alb. v.
Cammerarius, Joachim.
Döllinger, Ignaz v.
Fallmerayer, Jakob.
Feuerbach, Ans. v.
Forster, Frobenius.
Fraunhofer, Joseph v.
Fuchs, Joh. Nep. v.
Gabelsberger, Fr. Xav.
Gehlen, Aug.
Görres, Jos. v.
Gruithuisen, Fr. v.
Häberl, Franz v.
Harsdorffer, Georg Phil. und der pegnesische Blumenorden.
Heckenstaller, J. J. und die Isarsocietät.
Hoppenbichl, und die ökonomische Gesellschaft in Burghausen.
Imhof, Max v.
Keppler, Johann.
Klüpfel, Engelbert.
Knauer, Moriz.
Kratzer, Nik.
Marcus, Adalbert.
Oefele, Felix.
Ohm, Georg.
Pollich, Martin.
Prechtl, J. J.
Regiomontanus, Johann.
Schelling, Friedr. Wilh.
Schmeller, J. A.
Schönlein, Lukas.
Sömmering, Theod. v.
Taubmann, Friedrich.
Thiersch, Friedrich v.
Wagner, Joh. Jak.
Walther, Philipp v.
Weishaupt, Adam und die Illuminaten.

Geschichtschreiber:

Adlzreiter, Johann.
Aeltere Geschichtschreiber.
Aventin, Johann.
Eckhart, Joh. v.
Frank, Sebastian.
Frieß, Lorenz.
Hahn, Fr. Jos.
Hormayr, Jos. Frhr. v.
Hund, Wigul. Frhr. v.

Dichter:

Maler:

Tonkünstler:

Bildhauer:

Industrielle und Erfinder:

Architekten und Mechaniker:

Reisende und Missionäre:

Krieger:

Wohlthäter:

Alphabetisches Verzeichniss.



Wileram,

Abt zu Ebersberg.

Also diu Lilia ist unter den Dornen
samo bist du, friuntin min, unter
andern tohtern. 27. (15).

Wie die Lilie unter den Dornen
so bist du, meine Freundin unter
andern Töchtern.

Seit dem siebenten Jahrhunderte, wo die Klöster die Pflege der Wissenschaften in sich retteten, seit der Gründung des Klosters St. Emmeran zu Regensburg durch Herzog Theodo und der Errichtung einer Schule sowie einer Bibliothek daselbst war es Sorge der Verbreiter des Christenthums geworden, nachdem sie zur Urbarmachung der Gegend ihre Kräfte verwendet hatten, auch an allen Stiften und Klöstern Schulen anzulegen und die Wissenschaften in ihnen zu betreiben, welcher Zweck auch von den Herzogen großmüthig unterstützt wurde. Namentlich aber waren es die von England herübergekommenen Missionäre und der Orden der Benediktiner, die sich mit Eifer und Sorgfalt der Erziehung der Cleriker und der Laien annahmen und in ihren Schulen klassische Studien betrieben. Karl der Große hatte durch Rundschreiben vom Jahre 788 alle Bischöfe und Klöster aufgefordert, Dom- und Klosterschulen zu errichten, und Grammatik, Mathematik und Musik in ihnen zu lehren; daher waren in den bayerischen Klöstern Chiemsee, Wessobrunn, Tegernsee ꝛc. Schulen, von denen Bildung des Geistes ausging. Im neunten Jahrhunderte finden wir Mönche aus Schliersee als Lehrer in Freising. So verbreitete sich in den Klöstern, die damals die einzigen Träger der Kultur waren, der Same geistiger Thätigkeit und die Annalen jener Zeit weisen uns manche Männer von hervorragenden Kenntnissen nach.

So lebte im eilften Jahrhundert in dem zwischen 928—932 gestifteten Augustiner- dann Benediktiner-Kloster Ebersberg (Oberbayern) ein Mann, der sich nicht nur durch seinen religiösen Sinn, sondern auch durch seine wissenschaftliche Bildung auszeichnete: Abt Wileram, nach dem Zeugnisse des Abtes Trithemius von Würzburg, aus Franken gebürtig, und ein Vetter des Bischofs Heribert von Eichstädt, dessen Grabschrift er verfaßte. Er hatte sich schon in seiner frühen Jugend ernsten Studien an der Domschule zu Bamberg hingegeben, lernte unter den trefflichsten Lehrern in Paris und

war ein Schüler des gelehrten Lanfranc[1]) im Kloster Bec, zu dem, wie er sagt, „viele der Unsern“, um dessen Vorträge zu hören, strömten. Später wurde er Scholastiker (Schullehrer) am Stifte zu Bamberg 1042—1045, trat dann in das Kloster zu Fuld, aus dem ihn Kaiser Heinrich III. mit einstimmiger Genehmigung der Conventualen 1047 als Abt an das Kloster Ebersberg berief. Von seinen Werken besitzen wir noch eine wahrscheinlich 1042 begonnene, im Kloster Ebersberg vollendete Bearbeitung des hohen Liedes von Salomo in lateinischer Sprache, dann dazu eine deutsche Auslegung, denen bald eine niederdeutsche folgte, von welch ersterer er in seinem Vorworte sagt, daß, wenn er sie lese, er so viel Vergnügen empfände, als wenn sie ein anderer tüchtiger Verfasser geschrieben habe. Er widmete 1078 dieses Werk Kaiser Heinrich IV., der ihm besonders wohl wollte. Er soll noch andere Schriften namentlich Predigten geschrieben haben, von denen wir aber nichts Weiteres genau wissen. Man nennt ihn, mit Unrecht vielleicht, den Verfasser einer Chronik seines Klosters Ebersberg, die noch vorhanden; 37 Jahre stand er seinem Kloster mit Auszeichnung vor und starb am 5. Januar 1085, 70 Jahre alt, nachdem er seinen Brüdern ein Vorbild eines wahren Christen und ausgezeichneten Hausvaters gewesen.

Seine Auslegung des hohen Liedes ist handschriftlich in Wien, Cremsmünster, Berlin, Rom, Breslau, Stuttgart, Trier, Wolfenbüttel, Leiden und Einsiedeln, und wurde von Molther 1528, Merula 1598, Freher zu Worms 1631 und Schilter 1726, Hoffmann 1827, von J. Haupt, erklärt von Rilindis und Herrat, 1860 herausgegeben.

Wolfram von Eschenbach.

Dichter.

> Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
> Befruchtend gibt das Wasser Kraft
> Aller Creatur der Welt,
> Vom Wasser wird das Aug erhellt,
> Wasser wäscht manche Seele rein,
> Daß kein Engel mag lichter sein.

(Aus seinem Parcival. Inschrift des von König Max II. errichteten Brunnens in Eschenbach.)

Es unterliegt keinem gegründeten Zweifel mehr, wenn der sprachliche Ausdruck und die Anführung von Städten und Burgen in der Nähe von fränkisch Eschenbach in seinen Gedichten mit den Aeußerungen Pütrichs von Reichertzhausen (1462) über sein Grabmahl daselbst zusammengehalten werden, daß Wolfram von Eschenbach, der von Einigen nebst Walter von der Vogelweide für den größten Dichter aller Zeiten gehalten wird, zu Eschen-

---

1) Lanfranc, geboren zu Padua 1005, Mönch im Kloster Bec, dann Abt des Klosters Caën in der Normandie, endlich 1070 Erzbischof von Canterbury, war ein ausgezeichneter Theologe, Philosoph und Geschichtskundiger. Er starb 1089.

bach in Mittelfranken und zwar um 1170 geboren war. Dem ritterlichen Geschlechte der von Eschenbach als nachgeborner Sohn entsprossen, hatte er nicht Theil an den Gütern des Hauses, daher seine öfteren Klagen über seine Armuth. Er hatte gleich den übrigen Abkommen des Adels damaliger Zeit keine wissenschaftliche Bildung erhalten, dennoch sich die französische Sprache angeeignet, die er öfter gebrauchte. Die Lust der freien frischen Bewegung, wohl auch die Nothwendigkeit, sich seinen Lebensunterhalt zu schaffen, drängte ihn zu Wanderungen auf die Edelsitze, wo der Dichter immer freudig aufgenommen war; er erwähnt selbst solcher seiner Aufenthaltsorte auf den Besitzungen der Grafen v. Wertheim, Abenberg, Truhendingen, der Markgräfin von Heitstein und anderer. Im J. 1204 kam Wolfram, der von dem Grafen v. Henneberg den Ritterschlag erhalten, an den Hof des hochgebildeten Gönners deutscher Dichtkunst, des Landgrafen Herrmann von Thüringen zu Eisenach, wo Walter von der Vogelweide und Heinrich von Rispach mit ihm zusammentrafen und in den Jahren 1206—1208 der Sängerkrieg auf der Wartburg gekämpft wurde, dessen zweiter Theil hauptsächlich von ihm und seinem Streite mit Clingsor handelt. Von hier begab er sich zu dem Grafen von Wildenberg, wo er sein Gedicht Parcival vollendete (1212), dem die aus Auftrag des Grafen Herrmann von Thüringen durch ihn geschehene Bearbeitung des französischen Gedichtes von Wilhelm v. Orange folgte (1214—1218). Die Zeit seines Todes ist unbekannt, möchte aber zwischen die Jahre 1219—1225 zu setzen sein. Er ward in der Frauenkirche zu Eschenbach begraben, und noch stand (1608) in dieser (damals Deutschordens-Kirche) ein Grabstein mit der Inschrift:

Hier liegt der Streng Ritter Herr Wolfram von Eschenbach ein
Meister Singer.

König Max II. von Bayern ließ ihm in Eschenbach ein Denkmal in Gestalt eines Brunnens in romanischem Style setzen, auf dessen Stock die Statue des Dichters, gekrönt durch den Ehrenkranz, mit Harfe und Schwert sich erhebt, — eingeweiht am 1. Mai 1861.

In seinen Liebesgedichten, die meistens zu den von ihm erfundenen Tageweisen oder Wächterliedern gehören, zeichnet sich Wolfram durch die rein sittliche Tendenz, die Kühnheit seiner Bilder, Tiefe des Gefühls und korrekte Form aus. Seine Helden-Dichtungen: Parcival, der unvollendete Willehalm und der geringe Theil des Titurels voll tiefen Ernstes, glänzend von Kraft, Fülle des Ausdrucks, Hoheit und Frische der Bilder, lauterm Gefühle für die reine Liebe in allen ihren Schattirungen, von reicher Erfindungsgabe, innigen und wahren frommen hochsittlichen Sinn, genauer und fester Zeichnung der Charaktere sichern ihm einen hervorragenden, wo nicht den ersten Platz unter den Dichtern seiner Zeit.

Wernher,

Dichter des Marienliedes.

Der pfaffe heizet Wernhere.
der des Lides begann;
von dem er urchunde nam,
der is nu von Christe
zeinem evangeliste
gesegnet und gewihrt.

In dem in Mitte des achten Jahrhunderts (circa 746) gestifteten Kloster Tegernsee blühte frühzeitig der Cultus der Wissenschaften und es hat uns die Geschichte jenes Klosters die Namen von Männern erhalten, die schon am Ende des zehnten Jahrhunderts emsig mit Abschreiben alter Bücher und mit eigenen historischen Arbeiten beschäftigt waren und denen auch höheres Gewerbe, selbst die Kunst nicht fremd war. So schrieb der Pförtner Froumund (um 1000) viele ältere Bücher ab, verfaßte selbst Jahrbücher seines Klosters, fertigte Gedichte, namentlich auf die Tugenden der bayerischen Herzoge und war äußerst thätig im Unterrichte der Jugend, besonders für die klassische Latinität. Unter Abt Gosbert (982—1001) bestand schon eine Schule und Bibliothek, die, später so reichhaltig in den werthvollsten Manuscripten, einen wahren Schatz der jetzigen Staatsbibliothek bildet. Aus den vielen uns erhaltenen Namen fleißiger und gelehrter Mönche dieses Klosters in jener Zeit nennen wir nur Athlo, Babo, Sighart, Adalbert, die sich durch Abschriften, Erklärung der römischen und griechischen Klassiker, und selbst durch Malereien auszeichneten.

In diesem Kloster befand sich auch die Handschrift eines Lobliedes auf die hl. Maria, als dessen Verfasser bis auf unsere Zeit der Scholaster und Custos Wernher † 1197 genannt wurde. Dieses Gedicht, laut der Mundart, des Reimes und der Art der Zeichnungen, unserm Lande entstanden und nach dem fälschlich dem Matthäus zugeschriebenen Evangelium über das Jugendleben der hl. Maria bearbeitet, ist in Reimen geschrieben, mit 85 ornamentirten Federzeichnungen geschmückt, und in seiner Anlage und Durchführung gleich bewundernswerth durch die es durchdringende Klarheit edle Einfachheit, Folgerichtigkeit des Gedankengangs und natürliche Aneinanderreihung der belebenden Handlung. Nach der Aeußerung des Dichters Wernher selbst war er ein Priester, der i. J. 1172 sein Gedicht machte während eines Aufenthaltes bei einem Freunde Manigold, der ihm auch den Stoff gab und ihn nicht aus dem Hause entließ, bis er seine Arbeit vollendet hatte. — Zur selben Zeit lebte im Kloster Tegernsee jener oben genannte Scholastiker Wernher, der Glossen zu Virgil und Macrobius verfaßte, Anleitungen zur Dichtkunst, auch ein Osterspiel auf die Ankunft des Antichrists, ein Frühlingsgedicht und andere kleinere Dichtungen schrieb. Auch rechnet man ihm eine mit trefflichen Farben gezierte biblia pauperum, die im Kloster Tegernsee war, zu, ebenso eine geographische Karte, vielleicht jene, die Celtes in Tegernsee fand und sie dann an Peutinger über-

gab. Ihm war ein Mönch Werner vorausgegangen, der sich durch Abschriften von Büchern und Miniatur-Malerei in denselben, sowie durch künstlerische, mit Gold, Silber und Edelsteinen eingelegte erhabene Arbeiten auszeichnete; er starb 1091. Mit ihm lebte der Klosterkämmerer Werner von Aufhofen, der mit seinem Vermögen den Grundbesitz des Klosters und die Paramente vermehrte; beide nicht mit dem Ersteren zu verwechseln; er starb 1199.

Daß der Ruf der Tegernseer Mönche wegen ihrer vortrefflichen Abschriften groß war, beweist ein Brief Kaiser Friedrichs an den Abt Rupert, wo er schreibt: „Wir hörten, daß in Deinem Kloster gute Schreiber sind, und wir entbehren eines Missale und ein Textbuch. Wir bitten Dich also uns ein Missale schreiben zu lassen, und in einem anderen Bande die Brief und Evangelien nach Ordnung der Cleriker."

Aeltere Baumeister.

An Bauwerken spricht sich der Verstand der Bauherrn und Patriotismus am sichersten aus.

v. Wiebeking.

Es ist bedauernswerth, daß die Namen der Baumeister der meisten monumentalen Werke: Gotteshäuser, Schlösser rc. Bayerns nicht auf uns gekommen sind, doch sollen Einige noch bekannte hier ihren wohlverdienten Platz finden.

Es ist geschichtlich erwiesen, daß die Mönche selbst den Bau ihrer Klöster im Anfange leiteten und selbst ausführten; schon Abt Beringer von Tegernsee † 1012, versah die Klosterkirche zu Tegernsee mit Thürmen, Abt Ellinger (1019—1086) ließ durch einen seiner Mönche Edemeram hohe Gewölbe, Abt Gothelm, sein Nachfolger, das Kloster Benediktbeuern in Stein aufführen.

Der hl. Gotthart wird zu Niederaltaich 997, der hl. Ulrich zu Augsburg, Bischof Gundekar zu Eichstädt als verständige Bauherrn und Baumeister gerühmt; mit dem Bauherrn oder Baumeister Iring von St. Emmeran in Regensburg wird der Mönch Artram als geschickter Künstler genannt. Die Frauenkirche zu Aschaffenburg soll 1016 durch den Baumeister Johann den Wenden von Prag erbaut sein.

Zum Baumeister des frühern Klosters Michelsberg in Bamberg bestellte 1117 Bischof Otto den Babo.

Der Baumeister Enzelin erbaute 1133 die ältere Brücke in Würzburg, und stellte das zerfallene Dach des Doms wieder her, zugleich leitete er das ganze Dombauwesen. Er erbaute auch aus eigenen Mitteln in der Vorstadt Pleichach daselbst die Kirche zur hl. Gertraud, die dann zur Pfarrkirche erhoben wurde.

Der Bau des nun seiner Vollendung entgegengehenden Doms zu Regensburg wurde an der Stelle der am 20. April 1273 durch einen

Blitzstrahl in Asche versenkten Domkirche am 23. April 1273 durch die Grundsteinlegung des Bischofs Leo Tundorfer begonnen und von Meister Ludwig geleitet, nach dessen Plane sein Nachfolger Meister Albrecht fortfuhr. Der Erbauer des nördlichen Thurmes ist der Stadtkämmerer Stephan der Rotangst von Tundorf.

Philipp Gros, der Alte, erbaute das ältere Rathhaus in Nürnberg 1332 bis 1340, welches Hans Beheim 1514 und 1515 um $^2/_3$ vergrößerte; (der noch bestehende Bau entstand 1616—1621.)

Georg und Friedrich Ruprecht, Baumeister zu Nürnberg, erbauten 1355—1358 die Marienkirche daselbst, deren Portal und den steinernen Gang Sebald Schonhofer zierte, ebenso entstand durch seine oder des Meisters Heinrichs des Paliers künstlerische Hand der schöne Brunnen; durch die Kunst Sebastian Lindenasts und des Jörg Heuß das neue Uhrwerk an der Marienkirche 1506—1509.

Als Baumeister des alten Doms zu Passau werden genannt: „Magister Perichtold Gugk, Thumbherr zu Passau, Pawmeister der hochwürdigen Kirche zu Passau, 1462, Conrad Sündelsdorfer, Pfarrer zu Kellberg, Pawmeister des Thumbs 1478, Dr. Ludwig Fröschl von Marzoll, Dompawmeister, 1526."

Am Bau der St. Lorenzkirche zu Nürnberg betheiligte sich um 1380 Hermann Keßler, 1440 Conrad Heinzelmann, 1458 der Palier Hans Pauer, 1460 Meister Conrad von Regensburg, 1463 Meister Mathes 1463—1477 Jakob Grymme, der den Chor erbaute.

Im Jahre 1331 u. ff. leiteten die Domstiftsbaumeister H. Heckris und Arnold von Rotenstein den Bau der beiden Abseiten und des Kreuzganges im Dome zu Würzburg, deren Arbeiten durch Meister Wolfram v. Königsberg von 1442 an fortgesetzt wurden.

Joseph Schmutzer von Wessobrunn leitete den nach seinen Planen ausgeführten Bau der Kirche zum hl. Kreuz in Donauwörth.

Der Erbauer der Frauenkirche in München ist der Meister Jörg Ganghoffer von Haselbach „Maurer diß Gotteshaus Unsrer Frawen der mit der Hilf Gotts und Seiner Hand den Ersten Mittln und Letzten Stain hat vollfuert an diesem Paw"; er starb 1488 Montag nach St. Michaelstag und liegt neben seiner Frau Margret in derselben begraben. Der Bau umfaßt einen Zeitraum von 20 Jahren, von 1468—1488, der Baumeister starb also noch vor Vollendung des Baues.

Hans der Steinmetz, † 1432 in die Laurentii, war der Baumeister der durch ihren 454′ hohen Thurm berühmten Martinskirche in Landshut, deren Bau durch Hans Stethaimer fortgeführt wurde; gleichfalls begann Hans Steinmetz den Bau der Spitalkirche in Landshut (erbaut von 1407 bis 1461), dann der Kirche zu Neuötting (erbaut v. 1410—1480), der Kirche zu Hall, der St. Jodocskirche zu Wasserburg, und der 1492 vollendeten Jacobskirche zu Straubing.

Die prächtige Pfarrkirche zur schönen Maria in Ingolstadt in Form

des Ulmer Münsters, von Herzog Ludwig den Gebarteten 1423 begonnen, 1439 vollendet, bauten Conrad Glätzel und Heinrich Schnellmaier. Der Letztere starb noch während des Baues.

Der Baumeister Thoma erbaute die schöne Pfarrkirche zum hl. Martin in Amberg und deren prachtvollen Thurm. Franz de Couvillier, Hofbaumeister Kaiser Carl VII. zu München erbaute die Lustschlößer Amalienburg, Pagodenburg, Badenburg und die Eremitage im Hofgarten zu Nymphenburg, das alte Hoftheater, die Façade der Theatinerkirche, sein Sohn gleichen Namens die Stiege am Nymphenburger Schlosse, die Hauptwache in München; der Hofbaumeister Effner das Schloß Schleißheim. Burkhard Engelberger von Hornberg, im Württembergischen geboren und zu Augsburg Steinmetzmeister, restaurirte 1493 den den Einsturz drohenden Thurm des Ulmer Münsters, erbaute 1494 den Thurm der St. Ulrichs- und Afrakirche zu Augsburg und vollendete den Bau dieser 1499 begonnenen Kirche.

Der 1583 18. April begonnene, 1595 vollendete Bau der St. Michaelskirche in München, die sich durch ein kolossales Tonnengewölbe von 114′ Sprengung und 284′ Länge auszeichnet, wurde von dem Steinmetzen Wolfgang Müller wahrscheinlich nach Plänen der Jesuiten geführt. Er war 1537 geboren, und starb nach 1590, gleichfalls noch vor Vollendung des Baues, der von Andre Gundelfinger fortgeführt wurde.

Das Schloß zu Aschaffenburg wurde auf Befehl des Churfürsten Johann Schwaikard von Mainz durch den Baumeister Georg Riedinger aus Strasburg 1605—1618 erbaut.

Das fürstliche Residenzschloß in Bamberg (1702—1707), die prächtige Klosterkirche und das Abteigebäude von Banz in neu römischem Style, (1712—1719), das neue Schloß zu Kleinheubach, die Kirche zu Ebrach 1690, der Abtei- und Conventbau des Klosters Michelsberg, das gräfl. schönbornische Schloß Weißenstein bei Pommersfelden nach dem Plane des Jesuiten Loyson (1711—1715), sind Werke des kurmainzischen und fürstl. bambergischen Architekten Leonhard Dinzenhofer, der, aus Bayern nach andern zu Bamberg geboren, 1697 schon in mainzischen und bambergischen Diensten stand, und um 1725 starb.

Den Bau der herrlichen durch einen Kuppelaufsatz in Form der Peterskirche in Rom gezierten Stift Hauger Kirche zu Würzburg führte nach eignen Plänen der berühmte Architekt Antonio Petrini von 1670—1691. Er war in Italien geboren und lebte in Würzburg bis zu seinem am 8. April 1701 in seinem 76. Jahre erfolgten Tod. Viele und schöne in italienischem Style gehaltene Gebäude in Würzburg sind von ihm erbaut worden.

Aeltere Geschichtschreiber.

Lambert von Aschaffenburg, Abt Eckehard von Aura, Otto von Freising, Conrad v. Scheyern, Herrmann von Altaich, Burkhard von Ursberg, Andreas von Regensburg, Ebran von Wildenberg, Veit Arnpeckh.

> Unser vorfordern that und handeln werden darumb geschrieben,
> das ir nachkommen dieselben eindruckhen, und durchüben sollen,
> also das sie hitzigklich zu Ihren loblichen werkhen erweckt werden.
>
> Andreas Ratisbon.

Wie das Christenthum durch Franken, Irländer und Schotten in Deutschland, namentlich in Bayern, verbreitet wurde, so gediehen auch die Wissenschaften, in den von ihnen der reinen Lehre geistig eroberten Ländern durch die in denselben gestifteten Klöster und namentlich zuerst Gottesgelehrtheit, die philosophischen Studien, dann Geschichte. Diese wirkten zuerst in den von ihnen errichteten Schulen für sich, dann durch diese auf die Außenwelt mittels der aus Italien bezogenen von ihnen häufig abgeschriebenen wissenschaftlichen Werke der Alten, und ihre, freilich bei den damals erschwerten Verkehrsverhältnissen schwierigen, und daher oft einseitigen Aufzeichnungen. Von diesen Mönchen, deren Thätigkeit Deutschland seine Grundbildung verdankt, wollen wir hier nur Einige hervorheben, die sich durch ihre geschichtlichen Werke auszeichneten, ohne hiebei zu vergessen, daß auch die Künste durch sie ihren Eingang bei uns fanden.

Vor Allen ist hier Lambert von Aschaffenburg zu nennen, dessen Hersfeldische Jahrbücher, eine Geschichte seiner Zeit mit vorangehender kurzer Angabe der Begebenheiten der Vorzeit mit seltener Gelehrsamkeit, mit Treue und Wahrheit, Reinheit der Sprache, lauterm Rechtsgefühle und bewundernswerther Beredsamkeit geschrieben, eine der schönsten Arbeiten deutschen Fleißes sind. Wahrscheinlich zu Aschaffenburg um 1040 geboren (wir nehmen dies trotz der in neuerer Zeit dagegen erhobenen Zweifel an, da er von Aschaffenburg heißt und ein anderer Geburtsort nicht nachgewiesen ist, er auch in Aschaffenburg geweiht wurde, da es außerdem nahe liegt, daß der zu Aschaffenburg geborne und geweihte Priester ins Kloster Hersfeld kam, das gleich Aschaffenburg der Mainzer Diözese angehörte, die übrigen dagegen angebrachten Gründe uns zudem nicht haltbar scheinen), mußte er sich, seinen Werken nach, einer umfassenden Jugendbildung erfreut haben, die er vielleicht von einem Geistlichen empfing, der ihm die Liebe zum Klosterleben einprägte, wodurch sein Eintritt in das Kloster Hersfeld, 1058, erklärt würde. Zum Priester in demselben Jahre vom Erzbischofe Luitpold von Mainz zu Aschaffenburg geweiht, wahlfahrte er ohne Erlaubniß seiner Obern nach Jerusalem, und begann dann, 1059 von dort zurückgekehrt, die Ausarbeitung seiner Jahrbücher. Diese von Anfang der Schöpfung bis zum

Jahre 1050 sich ausdehnend, gründete er auf die damals schon vorhandenen kurzen Aufzeichnungen; von jenem Jahr an aber bearbeitete er sie bis 1077 selbstständig mit großer Zuverlässigkeit und möglichster Unpartheilichkeit. Von seiner Geschichte des Klosters Hersfeld sind nur wenige Theile mehr vorhanden. Im Jahre 1071 besuchte er auf Befehl seines Abtes Rudhart die Klöster Siegburg und Saalfeld, um dort hin gebrachte neue strenge Einrichtungen zu erproben, doch konnte er sich mit denselben nicht einverstanden erklären und kehrte mit ungünstigem Urtheil über dieselben in sein Kloster zurück. Sein Tod wird in das Jahr 1077 fallen.

Ihm schließt sich würdig der Abt Eckehard von Aura (königl. Landgericht Euerdorf in Unterfranken) an, der mit trefflicher gelehrter Bildung und außerordentlichem Fleiße auf Grund einer Würzburger und einer zu Michelsberg vorgelegenen Chronik von Richer und gleichzeitige Aufzeichnung mit sichtbarer Prüfung der geschichtlichen Wahrheit der vorgeführten Begebenheit in klarer und einfacher Sprache eine Weltchronik schrieb, die, schon am Ende des eilften Jahrhunderts begonnen, für eine der besten gehalten wird. Er war wahrscheinlich Mönch auf dem Michelsberg bei Bamberg, hielt sich längere Zeit in Corvey auf, und wahlfahrte 1101 nach Jerusalem, von wo er über Rom, (3. April 1102) zurückgekehrt, am Hoflager Heinrich V. am 19. Mai 1105 sich aufhielt, dem Concil zu Guastalla 1106 beiwohnte und vom Bischofe Otto von Bamberg als Abt des von ihm 1108 zu bauen begonnenen Klosters Aura ernannt wurde. Er starb daselbst am 23. Jan. 1130.

Gleich rühmenswerth ist Bischof Otto von Freising, erhaben nicht minder durch Geburt als durch Gelehrsamkeit, welcher, mehrer Sprachen kundig, in Theologie und Philosophie reich erfahren durch seine in den ersten Theilen auf tüchtige Gewährsmänner und Anschauung gegründete, dann aber auf eigene Anschauung und Combination geschriebene sogenannte Chronik (Chronicon frisingense), mehr aber noch durch seine Schrift über die Thaten des Kaisers Friedrich I. hohe Auszeichnung verdient. Seines Vaters, des Herzogs Leopold des Frommen von Oesterreich und seiner Mutter Agnes, Tochter Kaiser Heinrich des IV. dritter Sohn von 18 Kindern war Otto am 5. Dez. 1109 geboren. Von seinem Vater zum Probst des von ihm gegründeten Klosters Neuburg, in dem er seine erste Erziehung genossen, bestimmt, bezog er 1122 die damals häufig besuchte nnd im höchsten gelehrten Ruf stehende Universität Paris, wo er sich in der Theologie, Philosophie und in den alten Sprachen gründlich ausbildete. Von hier nach Hause zurückkehrend, hielt er sich einige Tage im Kloster Morimund auf und trat dort, angezogen von den Ordensregeln der Cisterzienser 1126 in diesen Orden mit 15 seiner Begleiter ein. Er besuchte 1127 die Hochschule zu Paris wieder, und wurde nach seiner Rückkehr ins Kloster wegen seiner umfassenden Gelehrtheit und seiner Frömmigkeit 1131 zum Abte erwählt, welches ehrenvolle Amt er erst niederlegte, als ihn 1137 die Wahl als Bischof von Freising traf, die er auf Befehl des Papstes annehmen mußte, obgleich er immer,

noch das Ordenskleid beibehielt. Diese seine neue Würde, der er 20 Jahre lang vorstand, trug er so ehrenvoll wie die bisherige, indem er für das Stift Freising nach innen und außen, durch Reformation der Geistlichkeit und der Klöster, durch Wiedererwerb verschleuderter Güter, durch seine ersprießliche Thätigkeit in allen Reichshändeln einen hohen sittlichen und politischen Standpunkt errang. Im Jahre 1158 reiste er in Begleitung seines Neffen Friedrich nach Italien, kehrte aber, da er sich krank fühlte, nach Morimund zurück, wo er am 22. Sept. 1158 verschied.

Gleichfalls soll hier Erwähnung finden der Benediktiner Herrmann von Niederaltaich (in Niederbayern), der seines frommen Wandels und seiner wissenschaftlichen Bildung wegen 1240 zum Abt des Klosters gewählt, auf den Grund der Arbeiten Eckehards und des Bischofs Otto Jahrbücher von 1152 bis zu Kaiser Rudolph 1273 schrieb, und in seinem Kloster, nachdem er 2 Jahre vorher seine Würde niedergelegt hatte, am 31. Juli 1275 starb.

Ebenso darf nicht unerwähnt bleiben der Probst des Prämonstratenser Klosters Ursberg (im Kreise Schwaben), Burkhard, der zu Bibrach in Oberschwaben gegen Ende des 12. Jahrhunderts, geboren 1198, als Jüngling dem weltlichen Stande angehörend, in Rom war und 1202 von Bischof Diethelm zu Constanz die Priesterweihe erhielt, dann 1205 in das Kloster Schussenried (im Donaukreise Württembergs) eintrat, und dort 1209 zum Abt erwählt wurde, welches Amt er, als er 1215 von den Geistlichen des Klosters Ursberg als Probst postulirt wurde, zur Uebernahme dieser Würde, die er bis zum Jahre 1226 trug, niederlegte. Seine ausgezeichnete Chronik (Chronicon Ursbergense) verfaßte er gleichfalls in den ältern Theilen nach Eckehards Aufzeichnungen, die er durch italienische auf seinen Reisen gefundene historische Quellen ergänzte, dann aber tritt er in der Zeit der letzten Jahre Heinrich VI. selbstständig und mit vieler Treue und Bestimmtheit ein, ohne den von ihm eingenommenen Standpunkt für die Hohenstaufen zu verhehlen.

Im dreizehnten Jahrhunderte zeichnete sich Conrad, mit dem Beinamen der Philosoph, Mönch, Custos und Prior des Klosters Scheyern (kgl. Landg. Pfaffenhofen in Oberbayern) als Lehrer, kunstvoller Miniaturmaler, Goldschmied, Dichter, Geograph und Geschichtschreiber aus. Gebildet in Theologie, Philosophie, Arzneikunde und Botanik schrieb und verzierte er mehr als 30 Bücher, von denen ein Matutinalbuch, die Geschichte seines Klosters, das Gloßarium des Salomon von Constanz, Alterthümer der Juden, eine Chronik, ein Catalog der römischen Päpste und Kaiser, Abschriften der Werke des Flavius Josephus und eine Schulgeschichte &c. uns erhalten sind. Manches mag ihm wohl mit Unrecht zugerechnet werden. Er erscheint schon thätig unter Abt Conrad (1206—1216 und zuletzt 1251 nach Andern 1291).

Als ältere Geschichtschreiber verdienen noch genannt zu werden: Andreas von Regensburg, der beste bayer. Chronist, von seinen Mitbürgern nach

Aventin der bayerische Livius geheißen, der, gegen Ende des 14. Jahrhunderts geboren, auf der Schule zu Straubing gebildet, 1405 zu Eichstädt die Priesterweihe empfing und 1410 in den Orden der regulirten Chorherren bei St. Magnus in Regensburg eintrat. Nach gründlichen Studien der Geschichte bearbeitete er aus Auftrag Herzog Ludwig des Gebarteten, der ihn gleich dem Herzoge Ernst hoch schätzte, eine Chronik über die Thaten der Herzoge von Bayern, — 1439 Chronicon de ducibus Bavariae gedruckt bei Freher 1602. 4. — eine Genealogie derselben von Otto bis Ludwig IV., eine Chronik von Christi Geburt bis auf seine Zeit, die Geschichte mehrer bayerischer Klöster, eine Chronik der regensburgischen Bischöfe 1428, und andere geschichtliche Schriften, die, wenn sie auch nicht frei sind von den Fehlern der Schriftsteller jener Zeit, doch für die bayerische Geschichte hohen Werth haben. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Johann Ebran von Wildenberg, der älteste von 6 Söhnen Ebrans von Wildenberg (Aventin sagt, die Burg Wilnberg sei 5000 Schritte von seiner Vaterstadt entfernt), und seiner Frau Elisabetha von Gumppenberg, aus altem bayerischen edlen Geschlechte entsprossen, hatte sich frühe dem Kriegsdienste gewidmet, übernahm dann 3 Jahre nach dem i. J. 1455 erfolgten Tode seines Vaters die elterlichen Lehen in Niederbayern als der Aelteste und verheirathete sich mit Barbara von Paulstorf. Nach einer 1480 unternommenen Reise ins gelobte Land, war er 1485 beim Turnier zu Regensburg, trat in Dienste Herzog Ludwig des Reichen, und wußte sich die Gunst des Herzogs Georg des Reichen zu Landshut so zu erwerben, daß dieser ihn zum Schloßhauptmann in Burghausen, wo er seine Schätze verwahrte, zum Curator seiner Gattin Hedwig und zu seinem Testamentsvollstrecker ernannte; er starb 1496. Wir besitzen von ihm eine deutsche Chronik von Bayern (Chronik von den Fürsten von Bayern, beschrieben von Herrn Johann Ebran von Wilnberg), vom Ursprung des Volkes bis zu den Herzogen Ernst und Wilhelm, von welcher, als Quelle seines Werkes, Aventin meldet, Ebran habe sie mit großer Sorgfalt und großem Aufwande geschrieben. Sie wurde von Oefele als Bruchstück von 1162 an gedruckt, der Anfang derselben und die interessante Beschreibung Ebrans eigner Zeitepoche erst in unsern Tagen von einem Münchner Gelehrten auf der Bibliothek in Weimar aufgefunden, und es darf ihre Veröffentlichung erwartet werden. Eine zweite von ihm verfaßte Chronik (1501), wurde von Wurm in Landshut gedruckt.

Veit Arnpeckh um 1440 zu Landshut oder Freising geboren, machte seine Studien theils zu Amberg, theils an der Universität in Wien, und wurde dann, nachdem er in den geistlichen Stand eingetreten war, Cooperator, dann Frühmesser und Benefiziat an der St. Martinskirche daselbst, endlich Pfarrer zu St. Andre in Freising (1491). Er starb nach 1498. Von ihm ist vorhanden ein fleißiges, dem Chronicon des Andreas v. Regensburg sehr ähnliches Chronicon Bajoariae v. J. 539—1495, welches B. Pez in seinem thesaurus anectodorum tom III, und ein Chronicon austriacum

welches H. Pez im 1. Bande seiner scriptores rerum austriacarum abdrucken ließ; sein wieder aufgefundenes Buch: de gestis episcoporum frisingensium (eine Freisingische Chronik) veröffentlichte Deutinger in seinen Beiträgen Band 3, dann eine deutsche Chronik. — Aventin, der ihn benützte, sagt von ihm, er habe auf das fleißigste seit Menschengedenken in deutscher und lateinischer Sprache die bayerische Geschichte behandelt.

Walter von der Vogelweide.

Dichter.

Tugent unt reine minne	Tugend und reine Minne
swer die suechen wil,	wer die suchen will
der sol komen in unser lant; dâ ist wünne vil	der soll kommen in unser Land, da ist der Wonne viel
lang mueze ich leben dar inne!	lang mög ich leben darinne.

Verdiente Anerkennung wird einem der ältesten und geistvollsten deutschen Dichter, der sich durch Originalität seiner Ideen, Wohlklang, Fülle der Sprache und Reichthum der äußern Form und deren Harmonie mit dem Inhalt auszeichnet, um so mehr zu zollen sein, da er der erste war, der außer seinen Minnengedichten seines Volkes politische Zustände zum Gegenstand seiner Dichtungen machte, die vom Hauche der reinsten Vaterlandsliebe, Frömmigkeit und strengen Sinn für Gerechtigkeit durchglüht sind.

Ueber Walters von der Vogelweide Geburtsort hat sich Zweifel erhoben, einige halten ihn als in Thurgau in der Schweiz, andere in Oesterreich, andere in Würzburg geboren. Für letztere Meinung spricht, daß zwei Höfe sich daselbst befinden, die von Alters her von der Vogelweide benannt sind, und daß er den fränkischen Adel als „unsere Fürsten" auf dem Reichstage zu Nürnberg dem Herzog Leopold von Oesterreich als Fremde gegenüber stellt, endlich daß er in Würzburg begraben ist. Die Zeit seiner Geburt wird um das Jahr 1175 zu setzen sein. In seiner Jugend am Hofe der hochsinnigen babenbergischen Herzoge lernte er an Reinmar, dem Alten, dichten und besingt noch den Herzog Friedrich, den Katholischen, welcher von 1196 an bis 1198 regierte, an dessen Hof er in Ansehen stand. Der Zeit seiner Jugend gehören die meisten seiner Liebeslieder an, die er nach Art jener Sänger mit der Geige begleitend von Hof zu Hof ziehend absang, und die ihm, wenn auch Gastfreundschaft und Beifall, doch keine irdischen Glücksgüter erwarben. Bei dem Wahlstreite um die deutsche Kaiserkrone zwischen Otto, einem Sohne Herzog Heinrichs des Löwen und Philipp von Schwaben trat er auf die Seite des am 6. März 1198 zum Kaiser gewählten Philipp und mahnt ihn in einem Gedichte zur Milde aber auch zum Entschlusse, den deutschen Wirren ein Ende zu setzen; es ist dieß das Erstemal, daß ein Dichter politische Angelegenheiten in sein Bereich zieht. Im Jahre 1200 hielt er sich zu Wien, 6. Jan. 1205 bei der zweiten Krönung Philipps in Mainz auf,

von wo er sich, da der Kaiser seinen Versprechungen der Freigebigkeit gegen ihn nicht nachkam, an den Hof des gastlichen Landgrafen Herrmann von Thüringen begab, und streitend dem Sängerkriege auf der Wartburg beiwohnte. Nach Kaiser Philipps Tode war er ein treuer, doch nicht freigebig behandelter, Anhänger des am 11. Nov. 1208 gewählten Kaisers Otto auch unter dem Drucke des von Papst Innocenz III. gegen ihn geschleuderten Bannfluches, gegen welchen er seinen Herrn eifrig vertheidigte. Freigebiger gegen ihn war dessen Nachfolger der geistvolle Friedrich, der unserm Dichter auf seine Bitten, etwa um 1220, ein Lehen verlieh, das ihm zwar nur 30 Mark eintrug, aber doch von ihm dankbar empfangen wurde.

„Ich han min Lehen, als die werlt, ich han min Lehen
der edel kunic, der milte kunic hat mich beraten.“

Um diese Zeit weilte er zu Wien und scheint, wie aus seinen Gedichten hervorgeht, unter Leitung des Erzbischofs Engelbrecht von Cöln, Lehrer des zum König erwählten Heinrichs, des Sohnes Friedrichs II., gewesen zu sein, gab dieses Amt aber bald auf, machte später Reisen nach Kärnthen und zu dem Patriarchen Berthold von Aquileja, und begleitete wahrscheinlich 1228 den Kaiser Friedrich II. nach Palästina. Nach dieser Periode ist von seinem Lebensgange nichts mehr bekannt, nur zeigen seine letzten Lieder, daß er, der doch so Vielen Freude gegeben, nach seiner Rückkehr nach Deutschland im Alter müde und mißstimmt, mit wenig Befriedigung auf den Erfolg seiner Lieder blickend, in seiner Bescheidenheit das angestrebte hohe Ziel sittlicher Vollendung unerreicht sah.

„Welt! ich habe deinen Lohn ersehen, was du mir giebst, das nimmst du mir, wir scheiden alle nackt und blos von dir. Gott geb dir, Frau, eine gute Nacht. Ich will zur Herberg fahren.“

Er starb 1230 und wurde in Mitte des vom Kreuzgange der Neumünster-Kirche zu Würzburg umschlossenen Losamgarten unter einer Linde begraben. Auf seinem Grabe empfingen nach seiner letzten Anordnung täglich die Vögel Körner und Wasser, welche Gabe sich aber später in Semmel für die Chorherren des Stifts verwandelte. Statt seines bei der Säcularisation zu Grunde gegangenen Grabsteines hat der historische Verein von Unterfranken (1843) an der äußern südöstlichen Seite des Neumünsters eine Denktafel errichten lassen mit der ältern lateinischen Inschrift:

Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti,
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat: deus istius miserere.

Der du der Vögel Weide im Leben, o Walter gewesen,
Blume der Rede und Pallas Mund, du bist uns gestorben,
Daß die himmlische Krone nun deine Tugend erlange,
Spreche, wer dieses liest: O Gott erbarme dich seiner. (Hofmann.)

und der neuen deutschen Inschrift aus König Ludwigs Walhallagenossen:

„Das Leben erzog ihn, aus dem Leben sang er, nicht Minne, nur Vaterlandsliebe beseelten meistens seine Lieder, teutscher war kein Sänger!"

Seine Büste steht in der Ruhmeshalle.

Albert von Bollstädt. Albertus Magnus.

Bischof zu Regensburg.

> „Wir haben in der Natur nicht zu erforschen, wie Gott der Schöpfer nach seinem freien Willen die Geschöpfe gebraucht zu Wundern, wodurch er seine Allmacht zeigt, sondern vielmehr, was in den Naturdingen nach den natürlichen Ursachen auf natürliche Weise geschehen kann."

In sagenumranktem, nebelumflortem Rahmen erscheint uns hier, umhüllt vom Nimbus, mit dem ihn eigene Größe und staunende Bewunderung des Volkes umgab, ein Geisterheros, Albertus Magnus, der durch den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse seine Zeitgenossen weit überragte, und deßhalb von ihnen als von übermenschlichen Mächten geleitet angesehen wurde.

Albert, aus dem begüterten Geschlechte der von Bollstädt, der bedeutendste Scholastiker des 13. Jahrhunderts, war zu Lauingen im jetzigen Kreise Schwaben wahrscheinlich i. J. 1193 geboren. Aus seiner Jugendgeschichte wissen wir wenig, er genoß im Hause seiner Eltern eine aufmerksame Erziehung in Religion und den Anfängen der Wissenschaften, und verfügte sich dann zu seiner weiteren Ausbildung nach damaliger Sitte auf eine fremde Universität, und zwar nach Padua, wo er Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Astronomie, Geometrie und Logik betrieb. Als nach mehrjährigen Studien die Zeit herannahte, wo Albert sich seinen Lebensberuf erwählen sollte, fiel seine Wahl nach harten Kämpfen auf den geistlichen Stand, in dem er in beschaulicher Ruhe seinen tiefen Gedanken nachzuhängen genug Zeit und Abgeschiedenheit zu finden hoffte; er trat daher, (zufolge der Sage) von Maria, der Mutter Gottes, dazu aufgefordert, die Philosophie zu betreiben, und hingerissen von einer Rede des Dominikaners Jordan 1223 in den Predigerorden zu Padua. Mit unausgesetztem Eifer widmete er sich seinen Studien und hatte sich bald einen solchen Ruf erworben, daß er als Lektor nach Köln gesendet wurde, um dort die Philosophie und Theologie zu lehren. Bei der weitern Verbreitung seines Ordens erschien es seinen Obern zweckmäßig, einen so tief denkenden und gelehrten Mann als Prediger und Lehrer an die vorzüglichsten Orte zu senden, wo sie Klöster begründet, und so kam er lehrend und wohl auch selbst lernend nach Hildesheim, Straßburg, Freiburg und Re-

gensburg, von wo er wieder 1243 nach Köln zurückberufen wurde, um hier der Lehrer des hl. Thomas von Aquin zu werden. Im J. 1245 ging er mit seinem Schüler Thomas von Aquin auf Befehl seiner Obern nach Paris, hielt dort allbewunderte Vorträge über Philosophie unter so großem Zudrange, daß kein Gebäude für die Zuhörer hinreichte und er oft im Freien lehren mußte. Als sein Orden im Jahre 1248 die Errichtung einer gelehrten Schule in Köln, an welcher die Grade der Theologie errungen werden könnten, beschlossen hatte, erhielt er den Ruf, dahin zurück zu kehren, und übernahm die Leitung dieser Anstalt. Unter fortgesetzten Studien und Vorlesungen erschienen in dieser Zeit mehrere seiner tiefgedachten logischen, naturwissenschaftlichen und metaphysischen Schriften.

Nach 5 Jahren seines eingreifenden Wirkens als Vorstand dieser Schule, Lehrer und Priester, wurde er vom Provinzialkapitel zu Worms 1254 zum Provinzial des Ordens für Deutschland erwählt, welcher Stelle er in apostolischer Würde und Einfachheit wirksam vorstand. Er bereiste die ihm untergebenen Klöster zu Fuß, lebte äußerst einfach und suchte selbst die geringen Kosten seines Unterhaltes durch freiwillige Gaben zu erhalten und während seines Aufenthaltes in den Klöstern diese durch von ihm geschriebene Bücher für seine Lebensbedürfnisse zu entschädigen. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und seines ächt christlichen Wandels bewog den Papst, ihn zur Verbreitung des Christenthums nach Polen zu schicken; auch diese Mission erfüllte er ehrenvoll. Einen im Jahre 1254 gegen den Predigerorden als öffentliche Lehrer entstandenen heftigen Angriff bekämpfte er durch seine Beredsamkeit, die Schärfe seiner Schlußfolgerungen und seine Sachkenntniß so siegreich, daß sein Orden neu gekräftigt aus demselben hervortrat. Nachdem durch die gezwungene Abtretung der bischöflichen Würde in Regensburg durch Albert Grafen von Pöttigau der Bischofssitz allda eröffnet wurde, berief ihn, den gerade damals die Wahl zum Definitor seines Ordens getroffen hatte, der Papst Alexander IV. 1260 nach Regensburg als Bischof, welche hohe Würde er, obwohl er sich in seiner Bescheidenheit und Demuth ängstlich dagegen sträubte, doch auf Befehl des Papstes annehmen mußte. Während er nun als Bischof so einfach lebend wie bisher alle eingeschlichenen Mißbräuche bei der Geistlichkeit zu entfernen bemüht war und, allem Prunke fern, selbst Einsicht in die ihm unterstellten geistlichen Institute nahm, suchte er auch bei seinen weltlichen Untergebenen wahre Religiosität zu befördern, unterstützte die Landwirthschaft, sorgte für die Armen und hob durch eine weise Sparsamkeit und dadurch ermöglichte Deckung der früher gemachten Schulden den finanziellen Zustand seiner Diözese auf eine ehedem nicht gekannte Höhe.

Aber die gegen ihn erhobenen Verläumdungen wegen seiner Studien der Naturwissenschaften, vielleicht auch der damals beliebten Magie, wegen deren man ihn der Zauberei und des Umgangs mit dem Teufel bezichtigte, und seine gänzliche Zurückgezogenheit —, auch wohl der Wunsch, wieder in der Stille seiner Zelle seinen Wissen-

schaften allein zu leben, bewog ihn, um Enthebung von seiner Würde zu bitten, welche Bitte endlich, nachdem sie mehrmals gestellt worden, Papst Urban IV. genehmigte. (Anfangs 1262.) Froh seiner Bürde nun entledigt zu sein, eilte Albert wieder in's Klosterleben zurück; allein die ersehnte Ruhe blühte ihm nicht, denn als die Kunde in Deutschland eintraf, daß die Türken die letzte christliche Festung in Palästina belagerten, und sich die Ueberzeugung begründete, daß ein neuer Kreuzzug nothwendig sei, brach Albert, obgleich schon im 70. Jahre, auf, um die Christenheit in Deutschland und Böhmen zum heiligen Zuge aufzufordern. Er durchzog deßhalb predigend Bayern, Schwaben und Franken, hielt sich dabei längere Zeit in Würzburg auf (1263—1267), wo er lehrte und predigte, und kehrte endlich wieder in sein Kloster zu Köln zurück. Nach dieser Mission widmete er sich wieder seinem ersten Berufe, bereiste die ihm untergebenen Klöster, weihte mehrere Kirchen zu Eßlingen, Straßburg, Kolmar und besuchte das zweite Concil zu Lyon 1274, indem er dabei seine schriftstellerische Thätigkeit fortsetzte.

Während seines ganzen vielbewegten Lebens hatte er keine Zeit versäumt und an allen Orten seiner Thätigkeit entsproßten seinem Geiste viele Werke tiefster Gelehrsamkeit und Forschung, gegründet auf die umfassendste Belesenheit in den Schriften der alten Philosophie. Man zählt deren 21 Bände, während ihm noch viele kleinere Werke zugeschrieben werden.

Seine Anschauungen über das Wesen der Gottheit, die Seele des Menschen, die Natur rc., die er in seine Betrachtungen gezogen, seine mechanischen Kenntnisse, von denen man erzählt, daß er in Regensburg einen Kopf gefertigt habe, der menschliche Töne zu äußern vermochte, sein Eindringen in die Naturwissenschaften, zeugen von vorgeschrittenen Ansichten und gründlichem Studium der Naturkräfte. Er war der erste bedeutende Chemiker Deutschlands, er untersuchte die Schwefelverbindungen der Metalle, entdeckte das metallische Arsenik, er kannte die Reinigung des Goldes mittels des Bleis und seine Scheidung von Silber durch Salpetersäure. Aus seinen für Chemie interessanten Schriften ist besonders zu nennen: de Alchymia, de rebus metallicis et mineralibus. Die geringe geistige Bildung des größten Theils des deutschen Volkes seiner Zeit, dagegen seine weit über seine Zeitgenossen hervorragende Gelehrsamkeit, das Geheimnißvolle seiner Zurückgezogenheit, seine naturgeschichtlichen und mechanischen Kenntnisse, alles Dieß war für die beschränkten Anschauungen seiner Umgebung zu hoch, als daß sie nicht zum Gedanken kommen sollte, er sei nur durch Hilfe übernatürlicher Kräfte, d. h. des Teufels, zu seiner Wissenschaft gelangt, daher er, von allerlei Sagen umgeben, für einen Zauberer galt, ein Argwohn, dessen entsetzlichen Folgen er nur durch seinen einfachen Wandel, seine allgemeine Beliebtheit und vielleicht auch seines geistlichen Standes wegen, entging.

So in seinem Wirkungskreise immer nützlich, nach 50jährigem Lehramte, in einem Alter von 87 Jahren, nahte der Augenblick, in dem sein Leben seinen Abschluß zu erhalten bestimmt war. Die Schärfe seiner Geisteskräfte, namentlich das Gedächtniß, hauptsächlich, wie man sagt, in philoso-

phischen Dingen, verließ ihn; er starb am 15. November 1280, allgemein bedauert und gefeiert, und wurde im Dominikanerkloster zu Köln begraben. Der gelehrte Abt des Schottenklosters zu Würzburg, Tritheim, sagt von ihm: Nach Albert stand kein Mann mehr auf, der ihm gleich und in allen Kenntnissen so unterrichtet, in allen Wissenschaften so gelehrt und in allen Dingen so erfahren gewesen.

Die Mitwelt ehrte ihn mit dem Beinamen „des Großen" oder auch des „doctor universalis," die Nachwelt feiert sein Andenken.

Drei Denkmäler in seiner Ordenskirche zu Köln, eine nach ihm benannte Straße in Paris, eine Abbildung von ihm am Hofthurme zu Lauingen und Brustbilder an verschiedenen Orten Italiens wurden zu seines Namens Ehre geschaffen. König Ludwig I. von Bayern nahm ihn unter die Walhallagenossen auf. Sein Bruder Heinrich lebte 1178 als Prior im Dominikanerkloster in Würzburg.

Süßkind von Trimberg,

Dichter.

Gedenke nieman kan erwern den toren noch den wisen,
darümbe sint gedenke vri uf aller hande sache;
herz unt sin dur gemach
dem menschen sint gegeben,
gedenke slüffen dur den stein, dur stahel unt dur isen;
gedank klein ahte, wie diu hant diz unde daz gemache:
swie man gedenke nie gesach,
sie doch horte streben,
Gedank is sneller über velt,
den der blitz eines ougen;
gedank gluft bringet nach der minne gelt
nach der gesihte tougen
gedank kan wol ob allen arn hoch in den lüften sweben.

Süßkind.

Gedanken wehren kann man nicht den Thoren und den Weisen;
Darum sind auch Gedanken frei in jeder Art von Sachen;
Vergeblich sonst dem Menschen wär
Herz und Sinn gegeben.
Gedanken schlüpfen durch den Stein, den Stahl und durch das Eisen,
Gedanken achten nicht auf das, was nur die Hände machen;
Gedanken sieht man nimmermehr,
Doch merkt man wohl ihr Streben.
Im weiten Raum des Denkens Flug
Erreicht das Aug' mit nichten.
Nach Minnelohn geht der Gedanken Zug
Nach Wundern und Gesichten,
Gedanke kann ob jedem Aar hoch in den Lüften schweben.

Th. Creizenach.

Im Jahre 1218 lebte zu Würzburg als Arzt im Spitale zu St. Aegid und Dietrich ein Dichter, der Jude Süßkind aus Trimberg, einem Dorfe unterhalb des Schloßes Trimberg (nun Landgerichts Euerdorf) und wohnte im Hause Höllriegel daselbst bis zum Jahre 1226. Er erhielt im J. 1218 vom Domprobste Otto die Erlaubniß, ein dem Spitale gehöriges Grundstück in der Nähe des Höllriegels unter der Bedingung zu pachten, daß er einen Wassergraben (Dohl) führe, und gerieth, weil er ihn wahrscheinlich aus Dürftigkeit nicht führen konnte, mit ihm in einen Rechtsstreit. Es war in jenen Zeiten eine seltene Erscheinung, daß ein Jude sich mit der

Stumpf, denkwürdige Bayern.

Dichtkunst befaßte, auch scheint sie ihrem Jünger keine Reichthümer getragen zu haben, denn er sagt in einem Gedichte, daß er von Herrn Gebauf und Findenichts, Darbian von Bigenot und Dünnehaber bedrängt werde, und seine Kinder weinten sehr, da sie so schlechte Schnabelweide hätten. Die bürgerlichen und politischen Verhältnisse der Juden, der Druck und die Ungunst, die auf ihnen lasteten, prägen sich in seinen Gedichten aus, in denen er die Freiheit des Gedankens, die man ihm nicht wehren könne, preist, und in einer Fabel die Juden, die sich durch Handel und Schacher Erwerb schaffen mußten, durch den ihnen auferlegten Zwang zu entschuldigen sucht. All dieser Kummer bewegt ihn, der Kunst Lebewohl zu sagen, und sich, da er keine Unterstützung findet, wieder unter sein gedrängtes Volk zurückzuziehen, um nach alter Juden Art zu leben. Es scheint, er verließ Würzburg um 1226, und seine weitern Schicksale sind uns unbekannt geblieben. Seine Gedichte in leichter Sprache und künstlichem Versbau beziehen sich meist auf den Ernst des Lebens, das Glück des Ehestandes, das Lob Gottes, und trostreich klingt aus ihnen die Ueberzeugung des innern Werthes gegen äußern Drang hervor.

Otto, Graf von Bodenlauben,

Minnesänger.

> Wäre Cristes lôn niht alsô süeze,
> so entlieze ich niht der lieben frouwen mîn,
> die ich in mînem herzen dicke grüeze,
> si mac vil wol mîn himelrîche sîn.

Ehre den Frauen und Tapferkeit im Kampfe war immer die Losung edler Kämpen. Wie sie aber in älteren Zeiten in Scherz und Ernst, im Turnier wie im heißen Kampfe für die Ehre und die Liebe stritten, so besangen die Begabten in kräftiger und doch so gemüthlicher Weise der Frauen Schönheit, der Liebe Seligkeit und Bangen. Die Minne, die reine Liebe zu den Frauen war der Hauptgegenstand der Dichter, weßhalb sie Minnesänger genannt wurden. Bayern in seinem jetzigen Umfange zählt von diesen lyrischen Dichtern des Mittelalters, deren Hauptglanzzeit von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts reicht, eine ziemliche Anzahl und unter ihnen die Hervorragendsten derselben zu seinen Söhnen, so Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Conrad von Würzburg rc. Otto, Graf von Bodenlauben, dessen Minnelieder so anmuthig und ungesucht bilderreich der Liebe Sehnen und Schmerz, der edlen Frauen Hoheit und Würde feiern.

Graf **Otto** von **Bodenlauben** war der vierte Sohn des Grafen **Poppo VI.** von Henneberg und seiner Gemahlin **Sophia**, einer gebornen Gräfin von **Andechs** und Markgräfin von **Istrien**, und nannte sich von der wahrscheinlich von ihm erbauten Burg Bodenlauben,

deren Ruinen bei Kissingen (Landgericht Kissingen, Unterfranken) noch stehen. Schon im Jahre 1206 als Zeuge in einer Urkunde benannt, begab er sich bald darauf nach Palästina, trat dort in den Johanniterorden und vermählte sich später mit Beatrix, der Tochter des Grafen Joscelin III. von Edessa, die er in seinen Liedern in reiner Liebe preist und erhebt:

Mir hât ein wîp
herze und lîp (Leib)
betwungen unde gar verhert (entwendet):
diu ist so guot,
swaz si mir tuot
wil si, sô wirde ich sanfte ernert (geheilt).

Nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande hielt er sich auf seiner Burg Bodenlauben auf, und dort gebar ihm seine Frau 2 Söhne, Otto und Heinrich, von denen ersterer durch seine Ehe mit Adelheid, Gräfin von Hiltenberg, die Güter dieser Familie erbte und sich fortan Graf v. Hiltenberg nannte, Heinrich aber Canonicus im Stifte Haug zu Würzburg wurde.

Als eines Tages die Gräfin Beatrix mit ihrem Gemahl, so erzählt die Sage, spazieren ging, wurde ihr der Schleier durch einen Windstoß entrissen und fortgeführt. Da ihr nun der Schleier sehr werth war, so that sie ein Gelübde, daß sie an dem Orte, wo er gefunden würde, ein Kloster stiften wolle. Nach 3 Tagen wurde der Schleier in der Nähe von Burkardrod gefunden, und nun erbauten (1231) die frommen Eheleute am Hügel einer alten Burg ein Kloster, und nannte es Frauenrode. Um es aber bauen und ausstatten zu können, versetzten sie ihr Schloß Bodenlauben mit allen ihren hennebergischen und koburgischen Gütern an den Bischof von Würzburg gegen 1200 Mark Silber (1234). Die Gräfin begab sich selbst in das Kloster, während der Graf auf Bodenlauben verblieb. Otto der Dichter starb im Jahre 1244, wann seine Frau ihm folgte, ist ungewiß; beide liegen im Kloster Frauenrode begraben, in dessen Kirche (das Kloster ist zerstört) die beiden Leichensteine sich noch befinden, von denen der des Grafen ihn in einem faltigen Mantel um das Unterkleid, mit dem Wappenschilde der Henneberger auf der Brust, zu Füßen sein Wappen: 2 Pfauenschweife durch den Sturmhut über dem Stechhelm, ein Löwe sich ihm anschmiegend; jener der Gräfin: die Gräfin mit langen wallenden Haaren gleichfalls in einem weiten faltenreichen Gewand mit Mantel und hinten herabfallendem Schleier darstellt.

Seine Lieder, der Ausdruck zarter idealer Liebe, sind in Versbau wie in den trefflichen Bildern gleich schön und anziehend.

Bruder Berthold von Regensburg.

Daz sult ir an den sterren (Sternen) merken und lernen: du solt dich selbe nit zu hohe setzen an die stat, da man die werden setzet. 5. Predigt.

Der gewaltigsten und begeistertsten Prediger Einer, dessen Reden aus tief gefühltem reinem Christenthum, aus lebendigen Bildern der uns mahnenden Natur gegriffen, Tausende von Zuhörern bewegten und erhoben, den kaum einer je erreichte, der mit feurigen Worten, alle Auswüchse der Religion verachtend, unserer erhabenen Lehre innersten Kern und ihre Duldsamkeit zum Grundton seiner Vorträge setzte, der jetzt noch seinen Standesgenossen als Vorbild zu gelten hätte, muß hier mit aufgeführt werden, denn auf ihn, als den unsern, dürfen wir mit Stolz hinblicken — sein Name darf nicht der Vergessenheit anheim fallen.

Berthold, über dessen Zunamen, Geburtsort und Zeit nichts Bestimmtes bekannt ist, wahrscheinlich um 1220 zu Regensburg geboren und Mönch des Franziskanerklosters daselbst, erscheint um 1250 schon in vollem Glanze seines Ruhmes, um jetzt als Prediger in Niederbayern (Landshut), am Rheine, in der Schweiz, in Schwaben, 1261 und 1262 in Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Thüringen und Franken, wo er, da die Kirchen die übergroße Anzahl seiner Zuhörer nicht mehr fassen konnten, auf den offenen Plätzen der Städte, und endlich, da diese nicht mehr ausreichten, im Freien meist von einem Hügel oder Baum herab der aufmerksamen Versammlung seine feurigen Worte zurief. Seine vielen, durch Chr. Kling und Fr. Pfeiffer für weitere Kreise zugänglich gemachten Predigten zeigen von ächtem Christensinne, sie athmen Liebe und Sanftmuth, mahnen von Leidenschaften und Lastern ab, und lassen aus ihrer Form, die das Nächstliegende in der Natur als Vergleichsobjekt nimmt, daher sie der großen Menge leichter verständlich wurden, leicht die hinreißende Wirkung auf das gläubige von ihm geliebte, in Freud und Leid begleitete Volk entnehmen. Möge ihre reine Absicht in unsere Zeit herüber Frucht tragen!

Geehrt und hochgeachtet in allen Gauen Deutschlands starb der gottselige Mann noch in voller Kraft am 13. Dez. 1272 zu Regensburg, und wurde in der Minoritenkirche ins Grab gelegt, welches noch Jahrhunderte später vom Volke selbst bis aus Ungarn und Mähren her in tiefer Trauer und in dankbarem Andenken gleich dem eines Heiligen besucht und verehrt wurde.

Sein Grabstein in der St. Salvatorkirche wurde bei der Säcularisation dieser Kirche nebst andern versteigert, neuerdings von dem verdienstvollen Oberlieutenant Neumann wieder aufgefunden, und wird nun hoffentlich treuer bewahrt werden.

Conrad von Würzburg,

Dichter.

> Wan daz nieman gelernen kan rede unt gedoene singen,
> diu beide müegent von in selben wahsen und entspringen,
> uz dem herzen klingen
> muoz ir begin von Gotes gunst.

Mehrfach wurde geleugnet, daß Conrad zu Würzburg geboren sei und wird die Stadt Basel als sein Geburtsort angegeben, allein unter anderen Beweisen für die Behauptung, daß er aus Würzburg sei, dient eine am Schlusse seines Gedichtes „die goldne Schmiede" in einer Handschrift v. J. 1355 beigesetzte Bemerkung: „Hie get uz die guldin smitte die meister Cunrad geborn von Wirzeburg tichte: und ist in Friburg im prisgew begraben." Nach Art der fahrenden Sänger jener Zeit zog Conrad umher und sang und dichtete eben da, wo seine Kunst Anklang fand; so hielt er sich zu Basel auf, wo er seinen trojanischen Krieg für den werthen Sänger Dietrich von Basel, dann zu Straßburg, wo er ein Lobgedicht auf einen Bürger daselbst fertigte. Nach Einigen war er verheirathet und liegt mit seiner Frau Berchta und seinen beiden Töchtern Gerina und Agnes in Basel, wo er ein Haus besaß, in der Maria-Magdalena-Kapelle, nach Andern starb er als Mönch im Dominikanerkloster zu Freiburg im Breisgau, nach Erstern am 31. August, nach den Andern am 1. Juni 1287.

Conrad war ein nach jeder dichterischen Hinsicht äußerst fruchtbarer Sänger, Meister in Behandlung der Sprache und Reime und mächtig in der Kunst der Töne; seine vielen lyrischen Gedichte zeichnen sich durch schöne und zierliche Sprache, leichte Reimfindung, ja oft Ueberfüllung desselben, Reichthum und Glanz des Ausdruckes aus, sie klingen häufig wieder in Klagen über die geringe Achtung, die seine edle Kunst bei den Reichen und Vornehmen finde; in seinen didaktischen Dichtungen ist er von Wenigen übertroffen, sie sind kunstreich erfunden, voll von Bildern und Gleichnissen. Von ihnen sind namentlich hervorzuheben: der Welt Lohn, und ein Loblied auf die hl. Maria, die goldene Schmiede. In seinen epischen Gedichten, von denen der trojanische Krieg, die Legenden von den Heiligen: Sylvester, Alexis und Pantaleon, der Schwanenritter, Otto mit dem Barte, zu benennen sind, kennzeichnet sich seine Gelehrsamkeit, die Leichtigkeit des Versbaues und die Gewandtheit in der Sprache ebenso, als hier die geringere poetische Begabung hinter die äußere glänzende Form zurücktritt.

Mag Conrad nun in Basel oder in Freiburg im Breisgau begraben sein, wir werden unsere Ansprüche auf ihn als unsern Landsmann nicht aufgeben können.

Seyfrid Schweppermann,

oberster Feldhauptmann.

„Jedem Mann ein Ey,
Dem frommen Schweppermann zwey."

Der deutsche Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg war am 24. August 1313 gestorben, wieder begannen die Bestrebungen um die Wahlstimmen der berechtigten Fürsten und vor Allem sprachen sich für Herzog Friedrich den Schönen von Oesterreich die Stimmen des Kurfürsten von Köln, des Herzogs von Sachsen, des Pfalzgrafen Rudolph und des Herzogs Heinrich von Kärnthen aus; ihm aber trat der Erzbischof von Trier aus dem Hause Luxemburg, der in dem übermächtigen Hause Habsburg für Deutschland Gefahr sah, und der Erzbischof von Mainz mit Brandenburg und Böhmen entgegen, die den Herzog Ludwig IV. von Bayern als Kaiser gewählt wünschten. — Jede Partei wählte am entscheidenden Tage den von ihr Bevorzugten zum Kaiser, und so wurde Herzog Friedrich am 19. Okt., Herzog Ludwig am 20. Okt. 1313 zum Kaiser deutscher Nation gewählt. Schon war über die Vormundschaft der Kinder der bayerischen Herzoge Otto und Stephan I., die nach den Bestimmungen des Ersteren den treuen Bürgern von Landshut und Straubing, die Regierung aber seinen Vettern Rudolph und Ludwig zu übergeben sei, zwischen Herzog Friedrich, der dieselbe beanspruchte, und Herzog Ludwig in den vorangegangenen Jahren ein Streit entstanden, der sich am 19. Nov. 1313 in der Schlacht von Gammelsdorf (bei Moosburg) gegen Friedrich von Oesterreich durch eine blutige Niederlage entschied.

Hier hatte an der Seite Herzog Ludwigs Seyfrid Schweppermann tapfer gekämpft, wofür er von demselben „für den Schaden, den er bei uns nahm, am Geritt zu Gammelsdorf" im Jahre 1315 die bedeutende Summe von 300 Pfund Regensburger Pfenningen und die Burg Grünsberg als Pfand dafür angewiesen erhielt.

Der Streit um die Kaiserkrone wurde seit dem Wahltage nun mit den Waffen fortgesetzt, wenn er auch, bei der unbedeutenden Machtstellung beider Bewerber und dem sorgfältigen Ausweichen einer Entscheidung, nur in Hin- und Herzügen und Verheerungen der Länder, nicht zu einem vernichtenden Ende geführt wurde.

So hatte die Sache mit wechselndem Erfolge 8 Jahre angedauert, da schien dem Herzog Friedrich in der allgemeinen Entmuthigung und der düsteren Stimmung des Volkes über die dauernden Kriegsunbilden der rechte Augenblick gekommen, die Entscheidung bestimmt herbeizuführen. Er forderte seine Genossen zur Hilfe auf, die Bischöfe von Salzburg, Passau, Lavant und Gurk unterstützten ihn mit Geld und Mannschaft, König Karl von Ungarn schickte ihm Reiterhaufen und Bogenschützen, und so brach er, ohne seines Bruders Leopold Zuzug abzuwarten, am 21. Sept. 1322

auf, zog über Salzburg in's Bayerische und schlug Lager bei Mühldorf. Aber auch Herzog Ludwig säumte nicht, seine Streitkräfte zu sammeln; ihm zogen Truppen des Markgrafen Friedrich von Baden, die Grafen von Oettingen, Hohenlohe, Henneberg, der Kurfürst von Trier, endlich, und am eifrigsten, die Bürger der Städte seines Landes mit ihren Zünften, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, Herzog Heinrich von Niederbayern, König Johann von Böhmen und Viele vom bayerischen und fränkischen Adel zu. — Er suchte die Entscheidung herbei zu führen, ehe Friedrichs Bruder Leopold mit seinen Kriegern herbeikommen und dessen Kräfte noch mehr erhöhen konnte. So ungleich der Stand der von Ludwig in's Treffen zu führenden Macht gegen jene Friedrichs war, und obgleich ihn Mangel an Geld und Vorräthen empfindlich drückte, so entschloß er sich doch, vertrauend auf die Begeisterung der Seinigen, die Schlacht zu wagen. Als der König von Böhmen die ausgedehnten Schlachthaufen des Feindes sah, verlor er die Zuversicht. Kaiser Ludwig aber tröstete ihn mit den Worten: „Seyd guten Muths, wir werden die Hilfe Gottes mit uns haben! „Selbst Schweppermann, so erzählt die Tradition, der erfahrne Feldherr, der, wie wir muthmassen, seit der gammelsdorfer Schlacht Ludwigs Truppen führte, und zu dieser Gelegenheit einige Tage später angekommen war, und auf den der Kaiser wartete, weil er nicht ohne ihn kämpfen wollte, da er ohne Zweifel aus früheren Gelegenheiten den Feldherrnblick und die Tapferkeit des Mannes kannte, war ängstlich, und „da der Ritter kam und die veindt von erst beschaut, da wurden ihm die Fueß zittern in den Stegraifen, daß ihm die Sporn glungen," so daß die Ritter und Knechte darüber spotteten. So viel er die Größe der Gefahr erwog, stellte er doch mit Ruhe die Schlachtordnung auf. Den rechten Flügel führte Conrad von Baierbrunn, das Centrum Albrecht Rindsmaul, Pfleger zu Neustadt an der Aisch, der Schwager Schweppermanns, den linken Flügel König Johann von Böhmen, Beide mit leichter Reiterei versehen, Herzog Friedrich von Niederbayern den Vortrab. Das Reichspanner trug der Dynast Conrad von Schlüsselberg aus Franken, der sich in der Schlacht dann rühmlichst auszeichnete.

Am frühen Morgen des 28. Sept. 1322 griff König Johann von Böhmen das feindliche Heer mit Ungestüm an; da er aber zu hitzig vordrang, wurde er von den Ungarn mit einem Hagel von Pfeilen empfangen, und seine wankenden Reihen, durch die ungarischen Reiter gesprengt, warfen sich in ihrer Flucht auf den rechten Flügel der Bayern. — Sie werden von Herzog Heinrich empfangen und zum Stehen gebracht. Der Gegner Herzog Friedrich streitet voran mit der größten Tapferkeit; auf beiden Seiten schwankt der Sieg; Friedrich gelingt es, das Panier des Herzogs Ludwig zu erkämpfen, das er zerbricht. So währt der Kampf, als — so wird erzählt — gegen Mittag Schweppermann die Stellung so ändert, daß Wind und Staub dem Feind entgegen tritt; nun stürmt der Burggraf Friedrich gegen 2 Uhr Nachmittags aus seiner Position über der Isen heran, umgeht des Feindes rechten Flügel und treibt ihn in die Flucht.

Gegen die Mitte und den linken Flügel Friedrichs wird jetzt die Reiterei entsendet, und nach blutigem Würgen ergibt sich Herzog Heinrich von Oesterreich; Herzog Friedrich wird nach langem und heißem Kampfe von Albrecht Rindsmaul und Eberhard von Maßbach gefangen genommen, indem er sich ergibt und sein Schwert dem Burggrafen von Nürnberg darreicht.

Die 10stündige Schlacht war beendet, zahllose Schaaren lagen dahingestreckt, 1400 Reiter gefangen. Kaiser Ludwig empfing den Besiegten mit den biederen Worten: „Vetter, es freut mich, Euch zu sehen!"

Als nach der Schlacht den ermatteten Kriegern Erquickung und Speise gegeben werden sollte, waren nur Eier vorhanden; da sprach der Kaiser: „Gebt jedem Manne ein Ey, dem frommen Schweppermann zwei!" so erkannte der Kaiser, der Tradition nach, des Tapfern Dienste.

Seyfried (Siegfried) Schweppermann, Kaiser Ludwigs Feldhauptmann, zur Zeit der oben beschriebenen Schlacht schon ein sehr bejahrter Mann, stammte aus einem ritterlichen Geschlechte des bayerischen Nordgaus, die sich Hullach (von Hullohe bei Kastel) und später wahrscheinlich von einer Besitzung Wappersdorf mit einigen Veränderungen im Laufe der Zeit Schweppermann nannten. Von den Gliedern seines Geschlechtes werden 3 Swephermann anno 1253, Werner Swephermann 1262, Heinrich Swephermann 1265 und 1270, Heinrich und Seyfried die Swephermann 1280, Ulrich und Otto 1291, — von den Hullach: 1210 Friedrich, 1242 Friedrich und Gottfried, 1243 Friedrich, Gottfried und Ulrich Gebrüder u. s. f. genannt. Ihre Besitzungen lagen in den Bezirken der jetzigen Landgerichte Altdorf, Kastel, und waren theilweise im gräflich hirschberg'schen Lehensverbande. Die Zeit der Geburt Seyfried Schweppermanns ist ungewiß und läßt sich nur mit Wahrscheinlichkeit auf das Jahr 1257 setzen. Um 1280 verheirathete er sich mit Kunigunde Rindsmaul, einer Schwester des Albrecht Rindsmaul, der in der Schlacht von Mühldorf den Herzog Friedrich gefangen nahm. Seiner Ehe entsproßten sechs Söhne und drei Töchter. Er hatte sich von frühester Jugend dem Kriege gewidmet und in jener kriegerischen Zeit wohl Gelegenheit genug gehabt, sich Kenntnisse in dieser Beziehung zu erwerben und durch Tapferkeit sich hervorzuthun. Nach der Schlacht von Mühldorf wird Schweppermann, der nach dem Beiworte „fromm" gemäß der Ausdrucksweise jener Zeit ein gewissenhafter, braver Mann war, nicht mehr als Krieger genannt, wenn er auch gleich noch in mehreren öffentlichen Akten, 1335 als Zeuge und in Verbriefungen als mithandelnd erwähnt wird. Er starb 1337 und wurde im Kloster Kastel in einer kleinen Kapelle im ehemaligen Kreuzgange begraben, und ihm ein Grabstein mit seinem Wappen und der beigesetzten Schrift: Anno domini MCCCXXXVII gesetzt. Auch eine gemalte Tafel, den Ritter in der Rüstung mit einer Fahne und zu Pferde vorstellend, war hier, die später in eine Ecke des Glockenthurms verbracht wurde, mit folgender Grabschrift:

Hier leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alles thuns und Wandels wohl gethan,

Ein Ritter keck und fest,
Der zu Gammelsdorf und Ampfingen [1])
Im Streite that das Best.
Der is nun tod
Dem Gott genod.
Obiit 1337.
Jedem ein Ey
Dem frommen Schweppermann zwei.

Als die Güter der Jesuiten, denen das Kloster Kastel zugefallen war, 1782 dem Ritterorden der Johanniter zukamen, widmete Max, Graf zu Törring, Comthur daselbst, dem edlen Ritter ein neues Denkmal in der Mitte der Kirche, von schwarzem Marmor, mit einer kurzen Inschrift in lateinischer Sprache, oben in Form einer großen Urne mit 2 Eiern an der Spitze.

In neuerer Zeit hat man, obgleich die Tradition Jahrhunderte gleich blieb — wegen des gänzlichen Schweigens gleichzeitiger Schriftsteller über den Oberbefehl und die Anwesenheit Schweppermanns in der Schlacht von Mühldorf und darauf zu hoffende Belohnung durch Kaiser Ludwig — die von Aventin und andern Geschichtschreibern erzählten Einzelnheiten, welche sich auf Schweppermann beziehen, als geschichtlich unerweisbar bezeichnet. Ist wirklich hieran etwas Wahres, so muß man doch bedauern, durch das kalte Secirmesser die bezeichnende Sage, die mit ihrer volksthümlichen Einfachheit zum lieben Gemeingut geworden, gleich der Tellsage und anderen poetischen, im Volke Jahrhunderte lang lebhaft bewunderten, hervorragenden Zügen, nun zerstört zu sehen, und durch die einschneidende materielle Kälte unserer Zeit die phantasievolle gemüthliche Auffassung unserer Ahnen kaltblütig vernichtet zu wissen.

Hugo von Trimberg,

Dichter.

Swer tihten wil, der tihte alſo,	Wer dichten will, der dichte ſo,
daz weder ze nider noch ze hô	daß, weder zu nieder noch zu hoh,
ſines ſinnes fluge daz mittel halten,	ſeines Sinnes Flüge das Mittel halten;
ſo wirt er wert beid jungen und alten.	ſo wird er werth beiden, Jungen und Alten.

Hugo von Trimberg, wahrscheinlich um 1235 geboren, nennt den Ort seiner Geburt Wern (Ober- oder Nieder-Werrn nun Landg. Werneck in Unterfranken),

---

1) Beide Orte waren unleserlich geworden, so daß von Vielen Sündersdorf und Oettingen aus den noch lesbaren Endbuchstaben gerathen ward.

Iste dei verna de villa Werna
Francorum natus, in Bambergaque moratus.

und war von 1260—1309 Rektor an der Schule des Chorherrenstifts St. Maria und Gangolph in der Vorstadt Theuerstadt (jetzt Königinstraße) zu Bamberg, bei Abfassung seines Gedichtes „der Renner" im Jahre 1300 schon 40 Jahre an der Schule daselbst. Er wird in 2 Urkunden als Zeuge genannt, in einer vom 12. Februar 1294, Hwgo rector scolarum in Theuerstat, und in einer vom 21. März 1303 Hugo rector scolarum ecclesiae nostrae (St. Maria und Gangolph) und scheint als Oberlehrer dennoch in dürftigen Verhältnissen mit einer zahlreichen Familie, von der ein Sohn im Kloster war, gelebt zu haben, wie aus seinem Gedichte hervorgeht. Er rühmt sich in seiner Jugend des Vorzugs eines außerordentlichen Gedächtnisses, so daß er noch im 40. Jahre 200 deutsche und lateinische Verse 3 Tage lang merken konnte, nach und nach habe aber auch dieses nachgelassen. Er besaß eine Bibliothek von 200 Büchern und war in der Bibel und den Kirchenvätern, aber auch in den alten Klassikern Horaz, Virgil, Seneca, Plinius, Juvenal und der altdeutschen Literatur wohl bewandert. Außer sieben in deutscher, fünf in lateinischer Sprache geschriebenen Büchern, die nicht auf uns gekommen, kennen wir von seinen Schriften nur das registrum multorum auctorum classicorum und die laurea sanctorum; dann den „Renner", den der Dichter also nannte, weil er, dahin und dorthin alle Länder durchrennen und seinem „Sammler" nachrennen sollte, „jenez leuffet vor diz rennet nach." In diesem bespricht er ohne festen und geregelten Zusammenhang in einer Zusammenstellung von Fabeln, Sittensprüchen und Gleichnissen die Untugend des Hochmuthes, die Wirkungen der Elemente auf den Menschen, die verderbten Sitten seiner Zeit, namentlich die Ueppigkeit der Geistlichkeit und der Ritter, schildert das Leben der alten Bamberger und Franken und vergleicht sie mit seinen Zeitgenossen. Das Gedicht ist die Frucht einer Reihe von Jahren und einer öftern Ueberarbeitung. Als ihm von seinem „Sammler" ein Theil verloren ging, nahm er das Uebrige auch in den „Renner" auf, der erst 1309 vollendet wurde. Seine Dichtung zeichnet sich durch den Freimuth seiner Sprache, die belehrende Tendenz, seine glücklichen Wortspiele und seine treffliche Erzählungsgabe aus.

Dr. Michael de Leone,

fürstbischöflicher Kanzler, Kapitular und Scholaster des Stiftes Neumünster in Würzburg.

Daz dir missevil an mir
daz bewar du an dir.
Auf seinem Grabsteine.

Den Namen des ersten Chronisten Ostfrankens, der der Geschichte der Zeit vor ihm und mit ihm seine Aufmerksamkeit mit Erfolg zuwendete, der mit richtigem Verständnisse die Dichtungen unserer alten deutschen Sänger sammelte und erhielt, zu ehren ist dankbare Pflicht der Nachkommen, und wir tragen diese Ehrenschuld um so lieber ab, als wir die Bedeutung dieses Mannes als eines der Stützpunkte für die Geschichte unseres Vaterlandes freudig anerkennen.

Michael de Leone war der Sohn des Licentiats der Rechte Meisters Conrad Jud, der zur Zeit Otto II. von Wolfskehl Bischofs zu Würzburg (1335—1345) von Köln nach Würzburg kam, dort das Amt eines Advokaten und Prokurators am geistlichen Gerichte erlangte, und bei seinem Tode 2 Söhne hinterließ, von denen der erstere, Michael, zu Würzburg geboren, nach fünfjährigem Studium in Bologna als Doktor beider Rechte die Würde eines Kapitulars und Scholasters des Stifts Neumünster zu Würzburg erhielt, später wegen seiner Verdienste und seiner Gelehrsamkeit Kanzler der Bischöfe Otto II. und Albrecht I. wurde. Er änderte seinen Namen in Folge des Kaufes des dem Predigerklosters zu Würzburg gegenüber gelegenen Löwenhofes, und nannte sich nun „vom Löwen." Dieser gelehrte, um die Geschichte seines Landes hochverdiente Mann, der wie in gebundener so ungebundener Sprache Vorzügliches leistete, verfaßte eine Chronik der Zeit von Karl dem Großen bis Karl den IV., eine Beschreibung des geistlichen Bestandes und der Berechtigungen des Hochstifts, dann eine Geschichte derselben und der Geschäftseinrichtungen seiner Zeit, sammelte Gedichte unserer deutschen Sänger Freidank, Conrad von Würzburg, Walter von der Vogelweide, Reinmars, Heinrichs von Meißen, Frauenlobs, des Marners, Hugos von Trimberg rc., ließ sie durch seinen Schreiber Gyseler abschreiben, und war so nicht nur für die Erhaltung der Geschichte der Wissenschaft vor seinem Leben, sondern auch für die Kenntniß seiner Zeit thätig. Letztere Sammlung bestimmte er in einem Hauptexemplare für sein Stift, das er noch in seinem Testamente mit 2 Vikarien bedachte, in einem andern Exemplare für die Nachfolger in seinem Hause als „Hausbuch"; sie blieben uns, wenn auch im ersten Theile ziemlich verstümmelt, obgleich unter wechselnden Schicksalen, erhalten.

Das Exemplar des Stiftes Neumünster, die Quelle des Hausbuches, wurde in der Folge dem Stifte entwendet, kam aber in Besitz des neumünsterischen Unterprobstes Johann Wilhelm Ganzhorn, der es wieder 1600

dem Stifte übergab, bei dem es bis zur Säcularisation verblieb, dann aber in Privatbesitz kam und aus der Verlassenschaft des ehemaligen Domstifts-Archivars Oegg 1822 durch Kauf an die Universitätsbibliothek in Würzburg gelangte. Das Hausbuch, welches für die Nachfolger im Löwenhofe geschrieben war, ging mit dem großen Löwenhofe beim Tode Michaels testamentarisch (12. März 1347) an seines Bruders Sohn Jakob Jud (geb. 1336) über, der nun auch den Namen „vom Löwen" annahm. Als dieser, der 33 Jahre im Rathe zu Würzburg gesessen, im Jahre 1400 als Mitanführer der gegen den Bischof Gerhard aufgestandenen Bürger in der Schlacht von Bergtheim gefangen und dann geviertheilt wurde, zog der Bischof seine Güter und mit ihnen den Löwenhof ein und das Hausbuch war verloren, bis es in den Händen des dankbar zu verehrenden Patrons der Wissenschaften, Domscholasters zu Würzburg, nachmaligen Bischofs von Augsburg, Johann Egolph von Knöringen (geb. Juli 1537 † 5. Juni 1575 zu Dillingen), der es mit seiner an alten Manuscripten, Malereien, Erstlingsdrucken 2c. überaus reichen Bibliothek, die er mit bedeutendem Kostenaufwande aus aller Herrn Länder zusammengekauft hatte, nebst den dazu gehörigen Alterthümern und der naturhistorischen Sammlung vor seiner Bischofswahl (2. April 1573) der Universität Ingolstadt schenkte, wieder zum Vorschein kam, und so nach Landshut und an die Universitäts-Bibliothek München überging. Weitere Abschriften des von ihm recensirten Hugo von Trimberg sind in den Bibliotheken zu Erlangen und Wolfenbüttel vorhanden.

Michael de Leone starb am 3. Jan. 1355 zu Würzburg und wurde im Neumünster begraben, wo die oben angegebene Inschrift seines Grabsteines noch zu lesen. Schon unsere Vorfahren würdigten die Verdienste Michaels de Leone in hohem Maße. So sagt der gelehrte Geschichtschreiber und Abt des Klosters Sponheim und St. Jakob zu Würzburg Johann Tritheim von ihm: ein fleißiger Mann von großer Gelehrsamkeit in geistlichen und weltlichen Dingen, der durch den Umfang seiner Kenntnisse den Ruf Ostfrankens erhöhte. In Versen und in Prosa ausgezeichnet, schrieb er treffliche Werke, viele Gedichte in verschiedenem Versmaße; und der Geschichtschreiber Lorenz Fries nennt ihn einen geschickten, gelehrten und wohlgeachteten Mann. —

Reisende.

Johann Schiltberger, Ulrich Schmidl, Georg Hohenmuth.

„Was ich die zit in dem land der haidenschafft strites und wunders herfaren, Unt och was ich hopstett und wassers gesehen und gemercken mügen hab, Davon vindent ir hienach geschriben."

Schiltberger.

Nachgebend dem christlichen Drange, das heilige Grab durch Kampf den Sarazenen wieder zu entreißen, waren schon im eilften bis dreizehnten Jahrhundert Tausende von Bayern in den Orient gezogen theils in geschlossenen Haufen theils einzeln, ihnen waren andere lernbegierig oder in Handelsinteressen gefolgt, aber nur wenige der Spätern haben die Erlebnisse ihrer Reisen und Beschreibungen der Länder 2c., die sie gesehen und durchzogen haben, der Nachwelt übergeben. Von diesen um die Geschichte und Länderkunde ihrer Zeit reich verdienten Männern, die unter ungleich größern Gefahren und Mühseligkeiten, als jetzt, ihre Reisen in weit entfernte kaum gekannte Länder unternahmen, wollen wir vor allem Johann Schiltberger benennen, von dem Joseph v. Hammer sagt, er hoffe, daß demselben als dem deutschen Marco Polo, in seinem Vaterlande noch dieselbe Aufmerksamkeit und Ehre zuerkannt werden möge, welche dem Italiener wurde.

Johann Schiltberger, geboren 1380 (9. Mai) in der Nähe Freisings („frisingen, daby ich nachen geporen bin") hat seine Reise und die Leiden seiner Sklaverei unter Türken und Tataren beschrieben, und diese einfache und schmucklose früher als beliebtes Lesebuch gebrauchte Arbeit, wenn sie auch gleich mit manchen seltsamen Zuthaten von Riesen, Einhörnern, unglaublich gewaltigen Thaten, auffallenden Naturseltenheiten und oft bis ins Unkenntliche verstümmelten Namen versehen ist, läßt doch einen interessanten Blick in die Geographie seiner Zeit thun, und verdient als urkundliches Denkmal hohe Aufmerksamkeit.

Dem Hilferuf König Sigmunds von Ungarn folgend, dem „die heiden grossen schaden taten in dem land zu hungern (Ungarn)," hatten sich 1394 in Regensburg viele edle Bayern unter Pfalzgraf Rupert und Franzosen unter dem Grafen Artois und dem Connetable Boucicault versammelt und fuhren auf der Donau nach Wien, wo die Oesterreicher zu ihnen stießen, von da nach Ofen, wo König Sigmund stand; ihnen hatte sich Leinhart Richartinger und in dessen Gefolge Johann Schiltberger angeschlossen. Das vereinigte Heer zog nun nach Widdin (nahm dasselbe und lagerte dann vor Nicopolis, das zu entsetzen König Bajazet mit 200000 Mann heranzog. In der am 28. Sept. 1396 durch die Franzosen begonnenen Schlacht wurde das christliche Heer trotz der muthigsten Gegenwehr vollständig geschlagen, König Sigmund floh. Als am andern Morgen Bajazet 60000 Mann der Seinen auf dem Schlachtfelde todt liegen sah, entbrannte er in Zorn und schwur, alle Gefangenen

tödten zu lassen. Es geschah, „und das pluet vergiessen (von 10000 Gefangenen) weret von morgen bis uff vesper ꝛc.“

Marschall Boucicault wurde geschont und auf Zureden von Bajazets Sohne, daß nur Leute über 20 Jahren sterben sollten, auch Johann Schiltberger. „Da was ich koin sechtzehen jar alt.“ In der Theilung der noch übrigen nicht ermordeten Gefangenen fiel Schiltberger dem König Bajazet zu und wurde mit 300 seiner Unglücksgefährten in einen Thurm in Gallipoli eingesperrt, von wo er nach Brusa als Läufer des Königs kam. Als solcher diente er 6 Jahre, erhielt dann ein Roß und machte nun im Gefolge des Königs weitere 6 Jahre die Feldzüge desselben mit, die er nicht gerade in richtiger Zeitfolge und untermischt mit seltsamen Begebenheiten beschreibt.

Obgleich nun die Gefangenschaft nicht hart war, so suchte er doch seine Freiheit, er verband sich daher mit 60 seiner Gefährten und sie flohen. Doch kurz war die Freude, nach 2 Tagen von 500 Spahis eingeholt, wurden sie zurückgebracht und unterlagen nun nur härterer Sklaverei. In der Schlacht bei Angora wurde er gefangen und kam nun in die Dienste Tamerlans, in denen er 6 Jahre blieb, nach dessen Tode er zu dessen Sohn Schahroch, dann dessen Bruder Miran Schah und nach dessen Tode an Tamerlans Enkel Abubekr übergeben wurde, dem er 4 Jahre diente. Mit seinem letzten Herrn Mantzuch kam er nach Mingrelien, und als er nur noch fünf Tagereisen vom schwarzen Meere entfernt war, floh er mit 5 Christen gegen Poti. Aber hier wollte sie niemand über das Meer fahren, bis sie endlich nach vielen Mühsalen von einem Schiffe aufgenommen, nach Monate langen Verzögerungen, von türkischen Galeeren verfolgt, durch Sturm nach Sinope verschlagen, endlich in Constantinopel ankamen. Hier freundlich empfangen, blieb er 3 Monate und kehrte jetzt nach 33 Jahren der Wanderung über Gallaz, Belgrad, Lublin, Krakau, Sachsen, Breslau, Eger, Regensburg nicht gerade auf dem nächsten Wege in die Heimath zurück (1427).

Auf seinen unfreiwilligen Zügen besuchte er die Länder Kleinasiens, Syrien, Aegypten, Persien, Turkestan, Armenien, Georgien, die Krimm, den Kaukasus, Sibirien ꝛc. und machte sich die armenische, persische und griechische Sprache zu eigen. Nach seiner Rückkehr nahm ihn Herzog Albrecht III. von Bayern als seinen Kämmerling, nach Anderen als Obersten seiner Leibwache auf, sein Todesjahr ist unbekannt.

Wenn auch Schiltberger von 350 Jahre alten Greisen, von einem Riesen, der 12,000 Brode auf einmal verspeist, von den Kämpfen wider tausend Schlangen unter sich und ähnlichen sehr auffallenden Thatsachen wohl auch mit der Bemerkung schreibt: „Und wär es nit war, oder das ich es nit gesehen hett, ich wölt es nit reden noch schriben“, so thun doch diese Geburten aufgeregter Phantasie seiner übrigen Beschreibung keinen Eintrag, und bleibt er immer ein sehr merkwürdiger, Bayern zur Ehre gereichender Mann. —

Ihm reiht sich würdig an Ulrich Schmidl, Bürger von Straubing, der vom Jahre 1534 bis 1554 im Süden von Amerika herumzog und seine Reisen, Gefahren und Mühseligkeiten beschrieb. Er reiste im Jahre 1534 von Antwerpen nach Spanien, traf dort in Calles 14 große Schiffe, die nach Rio de la Plata mit 2500 Spaniern und 150 Hochdeutschen, Niederländern und Sachsen bestimmt waren. Auf einem dieser Schiffe, welches dem Sebastian Neidhart und Jakob Welser von Nürnberg gehörte, die ihren Faktor Heinrich Paeime „mit Kaufmannschaft" nach Rio de la Plata schicken wollten, machte er mit noch andern 80 Deutschen und Niederländern, alle wohl gerüstet, die Reise nach den oben genannten Gegenden. Am 1. Sept. gingen die Schiffe von St. Lucas aus unter Leitung des Petrus Manchossa (Mendoza), der als Gouverneur dahin geschickt war, um die Anwohner zu colonisiren, unter Segel, und erreichten Rio de la Plata im Jahre 1535; sie trafen dort einen indianischen Flecken mit 2000 Indianern, Zechurias, die aber bei ihrer Ankunft flohen, das Volk ging wieder zu Schiffe auf die andere Seite des Wassers Paranaw. „Da haben wir eine Stadt gebawet, hat geheissen bonas Aeieres das ist auff teutsch, guter Wind (Buenos Ayres)," die schon im ersten Jahre ihres Bestehens von 23,000 Indianern, angegriffen und gänzlich verbrannt, 1542 aber wieder aufgebaut wurde. Durch einen geringen Anlaß mit den Indianern in Streit gerathen, erlitten die Schifffahrer in einem heftigen Treffen mit denselben den Verlust ihres Hauptmanns Diego Manchossa und von sechs Edelleuten, rächten sich aber durch die Niedermetzlung von 1000 Feinden. Während der Erbauung einer neuen Stadt erlagen Viele einer so furchtbaren Hungersnoth, daß ein Bruder den andern auffraß. Unter Führung Don Pedros Mendoza, dem der Zug 40000 Dukaten seines Vermögens und auf dem Rückwege nach Spanien das Leben kostete, dann Don Juan Eyollas, der auf einem Zuge gegen die Peisanos erschlagen wurde, Don Martino Eyollas und Don Alvaro Nunnez Gabeza de Bacha, der später gefangen nach Spanien geschickt wurde, machte er und seine Gefährten nun Streifereien zu Wasser an der Küste und in das Innere des Landes, trafen mit mehreren Indianerstämmen zusammen, manchmal in Frieden, manchmal im Strauße, unter tausenderlei Gefahren, Mühseligkeiten und innern Streitigkeiten, viel und oft von Hunger, Plünderung und andern Leiden geplagt. Sie hielten sich dann zwei Jahre in der Stadt nostra Signora d'Assumtione auf. Auf einer längeren Reise und unter fortgesetzten Fehden mit den Indianern hatten sie 12000 von diesen gefangen und zu ihren Leibeigenen gemacht, von denen 50 allein auf Schmidl kamen. In seinen Beschreibungen erwähnt er oft seltsame Thiere, widmet den indianischen Weibern manch anerkennendes Wort, „das [illegible]ch einer seins Mauls möcht vergessen", und führt eine Menge von Völkerschaften an, als die Barteni, Zechurias, Diembus, Zechuas, Mapennis, [illegible]mermagbas, Carendies, Kembus, Carios, Aygais, Maijeays, Maigenos, u., alle von der Expedition besucht, ausgeraubt und bekriegt. In Folge

eines am 25. Juli 1552 erhaltenen Briefes des fuggerischen Faktors Seb. Neidhart zu Sevilla und auf Veranlassung seines Bruders Thoman Schmidlin verließ Schmidl mit Urlaub die Stadt Assumtion am 26. Dezember 1552 und kehrte über Terceira, Lissabon (30. Sept. 1553), London, Antwerpen (26. Jan. 1554), nach Hause zurück, wo er am 13. Juni 1564 starb.

Ein Bürger der niederbayerischen Stadt Straubing als Miterbauer der Hauptstadt der südamerikanischen argentinischen Republik!

Mit Ulrich Schmidl muß erwähnt werden Georg Hohenmuth aus Speyer, der, als der vierte Statthalter von Venezuela von den Welsern in Augsburg ernannt, am 18. Okt. 1534 von St. Lucas in Spanien in Begleitung des Philipp von Hutten nach Venezuela abreiste und am 6. Febr. 1535 in Coro, festlich empfangen, ankam. Die Begierde, die Reichthümer Perus zu erholen, bewog ihn einen Zug dahin zu machen. Er brach am 13. Mai 1535 mit 300 Mann zu Fuß und 100 Reitern dahin auf, kam zu den Indianerstämmen Caqueitos, zu den Aranacomos, Guaipis, Punigniguas und andern Stämmen, mußte aber nach manchem Verluste am 13. August 1537 wieder den Rückweg antreten, nachdem er 550 Meilen von Coro vorgedrungen war. Er kam nur mit 160 Mann in jämmerlichem Zustande zurück (27. Mai 1538), allein wegen seines langen Ausbleibens hatte ihn inzwischen die Audiencia von St. Domingo suspendirt. Eine gegen ihn eingeleitete Untersuchung mußte aufgegeben werden, da er bei den Soldaten und Einwohnern gut gelitten war. Einen weitern von ihm beabsichtigten Streifzug nach Bariquicemeto unterbrach sein vor dem 12. Dez. 1540 erfolgter Tod. Persönliche Tapferkeit, Ausdauer und Milde, liebreiche Fürsorge für seine Untergebenen waren die Grundzüge seines Charakters.

Philipp von Hutten, Sohn des Amtmanns Bernhard von Hutten zu Königshofen, dann zu Arnstein, am Hofe des Grafen Heinrich von Nassau erzogen, dann am kaiserlichen Hofe, wurde Georgs von Speyer Nachfolger als Statthalter von Venezuela (1540) und unternahm dann eine Reise in's Innere, um dort Ansiedelungen zu gründen. Während seiner Abwesenheit wurde Juan de Carvajal von der Audiencia zum Statthalter ohne Wissen des Königs von Spanien und der Welser ernannt, der ihn nach vorausgegangenen von Carvajal selbst veranlaßten Streitigkeiten zugleich mit Bartholomäus Welser verhaften und enthaupten ließ (Charwoche 1546); Hutten war ein menschenfreundlicher, biederer und muthiger Mann.

Die Fugger.

An ihnen ist des Heilands Zusage erfüllt
worden: Gebet, so wird euch gegeben.
Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich.

Von allen edlen Geschlechtern Bayerns hat keines einen so bedeutenden Einfluß auf die Hebung des geistigen und materiellen Wohlstands unsers Landes gehabt, als die Fugger, die zwei Jahrhunderte lang der Schutz und Schirm der Wissenschaft und Kunst, die Träger deutschen Fleißes, deutschen Handels und deutschen Ruhmes in alle Himmelsgegenden, der Trost der Armen daheim waren, und die den ihnen verliehenen fürstlichen Rang durch ihre Bürgertugenden adelten.

Die nun fürstlichen und gräflichen Familien v. Fugger stammen von einem Leinwandweber Hans Fugger und seiner Frau Anna Meißner von Kirchheim ab, die im Dorfe Graben am Lechfelde bei Augsburg einiges Ackerland besaßen, und sich damit nährten. Ihr älterer Sohn Hans verkaufte die väterlichen Güter und zog 1370 nach Augsburg, verehlichte sich dort mit Klara Widolf und erwarb das Bürgerrecht; nach seiner zweiten Verehelichung (1382) mit Elisabetha Gfattermann, der Tochter eines Rathsherrn, erweiterte er sein Geschäft, trieb neben seiner Weberei auch Leinwandhandel, überkam das seinen Schwiegereltern gehörige Haus am Gögginger-Thore, die erste Besitzung der Fugger in Augsburg, und errang sich schon ein für die damalige Zeit beträchtliches Vermögen von 3000 fl. In die angesehene Zunft der Weberei aufgenommen, war er unter den Zwölfen der Zunft, die im Rathe mitsaßen. Er starb 1409.

Durch glücklichen Handel erreichte das Vermögen eines seiner Söhne, Andreas, der ein stolzer und übermüthiger Mann war, schon eine solche Höhe, daß er der reiche Fugger genannt wurde; vermählt mit Barbara Stammler von Ast, war er der Stifter der in seinen Söhnen durch Kaiser Friedrich III. 1452 geadelten Familie der Fugger vom Reh, die aber, obgleich sie großen Handel nach Nürnberg, Leipzig, Antwerpen und an die Ostsee trieb, durch unglückliche Darlehen und Bürgschaften und daraus entsprungene kostspielige Prozesse so herabkam, daß sie selbst wieder das Handwerk ergreifen mußte; sie erlosch 1583. Der zweite Sohn Jakob, eigentlicher Stifter des Hauses, Vorgeher der Weberzunft, ein bedeutender Handelsmann, wegen seiner Wohlthätigkeit und seines leutseligen Wesens allgemein beliebt, vermählte sich 1439 mit Barbara Bäßinger, einer Tochter des Ulrich Bäßinger, Münzmeisters der Reichsstadt Augsburg, und betrieb die Handelsgeschäfte mit so viel Umsicht, Ehrlichkeit und Glück, daß er sich ein sehr bedeutendes Vermögen erwarb und wieder die alten fuggerischen Güter zu Graben an sich bringen konnte. Nach seinem Tode (13. März 1469) breitete sich unter seinem Sohne Ulrich der fuggerische Handel in ganz Deutschland, Ungarn, Polen, Italien und die Niederlande aus; er war der Erste, der mit dem Hause Oesterreich 1473 Handelsverbin-

dungen einging und den Kaiser Friedrich III. und dessen ganzen Hofstaat auf seinem Zuge nach Trier mit goldenen, silbernen, seidenen und wollenen Gewändern versah, wofür er dann auf dem Reichstage zu Augsburg das Wappen mit den beiden Lilien und den Büffelhörnern erhielt. Seine Schreibstube in Augsburg wurde wegen des reichen Tafelwerkes und der goldnen Leisten die goldene geheißen; seine Nachkommenschaft erlosch mit seinem Sohne Hieronymus 1536.

Ulrichs Bruder Jakob, der jüngere, geb. 1459 am 6. März, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, trat aber, nachdem vier seiner Brüder gestorben waren, zurück, widmete sich in Venedig der Handlung, gab aber diese bald auf und betrieb mit der ungarischen Familie Thurzo den ganzen Kupferhandel in den ungarischen Städten, später die Salzwerke in Alt- und Neu-Sol und in Tyrol, dann alle Bleibergwerke in Kärnthen und Tyrol, woselbst er das Schloß Fuggerau erbaute. Seine Wohlhabenheit war schon so groß geworden, daß er dem Kaiser Maximilian zu seinem Zuge nach Venedig 170000 fl. und auf die pfandweise Ueberlassung der Grafschaft Kirchberg und der Stadt Weißenhorn 70000 fl. leihen, und später die Herrschaft Schmiechen, Monstetten, Wüllenstetten und Biberbach kaufen konnte. Der Kaiser adelte ihn und die Söhne seines Bruders und ernannte ihn zum kaiserlichen Rath, der Papst gab ihm den Spornorden und erwählte ihn zum Comes palatii lateranensis gegen ein Darlehen von 100000 Dukaten. —

Er erbaute 1519 die heute noch bestehende Fuggerei, einen Complex von 106 Wohnungen für arbeitsame Hausarme, die um den jährlichen Miethzins von 1 fl. darin wohnen durften. Er war mit Sibylla Arzet verehelicht und starb 1525 kinderlos.

Sein ganzes Vermögen ging an seinen Bruder Georg (geboren 1455) über, dessen Söhne Raymund und Anton von Karl V. (1. März 1530) in den Grafenstand des Reiches unter Verleihung fürstlicher Rechte erhoben wurden. Raymund, kaiserlicher Rath, erwarb die Dörfer Glött, Winterbach, Gablingen, Oberndorf und Minkhausen, erbaute daselbst prachtvolle Schlösser, und erhielt die bisher pfandweise besessene Herrschaften Kirchberg und Weißenhorn als erbliche Lehen, endlich das Recht, Münzen zu schlagen, und sammelte Reichthümer wie sie bisher nur Griechenland und Italien kannte. Er war ein freigebiger und begeisterter Gönner der Wissenschaft und Kunst und gründete eine überaus ausgezeichnete Sammlung von Antiken und eine reiche und kostbare Bibliothek von Manuscripten, geschichtlichen und archäologischen Schriften. Er starb 1535 3. Dezbr.

Unter seinem Bruder Anton, geb. 10. Juni 1493, erreichte die Familie den Höhepunkt ihres damaligen Glanzes. Er erwarb eine Menge von Besitzungen in Schwaben, unter diesen Babenhausen, und sein Vermögen bei seinem Tode (1560) berechnete sich zu 6 Millionen Goldkronen in baarem Gelde, nebst vielen Kleinodien und weitläufigen Besitzungen in den verschiedensten Theilen von Europa und in Indien. Er beherbergte den

Kaiser Karl V., so oft derselbe nach Augsburg kam, in seinem Hause, und unterhielt als Anerkennung der Ehre, die seiner Familie durch den Besuch des Kaisers zuging, und zum Beweise seines Reichthums dessen Kaminfeuer mit dem damals sehr theuren Zimmetholz und Mahagoni und zündete dasselbe mit einem Schuldbriefe des Kaisers an. Als weiteres Zeichen seines Reichthums erzählt man, daß der Kaiser Karl in Paris bei Besichtigung der Schatzkammer daselbst, äußerte: „In Augsburg ist ein Leinweber, der all dieß baar bezahlen kann." Er hatte mit den Welsern ein eigenes Handlungshaus in Antwerpen gegründet zur Betreibung des ostindischen Handels und seine Schiffe befuhren beinahe alle Meere. Von den Fuggern und einigen Kaufleuten zu Nürnberg, Florenz und Genua mit 31000 Dukaten Unkosten wurden 1506 drei Schiffe ausgerüstet, die sie mit der portugiesischen Flotte nach Calcutta schickten, und die ihnen 175 Dukaten vom 100 eintrugen. Ihr Reichthum war so groß und weltkundig, daß es in Spanien zum Sprichwort geworden war: „so reich wie ein Fugger."

So groß aber das Vermögen der Familie war, so angemessen wurde es zur Hebung des Handels, zum Glanz und zur Erhaltung des Hauses, zur Förderung der Künste und Wissenschaften, zur Hilfe für die Armuth, zu Stiftungen für die Religion verwendet.

Die erworbenen Güter wurden zu Fideikommissen gemacht, ihre Palläste und Schlösser zeichneten sich durch Fresco-Malereien, durch kunstreiche Schlosser- und Schreinerarbeiten, durch Antikenbildhauerarbeiten und Gemälde der bedeutendsten mit fürstlicher Freigebigkeit gelohnten Künstler, ihre Gärten durch Wasserwerke, durch das edelste Obst, durch die seltensten und kostspieligsten Blumen rc. aus. Ihre Münzsammlung übertraf jene Peutingers, ihre Bibliothek umfaßte über 15000 Bücher und 2 künstliche Sphären, eine von M. Furtenbach, eine von Alb. Dürer. Sie stifteten außer der Fuggerei das sog. Holzhaus für 32 Fremde, die an Blattern litten, und gaben namhafte Summen, namentlich zur Unterstützung für Arme, sie gründeten freigebig ein Spital für die fuggerischen Unterthanen zu Waltenhausen, Stipendien für Studierende und jährliche Aussteuer für 3 junge Mädchen, dann für ihre Religion mehrere Kapellen in Augsburg.

So gedieh das Haus Fugger an Reichthum und Gut, und es breitete sich sein Stamm so kräftig aus, daß Hans Jakob von Fugger 1619 sagen konnte, er zähle in 5 Hauptästen 47 Grafen und Gräfinen und an Kindern so viele als Tage im Jahre sind. Wie durch ihren Wohlstand, so glänzten sie auch durch Ehren, da Mitglieder der Familie Stadtpfleger zu Augsburg, Landvögte in Schwaben, kaiserliche Räthe und Kämmerer, Commandanten, Vorsitzende des Reichshofrathes und Reichskammergerichts, Generäle, Domherrn und Bischöfe, und mit vielen hohen Häusern verwandt wurden.

Der dreißigjährige Krieg aber und die öfteren Nutztheilungen entzogen nach und nach der Familie ihren stolzen Reichthum und Glanz, doch blüht

dieselbe noch in einer fürstlichen (1. Aug. 1803) und mehreren gräflichen standesherrlichen Familien fort.

Aus den Nachkommen Hans Fuggers muß noch Hans Jakob von Fugger, Sohn Raymund Fuggers und der Katharina Gräfin Thurzo, geb. zu Augsburg am 23. Dez. 1516 erwähnt werden, der sich durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine thätige Liebe zur Wissenschaft einen bleibenden Namen schuf.

Reich begabt, von dem berühmten Böhmen Johann Hasenberg (einem Freunde des Domherrn Lorenz Hochwart zu Regensburg) als Lehrer geleitet, bildete er sich in seiner Jugend schon auf Reisen in Italien und Frankreich aus und trat dort mit den gelehrtesten Männern in enge Verbindung. Gründlich unterrichtet in den ältern klassischen wie in den neuern Sprachen: der italienischen, französischen, holländischen, englischen und ungarischen, und unterstützt durch sein großes Vermögen, — denn er hatte bei der väterlichen Theilung die Grafschaft Pfirdt, die Herrschaften Altkirch und Isenheim, die Vogtei Senheim in Unterelsaß, als österreichische Pfänder, dann in Kauf Bußnang und Weinfelden im Thurgau, Hohenkirchen im Hegau und Taufkirchen in Bayern als Besitzungen — bestrebte er sich die von seinem Vater auf ihn ererbten wissenschaftlichen Sammlungen als eifriger Gönner der Gelehrten und Künstler zu vergrößern und zu verbessern. Er erkaufte, wo immer sie zu haben waren, griechische Manuscripte, ließ andere, die nicht erkauft werden konnten, copiren, und vervollständigte die Bibliothek, die jedem Gelehrten zugänglich war, mit jedem bedeutenden Werke. Auch sammelte er Pläne und Abbildungen von Städten und Festungen, kostspielige mathematische Instrumente, Portraite berühmter Personen, Wappen, die ihm dann zur Grundlage seines höchst interessanten und merkwürdigen Werkes dienten: „Wahrhaftige Beschreibung zweier in einem der alleredelsten uralten und hochlöblichen Geschlechter der Christenheit des Habsburgischen und Oesterreichischen Geblüts sammt derselben lobwirdigen Herkhomen, Geburten, Leben 2c.,“ welches später unter dem Titel: Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich, obwohl verstümmelt durch S. v. Birken 1668 in Nürnberg herausgegeben wurde, dessen Manuscript aber in der Staats- und Hofbibliothek in München, in den Bibliotheken zu Dresden und Wien noch aufbewahrt wird.

Seine große wissenschaftliche Bildung bewirkte, daß er zum kaiserlichen Rath ernannt, und von seiner Vaterstadt 1548 zum Bürgermeister erwählt wurde, welche Stelle er aber niederlegte, nachdem er durch die Verluste großer Summen, die er theils unwiederbringlich an die Fürsten verliehen hatte, theils durch seine Ausgaben auf seine Sammlungen, Unterstützung der Gelehrten, und die Erziehung seiner einundzwanzig aus 2 Ehen (in erster Ehe war er 21. Juni 1540 mit Ursula v. Harrach, in zweiter Ehe mit Sidonia v. Kolaus 1559 vermählt) hervorgegangenen Kinder, endlich durch eine Stiftung von 135000 fl., welche er mit seinen Brüdern 1571 in der Kirche zu St. Salvator in Almayro in Spanien machte, den größten Theil

seines Vermögens eingebüßt hatte, weßhalb er sich auf sein Schloß Taufkirchen zurückzog. Von hier berief ihn 1564 Herzog Albrecht V., der ihm freundlich zugethan war, als seinen geheimen Rath, vertrautesten Freund und Rathgeber in allen Kunst- und wissenschaftlichen Angelegenheiten und Oberkämmerer nach München, wo er auch bis zu seinem am 14. Juli 1575 erfolgten Tod blieb. Herzog Albrecht erwarb von ihm seine herrliche, aus dem Verfall seines Vermögens gerettete Bibliothek, die nun einen vorzüglichen Theil der k. Hof- und Staatsbibliothek bildet. Anerkennend sein rühmliches Wirken, hat König Ludwig I. seine Büste in der Ruhmeshalle und seine Statue 15. Sept. 1857 in Augsburg in der Philippine-Welser-Straße aufstellen lassen, deren Piedestal die Aufschrift führt: „Hans Jakob Fugger, dem Beförderer der Wissenschaft."

Gregor von Heimburg,

Doktor der Rechte, kurfürstlich mainzischer Rath und Syndikus der Reichsstadt Nürnberg.

„Stets habe ich die Freiheit mehr geliebt, als die Wohldienerei."

Schon auf dem Concil zu Costnitz 1414—1417 waren die Klagen über den gänzlichen Verfall des katholischen Kirchenregiments, über den maßlosen Hochmuth der Päpste und Kardinäle, den übergroßen Prunk der obern Geistlichkeit, die unzulässige Häufung der Stellen auf Eine Person, den Geiz der Bischöfe rc. angeregt worden, und nachdem die Päpste immer jede Besserung dieser Zustände zu verhindern gesucht hatten, war nach und nach die Ansicht aller im Concil Versammelten immer fester geworden, daß, da die Päpste dem Unheil nicht steuern wollten, das Concilium schon nach den Beschlüssen des Concils zu Pisa 1409 und zu Constanz 1414 über dem Papste stehe, und eine Aenderung zum Bessern von ihm auszugehen habe.

Die Zerwürfnisse dauerten fort, der Krieg mit den Hussiten kam dazu, da entschloß sich Papst Martin V., ein Concil nach Siena auszuschreiben, das bald wieder aufgehoben und ein anderes nach Basel (1431) ausgeschrieben wurde, um den Religionsstreit mit den Hussiten, die Einigkeit unter den christlichen Fürsten und die Kirchenverbesserung vorzunehmen und zu gutem Ende zu führen. Als aber der Papst Martin V. starb, hob Eugen IV. dieses Concil auf und schrieb unter allerlei Vorwänden ein anderes nach Bologna aus. Der Kardinal Julian schrieb deßhalb an den Papst: „Was wird die ganze Welt in Ansehung der Geistlichkeit sagen? Wird man nicht dafür halten, sie sei gar nicht zu bessern und wolle immer bei ihren Unordnungen fortleben? Wenn das Concil nun auch wieder aufgehoben wird, wird man sagen, wir treiben mit Gott und den Menschen unser Gespötte, und da nun keine Hoffnung mehr zu unserer Besserung

vorhanden, werden uns die Laien ebenso wie die Hussiten verfolgen." — Trotz der Aufhebung von Seite des Papstes blieb aber das Concil zu Basel beisammen; der Papst, dem es um die Reformation seiner selbst und der Kirchenfürsten keineswegs zu thun war, wollte das Concil nicht anerkennen; da citirte das Concil den Papst, vor ihm zu erscheinen. Der Papst wollte Gesandte schicken, allein das Concil ließ sich nicht ein, bis der Papst endlich auf Zureden König Sigmunds zwar unter Klauseln doch die Anerkennung des Concils aussprach. Da nun aber das Concil anfing, Kirchenverbesserungen zu machen, die an den Papst zu bezahlenden Jahrgelder und Palliengelder abschaffte, und selbst die Anklage des Papstes vor dem Concil dekretirte, wenn er sich gegen die Beschlüsse desselben auflehne, und noch andere den Papst beengende Satzungen faßte, suchte der Papst durch Gewinnung des Kaisers und durch Veruneinigung der Reichsfürsten das Concil zu sprengen, und er schrieb ein weiteres Concil nach Ferrara (18. Sept. 1437) aus, wo er hoffte, durch die überwiegende Zahl der italienischen Geistlichkeit den Deutschen obzusiegen. Hierauf antwortete ihm das Concil zu Basel mit seiner Suspension (24. Jan. 1438). Inzwischen starb König Sigmund (9. Dez. 1437); die Wahlfürsten versammelten sich in Frankfurt und legten hier ein von Gregor von Heimburg verfaßtes Protestationsschreiben vor (17. März 1438), worin sie ihre Ehrerbietung gegen den päpstlichen Stuhl ausdrückten und ihre Neutralität versprachen, wenn binnen 6 Monaten Einigung über die streitigen Punkte geschehen sei.

Doktor Gregor v. Heimburg, aus einer altadeligen Familie Frankens stammend und begütert zu Dettelbach (er besaß das Schloß und Güter daselbst, auch das Umgeld zu Iphofen und den Zoll zu Fahr, nebst den Zuständigkeiten zu Ochsenfurt), war zu Würzburg geboren, hatte sich dort in den humanistischen Studien trefflich herangebildet und 1430 den Grad eines doctor juris utriusque erworben. — Kräftigen wohlgeformten Körpers, mit offenem Ausdrucke des Angesichts und hoher Stirn, hellglänzenden Augen, unerschütterlichen Muthes, heftigen Temperaments, ein feuriger, freimüthiger Redner, ein gerader, redlicher Mann, charakterfest, uneigennützig, wahr und unbeugsam, voll glühender Liebe zu seinem Vaterlande, einer der reinsten Charaktere aller Zeiten, ausgerüstet mit umfassenden philosophischen, theologischen und juristischen Kenntnissen, leistete er der Reichsstadt Nürnberg (seit 1433) als Syndikus, vielen Fürsten und Herrn als Rechtsbeistand und Rathgeber die ersprießlichsten Dienste. Heimburg war durch seinen Aufenthalt in Nürnberg mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit bekannt geworden, er war selbst Freund, ja Geheimschreiber des Aeneas Sylvius. Er vertrat auf dem Concil zu Basel die Reichsstadt Nürnberg und man schreibt ihm eine kräftige (1443 erschienene) Ermahnung an den Kaiser und die Fürsten gegen die Anmaßungen der Päpste, in dem er den Grundsatz fest betonte, daß das Concil über dem Papst stehe, zu.

Anstatt daß aber die Kirchenstreitigkeiten binnen 6 Monaten beendigt waren, zogen sie sich an mehreren Reichstagen fort, und es kam endlich dahin,

daß das Concil zu Basel den Papst absetzte (25. Juni 1439) und den ehemaligen Herzog Amadäus von Savoyen zum Papst erwählte (5. Nov. 1439), der sich den Namen Felix beilegte. Als nun aber Papst Eugen von seinem Geheimschreiber Aeneas Sylvius, der auffallender Weise zugleich Geheimschreiber des Kaisers war, erfuhr, daß der neuernannte Kaiser der Deutschen, Friedrich, dem Concil nicht besonders günstig gestimmt sei, trat er freier auf und setzte die beiden Erzbischöfe von Trier und Köln, die sich des Concils am meisten angenommen hatten, ab (1445). Die Kurfürsten, hierüber erbittert, erklärten, den Papst nicht anerkennen zu wollen, wenn er die Gewalt des Concils nicht anerkenne, und schickten deßhalb Gesandte nach Rom, unter ihnen Gregor v. Heimburg, der in einer derben und freimüthigen Rede dem Papste den Unwillen der Kurfürsten über die Absetzung der Erzbischöfe kund that, und die Aufhebung dieser Gewaltthat verlangte.

Der Papst, der schon vorher vom Kaiser durch Aeneas Sylvius von dem Begehren der Kurfürsten in Kenntniß gesetzt war, entließ die Gesandten mit der Hoffnung, daß er Gesandte nach Frankfurt schicken und dort Antwort ertheilen wolle. Diese erschienen und hier vertheidigte Gregor in heftiger Rede die Rechte der Kurfürsten: der Papst sei ein Feind deutscher Nation, der niemals das wolle, was die deutschen Fürsten beabsichtigten, die Kardinäle seien Verächter der Concilien, die nur auf Zusammenscharren von Geld und fetten Pfründen ausgingen ꝛc., eine Rede, die auf die Fürsten großen Eindruck machte; es gelang aber der List des Aeneas Sylvius durch Bestechung der kurmainzischen Räthe, den Erzbischof von Mainz und den Markgrafen von Brandenburg auf seine Seite zu ziehen, und damit Uneinigkeit in die deutschen Kurfürsten zu bringen. Die später (1447) mit dem Papste Nikolaus V. abgeschlossenen Uebereinkommen, durch welche die Deutschen wieder überlistet wurden, festeten die päpstliche Herrschaft über Deutschland mehr und die Kirchenverbesserungen unterblieben.

Gregor von Heimburg, der sich währenddem zu Nürnberg und Würzburg aufhielt, führte auch in Wienerisch-Neustadt vor dem Kaiser und den Fürsten mit der eindringlichsten und glänzendsten Beredsamkeit die Streitsache der Stadt Nürnberg gegen den Markgrafen v. Brandenburg wegen Gebietsübergriffe und Kriegsentschädigungen (1453). Ein großes Verdienst erwarb er sich auch um sein engeres Vaterland; denn als er hörte, daß das Domkapitel zu Würzburg das durch vielfache Kriegsdrangsale und innere Unruhen tief verschuldete Stift an den deutschen Orden gegen Zahlung der Schulden und für „ein ehrliches Leibgeding" abtreten wolle, eilte er von Vaterlandsliebe gedrungen in die Mitte der Versammlung und bat mit eindringenden Worten: sie sollten alle an ihre Brust greifen, ob sie ihre Manneskraft verloren hätten, sie sollten nicht wie schwache, verzagte Weiber das herrliche hochgefreite Stift, welches ihre Vorfahren Jahrhunderte lang ruhmvoll regiert, an eine fremde Herrschaft abtreten, sondern alle Kraft aufbieten, dasselbe ihren Nachkommen unversehrt zu

hinterlassen. Die erschütterten Kapitularen faßten neuen Muth, die Abtretung wurde verweigert und das Stift Würzburg blieb erhalten. —

Vom Erzbischofe Diether zu Mainz hatte Heimburg den Auftrag erhalten, seine Bestätigung vom Papst zu erholen, den Eid der Treue zu leisten und die gewöhnlichen Taxen zu entrichten. Der Papst aber wollte diese nicht ertheilen, wenn der Bischof nicht schwöre, die Reichsstände nie anders als mit seiner Bewilligung zu berufen, auch doppelte Taxen zahle. Gregor verweigerte entschieden diesen heillosen Eingriff in die Rechte deutscher Reichsfürsten und zog sich hiedurch den päpstlichen Zorn zu, der sich kund gab, als er bei dem zwischen dem Erzherzog Sigmund in Tyrol auf einer und dem Papste und dem Bischofe von Brixen Kardinal Nikolaus von Cusa auf anderer Seite entstandenen Streite über Bergwerke 2c. die Vertheidigung des Erstern, die er schon auf dem Fürstentage zu Mantua 1459 allein übernommen hatte, zuerst persönlich zu Rom, mit der überzeugenden Kraft seiner körnigen Rede führte und zuletzt seine Appellation von dem übelberathenen Papste an ein Concil in mehreren Städten öffentlich anschlug. Der Papst Pius II., einst Heimburgs gleichgesinnter Freund, antwortete im höchsten Zorne mit dem Bannstrahle gegen den Erzherzog und dessen Anhänger, namentlich gegen Heimburg (18. Okt. 1460, dann 25. Febr. 1462). Letzterer verwahrte sich dagegen, daß der Papst als Kläger und Richter zugleich urtheile, zeigte, wie auch jetzt wieder der Papst gegen die Beispiele der ersten christlichen Kirche allein ohne Kirchenversammlung vorschreite, und widerlegte einzeln die Sätze des Bannbriefes; der Papst plündere die Deutschen, und sei ihm nur deßwegen Feind, weil er sich ihm zum Nutzen seines Vaterlandes entgegengesetzt habe. Er verließ deßhalb, da der Papst den Bannbrief nach Nürnberg geschickt hatte, und in Würzburg von den Kanzeln gegen ihn predigen ließ, Nürnberg, übergab seine Güter seiner Frau und wandte sich zum König Podiebrad in Böhmen, der selbst gegen den Papst wegen seiner Umtriebe in Böhmen aufgebracht war und dessen Kampf gegen den Papst er auch übernahm, indem er seine Streitschriften gegen die Vorladung des Papstes und gegen den auch gegen Podiebrad geschleuderten Bann verfaßte. Auch hieher verfolgte ihn der Nachfolger des Papstes Pius II., Paulus II., und so begab er sich denn nach dem im Jahre 1471 erfolgten Tode Podiebrads nach Dresden an den Hof des Herzogs Albrecht von Sachsen, wo er von Bischof Dietrich von Meißen absolvirt, in den Schooß der Kirche zurückgeleitet, am 22. März 1472 starb. Sein Leichnam ruht in der Barfüßer-(Sophien)-Kirche zu Dresden. Nie vergesse Deutschland und Franken seinen Namen, von denen ersteres ihm die Wahrung seiner Rechte gegen römische Uebergriffe, letzteres die unversehrte, Jahrhunderte lange Erhaltung seines glorreichen Hochstiftes verdankt.

Adam Kraft,

Bildhauer in Nürnberg.

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Der Geister unermeßlich Reich.

Schiller.

Adam Kraft, vielleicht um 1430 zu Nürnberg geboren, soll als Steinmetz im Jahre 1462 das Gebäude über den steinernen Gang und das zierliche Meßwerk am Gehäuse der Vesperbilder in der Frauenkirche zu Nürnberg gefertigt haben. Er war gewohnt, mit der rechten wie mit der linken Hand zu arbeiten, und nahm als Gesellen nur starke Bauernbursche an, nicht gelernte Gesellen, die er dann mit allem Fleiße in seine Kunst einweihte. — Zu seinen vorzüglichsten Kunstwerken, die an Zeichnung und Zierlichkeit ihres Gleichen suchen, rechnet man das von ihm 1492 außen an der Nordostseite der St. Sebaldskirche aufgestellte Grabmal des rühmlich um die Kunst verdienten Kirchenmeisters Sebald Schreyer, welches in fortlaufender Handlung die Kreuzschleppung, Grablegung und Auferstehung Christi darstellt; das 1496–1500 von ihm und zwei Gesellen auf Kosten des Hans Imhof kunstreich gefertigte Sacramentshäuschen, welches beinahe 64′ hoch, auf den Gestalten des Meisters und der beiden Gesellen ruhend, in den zierlichsten Thürmchen, Säulen, Pfeilern und Knäufen, mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi geschmückt, durchsichtig und erhaben emporstrebt, für welches er die damals bedeutende Summe von 770 fl. erhielt; den 1502 auf Kosten des Peter Harsdorfer errichteten Oelberg auf dem Kirchhofe der Carthause; das 1502 in der St. Sebaldskirche aufgestellte Abendmahl Christi mit Porträts damaliger Patricier (wahrscheinlich aber von Veit Stoß gefertigt); zu diesem aber die ausgezeichneten 1508 von dem Hause des reichen Patriciers Martin Ketzel bis zum Johanniskirchhofe auf dessen Kosten errichteten 7 Fälle Christi; dann das große Kreuz und die beiden Schächer daselbst und die (1507) aus 15 großen Figuren bestehende Grablegung Christi in der holzschuherischen Kapelle — dann viele Meisterwerke in den Häusern der Geschlechter in Nürnberg und in den Kirchen der Umgegend, von denen man die Sacramentshäuschen in den Kirchen zu Schwabach, Katzwang, Fürth und Kalkreit ihm zuschreibt. Er soll auch Kunstgießer, Baumeister und Maler gewesen sein und die früher von dem Mönche Thiemo in Niederaltaich geübte, dann verlorne Kunst gekannt haben, Steine in Formen zu gießen, d. h., er verstand die harten Steine so zu behandeln, als ob sie weiche Stoffe gewesen wären.

Er starb 1507 in äußerster Dürftigkeit im Spitale zu Schwabach, nachdem ihm seine in zweiter Ehe vermählte Frau, eine Wittwe, Margaretha, vorangegangen war.

Johann (Regiomontanus) Müller,

Astronom.

„Daran liegt mir nichts, ob mich Einer als Lehrer anerkennen, oder mir mit Lehre und Beispiele vorangehen will, wenn nur die Wissenschaft gewinnt."

Johannes Müller, geb. 6. Juni 1436 zu Königsberg bei Haßfurt in Franken, (woher er sich in lateinischer Uebersetzung Regiomontanus hieß), der Sohn eines Winzers aus Unfinden, machte bei angeborenen außerordentlichen Talenten schon als Knabe so bedeutende Fortschritte in den Schulwissenschaften, daß er bereits in seinem zwölften Jahre als befähigt erkannt wurde, die Universität Leipzig zu beziehen. Voll Liebe zu den Wissenschaften, mit beharrlichem Fleiße, warf er sich hier auf das Studium der Philosophie und Mathematik; da ihm aber an dieser Universität in seinem Feuereifer nicht Genüge geschah, und er hörte, daß in Wien der Erste unter allen Astronomen und Mathematiklehrern sei, da beschloß der sechzehnjährige Knabe dahin sich zu wenden, um sich unter Peurbach in der Astronomie auszubilden (1451).

Unter Albert dem Großen, Bischof zu Regensburg, beginnt für Deutschland das genauere Studium der Naturwissenschaften, deren Hauptheil, die Astronomie, durch den Kardinal von Cusa (geboren 1401 zu Cues unterhalb Trier) einer gründlichen Beachtung und einem eingehendem Studium unterzogen wurde. Er hatte sich sowohl, was die Mängel der Kirche betraf, durch seine unter Papst Pius II. ausgearbeitete Reformation, als durch seine den Anhängern der scholastischen Philosophie entgegengesetzten praktischen auf humanistische Studien gegründeten Weltansichten als hellsehend bewährt. In seiner neben seiner Kirche zu Rom befindlichen Werkstätte fertigte er die zur Beobachtung der Gestirne nöthigen Werkzeuge, verbesserte die von König Alphons v. Castilien 1252 mit Beihilfe jüdischer und arabischer Astronomen vollendeten astronomischen Tafeln und berechnete auf diese hin die Bewegung der Gestirne, er suchte den julianischen Kalender zu verbessern und lehrte zuerst, daß die Erde ein ebenso beweglicher und gleich edler Körper sei, als die Sonne, daß alles Sein in Bewegung und Nichts sei, was sich nicht bewege. Durch diesen Bruch mit den Ansichten der Alten war ein neues Feld für die Wissenschaft betreten, das nun der Forschung schrankenlos offen stand. Des Kardinals philosophische, theologische und mathematische Wichtigkeit gewinnt aber noch durch den Einfluß, den er durch seine Erziehung auf Deutschlands großen Astronomen Georg Peurbach (in einem Dorfe in Oberösterreich am 30. Mai 1423 geboren) äußerte, der durch seine Berechnung der Sinustafeln, seine bis in's Geringste getheilten trigonometrischen Tafeln und das gründliche Studium der Werke des Ptolomäus schon als Jüngling von 26 Jahren eine Professur zu Wien, die Würde eines Bürgerraths und vom Kaiser einen besondern Jahresgehalt erhalten hatte. Der Dritte in dieser Reihe sollte Regiomontanus sein, der sich ihnen würdig anschloß.

Auf's Freundlichste von Peurbach, den seine Wißbegierde, seine schnelle Auffassungsgabe und sein rastloser Fleiß für ihn einnahmen, aufgenommen, wurde er in kurzer Zeit aus dem Schüler der gleichstrebende Freund, indem sich die Erfahrung des Einen mit dem Genie des Andern verband. Sie beobachteten beide im Jahre 1457 in Mölk eine Mondsfinsterniß, die erste genaue astronomische Aufzeichnung, und dann zwei andere zu Wien. Peurbach zeigte ihm die Abweichung der Planeten von den bisherigen Beobachtungen, wies ihn in der Natur wie in den Instrumenten zurecht, und zeigte ihm die doppelten Bewegungskreise der einzelnen Planeten; Regiomontan begriff schnell und bald war er seinem Freunde und Lehrer ebenbürtig. Als aber der Kardinal Bessarion ein Grieche (geb. zu Trapezunt 1395 † zu Ravenna 1472), dem unter vielen Verdiensten hauptsächlich das der Wiedererweckung der griechischen Literatur in Deutschland zu danken ist, und der selbst sich mit Astronomie, namentlich mit den Werken des Ptolomäus beschäftigte, nach Wien kam, und dort Peurbach kennen lernte, der, ohne der griechischen Sprache mächtig zu sein, doch des Ptolomäus Werke aus einer lateinischen Uebersetzung benützte, überredete er denselben mit ihm nach Italien zu gehen und dort griechisch zu lernen, um die Werke der Alten aus der Ursprache verstehen zu können. Peurbach willigte unter der Bedingung ein, daß Regiomontan ihn begleite. Eben als er die Vorbereitungen zu dieser Reise traf, ereilte ihn der Tod in seinem 36. Jahre (6. April 1461), nachdem er in seiner Todesstunde noch Regiomontan gebeten hatte, seine Werke zu vollenden: „Wenn bei dir das Andenken deines Lehrers etwas vermag, so vollende das Werk über den Ptolomäus, das ich unvollendet zurücklasse; dieß vermache ich dir. Deine Treue wird mir gewähren, daß ich nach meinem Tode mit dem bessern Theile meines Selbsts fortlebend den Wünschen unsers besten und würdigsten Kardinals genug thue.“ Regiomontan kam dem Wunsche seines Lehrers nach, er vollendete die noch übrigen 7 zu den schon bearbeiteten 6 Büchern des Almagests, des ursprünglich griechischen, im Jahre 827 auf Befehl der arabischen Könige in's Arabische, 1430 ins Lateinische übersetzten Weltsystems des Ptolomäus und nahm seine Lehrstelle ein. Ehe er aber sie wirklich antrat, reiste er, nun allein, mit Bessarion im Herbste 1461 nach Italien. In Rom trat er mit den berühmtesten Gelehrten in freundliche Beziehung und gab sich mit solchem Feuer seinen Studien hin, daß er in wenigen Monaten sich die griechische Sprache zu eigen machte. Dabei setzte er seine astronomischen Beobachtungen, namentlich über den Lauf des Mars, des Saturns, der Venus, und die genaue Bestimmung der Mittagshöhe der Sonne fort, und sammelte und schrieb kostbare Handschriften ab. Als nun Bessarion nach Griechenland reiste, ging Regiomontan nach Ferrara, um den greisen Freund Peurbach's Bianchini zu besuchen, mit dem er dann in gelehrten Briefwechsel trat. Ueber Padua, wo er in die Akademie aufgenommen wurde und Vorlesungen hielt, in deren erster er dankbar seinen Lehrer und Deutschlands Mathematiker feierte, kam er nach Venedig, um dort sein

Werk über sphärische Trigonometrie zu vollenden, dann nach Rom zurück. Eine auf seinen schon damals weitverbreiteten Ruf gegründete Einladung des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, des eifrigen Beförderers der klassischen Literatur, bewog ihn (1468), nach Ofen zu gehen, wo er vom Könige wie von den hohen Geistlichen auf's Ehrendste aufgenommen, an die königl. Tafel gezogen und mit kostbaren Geschenken überhäuft wurde. Hier beschäftigte ihn die Aufstellung der von dem Könige erworbnen Handschriften in seine Bibliothek und die Anfertigung astronomischer Tabellen. Durch die in Ungarn und den angränzenden Ländern ausgebrochenen Unruhen und durch den Wunsch, einen bleibenden Aufenthaltsort zu finden, veranlaßt, zog er im Frühjahre 1471 nach Nürnberg, als dem Sitz des damaligen Völkerverkehrs und der trefflichsten Künstler, da er gewiß sein konnte, selbst eine Buchdruckerei dort zu treffen, um seine Arbeiten durch den Druck veröffentlichen zu können.

Hier schloß sich ihm nun als treuergebener und eifriger Schüler der reiche Patricier Bernhard Walther[1]) an, welcher für sich und seinen Lehrer in seinem Hause eine Sternwarte, die erste vollkommen eingerichtete in Europa, erbaute, die kostspieligsten Instrumente nach Regiomontans Angabe fertigen, endlich eine eigene Druckerei mit vollkommen neuen für die Werke seines Lehrers berechneten Apparaten herstellen ließ. Regiomontan hielt jetzt auf Auffordern des Magistrats öffentliche Vorlesungen über Mathematik und Astronomie und indem er die Bürger lehrte, lernte er von ihnen durch Ansicht ihrer künstlerischen Leistungen, und es entstanden in seiner Werkstätte durch seine mathematischen und mechanischen Kenntnisse trefflich gearbeitete Compasse, Himmelsgloben und ein großer Brennspiegel von 2″ Tiefe, während er astronomische Ephemeriden auf 32 Jahre von 1474—1506 hinaus berechnete; er widmete sie dem Könige von Ungarn, der ihm 800 Dukaten dafür schenkte (einzelne Exemplare wurden um 12 Dukaten verkauft) und sie in seinem neuen Kalender 1476 durch den Druck bekannt machte. Er war der Erste, der den Lauf, die Entfernung und Größe eines Kometen berechnete, und wie er in der Theorie groß und mächtig war, so war seine Anregung für Nürnberg so günstig, daß eine große Anzahl von außergewöhnlichen Mathematikern und Mechanikern nach ihm in Nürnbergs Annalen aufgezeichnet erscheinen.

Aus diesen für Nürnberg und Deutschland so segensvollen Bemühungen rief ihn Papst Sixtus IV., der zur Reform des Kalenders seine Anwesenheit zu Rom wünschte, und ihn zum Bischof von Regensburg vorher

1) Walther, geboren 1430, aus einem reichen patricischen Geschlechte Nürnbergs, in den klassischen Sprachen wohl geübt, widmete sich unter Regiomontan der Mathematik und Astronomie, und stellt nach dessen Abgang selbstständig die gründlichsten und genauesten Beobachtungen 30 Jahre lang an. Diese sowie sein Werk über die Wirkung der Strahlenbrechung auf die scheinbare Stellung der Sterne lassen ihn nach Regiomontans Tode als das Haupt der damaligen Astronomie gelten. Er starb 1504.

ernannte. Ende Juni 1475 reiste er ab, und nach noch nicht vergangenen 2 Jahren der nützlichsten Beschäftigung ereilte ihn dort am 6. Juli 1477 der Tod. Einige nennen als Ursache seines Todes die Pest, Andere Gift, das ihm von den Söhnen des Griechen, Georg von Trapezunt, wegen der von ihm gerügten Unrichtigkeiten einer von ihrem Vater bearbeiteten Uebersetzung des Ptolomäus gegeben worden sei. Der Leichnam Regimontans wurde in Pantheon feierlich zur Erde bestattet.

Immer möge der Name dieses großen Mannes, Deutschlands würdigsten Astronomen, der die ewigen Bewegungsgesetze der Gestirne zuerst berechnete, des Wiederherstellers der Astronomie, der die Bahn einem Copernikus und Kepler ebnete, heilig bleiben und verehrt.

Seine Büste ist in der Ruhmeshalle bei Regensburg aufgestellt.

Peter Vischer,

Erzgießer.

Ideo hoc illi posuere insigne sepulcrum officii memores, quo non praestantius ullum sive manu, sive ingenio, sive arte magistra contendisse libet.

Eob. Hesse, Norimberga illustrata 22.

Daher setzten sie ihm ein Denkmal, mit dem kein anderes weder in künstlerischer Vollendung noch in trefflicher Erfindung sich messen kann.

Wer hat wohl das alterthümliche, freundlich immer uns anheimelnde Nürnberg je besucht, ohne die Zierde der St. Sebaldskirche, das unübertroffene, im Spitzbogenstyle gefertigte, in schönster Form aufstrebende, mit Säulchen und Figuren reich geschmückte St. Sebaldsgrab mit hohem staunendem Wohlgefallen bewundert zu haben? Wohl mag sich diese alte Reichsstadt vieler Kunstdenkmale aus den Händen ihrer genialen Meister rühmen, doch keines so herrlichen und durchgebildeten, als dieses Grabdenkmals Peter Vischers und seiner Söhne.

Er war als der Sohn des tüchtigen i. J. 1453 in Nürnberg als Meister in der Rothschmiedekunst aufgenommenen Hermann Vischer wahrscheinlich im Jahre 1455 geboren, hatte in seiner Jugend als Geselle mehrere Länder durchreist und entweder selbst in Italien die alten Bildhauerwerke studirt, oder sie aus den Zeichnungen seines Bruders Hermann der früher jenes klassische Land besucht hatte, kennen gelernt, und trat 1489 als Meister in die Zunft der Erzgießer und Rothschmiede. Er lebte von da mit Sebastian Lindenast, dem Verfertiger vieler in Kupfer getriebenen Werke, namentlich des Kaisers und der 7 Kurfürsten an der Marienkirche zu Nürnberg, und dem Bildhauer Adam Kraft in freundlichstem Verhältnisse und in stätem künstlerischen Verkehre. Seine 5 Söhne, Peter, Hermann, Hans, Paul und Jakob, die mit ihren Familien bei ihrem leutseligen und muntern Vater im Hause lebten, wirkten wacker in gleichem Sinne in seinem Geschäfte mit, und nach und nach erwarb er sich einen so großen Ruf, daß kein Fürst oder Kunstliebhaber nach Nürnberg kam, der ihn nicht

in seiner Gießhütte aufgesucht und sich mit ihm unterhalten hätte. Sein schönstes und umfangreichstes Kunstwerk ist das mit seinen Söhnen v. J. 1508—1519 in Erz gefertigte St. Sebaldsgrab aus Glockengut, an dem die vielen und in Zeichnung wie in Ausführung ausgezeichneten Figuren, namentlich die 12 Apostel und seine eigne Statuette zu bewundern sind. Für das ganze Denkmal, welches in der Höhe 15′, in der Länge 8′ 7″, in der Breite 4′ 8″ mißt und 120 Zentner 14 Pfund wiegt, erhielt der Künstler 2402 fl. Der Ausdruck der Köpfe der Apostel ist klassisch und er erreichte den besten Bildhauer Italiens jener Zeit, Ghiberti zu Florenz, der ihm Vorbild war.

Außer diesem außerordentlichen ohne Ciselirung gefertigten Kunstwerke sind uns noch viele seiner künstlerischen Arbeiten erhalten, so im Dom zu Breslau aus weicherem Metall und ciselirt, das Monument des Bischofs Johannes (1497); im Dom zu Magdeburg das Grab des Erzbischofs Ernst in der Figur eines hoch erhabenen Kastens, auf welchem der Erzbischof in seinem Ornate in Lebensgröße liegt, und an der Seite die zwölf Apostel und andere Figuren angebracht sind; in der Stiftskirche zu Römhild Denkmale hennebergscher Grafen; in Wittenberg in der Schloßkirche die lebensgroßen Statuen der Kurfürsten Johann und Johann Friedrich von Sachsen 1527; in der St. Peter- und Alexander-Stiftskirche zu Aschaffenburg das Grabdenkmal des Kardinals und Erzbischofs von Mainz, Albrecht von Brandenburg 1525; im Dom zu Regensburg: Christus mit einigen Aposteln mit der Schwester des Lazarus redend, ein Monument für die Margaretha Tucherin aus Nürnberg 1521; auf dem Schlosse in Nürnberg ein Apollo aus Bronce; im volkamerischen Cabinete zu Nürnberg ein kleiner in Erz gegossener Hund, im Dom zu Bamberg die Grabmale von drei Bischöfen; und andere nach Polen, Böhmen, Ungarn und vielen Städten Deutschlands bestellte Werke.

Höchst wahrscheinlich sind auch die Statuen König Arthurs und Theodorichs am Grabmale Kaiser Maximilians in Innsbruck von seiner Hand.

Im Jahre 1530 erkaufte der Magistrat zu Nürnberg von seinen Erben noch ein an Größe, Schönheit und Kunst bis dahin unübertroffenes Gitter, und verordnete, daß es im großen Rathhaussaale aufgerichtet werden solle, was im Jahre 1540 auch geschah. Dieses Gitter im Gewichte von 225 Zentnern 23 Pfund wurde 1806 als altes Metall veräußert.

Vischer, von seinen Mitbürgern geachtet und geliebt, wurde 1520 zum Mitglied des großen Rathes ernannt. Zwei Jahre darauf am 20. Juli verlor er seine Gattin Margaretha durch den Tod; er selbst starb am 7. Jan. 1529 und wurde auf dem St. Rochuskirchhofe begraben.

König Ludwig ließ seine Büste in die Walhalla und Ruhmeshalle aufnehmen.

Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch formgerechte Zeichnung, natürliche Gruppirung, Adel des Ausdrucks, fleißige Ausführung und künstlerische Gewandtheit aus.

Martin Behaim,

Seefahrer und Fertiger des ersten Globus.

> Weil Wir schon lange keine Ehrenhaftigkeit erkannt haben, so fühlen wir uns zu glauben veranlaßt, daß, wo du bist, auch unsere Person ist.
>
> König Johann II. in einem Handschreiben an Behaim.

Wie mit Recht Genua stolz ist, die Vaterstadt des Christoph Columbus, des Entdeckers von Amerika, zu sein, so darf sich Nürnberg rühmen, die Geburtsstätte eines gleich ausgezeichneten Seefahrers und des anregenden Prinzips des Erstern zu sein, eines Mannes, der durch seine mathematischen und nautischen Kenntnisse den Ersten seines Zeitalters gleichsteht. Dieser Mann ist Martin Behaim. Er war um 1459 zu Nürnberg im Hause S. 494 als unter 7 Kindern der älteste Sohn seines Vaters, des Patriciers und Handelsherrn Martin Behaim, und seiner Frau Agnes, einer gebornen Schopper von Schoppershof, aus ansehnlichem Geschlechte der freien Reichsstadt geboren. Seine Jugendbildung erhielt er in Nürnberg und wohl darf man annehmen, daß die Anwesenheit des großen Astronomen und Mathematikers Johannes Müller (Regiomontanus) zur Zeit seiner Bildungsfähigkeit in Nürnberg, ja dessen Lehren selbst die Grundlage seiner mathematischen Kenntnisse bildeten. Später wurde er nach den Niederlanden in Geschäften des Tuchhandels seines Vaters entsendet, dessen tüchtiger Erlernung er sich hingab „und es därfe der Mutter nicht bange sein, daß ich nit müssig mag gen sonder albeg genug zu thon hab und sie als mein maister und hausgesindt und kauffleut haben mich von gots genaden fast lieb.“ Schon im Jahre 1480 finden wir ihn in Portugal, wohin er entweder in Folge der Nürnberger Handelsverbindungen oder vielleicht durch in den Niederlanden gemachte Bekanntschaften mit Portugiesen sich gezogen fühlte. Schon genoß er eines verbreiteten Rufes, der sich dadurch beurkundet, daß ihn im Jahre 1481 König Johann von Portugal zum Mitgliede einer Commission ernannte, die den Zweck hatte, Mathematik und die den Seefahrern nöthigen Kenntnisse zu verbreiten. Sie lehrte den Portugiesen die Anwendung des Astrolabiums auf die Schifffahrt, und Behaim hatte keinen geringen Theil hieran, da er das von Regiomontanus gefertigte hängende Astrolabium kannte, wahrscheinlich empfahl, und hiedurch ermöglichte, sich auf dem offenen Meere zurecht zu finden und den Ort auf der hohen See zu bestimmen. In den Jahren 1484—1486 nahm er als Astronom und Kosmograph Theil an einer Fahrt, die Diego Caño an der Westafrikanischen Küste machte, entdeckte dort die Prinzen- und St. Thomas-Inseln, drang bis zum 22° südlicher Breite zum Cap Frio vor und gründete Niederlassungen auf den Azoren. Nach seiner Rückkehr wurde er in Gegenwart des ganzen Hofes vom Könige Johann zum Ritter des Christus-Ordens geschlagen, und vermählte sich 1486 mit Johanna, der Tochter des niederländischen Ritters Jobst von Hurter von Mörkirchen, des erblichen

Statthalters der von den Flammländern 1465 colonisirten azorischen Inseln Fayal und Pico, den Behaim vielleicht schon in den Niederlanden kennen gelernt hatte. —

Columbus war zur selben Zeit in Lissabon anwesend als Behaim, und der spanische Geschichtschreiber Antonio de Herrera sagt von ihm, Columbus sei in den Gründen, die ihn bestimmten, den Seeweg nach Ostindien gegen Westen aufzusuchen, durch seinen Freund, den Portugiesen Martin de Bohemia aus der Insel Fayal, einen großen Kosmographen, bestärkt worden; andere spanische Schriftsteller behaupten, daß Behaim Pernambuco, sah und Brasilien früher als Columbus und Vespucci entdeckt habe, auch ist erwiesen, daß Columbus und Magellan seine Freunde gewesen und von ihm Karten und Nachrichten über das westliche Indien erhalten haben. Aus allem diesem geht hervor, daß Behaim, wenn er auch Amerika nicht selbst betreten haben sollte, doch Columbus zu der Entdeckung angeregt hat, da ihm die Reisen der Skandinavier bekannt waren und ihm von Fayal, seinen auf dem Wege nach Amerika gelegenen Wohnorte, Anzeige leichter zugänglich waren.

Im Jahre 1491 kehrte Behaim zur Auseinandersetzung seiner Vermögensverhältnisse zu seiner väterlichen Familie nach Nürnberg zurück, und hier fertigte er 1492 seinen berühmten Globus, der noch in der Behaim'schen Familie aufbewahrt wird, und der, wie auf dem Globus geschrieben steht, auf den Wunsch der obersten Hauptleute der Reichsstadt Nürnberg, Gabriel Nützel, Paul Volkamer und Nikolaus Grolland gefertigt und der Stadt Nürnberg als Andenken von ihm hinterlassen sei, als er im Begriffe war, zu seiner Gattin nach Hause zu reisen.

Im nächsten Jahre nach Lissabon zurückgekehrt, wurde er i. J. 1494 von König Johann II. nach Flandern geschickt, auf der Reise aber von englischen Seeräubern gefangen und sollte nur gegen großes Lösegeld entlassen werden; 3 Monate lag er hier gefangen und so krank, daß er glaubte, sterben zu müssen, bis ihn ein Corsar halb genesen heimlich nach Frankreich brachte; er richtete nun seine Aufträge in den Niederlanden aus und kehrte sogleich wieder nach Lissabon zurück.

Mit dem Tode König Johanns II. (1495) änderten Behaims Verhältnisse sich zu seinen Ungunsten, da dessen Nachfolger Manuel ihm die hohe Gunst, die er bei seinem Vorfahrer sich zu erfreuen hatte, nicht auf ihn übertragen zu haben scheint; er verlor den Schutz und die Bezüge des Hofes, auf seinen Reisen und Entdeckungen hatte er auch sein Vermögen zugesetzt, er gerieth in Dürftigkeit, so daß er seine letzten Lebenstage in Armuth verlebte und endlich am 29. Juli 1506 im Bartholomäusspitale zu Lissabon in „fast großer Armuth" starb und in der Dominikanerkirche sein Grab fand. Er hinterließ seine Wittwe, die sich an einen Adeligen auf der Insel Madeira wieder verheirathete, und einen Sohn Martin, der am 6. April 1489 geboren, als ein braver lernbegieriger sich vortheilhaft

junger Mann geschildert wird, über dessen Lebensverhältnisse aber nur Weniges bekannt ist.

Behaim war einer der gelehrtesten und berühmtesten Mathematiker und Astronomen seiner Zeit, von König Johann II. von Portugal, für den er Landkarten zeichnete, hochgeehrt, ebenso von Kaiser Maximilian sehr geachtet, der von ihm sagte: Kein Bürger des deutschen Reiches war weiter gereist und hatte fernere Länder des Erdkreises gesehen und besucht, als Behaim.

König Ludwig ehrte seine Verdienste durch Aufstellung seiner Büste in der Ruhmeshalle.

Conrad Celtes,

Dichter.

„Non quomodo vivendum, sed quomodo moriendum, cogitandum est." Man muß bedenken, nicht wie man leben, sondern wie man sterben soll.

Wenn wir Umschau halten im Kranze ruhmvoller in Bayern geborner Männer, so haftet fest unser Auge auf einem der edelsten Namen in der Geschichte der Wissenschaften, auf einem Namen, an den sich das Wiederaufblühen derselben und deren frischer Cultus knüpft, auf den jeder Deutsche mit Bewunderung und mit dem eifrigen Wunsche blickt, ihm nacheifernd, Gleiches leisten zu können. — Conrad Celtes Protucius (mit seinem wahren Namen Pickel) war geboren zu Wipfeld am rechten Mainufer (nun Landg. Werneck in Unterfranken) am 1. Februar 1459 und, wie er selbst sagt, mit Gregor von Heimburg, dem ritterlichen Kämpfer für Deutschlands Selbstständigkeit gegen Rom, verwandt. Sein Vater, ein ziemlich bemittelter Weinbauer daselbst, ließ den talentvollen Knaben durch dessen Bruder, der Mönch war, in den Anfangsgründen der Literatur unterrichten, beabsichtigte aber, ihn in seinem eignen Geschäfte als Weinbauer zu verwenden. Celtes, dessen wissenschaftlichem Hange eine solche Beschäftigung widerstrebte, entfloh 1477 dem elterlichen Hause und wandte sich nach Köln, wo er am 9. Oktober als Bürger der dortigen Universität eingeschrieben wurde. Die Dauer seines Aufenthaltes daselbst ist unbekannt; doch kann sie nicht lange gewesen sein, da er selbst in seinen Gedichten klagend bemerkt, daß Niemand die lateinische Sprache lehre, daß die Mathese unbekannt sei, daß Astronomie nicht betrieben, gelehrte Gedichte verachtet, das Lesen klassischer Schriftsteller verpönt sei; erst 1484 war er in der Heidelberger Universitätsmatrikel als insignis poëta et polyhistor eingetragen. Hieher hatte ihn der Ruf des gelehrten Rudolph Agricola und Johannes von Dalberg, Bischofs von Worms, gezogen, von denen Ersterer sein Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst, im Griechischen und Hebräischen,

Letzterer sein besonderer Gönner wurde. Um durch Vorträge sich Geld für eine Reise nach Italien zu erwerben, auch vielleicht zur rühmlicheren Verbreitung seines Namens, oder aus Reiselust, begab er sich 1486 nach Erfurt, Leipzig und Rostock, wo er sich immer nur kurze Zeit aufhielt. In der Absicht, im Lande der klassischen Literatur gleich seinen beiden obengenannten Freunden sich umzusehen und die damals berühmtesten Lehrer hören zu können, reiste Celtes nach Italien, besuchte Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Venedig und Rom. Wenig angezogen von den Gelehrten Italiens, empört über die dort herrschende Verachtung der Deutschen als Barbaren, verließ er Italien wieder, kehrte über die Alpen zurück und begab sich über Illyrien und Ungarn 1487 nach Krakau, hielt hier Vorlesungen über Rhetorik und Dichtkunst, studirte aber zugleich unter dem berühmten Albert von Brudlewo Astronomie. Sein Landsmann Martin Pollich von Mellrichstadt, Leibarzt des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, des Weisen, hatte ihn nach seiner Rückkehr nach Deutschland diesem hochsinnigen Fürsten empfohlen, auf dessen warme Fürsprache hin Kaiser Friedrich III. ihn am 18. April 1487 zu Nürnberg mit eignen Händen als Dichter krönte, und ihm unter Ueberreichung eines Ringes die Freiheit gekrönter Dichter verlieh. Celtes war der erste Deutsche, dem diese hohe Ehre widerfuhr. In Nürnberg verfaßte Celtes sein Werk über den Ursprung, die Lage, Sitten und Einrichtungen Nürnbergs, das 1501 herausgegeben wurde, und ihm freilich nur den geringen Lohn von 8 Goldgulden eintrug. Sein unruhiger Geist und das Streben, eine Beschreibung von ganz Deutschland zu bearbeiten, veranlaßte ihn 1490, über Mähren und Schlesien nach Ungarn zu reisen, von wo zurückgekommen, er sich 1491 zu Regensburg bei seinem Freunde, dem Dichter und Geschichtsforscher Johann Tolophus, Domherrn daselbst, aufhielt und hier die Werke der Nonne Roswitha in der Bibliothek von St. Emeran auffand, die später auf Kosten des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich, 1502 gedruckt erschienen. Das nächste Jahr sah ihn auf einer Reise durch Bayern und Schwaben in Heidelberg, um seine alten Freunde wieder zu sehen. Hier gründete er nun unter dem Schutze seines Gönners, des Bischofs von Worms, Johann von Dalberg, die erste gelehrte Gesellschaft, die societas rhenana, eine Vereinigung der ersten Gelehrten Deutschlands behufs der Belebung klassischer Wissenschaften und tiefer Erforschung der deutschen Geschichte. Celtes, der durch seine fortgesetzten Reisen den Berührungspunkt Aller bildete, leitete die Geschäfte des Vereins und hatte die Freude, die Gesellschaft, deren vorzüglichste Mitglieder der Abt Johann Trithemius, Domherr Heinrich von Bünau zu Magdeburg, Rudolph Agricola, Eitelwolf von Stein, der Kanzler Dietrich von Plinius (Plenningen), Wilibald Pirkheimer von Nürnberg, Probst Johann Tolophus von Regensburg, Johann Werner aus Wörth, Martin Pollich von Mellrichstadt, Johannes Lateranus, Johann Stab, Professor von Ingolstadt, Urban Trebusinus und Sebastian Sprenz waren, durch die Huld des

Kaisers Maximilian mittels der Preßfreiheit und eines Druckprivilegiums befördert zu sehen. Von Mainz aus, wohin er von Heidelberg sich begeben hatte, wandte sich der wanderlustige, in fremden Ländern nach Schätzen der Wissenschaft eifrig forschende Gelehrte nach einer durch Norddeutschland gemachten Reise nach Lübeck und von da zurück nach Prag, wo er wegen seiner Unvorsichtigkeit flüchten mußte, dann über Nürnberg und Regensburg nach Ingolstadt, wo ihm seine Freunde eine Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst verschafft hatten, die er am 2. Febr. 1492 antrat und wo er seine Vorlesungen mit einer feierlichen Anrede am 31. August d. J. begann.

Während der Ferien im Oktober 1492 reiste er nach Wien, hielt dort im Hause des berühmten Arztes Johann Tichtel Vorträge, dann nach Regensburg, wo er an einer Bürgerschule lehrte, und endlich 1494 nach Ingolstadt zurück, wo er nun ordentlicher Professor wurde. Im J. 1495 konnte er sich eines Besuches seines Gönners und Freundes Johann von Dalberg in Ingolstadt erfreuen; er blieb aber auch hier nicht länger, da eine ansteckende Krankheit ausbrach, der er nach Heidelberg entfloh. Hier unterrichtete er mit nicht geringem Beifall die Söhne des Kurfürsten Philipp von der Pfalz bis 1497, wo er wieder nach Ingolstadt zurückkehrte. In diesem Jahre (7. März) wurde er von Kaiser Maximilian nach Wien als Professor der Philosophie, Beredsamkeit und Dichtkunst berufen. Durch seine hier gehaltenen Vorlesungen über Philosophie, seine freimüthigen Vorträge, die ersten über Weltgeschichte, die er durch Landkarten und Globen verdeutlichte, seine gehobenen Erklärungen des Horaz und über Tacitus Germania, erregte und begeisterte er seine Jünger. Immer thätig und besorgt für Verbreitung der klassischen Studien und deren Pflege, veranlaßte er 1497 die sodalitas danubiana, die bisher in Ofen bestanden hatte, nach Wien überzusiedeln, eine gleiche Vereinigung von Gelehrten, wie die societas rhenana, deren Mitglieder sein Freund Johann Krachenberger aus Passau, Hieronymus Balbus, Johann Cuspinian aus Schweinfurt, Georg v. Neudeck, die Brüder Beroni aus Triest, Julius Milius, Andreas Stiborius, Dietrich Ulsen rc. waren. Kaiser Max übertrug ihm, als dem gelehrtesten Manne seiner Zeit, die Ordnung und Aufstellung der theils von ihm, theils von seinen Vorfahren gesammelten Manuscripte und Bücher, und er darf daher, da er auch diese Arbeit mit genauer Kenntniß und gewohnter Umsicht ausführte, als der Gründer und erste Bibliothekar der Wiener Bibliothek genannt werden. Da er schon längst die Absicht hatte, eine historische und geographische Beschreibung von Deutschland zum Ruhme seines Vaterlandes herauszugeben, hiezu aber eine genaue Kenntniß desselben erlangen wollte, machte er 1498—99, begleitet von seinem Freunde, dem berühmten Mathematiker Andreas Stiborius, obgleich geschwächten Körpers, eine Reise den Rhein hinab, dann durch das nördliche Deutschland bis Island, nach deren Beendigung er in Trient vom Kaiser Max, dem er hierüber Bericht erstattet hatte, freundlichst auf-

genommen und reich beschenkt wurde. Er gründete am 15. Okt. 1501 unter Auftrag des Kaisers die erste deutsche Dichterschule und übernahm die Vorstandsstelle derselben, mit dem Rechte, Dichter zu krönen, zu welcher Ehre der Kaiser 1505 die Uebergabe eines silbernen Kranzes fügte. — In Wien gab er zwei dramatische Werke heraus; die Veröffentlichung seiner Germania illustrata, zu deren Bearbeitung er alle seine Reisen benützt hatte, erlebte er nicht mehr. Gelegentlich seiner letzten Reise nach seinem Geburtsorte besuchte er das Kloster Ebrach und fand dort ein lateinisches Gedicht auf Kaiser Friedrich den Rothbart, welches durch seine Freunde 1507 veröffentlicht wurde.

Auf seinen fortgesetzten Wanderungen erlangte er viele Urkunden aus den Klöstern, unter anderen die theodosianische Tafel (später peutinger'sche Tafel genannt), wahrscheinlich aus dem Kloster Tegernsee, die Werke der Nonne Roswitha aus St. Emeran in Regensburg, die Schriften des Fortunatus und Chalcidius aus Tegernsee, welch letztere er bei seinem Tode der Universität Wien vermachte. Erst 49 Jahre alt, entriß ihn am 4. Febr. 1508 der Tod seinen erfolgreichen Bemühungen um die Wissenschaft, nachdem er noch über das Zeitliche verfügt und seinen Kranz dem jedesmaligen Lehrer der Dichtkunst zu Wien vermacht hatte. Er wurde an der St. Stephanskirche begraben.

Celtes äußere Erscheinung war ansprechend und angenehm; sein heiteres, freundliches Angesicht, umgeben von schwärzlichen dünnen Haaren, belebt durch große glänzende Augen, verkündete Frohsinn und Aufrichtigkeit, sein gedrungener, mittelgroßer Körper — Festigkeit, ihn durchglühte ein warmer Sinn für Naturschönheit und Musik, er scheute keinen Weg und keine Mühe, Gelehrte kennen zu lernen und an ihnen sich zu bilden. Ruhig und sanft im gewöhnlichen Benehmen, treuer und aufopfernder Freund, war er leicht erregbar und schwer versöhnlich.

Seine Gedichte haben ihm die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen, seine Verdienste um Verbreitung der klassischen Literatur, namentlich die Stiftung gelehrter Vereine, das Andenken der Nachwelt zugewendet, und mit Recht rühmt sich Bayern, die Stifter der ersten deutschen Akademien: Celtes Aventin, Lori unter seine Söhne zählen zu können.

Seine Büste prangt in der bayer. Ruhmeshalle.

Johannes Trithemius,

Abt des Schottenklosters zu Würzburg,

Geschichtschreiber.

Historiis conscribendis veteres incredibilem diligentiam adhibuere, quibus rempublicam non secus posse ornari crediderunt, quam armis defendi; quippe cum historia sit quaedam memoriae conservatrix, virtutisque exemplar et prudentiae comes: quae vel sola famam bonorum virorum, qui sapientia, sanctitate et fortitudine sese praestare ceteris conati sunt, sempiterna quadam celebritate facit immortalem. Initium chronici hirsaugiensis.

Die Alten gaben sich unsägliche Mühe, die Geschichte zu schreiben, weil sie dadurch den Staat ebenso gut, als mit den Waffen zu vertheidigen hofften, weil die Geschichte die Erinnerung wach hält, eine Mustersammlung aller Tugenden und der klügste Rathgeber ist, und weil sie allein den Ruhm der Bessern, wenn sie sich durch Weisheit, Sittenreinheit und Charakterstärke vor Andern auszeichneten, gewissermassen unsterblich macht.

Dieser gelehrte, sowohl wegen seiner vielen Schriften, als auch wegen seines vortrefflichen Charakters berühmte Mann, der die letzten Jahre seines Lebens in unserm Lande zubrachte und da begraben liegt, daher zu den Unsrigen gezählt werden darf, von dem der gelehrte Benediktiner Gropp sagt: „er brachte unserm Vaterlande so viel Ruhm, als kaum je ein gelehrter Mann", war als der Sohn unvermöglicher Weinbergsleute zu Tritenheim (einem kurtrierischen Dorfe an der Mosel, nun kgl. preußischen Regierungsbezirks Trier), weßhalb er sich Trithemius nannte, am 1. Febr. 1462 geboren. Sein Vater Johann, aus Heidenberg gebürtig, starb schon im ersten Jahre nach seines Sohnes Geburt, seine Mutter, Elisabeth aus Londich, erzog nun ihren Sohn, die ganzen Nahrungssorgen auf sich nehmend, mit aller Liebe. Nach 7 Jahren ihres Wittwenstandes verheirathete sie sich wieder und gebar ihrem Manne unter andern frühzeitig gestorbenen Kindern einen Knaben Jakob, der nun dem geistlichen Stande, sein Bruder Johannes dem Berufe seiner Eltern bestimmt wurde. Allein die Wißbegierde des Letztern bewog ihn gegen den Willen seiner Eltern, die für seine Ausbildung nichts thun wollten, bei einem freundlichen, besser unterrichteten Nachbarn Nachts, wenn seine Eltern schliefen, und an Sonn- und Feiertagen lesen zu lernen, und er brachte es bei seiner reichen Begabung, seinem treuen Gedächtnisse und unausgesetztem Fleiß dahin, in einem Monate schon deutsche Bücher ohne besondere fremde Beihilfe lesen zu können. Sein Talent und sein Eifer machte die Geistlichkeit und die Bewohner seines Dorfes auf ihn aufmerksam, und sie beredeten seinen Oheim, Peter von dem Heidenberg, sich seiner anzunehmen, und die Oberaufsicht über ihn und die Verwaltung seines geringen Vermögens an sich zu ziehen. Hiedurch entstanden nun für Johannes unaufhörliche Mißhandlungen seines Stiefvaters, denen er sich endlich durch die Flucht aus dem elterlichen Hause entzog.

Er ging nach Trier und kam dann nach einer Wanderung durch die Niederlande nach Heidelberg, um sich hier auszubilden. Von Celtes und

Reuchlin lernte er nun Griechisch, von einem getauften Juden Hebräisch und studirte dabei Theologie und Philosophie. Im Jahre 1482, auf einer Reise nach seiner Heimath, kam er (7. Jan.) mit einem Gefährten in das Benediktinerkloster St. Martin zu Sponheim; sie hielten hier ihr Mittagsmahl und setzten dann ihre Reise gegen Bockenau fort. Unterwegs aber überfiel sie ein so heftiges Schneegestöber, daß sie keinen Weg mehr unterscheiden konnten. Sein Begleiter rieth, umzukehren. Nach langem Sträuben, da er die Gastfreundschaft der Mönche nicht verletzen wollte, gab endlich Johann nach mit dem Beifügen: „Wohlan! wir müssen in das Kloster zurückkehren, du sollst aber sehen, daß ich dort bleiben werde." Sie kehrten in's Kloster zurück, und wirklich blieb er daselbst.

Vom Prior, Heinrich v. Holzhausen, freundlich aufgenommen, schloß er innig sich ihm an, und in der Hoffnung, hier seinem wissenschaftlichen Drange leben zu können, trat er schon in seinem 20. Jahre in den Orden ein (8. Dez. 1482) und wußte sich die Liebe und Achtung seiner Mitbrüder in so hohem Grade zu erwerben, daß sie ihn als den Jüngsten in seinem 22. Jahre am 29. Juli 1483 gegen seinen Willen zum Abte erwählten.

Seine Aufgabe aber war keine geringe und keine erfreuliche. Die Einkünfte des Klosters waren verschleudert und daher für den Unterhalt der Angehörigen unzureichend, die Gebäude herabgekommen und zerfallen, die Klosterzucht gänzlich untergraben. Er ließ es seine erste Sorge daher sein, die Gefälle wieder in Gang zu bringen, löste verpfändete Güter wieder ein, stellte die Gebäude wieder her und vergrößerte sie, und leuchtete Allen durch Sparsamkeit, sittlichen Ernst und einfachen Lebenswandel vor. Vor allem richtete er seine Aufmerksamkeit auf Schaffung einer tüchtigen Bibliothek, um den Conventualen die Mittel zu geistiger Arbeit zu geben. Die von ihm übernommene Bibliothek bestand aus etwa 48 Büchern; er erwarb nun die seltensten und kostbarsten Bücher und Manuscripte, tauschte solche gegen die Abschriften seiner Werke ein, und brachte in einem Zeitraume von 23 Jahren die Bibliothek mit einem Aufwande von 1500 Dukaten theils aus den ihm gemachten Geschenken, theils aus dem Klostervermögen auf den Stand von 2000 Werken aus allen Sprachen und Zweigen der Wissenschaften. Sie enthielt Werke aus den verschiedensten Sprachen: hebräische, griechische, lateinische, chaldäische, arabische, russische, tartarische, italienische, französische, böhmische, namentlich viele griechische Handschriften, die reichste Bibliothek der damaligen Zeit in Deutschland, wie er selbst rühmend sagen konnte. Magno, fateor, bibliothecae tenebar amore schreibt er an J. Bracht.

Durch diese Bestrebungen, durch seine Gelehrsamkeit, welche Philosophie, Theologie, Naturwissenschaften, Geschichte, Mathematik und Poesie umfaßte, und durch seinen anspruchslosen, liebevollen Umgang, wie durch seine vielen gelehrten Schriften erlangte sein Kloster einen durch ganz Deutschland, Frankreich und Italien weitverbreiteten Ruf, und Fürsten, wie unter andern der Kurfürst Philipp, der Markgraf Christoph von Baden, Bischöfe

und Gelehrte besuchten den selbst mit Celtes, Dalberg, Reuchlin, Werner, Pirkheimer und Andern in der zur Verbreitung humanistischer Bildung gegründeten sodalitas rhenana Theil nehmenden mit ihnen in brieflichem, wissenschaftlichem Verkehr stehenden Abt. Die von ihm gehaltene und geförderte Schule seines Klosters war dabei auf's Zahlreichste besucht.

Während er nun der Hebung seines Klosters in jeder Beziehung seine Thätigkeit zuwandte, widmete er Tag und Nacht geistigen Arbeiten, deren er hier 63 schrieb, von denen nur genannt werden sollen: ein Katalog berühmter deutscher und geistlicher Schriftsteller, ein Lob der Handschriftenschreiber, eine Chronik der Erbfolge der Fürsten von Bayern und Pfalzgrafen, seine Chroniken der Klöster Sponheim und Hirschau (begonnen 1495), die Geschichte des pfälzisch-bayerischen Krieges, die Geschichte des Pfalzgrafen Friedrich und seine Stenographie, von welcher der Kardinal Bellarmin sagte: dieses Buch ist voll gefährlicher zur Zauberkunst gehöriger Sätze.!!!

Zwei und zwanzig Jahre stand er so ehrenvoll seinem Kloster vor, als ihn der Kurfürst Philipp, der Aufrichtige, von der Pfalz nach Heidelberg berief, um sich mit ihm wegen Wiederherstellung des abgebrannten Klosters Limpurg bei Dürkheim zu berathen. Er reiste dahin ab; aber schon nach 5 Tagen brach in seinem Kloster ein Aufstand der Mönche, die seine Abwesenheit benützten, aus, um sich gegen die klösterliche Ordnung für eine freiere und zügellosere Lebensweise zu erheben. Er war schon krank nach Heidelberg gekommen, konnte daher nicht sogleich wieder zurückreisen, und nahm daher, da er, so lange seine Ordensbrüder sich nicht eines Bessern besonnen, nicht in Unfrieden mit ihnen leben wollte („denn was konnte ich Besseres thun, als daß ich beschloß, nicht eher nach Sponheim zurückzukehren, als bis ich nach mir geschehener gerechter Genugthuung die mir angethanen Unbilden gesühnt erkenne", schreibt er an den Doktor der Rechte Jodok Beisel,) die Einladung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg an, ihn nach Köln, dann nach Speyer zu begleiten, wo er dem Prior seines Klosters dessen Führung übergab, dann aber dem Kurfürsten in die Mark Brandenburg folgte.

Im nächsten Jahre reiste er wieder nach Speyer, um Nachrichten einzuziehen, ob nicht der Geist des Gehorsams und der Demuth in sein Kloster eingezogen sei; da er aber hörte, daß seine Conventualen in gleich feindlichem Verhältnisse gegen ihn stünden, wie früher, so konnte ihn keine Bitte mehr bewegen, in sein Kloster zurückzugehen, und er nahm unter Ablehnung der vortheilhaftesten Anerbietungen des Kaisers Maximilians I. und mehrerer Fürsten den Ruf des Fürstbischofs Lorenz von Bibra von Würzburg als Abt des St. Jakobs-Schottenklosters daselbst an, welche Würde der damalige Abt Kilian zu seinen Gunsten niederlegte. Er übernahm dieses Amt am 14. Okt. 1506.

Nun in der Ruhe seiner Zelle betrieb er Physik, vollendete die schon im Kloster Sponheim begonnene Chronik dieses Klosters bis zum Jahre

1511, dann die Chronik des Klosters Hirschau, deren erster Theil am 10. Jan. 1511, der zweite überarbeitet und vergrößert am 31. Dez. 1513 als Annales hirsaugienses von ihm beendet wurde, und deren Originalmanuscript [1]) in der königl. Staatsbibliothek in München aufbewahrt wird, — verfaßte, außer einer außerordentlich großen Anzahl von Reden, Homilien und Erbauungsschriften, ferner Annalen über den Ursprung und die Thaten der Franken und Germanen, einen Auszug aus denselben unter dem Titel: Chronik über der Franken Ursprung 1515, ein weiteres Werk über den Ursprung und die Thaten der Könige und Herzoge von Bayern, eine Chronik des Schottenklosters zu Würzburg, die Chronologia mystica, eine Polygraphie, den nepiarchus, d. i. Nachrichten über sein Leben, eine Schrift de daemonibus artibusque profanis et maleficis gegen den Aberglauben ꝛc. über 60 Werke und sammelte seine freundschaftlichen Briefe. Sind auch seine geschichtlichen noch jetzt als Quellen und Hilfsmittel der Geschichte und namentlich der Literaturgeschichte benützten Arbeiten, wie die Chronik von Hirschau, mit welcher er unter Benützung der ältern Chronisten Richer und Liudprand eine deutsche Geschichte verband, nicht rein von Fabeln und spiegelt sich in seinen geistlichen Schriften auch die Ansicht seiner Zeit, so leuchtet doch aus allen seinen Werken eine umfassende Belesenheit und das Streben hervor, der Wahrheit gerecht zu sein und seine Zeit für die Aufgabe der Geschichte zu begeistern, bessere Ansichten zu verbreiten und dem reinen Christenthum Bahn zu brechen.

So lebte er, hochgeehrt und oft um Rath gefragt von Kaiser Max I., in vertrauter Freundschaft mit dem Gründer der Universität Frankfurt a. d. Oder, dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg, den er mehrmals an seinem Hofe besuchte, 10 Jahre in diesem Kloster, dessen materiellen und geistigen Wohlstand er in jeder Weise zu fördern suchte, bis er am 16. Dez. 1516 starb. Er wurde in der St. Jakobskirche begraben, sein Grabstein aber, nachdem diese Kirche in neuern Zeiten profanen Zwecken übergeben worden war, in die Stift-Neumünsterkirche versetzt.

König Ludwig, sein hohes Verdienst anerkennend, ließ seine Büste in der Ruhmeshalle aufstellen.

---

1) Eine Abschrift des Chronicon hirsaugiense befindet sich in der Bibliothek in Stockholm — die Universitätsbibliothek in Würzburg besitzt viele Handschriften von ihm.

Johann Freiherr von Schwarzenberg und Hohenlandsberg.

fürstl. Obristhofmeister und geh. Rath zu Bamberg.

> Fürsiehe dich von allem Volk mit weisen Mannen, und die da fürchten Gott, in den da sey die Warheit, und die hassen die Geitzigkeit und setz aus ihn die da urtheilen das Volk.
>
> Exodi am XVIII.

Der denkwürdige Mann, der durch die Schöpfung der Bambergensis, der Vorläuferin und Grundlage der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. und der Brandenburgensis einen so wesentlichen Einfluß auf das deutsche Strafrecht und dessen Pflege hatte, ist der Sohn einer weitverzweigten Familie des jetzigen Umfangs von Bayern und hat deßhalb hier seinen verdienten Platz.

Johann Freiherr von Schwarzenberg entstammte der uralt adeligen fränkischen Familie der von Sawnsheim, welche durch Erkinger von Seinsheim, der die Herrschaft Schwarzenberg und Hohenlandsberg 1411 von den von Vestenberg erkaufte, nach der Reichsbelehnung 1429 sich nunmehr von Schwarzenberg nannten. Das Geschlecht theilte sich in den Söhnen Erkingers in 2 Hauptlinien, die bayerische und fränkische, welch ersterer Johann entsproß. Er war der Sohn Sigmunds, markgräflich brandenburgischen Hauptmanns auf dem Gebirge, und der Eva Schenk von Erbach, und Weyhnachten 1463 wahrscheinlich zu Schloß Schwarzenberg (kgl. Landg. Marktbibart in Mittelfranken) geboren.

In seiner Jugend wurde weniger auf seine Geistesbildung, mehr auf körperliche Gewandtheit und Abhärtung gesehen, daher er seine Kraft so entwickelte, daß er, vollkommen in allen ritterlichen Uebungen, so viele körperliche Stärke besaß, um mit der Hand „einen pfenningstrick, daran man pflegt die Kühe zu legen" auseinander zu reißen, oder ein geschmiedetes Hufeisen in der Mitte abzubrechen. Nachdem er sich in seinem 20. Lebensjahre mit Kunigunde Gräfin v. Rieneck vermählt hatte, mit der er in 20jähriger glücklicher, von 12 Kindern gesegneter Ehe bis zu ihrem 1562 erfolgten Tode lebte, pilgerte er nach Jerusalem zum heiligen Grab, und diente fortan den angesehensten deutschen Fürsten und unmittelbar den deutschen Kaisern Maximilian I. auf dessen deutschen und italienischen Feldzügen und Karl V. mit großer Tapferkeit als Ritter und als geheimer Rath. Von Letzterem wurde er zu den Ständen berufen, denen er während seiner Abwesenheit in Spanien die Regierung des Reiches anvertraute.

Frühzeitig kam er in fürstlich bambergische Dienste und war Obristhofmeister und geheimer Rath bei 5 Bischöfen von Bamberg und einem von Würzburg. Als Luthers Lehre sich zu verbreiten begann, wendete er sich ihr zu (1524), verließ den fürstbischöflich bambergischen Hof und trat nun in markgräflich brandenburgische Dienste, wo er zum Statthalter auf dem Gebirge und Landhofmeister ernannt wurde. Während der Zeit seines

Hofdienstes zu Bamberg entstand durch seine Anregung und seinen Betrieb „nach Rath der gelerten und ander verständigen" die bambergische Halsgerichtsordnung (Bambergensis), in der auf Grundlage des römischen Rechtes die gerichtlichen Verhältnisse zu bessern, Mißbräuche abzuschaffen, doch das taugliche gute Bestehende beizubehalten, vor Allem eine sichere Beweisführung einzuführen beabsichtigt war. Sie erschien 1507 und wurde von den Markgrafen Georg und Casimir von Brandenburg beinahe wörtlich als brandenburgische Halsgerichtsordnung (Brandenburgensis) 1516 eingeführt, dann der Entwurf den Reichstagen von 1515—1532 bis zur reichsgesetzlichen Beistimmung der Halsgerichtsordnung Karls V. (Carolina) 1533 zu Grunde gelegt.

Während seiner friedlichen Beschäftigungen am Bamberger- und Brandenburgischen Hofe suchte er durch fleißiges Studium den Mangel an geistiger Bildung zu verbessern, namentlich zogen ihn Cicero's Schriften mächtig an; er ließ sie durch seinen Kaplan Hans Neuber übersetzen, brachte sie selbst „in zierliches Hochdeutsch", versah sie mit Holzschnitten und wackern Reimen und ließ sie von Ulrich von Hutten obendrein noch corrigiren; dann schrieb er ein Büchlein wider das Zutrinken „diese adelige Büberei" (von der er in spätern Jahren sagte: es wäre ihm lieber, daß man ihm einmal seine Söhne ehrlich erschlagen, als vollgetrunken entgegenbringe —) ein Lied wider das Mordlaster — ein Memorial der Tugend — einen Spruch der Kummerstrost genannt 1524, einen Sendbrief an seine Tochter 1524, in welchem er sie aus dem Kloster zum hl. Grab in Bamberg abruft, eine Beschwörung der alten teuflischen Schlange mit dem göttlichen Worte 1524, dann eine Vertheidigung letzterer Schrift. — Er starb zu Nürnberg den 20. Okt. 1528, von 40 Enkeln und Urenkeln betrauert, und wurde in der Kirche St. Johannes außerhalb Nürnberg begraben.

Conrad Peutinger,

Gelehrter und Stadtschreiber der Reichsstadt Augsburg.

> Unser Conrad Peutinger ist nicht nur der Stadt Augsburg, er ist auch ganz Schwabens unsterbliche Zierde.
> **Beatus Rhenanus.**

Eines Mannes muß hier gedacht werden, der hochgestellt in Amt, Kunst und Wissenschaft, seine Würde benützte, um sich seiner Vaterstadt und seinem Vaterlande nützlich zu machen, welcher als ein Schirm der Gelehrten, seiner Gemeinde treuer Rath, Geschichtschreiber und Redner ehrende Anerkennung verdient.

Conrad Peutinger, der Sohn eines angesehenen Kaufmanns gleichen Namens und dessen Frau Barbara Frickinger, entsproß einem im Jahre 1288 zu Augsburg in die Bürgerschaft aufgenommenen, aus Peu-

ting (nun Landgericht Schongau) stammenden Geschlechte, und war am 15. Oktober 1465 zu Augsburg geboren. Seine gelehrte Bildung erhielt er in Italien, indem er sich zu Padua, Bologna, Florenz und Rom dem Studium der Alterthümer und Rechtsgelehrsamkeit mit so vielem Erfolge widmete, daß er den damals noch seltenen Doktorgrad der Rechte erhielt.

Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wurde er (9. Sept. 1497) in das Amt eines Stadtschreibers eingeführt, mit dem die öffentliche Vertretung der Stadt in Rechts- und politischen Sachen, das Verbriefen von Kauf- und Schuldurkunden, das Gutachten in Gemeindesachen ꝛc. verbunden war. Dieser Würde stand er so ausgezeichnet vor, daß fortan keine Staatshandlung ohne seine Mitwirkung geschah. Er war 1496 thätig bei der Abordnung nach Lindau, auf welcher eine bessere Einrichtung des Kammergerichtes und die Einführung einer tüchtigen Reichspolizei berathen wurde, 1499 beim Reichstage zu Worms, er nahm 1499 Theil an der Gesandtschaft des Bürgermeisters Langenmantel zum schwäbischen Bundestag in Eßlingen behufs der Erneuerung der Bundesordnung, vertrat 1502 bei dem kaiserlichen Hof- und Kammergerichte, welches Kaiser Maximilian I. in Augsburg hielt, die Stelle eines kaiserlichen Fiskals, wo er vor den Gesandten Spaniens und der Republik Venedig das Wort zu führen hatte, er begleitete den Kaiser im Auftrag der Stadt 1505 zum Reichstage nach Köln, von wo er auf dessen Befehl nach Burgund in des Kaisers Angelegenheiten reiste, und als Geschenk für seine Bemühungen der Stadt Augsburg die Freiheit der Jagd in der Herrschaft Schwabeck und außerhalb des Burgholzes in den Auen der Wertach, dann nach seiner Anwesenheit bei dem Kaiser in Wien 1506 das Recht de non appellando, die Freiheit, daß die kaiserlichen Diener der Stadt bürgerliche Lasten mittragen sollten, und daß jene, welche ihr Bürgerrecht aufgeben, ihre Güter in Jahresfrist verkaufen und dreifache Nachsteuer bezahlen mußten, mitbrachte. Im J. 1507 arbeitete er eine neue Stadtgerichtsordnung aus, und wurde in jedem der folgenden Jahre mit ehrenvollen kaiserlichen Aufträgen betraut.

Um die Grenzstreitigkeiten zwischen Bayern und Augsburg am Lech zu vermitteln, ging er 1517 auf kaiserlichen Befehl nach München, und indem er 1520 dem Kaiser Karl V. Namens der Stadt Augsburg für die Ertheilung des Blutbannes in einer vortrefflichen lateinischen Rede Dank sagte, bewirkte er der Stadt das Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen.

Kaiser Maximilian I. hatte bei den vielfältigen Beziehungen der Reichsstadt Augsburg mit dem Kaiser, der sich später oft und gerne daselbst aufhielt, Peutinger kennen gelernt, und war demselben ob seiner Kenntnisse und seiner Liebe zu Wissenschaft und Kunst Freund geworden, so daß er ihn bei allen Gelegenheiten als Rathgeber und Botschafter und bei seinen Bemühungen für Förderung der Künste brauchte; deßwegen war es für Peutinger bei seiner Stellung zum Kaiser möglich, der Stadt Vieles und Großes zu leisten. Mit ihm entwarf auch Kaiser Maximilian den Plan

zu seinem Grabmale in Innsbruck, und ließ durch seine Vermittlung die Erzstatuen ausführen.

Als Ulrich von Hutten 1517 nach Augsburg kam, nahm ihn Peutinger in sein Haus auf, machte den Kaiser auf ihn aufmerksam und beantragte mehrere Titel und Privilegien für ihn. Der Kaiser zog aber vor, ihn als Dichter zu krönen und setzte ihm den von Peutingers Tochter Constanze geflochtenen Lorberkranz auf das Haupt. Peutingers Versuch, Hutten in kaiserliche Dienste zu bringen, scheiterte an dessen Unentschlossenheit.

Sein gastliches Haus, in dem jeder Gelehrte freundlich aufgenommen war, verwahrte eine von ihm zusammengebrachte reiche Sammlung von Büchern, seltenen alten Handschriften und alten Denkmälern. In dieser Sammlung befand sich die wahrscheinlich vom Mönche Werner in Tegernsee gefertigte, von Conrad Celtes von dort entlehnte und an Peutinger abgegebene Original-Copie der geographischen Tafel, welche Kaiser Theodosius i. J. 393 entwerfen ließ, und die fortan die tabula peutingeriana, die peutingerische Tafel, genannt wurde. Marcus Welser fand sie in Peutingers Bibliothek nach dessen Tode und gab sie zuerst heraus; sie wurde später durch den Probst Ignaz Peutinger an den Buchhändler Paul Kütz, und endlich 1720 an den Prinzen Eugen von Savoyen um 100 Goldgulden, etwa 240 Gulden, verkauft, und kam so in die k. k. Hofbibliothek in Wien.

Obgleich Peutinger der Reformation Luthers sich nicht angeschlossen hatte, so schätzte er ihn doch ebenso, als dieser ihn hochachtete. Er bemühte sich auch auf dem Reichstage zu Worms, ihn zum Widerruf zu bewegen, und drang bei dem Kurfürsten von Sachsen darauf, daß von dem im kaiserlichen Geleitsbriefe enthaltenen geheimen Vorbehalte abgesehen wurde, daß man Ketzern nicht Treue und Glauben halten dürfe.

Als auf dem Reichstage zu Augsburg 1525 die augsburgische Confession übergeben wurde, war er als Abgesandter seiner Vaterstadt zugegen.

Obgleich er sich schon 1534 von seinem Amte zurückgezogen hatte, und nun nur seinen Wissenschaften, seinen Sammlungen und seiner Familie lebte, so nahm ihn doch die Stadt für seine vielen Verdienste (11. Dezbr. 1538) unter die Geschlechter (Patricier) auf. Außer seiner geschäftlichen staatsmännischen Thätigkeit zeichnete er sich auch durch seine Schriften über Alterthümer Augsburgs und durch seine Reden aus, und half Andern zu ihren wissenschaftlichen und Kunst-Werken. Zwei und achtzig Jahre alt, starb er am 28. Dezember 1547.

Er war mit der schönen Margaretha Welser, Tochter des Stadtamtmanns Anton Welser zu Memmingen (6. Jan. 1499) verheirathet, die als seine Frau noch die lateinische Sprache so gründlich lernte, daß sie in derselben gelehrte Briefe schrieb. Dieser Ehe entstammten 6 Töchter und 4 Söhne. Die ältere, früh verstorbene Tochter Juliana empfing (30. Jan. 1504) erst 4 Jahre alt, den Kaiser Maximilian bei seinem Einzuge in

Augsburg mit einem lateinischen Gedichte, und erbat sich, als sie aufgefordert wurde, sich eine Gnade auszubitten, eine schöne Docke. Die zweite Tochter Juliana, welche des Dichters Ulrich von Hutten Kranz flocht, war nach dessen Ausspruch von allen damals lebenden Mädchen Augsburgs an Schönheit und Sitte die Erste. Von seinen vier Söhnen erhielten Klaudius Pius die Raths-Consulentie, Johann Chrysostomus und Karl die Stadtrathswürde, und Christoph das Stadtpflegeramt; so folgte ihm würdig sein Geschlecht nach, bis es mit dem Domprobste zu Ellwangen, Desiderius Ignaz, 1718 erlosch.

Dr. Martin Pollich,

Professor und erster Rektor der Universität Wittenberg.

Inclyte Lux Mundi communi voce vocatur
almae Leucoridos Rectorum primus, is ipse,
cui collata fuit triplici doctorea jure
laurea; sic fuit exactum vir doctus ad unguem
Pollichius.

Ruhmvolle Leuchte der Welt heißt allgemein
der erste Rektor des hehren Wittenbergs, er,
dem das Recht zu lehren mit 3fachem Lorberkranz ertheilt wurde;
so erreichte den Gipfel der Vollkommenheit der gelehrte
Pollich.

Martin Pollich zu Mellrichstadt (Landgerichtssitz in Unterfranken) geboren, weßhalb er sich nach damaliger Unart Mellerstadius nannte, widmete sich nach vorausgegangenen Vorstudien auf der Universität Leipzig der Weltweisheit, erhielt in derselben den Magistergrad, betrieb dann die medizinischen Wissenschaften und erhielt hier den Doktorgrad und das Lehramt derselben, dem er 20 Jahre vorstand. Durch seine theoretischen Kenntnisse sowohl, als auch durch seine praktische Thätigkeit erwarb er sich einen so vortheilhaften Ruf, daß ihn der Kurfürst Friedrich III., der Weise, von Sachsen zu seinem Leibarzt ernannte. Er begleitete diesen (1493) auf dessen Pilgerfahrt mit seinem Oheim Herzog Christoph von Bayern nach Palästina. Als auf der Reise dahin die beiden Herzoge in Rhodus nach reichlich genossenem Weine in's Bad gegangen waren, eilte Pollich hinzu, und zog mit Gewalt seinen Herrn aus demselben, da er für sein Leben fürchtete. Der Herzog Christoph büßte die Unvorsichtigkeit mit dem Leben, der Herzog Friedrich aber blieb seinem Retter zeitlebens dankbar, und bewies ihm dieß, als er nach seiner Rückkunft von Jerusalem und mehrjährigem Aufenthalte am Hofe Kaiser Maximilians I. auf sein Zureden die Universität Wittenberg 18. Okt. 1502 stiftete, dadurch, daß er ihn zum ersten Rektor derselben ernannte, und ihm die Würde eines lebenslänglichen Prokanzlers übertrug. Pollich war der Erste, der sich in die Matrikel jener Universität einschrieb, als erster Doktor der Theologie (27. Jan. 1503) das Lehramt derselben, dann aber das der Heilkunde versah. Von Einigen wird behauptet, er sei auch Doktor der Rechte gewesen, doch ist dieß nicht

bewiesen, gemeinhin nannte man ihn „eine Leuchte der Welt.“ Er äußerte prophetisch über Luther, der, 1508 hieher berufen, damals schon unter den Professoren der Universität gegen die scholastische Philosophie kämpfte und seine theologischen Untersuchungen begann: „Dieser Mönch wird alle doctores irre machen, und eine neue Lehre aufbringen, und die ganze römische Kirche reformiren; denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schrift und stehet auf Jesu Christi Wort; das kann Keiner mit der Philosophie, Sophisterei, Scotisterei, Albertisterei, Thomisterei umstoßen.“

Ueber vierhundert Studirende besuchten schon im ersten Jahre die neue Universität, an welcher Carlstadt, Christoph Scheuerl aus Nürnberg, Kilian Reuter aus Mellrichstadt, Georg Elner von Staffelstein mit Pollich — Sebald Münster aus Nürnberg 1527, Veit Ortel von Windsheim 1537, Johann Marzell von Königsberg in Franken 1541, Georg Mayer aus Nürnberg 144, Paul Eber von Kitzingen 1544, Sebastian Dietrich von Windsheim 1553, Erasmus Rüdinger von Bamberg 1557, Hieronymus Schaller von Nürnberg 1570, Salomon Alberti von Nürnberg 1575, Johann Grun von Nürnberg 1582, Friedrich Taubmann von Wohnseeß 1595, Georg Kasp. Kirchenmayer von Uffenheim 1661, Joh. Balthas. Werner von Rothenburg a. d. Tauber 1699, sämmtlich aus den Gebietstheilen des jetzigen Königreichs Bayern nach ihm auf den Lehrstuhl berufen wurden. Nach eilf in diesen seinen Aemtern mit Eifer zugebrachten Jahren hauchte er am 27. Dez. des Jahres 1513 seinen Geist aus. Sein Bildniß wurde mit entsprechender Inschrift im Augusts-Collegium, in welchem die Universitätsfeierlichkeiten gehalten wurden, aufgehängt.

So beweist sich, welchen großen Einfluß die Söhne Frankens und des jetzigen Bayerns an der Stiftung und Förderung der sächsischen Universität Wittenberg hatten.

Wilibald Pirkheimer,

kaiserlicher Rath.

Virtus interire nescit!
Aechte Seelengröße kann nicht untergehen!

„Möge es nach meinem Tode meinem Vaterlande wohlergehen, und Friede werden der Kirche!“ Dieß waren die letzten Worte und Wünsche, dieß der Hauch der das Leben durchdrang eines von Vaterlandsliebe durchglühten, hochgebildeten und um seine Vaterstadt wie um die höhern geistigen Interessen seiner Mitbürger reichverdienten Mannes, der in veredelnder Freundschaft mit den ersten Männern seiner Zeit die Künste und Wissenschaften liebte, ehrte und förderte.

Wilibald Pirkheimer, aus einem reichen alten Nürnberger Patricier Geschlechte, wurde am 5. Dez. 1470 zu Eichstädt als der Sohn des bischöflichen Rathes und Consulenten der Stadt Nürnberg, der Herzoge von

Bayern und Oesterreich, Johann Pirkheimer und seiner Frau Barbara Löffelholz geboren. Durch seinen Vater, der, in Sprachen gebildet, auf der Universität zu Padua 1465 den Doktorgrad errungen, und nach seiner Rückkehr in freundlichem Umgange mit dem Geschichtschreiber Hartmann Schedel, dem Dichter Conrad Celtes, Erasmus von Rotterdam und andern gelehrten Männern hohe geistige Bildung sich angeeignet hatte, und der glücklich und geachtet seiner Familie vorstand, wurde er am fürstlich eichstädtischen Hofe in allen Wissenschaften und ritterlichen Künsten erzogen, und erwarb sich bald, gestählt an Charakter, durch die mit seinem Vater an verschiedene Höfe und Staaten unternommenen Reisen Umsicht und Reife des Urtheils, so wie durch seinen liebenswürdigen Umgang und seine Uebung in Musik Freunde und Gönner. Körperlich gewandt und kräftig, so daß er über die größten Pferde springen konnte, hatte er hier bald Gelegenheit sich auszuzeichnen, indem er in den Fehden und Angriffen des benachbarten Adels gegen den Fürstbischof rasch und mit Klugheit diese zurückschlug, und dadurch die Gunst seines Herrn und durch seine dabei bewiesene Bescheidenheit jene seiner Umgebung gewann.

Durch diese Erfolge bewogen, beabsichtigte er, in die Kriegsdienste Kaiser Maximilians in den Niederlanden zu treten, allein sein Vater hielt ihn davon ab. Nur ungern folgte er seiner Bestimmung, die Rechte zu studiren, und begab sich deßhalb 1488 nach Padua, wo er 3 Jahre lang unter Marcus Musurus aus Creta diesem Berufe mit Eifer und Fleiß sich hingab, dabei aber das Studium der alten Klassiker zu seiner allgemeinen Ausbildung betrieb. Hernach bezog er die Universität Pavia, um dort, geleitet von den berühmten Lehrern Paul Lancelot, Philipp Decius und Jason de Mayna, im römischen Rechte sich auszubilden, wobei er nicht versäumte, seine Kenntnisse in der Geschichte, Mathematik, selbst in Arzneikunde und Theologie, sowie in ältern und neuern Sprachen zu erweitern.

Nach Vollendung seiner Studien kehrte er 1495 nach Nürnberg zurück, wohin sich sein Vater als Consulent der Stadt zurückgezogen hatte, und erfreute sich schon im nächsten Jahre der auf seinen umfassenden Wissen, seiner Beredsamkeit und seinem feinen Umgang fußenden Auszeichnung, in den Rath der Stadt aufgenommen zu werden.

Hier bewährte sich das Vertrauen seiner Mitbürger vollkommen, als ihm mehrere, früher nur ältern Rathsmitgliedern übertragene gesandtschaftliche Vertretungen der Reichsstadt zugetheilt wurden, die er mit Umsicht und zur vollen Anerkennung ausführte. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus Italien vermählte er sich mit Crescenz Ritter von Kornburg, der schönen und tugendhaften Tochter eines reichen Patriciers, mit der er in so zärtlichen Verhältnissen lebte, daß er nach ihrem frühen Tode durch kein Zureden vermocht werden konnte, eine zweite Verehelichung einzugehen. Bald sollte auch seinem Hange zu ritterlichen Thaten Genüge geschehen, als im Kriege gegen die Schweizer 1499 die Stadt ihre dem Kaiser zu stellende Reichshilfe ihm vertraute, der nun als Oberst von 400 trefflich ausgerüsteten

Fußknechten, 60 Reitern, sechs Feldschlangen und einer Karthaune durch Schwaben nach Tettnang am Bodensee zog, wo Maximilian äußerst zufrieden seine Macht besichtigte. In diesem für die deutschen Waffen unglücklichen Kriege, der mit dem Frieden von Basel am 22. Okt. 1499 endete, bewies sich Pirkheimer, der denselben später einfach und unparteiisch beschrieb, als unerschrockener, für die Seinigen sorgsamer und tapferer Führer, so daß ihn bald darauf der Kaiser zu seinem Rathe ernannte (in welcher Würde ihn Kaiser Karl V. bestätigte), und die Stadt Nürnberg ihn mit einem goldnen Becher beschenkte.

Nach Beendigung dieses Zuges den Friedensgeschäften wieder zurückgegeben, vertrat er als Rath seine Reichsstadt vor dem Kaiser und auf den Reichs- und Kreistagen in ihren Angelegenheiten mit so viel Ruhm und Erfolg, daß er die Gunst des Kaisers, die Edelsten seines Volkes als Freunde gewann. Es konnte aber hiebei nicht ausbleiben, daß sich ihm als natürliche Folge seiner beneideten Stellung (der Neid folgt der Tugend als unzertrennlicher Gefährte wie der Schatten dem Körper) Feinde entgegensetzten, die ihn zu verdächtigen und zu verläumden suchten. Dieß und der Tod seines geliebten Vaters bewog ihn, trotz des Abredens seiner Freunde, auf seine Rathsstelle zu verzichten (1501) und nun sich ganz den Wissenschaften hinzugeben. Er legte sich mit nicht geringen Kosten Sammlungen von Kunstgegenständen und eine Bibliothek namentlich von griechischen durch seine Freunde in Italien angekauften Handschriften und Büchern an, die er theilweise in's Deutsche, andere in's Lateinische übersetzte, trat in Briefwechsel mit den berühmtesten Männern seiner Zeit mit seinen Freunden Erasmus von Rotterdam, Reuchlin, Ulrich v. Hutten, Peutinger, Camerarius, Eoban Hesse, Luther &c. und nahm lebhaften Antheil an allen Bestrebungen zur Belebung wissenschaftlicher Regung durch seine Theilnahme an der von Celtes gestifteten deutschen rheinischen gelehrten Gesellschaft unter Leitung des berühmten Johann v. Dalberg. Er beschäftigte sich mit Sammlung und Vergleichen von Münzen und war ein eifriger Verehrer und Kenner der Malerei, deren ausübenden Jünger Albrecht Dürer er seinen Freund nennen konnte, und mit dem er in täglicher Berührung stand. Sein reiches Haus und seine wissenschaftlichen Schätze waren jedem Gelehrten geöffnet und Nürnberg dankte ihm den Ruf, der Hort aufblühenden geistigen Schwunges zu sein.

Drei Jahre lebte er so thätig dahin, als ihn in seinem 34. Jahre der Tod seiner geliebten Frau (16. Juni 1504) schmerzlich traf, welche ihm fünf Töchter geboren hatte und bei der Geburt eines Sohnes, der ihr bald folgte, ihren Geist aufgab, die „ihn nie betrübte als durch ihren Tod“ wie ihr Pirkheimer selbst als ehrende Nachschrift auf ein Gemälde schreiben ließ. Das Vertrauen, welches ihm die Bürgerschaft Nürnbergs immer bewies, das unablässige Drängen seiner Freunde, vielleicht auch das Streben das traurige Gefühl des Alleinstehens nach dem Tode seiner Frau zu er-

tödten, bewog ihn, die 1505 wieder auf ihn gefallene Wahl in den Rath der Stadt anzunehmen.

Von hoher kräftiger Gestalt, einnehmenden Gesichtszügen, von sanftem Charakter, begabt mit einer wohltönenden ergreifenden Stimme, von hinreißender Beredsamkeit, ausgerüstet mit den gründlichsten Kenntnissen verschiedener Sprachen und in allen Zweigen menschlichen Wissens, unterstützt von einem wunderbaren Gedächtnisse, gewandt durch seinen Umgang mit den größten und hochgestellten Männern seiner Zeit, hochgeachtet wegen seiner häuslichen Tugenden, seiner Freigebigkeit gegen die Armen und seiner Gastfreiheit, voll Mäßigung und Klugheit, war Pirkheimer auch jetzt in den Geschäften des Rathes der Reichsstadt in innern, wie in äußern Angelegenheiten bei Vertretung derselben gleich wirksam und in seinen klaren und wohlgeordneten Vorträgen gleich erfolgreich, wie früher.

Lange Jahre stand er so seinem Berufe vor, bis ihn endlich der nie ruhende Neid, wohl auch seine wankende Gesundheit zu dem Entschluß brachte (1522), amtlicher Thätigkeit zu entsagen. Obgleich nun, wenn auch ungerne, seinem Wunsche willfahrt wurde, so theilte er doch auf Auffordern immer gerne seinen Rath mit, indem er, da ihn das Podagra, welches er sich auf seinen Reisen zugezogen hatte, peinigte, an das Rathhaus ritt, oder zu Hause rathend mithalf.

Als Gegner der scholastischen Philosophie und eifriger Beförderer der reuchlinischen humanistischen Richtung war er zwar für Luthers Anstrengungen einer Kirchenverbesserung gleich seinem Freunde Albrecht Dürer eingenommen, doch beabsichtigte er nur Abschaffung von Mißbräuchen, nicht Lostrennung von der Kirche; dennoch wurde er der Ketzerei verdächtigt, und mußte sich deßhalb an den Papst zu seiner Vertheidigung wenden.

In dieser Zeit erschien seine Vertheidigung Reuchlins 1517, das Lob des Podagras, die Schutzschrift für die Nonnen des St. Klaraklosters und seine satyrischen Gedichte auf Luthers Genossen Osiander und Spengler (1524), auch beschäftigte ihn die Herausgabe der Geographie des Cl. Ptolomäus und des Gregor von Nazianz.

Solcher nützlichen Thätigkeit entriß ihn, den Letzten seines Stammes, am 22. Oktober 1530 der Tod. Er wurde auf dem St. Johanneskirchhofe neben seinem Freund Dürer begraben. —

Pirkheimers große Kunst- und Büchersammlung kam durch seine Tochter Felicitas, welche an Hans Imhof verheirathet war, an diese Familie und von dieser wohl zum größten Theil durch Kauf (wahrscheinlich 1636) an den englischen Grafen Thomas Arundel, und von ihm an das britische Museum.

Auch seine fromme Schwester Charitas, Abtissin des Klosters St. Klara zu Nürnberg, geb. 1464, hatte eine so umfassende Jugendbildung genossen, daß sie im Stande war, nicht nur mit den gelehrtesten Männern einen geistreichen belebten Briefwechsel in lateinischer Sprache zu führen, sondern auch

Reden verfaßte, deren Ausführung jedem Manne Ehre gemacht hätte. Sie starb 1532.

Tilmann Riemenschneider,

Bildhauer.

In seinen Werken seines Lebens Erinnerung.

Unter den Künstlern unseres Vaterlandes in frühern Jahrhunderten wetteifert in Vollendung seiner Gebilde mit Veit Stoß und Adam Kraft in Nürnberg der in Würzburg längere Zeit durch seine trefflichen Werke rühmlichst genannte Tilmann Riemenschneider, dessen Werke an plastischer Form, edlem Geschmack, reicher und vollendeter Gewandung, einfacher und charakteristischer Gruppirung, lebendigem Ausdruck der Köpfe, und richtiger Zeichnung den schönsten Werken der Bildhauerkunst ebenbürtig genannt werden dürfen.

Tilmann Riemenschneider, aus Osterode am Harz, kam auf seiner Kunstwanderung 1483 als Bildschnitzergeselle nach Würzburg, wurde dortselbst am Sonntag vor Mariä Empfängniß mit Michael Bolz und Lorenz Miller von Landsberg als Malerknecht in die Zunft der Maler aufgenommen, und scheint später durch seine Verheirathung mit der Wittwe eines Goldschmiedes Ewald Schmitt, Anna, das Meisterrecht sich erworben zu haben. Nach dem Tode seiner Frau (vor 1501) finden wir eine Margaretha Riemenschneider, die vielleicht seine zweite Frau war, und kurz vor seinem Tode gestorben zu sein scheint. Zwei Riemenschneider werden in jener Zeit genannt, die als seine Söhne gelten können: Jörg, als 1532 in die Zunft der Meister aufgenommen, und Anton, Baumeister in Kassel, ebenso ein Nikolaus Riemenschneider, der 1462 genannt, wahrscheinlich ein Verwandter von ihm war. Im Jahre 1495 erscheint Riemenschneider als ansässiger Bürger und Besitzer des Hauses Wolfmannszichlin; daß er damals schon in Ansehen stand, beweist, daß er 1504 zum Rathsmann im unteren Rathe, und 1528 in den obern Rath gewählt und ihm die Pflege des Spitals übergeben wurde, welchen Ehren 1520 die eines ersten Bürgermeisters der Stadt sich beifügte. — Als er sich aber im Jahre 1525, während des Bauernkrieges, mit noch mehreren andern Rathsherren dem Ansinnen des Bischofs Conrad, daß die Bürger der Stadt gegen die aufgestandenen Bauern ausziehen sollten, widersetzte, wurde er mit den für seine Meinung Aufgetretnen, nachdem der Bischof wieder zur Macht gekommen war, aus dem Rathe ausgestossen und seit jener Zeit erscheint er nicht mehr als in öffentlichen Geschäften thätig. Von seinen noch erhaltenen vortrefflichen Werken verdienen vorzüglich benannt zu werden: Der Grabstein des Ritters Eberhard von Grumbach († 1487) in der Kirche zu Rimpar, ausgezeichnet durch den charakteristischen Kopf und die in's Detail kunstvoll ausgeführte Rüstung, dann ingleichen des Abtes Joh.

Trithemius, früher in der Schotten-, nun in der Neumünster-Kirche, die Epitaphien der Fürstbischöfe Rudolph v. Scherenberg und Lorenz von Bibra im Dome zu Würzburg, ein Epitaphium des Ritters von Schaumberg in der Marienkapelle, mehrere Statuen an der Marienkapelle daselbst, eine Darstellung der vierzehn Nothhelfer am Spitale dieses Namens, eine lebensgroße Maria mit dem Kinde am Rathhause zu Ochsenfurt, eine gleiche auf dem Kirchberge bei Volkach, vor Allem aber das große und kunstreiche Grabmal, welches er aus Auftrag des Bischofs Heinrich von Bamberg für den Kaiser Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde im Dome daselbst 1513 vollendete, und welches an Auffassung und Ausführung den schönsten Kunstwerken dieser Art gleichsteht; und dann eine Beweinung Christi in der Kirche des ehemaligen Klosters Maidbrunn bei Würzburg mit 10 vier Fuß hohen Figuren, 1527 aufgerichtet, eine gleiche an der Kirche zu Heidingsfeld, beide in Sandstein und Hochrelief, und mehrere einzelne Statuen der hl. Maria und von Heiligen. Leider sind zwei seiner bekannten Werke, ein Sacramentshäuschen und ein Tabernakel im Dome zu Würzburg, bei der Restaurirung des Doms zu Grunde gegangen.

Hochbetagt starb Riemenschneider am Abend St. Kilians 1531, und wurde auf dem Leichhofe begraben; sein Grabstein, von dort entfernt, als eine Straße über den früheren Begräbnißort angelegt wurde, ist nun im Besitze des historischen Vereins in Würzburg.

Riemenschneider hat durch hohen künstlerischen Werth seiner Werke anregend in ganz Franken gewirkt, und sein Name verdient dieselbe Anerkennung, die den Nürnberger Meistern in hohem Grade geworden ist. Wäre das Grabmal Kaiser Heinrichs und seiner Gemahlin auch nur das einzige Werk Riemenschneiders, so würde er doch unter die ersten Bildhauer und Künstler seiner an Kunst reichen Zeit zählen.

Georg von Freundsberg,

Feldoberster.

Mein Fleiß und Müh
Ich nie hab g'spart
Und allzeit g'wart
Dem Herren mein
Zum besten sein:
Mich g'schickt hab drein:
Gnad, Gunst verhofft;
Doch Gmüt zu Hof verkehrt sich oft.
Lied Freundsbergs.

Auf dem von seinen Oheimen, den von Rechberg, 1467 erkauften Schlosse ob Mindelheim in Schwaben wurde am 24. Sept. 1473 als der neunte und letzte Sohn (von 14 Geschwistern) Ulrichs von Freunds-

berg und seiner Gattin Barbara, einer gebornen v. Rechberg, einer der tapfersten deutschen Heerführer, Georg von Freundsberg, der Landsknechte Vater geboren. Seine Familie stammte aus Tyrol, wo ihr Stammsitz ob Schwatz lag, und war schon in den Kreuzzügen berühmt. Von seinem Vater zum Kriegshandwerke bestimmt und mit einer riesigen Stärke des übergroßen Körpers begabt, so, daß er ein laufendes Roß am Zügel halten, drei über einander gelegte Thaler zerbrechen und mit dem Mittelfinger einen feststehenden Mann fortstoßen konnte, — trat er zuerst in die Reihe der Streiter im Jahre 1492 unter den Truppen des Reichs und des schwäbischen Bundes gegen den Herzog Albrecht von Bayern, durch deren feindliche Nähe und durch König Maximilians Zureden Letzterer bewogen wurde, die 6 Jahre besessene Reichsstadt Regensburg wieder frei zu geben. Im Jahre 1499 betheiligte er sich an dem Reichskriege gegen die Schweizer, und hier lernte er durch diese die ganze Wucht kennen, die auf dem Fußvolke beruhte, er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß nicht die „Heckenreiterei" Sache des Adels sei, sondern daß er mit tüchtigen Fußtruppen den Ausschlag geben würde, er warb daher Landsknechte, übte sie ein, und trat in der Kampfesnoth für seinen Kaiser fechtend in die erste Reihe, mit Spieß und Schwert ihr gewaltiger Anführer in zwanzig offnen Feldschlachten und 15 Gefechten. — Im niederbayerischen Erbfolgekriege kämpfte er in der Schlacht am Staufer Forst bei Regensburg (12. Sept. 1504) so tapfer, daß ihn Kaiser Maximilian zum Ritter schlug. In dem Streite der Liga zu Cambray gegen die Republik von St. Marco bildete sich dann die von Freundsberg gegründete Landsknechtsmacht praktisch aus. Er folgte dem Kaiser nach Italien und als dieser 1509 von Paduas Belagerung abließ und nach Deutschland zurückzog, blieb Georg von Freundsberg unter dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg als Oberst eines Regimentes Landsknechte als Besatzung in Verona, das er tapfer gegen dreimaligen Sturm vertheidigte. Nach der Versöhnung des Papstes Julius mit der Republik Venedig unterstützte er das kaiserliche und französische Heer, wo er mit 1000 Fußknechten zugegen war, in der Schlacht von Bologna (20. Mai 1511) mit solcher Tapferkeit, daß ihm der Sieg über die Venetianer und den Herzog von Urbino zugeschrieben werden konnte.

Mit 1800 Landsknechten nahm Freundsberg in diesem Kriege noch gegen 9000 Venetianer das bisher als unüberwindlich gepriesene Beitelstein.

Er begab sich hierauf nach Deutschland zurück und nahm Theil an der Fehde des schwäbischen Bundes gegen den Wegelagerer Stephan Hausner, der sich mit andern Heckenreitern in das Felsenschloß Hohenkrähen im Hegau zurückgezogen hatte, belagerte im November 1512 die bisher für uneinnehmbar gehaltene Feste und zerstörte sie gänzlich. Im Jahre 1513 führten Freundsberg, Georg von Lichtenstein und Andere für den Kaiser 7000 Landsknechte über die tridentinischen Alpen nach Italien gegen Venedig. Er schlug unterwegs bei Bassano mit 150 Landsknechten 1600 italienische

Bauern, drang bis Mästre, ja bis Malghera vor, und beschoß Venedig mit Karthaunen; er wurde aber durch den venetianischen Kapitain Bartolomeo d'Alviano so gedrängt, daß er, da er gegen Vicenza zog, von allen Seiten eingeschlossen war. Trotzdem antwortete er dem Alviano, als dieser ihm mit Hohn das Anerbieten machte, er wolle ihn mit weißen Stäben ziehen lassen, wenn seine nackten Bettelbuben die Wehre von sich legten: er führe übel gekleidete Knechte, wenn aber einer einen Becher Wein im Busen habe, so seien sie ihm lieber, als seine Italiener „die Harnisch antragen bis an die Füß"; es stehe Alles noch zum Glück, viel Feinde, viel Ehre; er wolle lieber hier ehrlich umkommen, als schimpflich entweichen. Alviano hatte schon Herren und Geistliche aus Padua kommen lassen, um das Schauspiel mit anzusehen, wie er die Gegner vernichten werde; allein Freundsberg führte seine Landsknechte unter dem Schutze eines eingetretenen starken Nebels in viereckiger Schlachtform am 7. Okt. 1513 mit so ungestümer Hast gegen die Venetianer vor, daß diese flohen, ehe es noch zum rechten Handgemenge kam, selbst im ersten Gliede fechtend that er gewaltige Streiche mit seinem Schlachtschwerte. Alviano mußte sich durch die Flucht retten, nachdem er 26 venetianische Hauptleute und 5000 Mann todt hinterlassen. Die in diesem Treffen erbeuteten Fahnen ließ Freundsberg in der Pfarrkirche in Mindelheim aufhängen. Im Frühjahre 1514 zog er aus Verona, nahm die Städte bis Este und Rovigo und hielt hier Stand bis zum Jahre 1515.

Als in diesem Jahre das von ihm unter Marco Antonio de Colonna besetzte Verona von den Franzosen und Venetianern belagert und eng eingeschlossen wurde, vertheidigte er dasselbe, nachdem der tapfere Colonna verwundet worden war, mit größtem Nachdrucke, trotz aller Noth, die er und seine Landsknechte durch den Mangel an Lebensmitteln zu leiden hatten, gegen die weit überlegene Macht so lange, bis Georg von Lichtenstein mit 8000 Landsknechten ihm zu Hilfe kommen konnte und die Feinde sich zurückziehen mußten. Nach vertragsmäßiger Uebergabe des 6 Jahre vertheidigten Veronas an die Republik Venedig, zog Freundsberg mit den Seinen wieder nach Deutschland.

Kaiser Maximilian belohnte seine Tapferkeit und Treue mit der Feldhauptmannschaft der gefürsteten Grafschaft Thyrol und einem Jahresgehalt.

Nachdem 1519 Herzog Ulrich von Württemberg die dem schwäbischen Städtebund angehörige Stadt Reutlingen durch seine Truppen hatte nehmen lassen und ihr Huldigung abgezwungen hatte, da nahm Freundsberg unter dem Oberbefehle des Herzogs Wilhelm von Bayern Theil an der Rache desselben wegen der seiner Schwester Sabina von dem Herzoge Ulrich geschehenen üblen Behandlung, nahm mit dem Bundesheer alle württembergischen Städte und Schlösser und zwang den Herzog zur Flucht außer Land.

In diesem Jahre verheirathete er sich zum zweitenmale mit Anna, einer Gräfin von Lodron (11. Sept.), nachdem er seine im Sommer 1500

angetraute Gemahlin Katharina, eine geborne v. Schrovenstein, am 24. Febr. 1518 durch den Tod verloren hatte.

Kaiser Karl, am 28. Juni 1519 erwählt, bestätigte gerne unsern Helden in seinem Amte und Jahresgehalte, und übergab ihm überdieß das Schloß Ringelstein sammt der Burghut.

Zu dem auf dem Reichstage zu Worms 1521 durch die Reihen der versammelten Reichsstände schreitenden Luther, den er und Ulrich von Pappenheim eingeführt hatten, sprach Freundsberg, ihm auf die Achsel klopfend: „Mönchlein, Mönchlein, du gehest einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan habe. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort; Gott wird dich nicht verlassen". Wie charakteristisch dieser einfache Trost und edle Ermuthigung! Luther schätzte den tapfern und einsichtsvollen Mann hoch; er sagte von ihm, er sei einer der Wunderhelden, um welcher willen Gott ein ganzes Land segne.

Im Kriege des Kaisers Karl V. mit Franz I. von Frankreich zog Freundsberg mit seinen Schaaren in die Picardie. Er eroberte Navarra, allein seine Macht war zu gering gegen des Königs 40000 Mann; er zog sich unter den Schutz von Valenciennes zurück, und rettete so sein Heer. Er hat immerdar diesen Abzug als „das höchste Glück und die ehrlichste Kriegsthat" gehalten.

Kaum war er wieder in Mindelheim angekommen, als ihn der Kaiser berief, Mailand gegen die Franzosen und Schweizer zu unterstützen. Er ließ seine Werbetrommel ertönen, und bald ging er an der Spitze (Jan. 1522) von 6000 Mann im hohen Winter über das Wormser Joch und kam am 23. Febr. nach Mailand. Bei Bicocca kam (27. April 1522) es zur Schlacht; 8000 Schweizer unter Arnold v. Winkelried unterstützt von einigen französischen Edelleuten stürmten gegen Freundsbergs Landsknechte. Als er den drohenden Sturm sah, fiel er mit den Seinen auf die Kniee und bat Gott um Sieg und Glück; dann erhob er sich mit den Worten: „Wohlauf zu guter Stund in Gottes Namen"! In wildem Ungestüm bewegte sich die Schlacht; Freundsberg und seine Leute hieben mit Macht in die Schweizer; der Sieg blieb ihnen, 22 Hauptleute, unter ihnen Arnold von Winkelried und Albrecht von Stein, 3000 Schweizer fielen. Nun vorwärts — er nahm Pizzighettone, Cremona durch Vertrag, Lodi und endlich Genua, durch dessen Plünderung sich sein Heer bereicherte; er selbst nahm einen silbernen Scepter, die silbernen Schlüssel des Meeres und die Hauptflagge der Republik als Siegeszeichen mit nach Mindelheim; von jener Zeit an hießen ihn die Schweizer den „Leutfresser." Aber Ruhe war ihm nicht gegönnt; König Franz von Frankreich im Bunde mit dem Papste Julius und Venedig wollte Mailand wieder erobern und den Kaiser aus Italien werfen, er zog deßhalb mit einer großen Macht von Franzosen, Deutschen und Schweizern dorthin. In Pavia hielt sich noch eine kleine Besatzung unter Freundsbergs Sohn Kaspar, der wegen seiner schon

mit 23 Jahren bewiesenen Tapferkeit Hauptmann eines Fähnleins Landsknechte war. Freundsberg, vom Kaiser aufgefordert, warb mit Hilfe von 50000 Dukaten aus Genua und durch die Verpfändung der Einkünfte von Neapel wieder neue Haufen Landsknechte, mit deren 11 er, mit 18 Max Sittich von Ems, nach Italien zogen, und die bei Lodi sich unter ihm zusammenschaarten. Sie riefen nach einer kurzen Anrede Freundsbergs ihm zu, er sei ihr Vater, sie wollten Leib und Leben zu ihm setzen. Er entsetzte Pavia, das König Franz in gedeckter Stellung am Thiergarten umlagerte, indem er am 24. Febr. 1525 die Franzosen in ihrem Lager überfiel, nachdem er sie manche Nacht durch Angriffe beunruhigt hatte. Anfangs schwankte der Sieg, da die schwarze Schaar, aus Deutschen bestehend, und die Schweizer auf's Tapferste fochten; aber Freundsberg brach unaufhaltsam vor, während sein Sohn aus Pavia einen Ausfall machte; die Feinde flohen, der König Franz wurde verwundet gefangen, und sein Schwert an Freundsberg übergeben. Hiedurch war der Krieg geendet und Freundsberg ging vor Anfang April wieder nach Hause — doch zu kurzer Ruhe; denn bald darauf berief ihn der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und der schwäbische Städtebund, um den entstandenen Bauernkrieg mit unterdrücken zu helfen. Er vereinigte seine in Mindelheim gesammelten acht Fähnlein Landsknechte mit dem Heere des Feldhauptmanns des schwäbischen Bundes, Truchseß von Waldburg, der am 13. Juli am Schrottenbach bei Memmingen den Bauern gegenüberstand, und es gelang ihm unter dem Schrecken des Geschützes, die Bauernanführer durch Wort und Geld zu bereden, daß sie die durch die Anwesenheit des gefürchteten Feldhauptmanns schon erschreckten Bauern bewogen, auseinander zu gehen. Ebenso brachte er als Locotenent des Herzogs Ludwig von Bayern dem Erzbischofe v. Salzburg Hilfe gegen die Bauern, mit denen er einen Vergleich einging, und beruhigte den Aufstand der Bauern in Tyrol. Nachdem er auf solche besonnene Weise ohne Blutvergießen diese Fehden beendet hatte, zog ihn sein Geschick wieder und zwar zum letztenmale nach Italien. König Franz von Frankreich hatte nach seiner Gefangennehmung in Spanien, wohin er gebracht worden war, einen Vertrag mit dem Kaiser geschlossen, nach welchem er das Herzogthum Burgund abtreten und seinen Ansprüchen auf Italien und die Niederlande entsagen wollte. Als er aber in Freiheit war, brach er den Vertrag, verbündete sich mit dem Papste, der ihn seines Eides entband, und wollte Florenz und Neapel wieder dem Kaiser entziehen. Der Plan war auch nicht ungeeignet, da der Kaiser weder Geld noch Truppen zu seiner Vertheidigung hatte, und es geriethen daher die Besatzungen in Italien, die keine Hilfe erhalten konnten, namentlich jene Mailands, in der Kaspar v. Freundsberg als Oberster stand, in nicht geringe Gefahr. In dieser Noth wendete sich der Statthalter von Mailand, Herzog von Bourbon, durch Kaspar v. Freundsberg an dessen Vater, er möge dem Kaiser seine Leute und das Land erhalten; gleichzeitig ließ ihn der Kaiser bitten, er möge Alles anwenden, um Italien zu erhalten, er

wolle ihm alle seine Auslagen ersetzen. Georg v. Freundsberg, immer bereit, seinem Kaiser zu dienen, versetzte seine Güter, selbst die Pretiosen seiner Gemahlin, und brachte bald in 35 Fähnlein 12000 Mann zusammen, mit denen er im November 1526 nach Italien abzog. Er vereinigte sich am 31. Jan. 1526 mit dem Herzog von Bourbon und beabsichtigte, gerade gegen den Papst selbst nach Rom vorzudringen. Aber der Mangel an Geld hielt ihn plötzlich in seinen Unternehmungen auf; denn die italienischen und spanischen Soldaten empörten sich, da ihnen längere Zeit kein Sold ausbezahlt worden war, und die Unzufriedenheit theilte sich seinen Landsknechten mit. Da versammelte er am 16. März 1527 seine Deutschen in einen Ring, trat unter sie und redete mit Milde und Ernst zu ihnen: sie möchten doch sich und ihn vor Schaden und Schande bewahren, sie hätten erst vor wenigen Tagen beschlossen, Keiner von dem Andern zu weichen, bei einander zu verharren und zu sterben, bis sie bezahlt und zufrieden gestellt wären, sie möchten doch noch eine kleine Zeit Geduld haben, er wolle sich verbinden, daß sie binnen Monatsfrist gänzlich bezahlt würden. Also sprach er „daß er einen Stein sollte bewegt haben," aber seine Worte waren ohne Erfolg; Geld! Geld! brüllte der Haufe und senkte die Spieße gegen seinen Obersten. Die Aufregung über diese Meuterei wider ihren Anführer, den sie vorher ihren Vater nannten, brach die Kraft des Helden; er verlor die Sprache und sank auf eine Trommel hin — ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. Am 22. März kam er wieder zu sich; er ermahnte den Herzog: den Zug nicht aufzugeben, er wolle sein Volk jetzt Gott befehlen, er habe das Seinige gethan und könne nicht mehr; er bestellte als seinen Nachfolger den Locotenenten Conrad v. Bemmelburg und ließ sich am 22. März zu Schiffe nach Ferrara bringen, von wo er nach Jahresfrist in Geleit seines Sohnes Kaspar über Graubündten nach Mindelheim gebracht wurde, wo er am 12. Aug. 1528 ankam und acht Tage darauf am 20. Aug. starb, seine durch seine Aufopferung für den Kaiser verschuldeten Güter, für deren Verpfändung seine Erben einen Ersatz nicht zu erhalten im Stande waren, seinem Sohn Conrad hinterlassend, der gleich seinem Vater dem Kaiser als Oberst diente und im September 1536 starb. Das Geschlecht der Freundsberg erlosch mit Georg dem Jüngeren, der auch in den Niederlanden als Anführer deutschen Fußvolkes mit Auszeichnung diente, am 1. Nov. 1586.

Wie Freundsberg im Felde tapfer und ernst war, so liebte er die Musik und dichtete wohl auch ein Sprüchlein.

Seine Büste ist in der Ruhmeshalle zu München aufgestellt.

Albrecht Dürer,

Maler.

„Mein Lob begehr' ich allein unter den Verständigen zu haben."

Aus dem alterthümlichen Eckhause am Thiergärtner Thor der weltberühmten und kunstreichen Reichsstadt Nürnberg tritt uns in der mit Pelz verbrämten kleidsamen Tracht seines Zeitalters ein Mann, das freundliche Antlitz belebt von klaren Augen, mit langen braunen Haaren umwallt, entgegen — und wie er einherschreitet Hand in Hand mit seinem biedern und gelehrten Freunde Wilibald Pirkheimer, erfreuen wir uns eines lebendigen Bildes altdeutscher Einfachheit und Würde.

Es ist Albrecht Dürer, Deutschlands erster Maler und sein Stolz, würdiger Zeitgenosse eines Michael Angelo und Raphael, dessen Freund er war.

Sein Vater Albrecht Dürer, geboren 1427 aus einem ungarischen Geschlechte, das sich von Landwirthschaft und Viehhandel nährte, kam aus Eytas, einem Dorfe bei dem Städtchen Jula, acht Meilen von Waradein in Oberungarn, nach einer Reise in den Niederlanden 1455 als Goldschmiedsgeselle nach Nürnberg, trat dort bei dem geschickten Goldschmiede Hieronymus Haller in Arbeit und errang sich durch seinen Fleiß und seinen Charakter dessen Gunst in solchem Grade, daß dieser ihm seine 15jährige Tochter Barbara im Jahre 1467 zur Ehefrau gab; aus dieser Ehe entsproßten bis 1492 achtzehn Kinder, deren drittes, unser Albrecht Dürer, am 21. Mai 1471 das Licht der Welt erblickte, und von dem berühmten Buchdrucker Anton Koburger, der schon 100 Setzer, Correktoren und Drucker und 24 Pressen beschäftigte, als Pathe begrüßt wurde. Sein Vater, ein frommer und fleißiger Mann, der bei harter Arbeit nur geringen Verdienst hatte, erzog seine Kinder mit großer Sorgfalt, gab selbst, nachdem sein Sohn in der Schule schreiben und lesen gelernt hatte, ihm die erste Anleitung zum Zeichnen und unterrichtete ihn in seinem Handwerke, in welchem er sich auch so ausbildete, daß er im 13. Jahre ein in Silber getriebenes Werk, die sieben Fälle Christi, fertigen konnte. Allein seine Vorliebe für Malerei bestimmte ihn, das Handwerk zu verlassen und der Kunst sich zu widmen, wozu sein Vater, obgleich er über die im Handwerke verlorne Zeit seines Sohnes ungehalten war, doch endlich seine Zustimmung gab, und ihn dem besten der damaligen Maler in Nürnberg, Michael Wohlgemuth am St. Andreastage 1486 auf drei Jahre zum Unterrichte übergab. Hier lernte er mit vielem Fleiße „ob ich schon viel von seinen Knechten leiden mußte." Im Jahre 1490 bereiste er Deutschland und den venetianischen Staat, 1492 Elsaß und Colmar, Basel, und kam erst 1494 nach Pfingsten auf den Wunsch seines Vaters zurück. „Als ich anheim kommen war, handelte Hans Frey (ein berühmter Mechanikus) mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit Namen Jungfrau Agnes, gab mir zu ihr 200 fl.

und ich hielt Hochzeit am Montag vor Margaretha (7. Juli) 1494." Schon der Ausdruck: „handelte" mag bezeichnen, daß die Ehe nur unter den Vätern, nicht aus gegenseitiger Zuneigung der Kinder entstanden sei, wie denn auch diese Verbindung für Dürer eine Quelle langer und intensiver Leiden wurde, da seine Frau mürrisch, geizig, zänkisch, unverständig und doch hochmüthig war und in ihrer Unersättlichkeit und Gier nach Erwerb ihren ohnedieß unermüdeten Mann zu immer erhöhterer Anstrengung aneiferte. Nun arbeitete Dürer mit allem Fleiße, zeichnete, malte, radirte und stach in Kupfer und schnitt in Elfenbein und Holz. Im Jahre 1502 traf ihn der harte Schlag, daß sein Vater, dem er in kindlicher Liebe und Verehrung anhieng, Mitternacht vor St. Matthäusabend starb. Ende des Jahres 1505 reiste er nach Venedig, wo er ein Gemälde fertigte, die Marter des hl. Bartholomäus, für das er 110 fl. erhielt; doch war sein Aufenthalt dort, obgleich ihm der Rath 200 Dukaten jährlich, wenn er bleiben wolle, versprach, durch die Anfeindungen der dortigen Maler sehr vergällt; „wist, daz mir die Maler fast abholt hy sind. Sy haben mich 3 mal vur dy Herren gnüt (genöthigt) und muz 4 fl. In Ir Schull geben." Im Ganzen gefiel es ihm dort doch wohl. „O wy wirt mich nach der sunen frieren, hy bin ich ein Her, daheim ein schmarotzer." Von Venedig begab er sich 1506 nach Bologna, um Perspektive zu lernen, wurde daselbst von den Künstlern mit allen Ehren aufgenommen, kehrte dann nach Venedig zurück und traf 1507 wieder zu Hause ein. Am 17. Mai 1514 starb Dürer's Mutter, die er nach seines Vaters Tode, da sie gänzlich ohne Mittel war, zu sich genommen hatte. Am Pfingsttage nach Kiliani 1520 trat Dürer mit seiner Frau und seiner Magd eine größere Reise nach den Niederlanden an, berührte auf dieser Bamberg, Schweinfurt, Frankfurt, Mainz, Köln, Antwerpen, wo er von den Malern auf ihrer Stube festlich bewirthet und mit Windlichtern „gar ehrlich" heimbegleitet wurde; „und baten mich, Ich soll Ihren guten Willen haben und annehmen und sollt machen, was ich wollt, dazu wollten sie mir Albehülflich sein." Auf seiner weitern Reise von Antwerpen kam er nach Brüssel, Mecheln, Aachen, den Rhein hinauf bis Köln, dann nach Nymwegen, Seeland, Middelburg, Brügge und Gent, über Antwerpen wieder nach Nürnberg zurück und konnte sich überall der ehrendsten Aufnahme erfreuen, wenn auch der Ertrag derselben nicht nach seinem Wunsche ausfiel. „Ich machte viel Sachen, den Leuten zu gefallen, aber das wenigst wurde mir bezahlt." Im Jahre 1521 zurückgekehrt, lebte er nunmehr in seiner Vaterstadt, welcher kein noch so glänzendes Anerbieten in Venedig und Antwerpen ihn untreu machen konnte, ganz seinen Freunden und seiner Kunst, deren letztes Produkt seine vier Apostel, Johann, Petrus, Marcus und Paulus waren, die er dem Rathe zu Nürnberg als Andenken verehrte, und welche nun in der Pinakothek zu München sind.

Am 6. April 1528 erlag Dürer der schon bei seinem Aufenthalte in Antwerpen sichtbar gewordenen Krankheit, einer gänzlichen Abzehrung, und

wurde auf dem St. Johanneskirchhofe zu Nürnberg begraben. Die berühmtesten Männer seiner Zeit, meistens ihm befreundet, Wilibald Pirkheimer, Eoban Hesse, Conrad Celtes, Thomas Venatorius sandten ihm rührende Klagen im Tode nach.

Von dem damals ansehnlichen Vermögen von 6000 fl., welches Dürer seiner Frau Agnes vermachte, wurden von ihr, als sie am 28. Dezember 1539 kinderlos starb, 50 fl. Zinsen aus 1000 fl. Capital jährlich für den Sohn eines Bürgers und armen Handwerkers, der Theologie studire, legatweise vermacht; sein Haus und die vorhandenen Platten 2c. erbte sein Bruder.

Ist Dürer wohl nicht der Gründer einer neuen Malerschule in Deutschland, so ist er doch der Stifter einer besseren Schule in Nürnberg, deren Jünger Seb. Beham, Adam Altdorfer, Hans Birkenmayer, Johann Schoorel, Hans Schäufelin und Andere ihm würdig nachstrebten.

Aber nicht nur als Maler, Holzschneider und Kupferstecher in einer ungeheuren Anzahl der fleißigst durchgeführten Werke hat sich Dürer ausgezeichnet, er glänzt überdieß noch als Schriftsteller durch seine Schriften: „eine Unterweisung der Messung mit dem Zirkul und Richtschait in Linien, Ebenen und ganzen Körpern" (1525), seinen „Unterricht von Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken" (1527), dann seine „4 Bücher über menschliche Proportionen" (1528); er gilt als Erfinder des Aetzwassers, der gläsernen Copirscheibe und der Kunst, Holzschnitte mit zweierlei Farbe zu drucken.

In seinen Werken ist lebendige Einbildungskraft, leichte und naturgemäße Zeichnung, fleißige und zierliche Ausführung, edler und erhabner Styl, meist einfache Anordnung, wahres und glänzendes Colorit zu bewundern.

Dürer's innere Gestaltung entsprach seiner äußeren wohlthuenden Erscheinung; denn er war von wissenschaftlicher Bildung, lebhaftem Geiste, scharfsinnig, angenehm in der Rede und in seinem Benehmen bescheiden, fromm und geduldig im Ertragen widriger Schicksale, einfach ohne Prunk, die Verdienste Andrer ohne Neid anerkennend, dankbar für jede ihm gewordne Auszeichnung. Wie ihn bei seinen Lebzeiten Kaiser Maximilian, Karl V. und andere Potentaten, Große, Gelehrte, Künstler und Körperschaften wegen seiner Persönlichkeit und seiner Kunst hoch ehrten, so hat ihm seine Vaterstadt im Jahre 1840 in dankbarer Anerkennung ein ehernes Denkmal (modellirt von Rauch, gegossen von Burgschmiet) gesetzt und feiert jährlich seines Namens Andenken. König Ludwig, der ihn in seinen Walhallagenossen wahrhaft plastisch schildert, nahm ihn in die Ruhmeshalle durch Aufstellung seiner Büste auf. Sein Ruhm wird unter den Gebildeten aller Nationen nicht verklingen.

Lukas Kranach,

Maler.

> Nur beglückend, freudevoll erhebend
> Blüht, in ewig während hehrem Ruf,
> Edle Thaten noch der Nachwelt gebend,
> Was der Künstler liebevoll erschuf.
>
> König Ludwig.

Lukas Müller, nach seinem Geburtsorte (Kronach nun in Oberfranken) Kranach genannt, 1472 geboren, erhielt die ersten Anleitungen seiner Kunst durch seinen Vater; seine Bildung mußte aber auch eine umfassende gewesen sein, da es ihm gelang, die Zuneigung dreier geistreicher Fürsten zu erringen, und er mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, wie Luther, Melanchthon, Spalatin, Scheuerl in freundlicher Verbindung stand. Schon hatte er sich einen großen Ruf als Maler erworben, als er 1504 in die Dienste des Herzogs Friedrich III. von Sachsen nach Wittenberg berufen wurde, der ihm 1508 aus Achtung einen Wappenbrief ertheilte; nach dessen Tode (1525) aber blieb er bei seinem Nachfolger, dem Herzog Johann, Kurfürsten von Sachsen, von denen beiden er hochgeachtet war. „Wie gnediglich seine churfürstliche Gnaden auch meister Lucassen von Cranach Maler gehalten, ist gemeiner Landschaft wißlich." Auch Kurfürst Johann Friedrich, der Großmüthige, behielt ihn in seinem Dienste und hatte es nicht zu bereuen, da er an ihm einen treuen Diener und Freund gefunden hatte. Nachdem nämlich der Kurfürst als Haupt des schmalkaldischen Bundes vom Kaiser am 20. Juli 1546 in die Acht erklärt, und in der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 gefangen worden war, da erschien Lukas Kranach vor dem Kaiser, der ihn, seines früher von ihm (1509 in den Niederlanden) gemalten Bildnisses sich erinnernd, hatte rufen lassen, und ihm eine zu erbittende Gnade zusagte. Kranach fiel dem Kaiser zu Füßen mit den Worten: „Unüberwindlichster Kaiser, da nach Gottes Wille deine Majestät den Sieg davongetragen und meinen Fürsten in der Schlacht gefangen hat, so beschwöre ich deine Majestät, daß du nach deiner Milde dem gefangenen Fürsten die Strafe linderst und Gnade gegen ihn übst." Der Kaiser beruhigte ihn und entließ ihn reich beschenkt. Der Kurfürst aber mußte in der Gefangenschaft bleiben, die von 1550 an Kranach mit ihm theilte. Als er im Oktober 1552 frei gegeben wurde, kehrte Kranach mit ihm zurück und starb in Weimar in den Armen seiner Tochter Barbara, die an den berühmten fürstlichen Kanzler Dr. Christ. Bruck verheirathet war, am 16. Oktober 1553.

Er hatte sich durch seine Lebensweisheit während seines 46jährigen Aufenthalts in Wittenberg die Achtung seiner Mitbürger in solchem Grade erworben, daß sie ihn 1519 zum Mitglied des Rathes und zum Kämmerer, 1537 zum Bürgermeister erwählten. Aus seiner Ehe mit Barbara Brengbier († 1541), der Tochter eines Rathsherrn aus Gotha, waren 2 Söhne

hervorgegangen, Johann der ältere, der als immatrikulirt an der Hochschule zu Bologna 1536 starb, und Lukas, geboren 1515, der, auch als Maler berühmt, in der Würde eines Bürgermeisters in Wittenberg 1586 starb. Kranach war nicht nur ein ausgezeichneter Maler in Oel- und Wasserfarben, er fertigte auch viele und vorzügliche Kupferstiche und Holzschnitte, und trieb Papier- und Buchhandel. Seine Gemälde, in Gegenständen des alten und neuen Testamentes, historischen und Thierbildern — Portraits u. a. bestehend, zeichnen sich durch die unbefangene Auffassung der Natur, einfache und frische Behandlung, Treue und Wahrheit aus, und sind in den Gemäldesammlungen von ganz Deutschland verbreitet, so zu Augsburg, Berlin, Braunschweig, Darmstadt, Frankfurt, Gotha, Halle, Jena, Innsbruck, Leipzig, Meißen, München, Nürnberg, Naumburg, Pommersfelden, Prag, Schneeberg, Siebeneichen, Stuttgart, Wartburg, Weimar, Wien, Wittenberg, Wörlitz und Würzburg.

Johann Turmair (Aventinus),

Historiograph.

„Die Wahrheit ist nicht Jedermanns Kauf, sie macht mehr Haß und Neid, als Gunst und Freunde."

In dem geweihten Boden des Kirchhofs zu St. Emeran in Regensburg liegt der sterbliche Rest des großen Mannes, dem Bayern, soweit nämlich die bayerischen Erblande darunter verstanden werden, seine erste zusammenhängende auf Urkunden begründete Geschichte verdankt, und der deßhalb nicht mit Unrecht der Vater der bayerischen Geschichte genannt wird. Hätte Bayern wie England eine Westminsterabtei, wo die Ersten des Volkes in ihrem Tode versammelt sind, so dürfte in einer solchen ein Aventin nicht fehlen, er würde eine der ersten Stellen einzunehmen haben. —

Seine tiefe begeisterte Anhänglichkeit an sein Vaterland, seine unbestechliche Wahrheitsliebe, der unermüdete Fleiß im Sammeln („hab Tag und Nacht keine Ruh gehabt, viel Hitz und Kälte, Schweiß und Staub, Regen und Schnee erlitten, das ganze Bayerland durchritten, alle Stift und Klöster durchfahren, Buchkammern und Kästen fleissig durchsucht, allerlei Handschrift ꝛc. durchlesen und abgeschrieben, alle Winkel durchlaufen und untersucht ꝛc. — ich habe mich einer großen Bürde und schweren Last unterstanden") und Sichten des geschichtlichen Materials, die geläuterten Ansichten über die Grenzlinien zwischen Hierarchie und weltlicher Gewalt, seine sittliche Entrüstung gegen Anmaßung und Habsucht des Clerus wie gegen jedes in Moral nicht gegründete Gebahren, das Streben, seine Erzählung in eine dem Bildungsgrade seines Volkes entsprechende, doch dasselbe veredelnde Sprache zu fassen, seine in Zeichnung der größten Charaktere wie der wichtigeren Ereignisse

durch glückliche Auffassung ausgezeichnete Darstellung und so nicht minder der ganze Ziel- und Endpunkt seiner Geschichte: deren Einleben in die größere Masse des Volkes zu veranlassen, zeichnen ihn vor allen Anderen aus und begründeten den Ausspruch Göthe's, „daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könne, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als Tschudi's schweizerische oder Aventin's bayerische Chronik."

Johann Turmair, nach damaliger Sitte, den Namen in's Lateinische zu übertragen, oder sich nach seinem Geburtsorte zu nennen, Aventinus von seiner Vaterstadt Abensberg (Landg. Abensberg in Niederbayern) genannt, wurde am Ulrichstage (4. Juli) 1477 als der Sohn eines unter seinen Mitbürgern im Rufe besonderer Redlichkeit stehenden, nicht unvermögenden Gastwirths Peter Turmair geboren, und genoß im Hause seines Vaters den Unterricht der ersten Schulen, nach deren Vollendung er als 18jähriger Jüngling am 21. Juni 1495 als Bürger der Universität Ingolstadt einverleibt wurde, um sich von nun an ganz den Wissenschaften hinzugeben. Einer seiner Lehrer zu Ingolstadt war der berühmte Dichter Conrad Celtes, der wohl in ihm die Liebe zur Geschichte erweckt haben mag. Im Jahre 1499 begab er sich nach Wien, traf dort mit Celtes, den Kaiser Max im November 1497 dorthin berufen, und den er seinen Lehrer nennt, zusammen und setzte nun in innigem Verkehre mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, Cuspinian, Stabius rc. rc. seine Studien fort. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt vom 24. Dezember 1500 bis 5. März 1501 kehrte er wieder nach Wien zurück, von wo er am 19. Mai die Universität Krakau ein Jahr lang besuchte. Er verließ Krakau am 28. März 1502 und reiste, indem er wieder seine Vaterstadt besuchte, nach Paris, wo er am 14. Februar 1503 eintraf, um dort unter dem berühmten Prof. Jak. Faber Stapulensis und Jod. Clichtoveus Philosophie und Geschichte zu hören. Im Mai 1504 verließ er Paris, wo er (24.—27. März 1504) den Magistergrad errungen hatte, kam im März 1505 wieder nach Wien und lernte und lehrte dort im Umgang mit den berühmten und gelehrten Männern jener Universität. Im Februar des Jahres 1507 suchte er seine Vaterstadt wieder auf, wurde aber auf der Reise dahin in Regensburg von einer schweren Krankheit befallen und während derselben von einem wohlhabenden Bürger Andreas Brims in sein Haus aufgenommen und gepflegt. Aus Dankbarkeit unterrichtete er nach seiner Wiederherstellung dessen Sohn Erasmus und siedelte im November desselben Jahres nach Ingolstadt über, wo er Privatvorlesungen über Cicero hielt, welche nebst einem Gedichte an Herzog Albert IV. aus Veranlassung des glücklich beendeten Pfälzer Krieges ihm einen so günstigen Ruf bereiteten, daß er zum Erzieher der bayerischen Prinzen — 19. Dezember 1508 — ernannt wurde.

In den nächsten Jahren hielt er sich Behufs der Leitung der Erziehung der gedachten Prinzen theils in Burghausen, theils zu München und Landshut auf und unternahm mit dem Prinzen Ernst 1515 eine Reise nach

Italien, nach deren Beendigung er denselben auf die Universität nach Ingolstadt begleitete. Seine besondere Fähigkeit als Philolog beurkundete er hier durch die Herausgabe seiner grammatica omnium utilissima, grammatica nova fundamentalis und seiner rudimenta grammaticae. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Belebung der Wissenschaft nur eine freundliche Vereinigung gleichgebildeter und begeisterter geachteter Kräfte förderlich sei, stiftete er hier, seinem Lehrer Celtes folgend, die sodalitas literaria angilostadiensis (1. Sept. 1516) unter L. v. Eck's Protektorate. Als Herzog Ernst 1517 die Universität verließ, wurde er seiner Stelle enthoben, auf seinen Wunsch zum bayerischen Historiographen ernannt und durchreiste, unterstützt durch die bayerischen Fürsten, nun ganz Bayern, durchforschte alle Klöster und Archive („Ich habe auf Geheiß der Fürsten alle Winkel durchkrochen.") — und sammelte mit allem Fleiße und unermüdlicher Anstrengung seine Materialien zur Bearbeitung einer bayerischen Geschichte — annales boiorum libri septem — von den ältesten Zeiten bis Albert III. einschließlich, die er in der Zeit vom 6. Februar 1519 bis 1. August 1521 non sine ingenti labore, wie er selbst sagt, vollendete und sie, anfangs lateinisch geschrieben, später, um sie dem Volke zugänglicher zu machen, in's Deutsche übertragen herausgab. Nach Vollendung dieser Arbeit (1524) erhielt er einen Dienstgehalt von 100 fl. sammt einem Hofkleide. Im Jahre 1525 vollendete er die bayerische Chronik, welcher eine Chronik von Scheyern und eine große Zahl kleinere Werke vorausgegangen war. Der Freimuth seiner Sprache und seine Hinneigung zu der neuen Lehre Luthers („wegen des Evangeliums") hatte ihm viele Feinde zugezogen, und es gelang ihnen, als er am 7. Oktober 1528 bei seiner Schwester in Abensberg verweilte, einen Verhaftsbefehl gegen ihn auszuwirken, der auch vollstreckt wurde. Er blieb gefangen bis zum 18. Oktober, wo sein Freund L. v. Eck seine Befreiung bewirkte.

Diese Widerwärtigkeiten, das Nahen des Alters und die Sehnsucht, äußeren Unbilden entgegen im häuslichen Leben Ersatz zu finden, bewog ihn, nach seiner Uebersiedlung nach Regensburg, seine bisherige Magd, ein Mädchen aus Schwaben, Barbara Fröschmann aus Niederrieden, Landgerichts Ottobeuren, am 1. Dezember 1529 zu heirathen. („Das ich, wie's Gott geordnet und geschickht hat zu der E genumen hab die erbare, tugendsammliche zychtig Jungkfrawen B. Fröschmannin, hab daz zu nutz angesehen clar die Er, sitt und tugendt, junckfrawenzucht, gutten Verstand und zufriedenheit.") Leider aber erreichte er sein erhofftes Ziel nicht; denn seine Frau verbitterte ihm durch fortwährendes Drängen nach Mehrerwerb sein Dasein so, daß er mit Freuden die ihm von Oswald v. Eck's Vater angetragene Begleitung seines Sohnes nach Ingolstadt 1533 annahm und dort noch im vertrauten Verkehre mit Peter Apian, Seb. von Eck, Ch. Rummel und Anderen, nur seiner Wissenschaft lebend, glückliche Stunden verlebte. Kurz war diese Ruhe und dieß Glück; denn als er an Weihnachten 1533 nach Regensburg ging, um Frau und Kind nach Ingolstadt

mit sich zu nehmen, unterlag sein ohnehin durch Arbeit geschwächter Körper den Unbilden einer rauhen Jahreszeit und er endete trotz aller Hilfe am 9. Januar 1534 sein edles Dasein. Sein Freund Johann Teylenk, Stadtsyndikus in Straubing, ließ ihm einen Grabstein von Marmor setzen, der nun in der Vorhalle der Kirche zu St. Emeran eingemauert ist.

Aventin, freundlich und mild im Umgange, war von mittlerer Größe, mager, bleichen Angesichts, den Kopf mit röthlichen Haaren und einem rothen Kinnbart umsäumt; er lebte sparsam und seine Arbeit begann er mit Abend bis gegen Mitternacht. — Seine Büste ist in der Walhalla und in der bayerischen Ruhmeshalle aufgestellt. Am 12. Oktober 1861 wurde in Abensberg durch freiwillige in die Hände des historischen Vereins für Niederbayern niedergelegte Beiträge ein von dem Landshuter Künstler Max Puille entworfenes in Kelheimer Kalkstein ausgeführtes 8′ hohes Standbild errichtet.

Johann Cochläus (Dobeneck),

Capitular und Gegner der Reformation.

Cochlaeus noster vir et ingenii rari eruditionisque summae.
Ein Mann von seltnem Talente und höchster Gelehrsamkeit.
Pirkheimer.

Ein anfangs freisinniger, mit Hutten in freundlichem Verhältnisse lebender Mann, dann einer der heftigsten Widersacher der Reformation war der durch seine große Gelehrsamkeit in der lateinischen und griechischen Sprache, in Geographie und Geschichte, Mathematik und Musik gleich ausgezeichnete Johann Dobeneck, von der griechischen Uebersetzung seines Geburtsorts Wendelstein bei Nürnberg Cochläus genannt. Er war geboren am 10. Januar 1479, studirte in Nürnberg Mathematik und gelehrte Sprachen, begab sich dann nach Cöln, um allda der Mathematik und Theologie sich zu widmen, erhielt dort die Magisterwürde, und endlich 1510 den Ruf als Rektor der lateinischen Schule bei St. Lorenz in Nürnberg, welche Stelle ihm trotz seiner Verdienste um diese Schule nicht zuzusagen schien, denn schon im Jahre 1515 ging er nach Bologna in Italien als Hofmeister der Neffen (Geuder) des Wilibald Pirkheimer, in dessen Hause er wohl gelitten war. Er erhielt am 18. März 1517 zu Ferrara den Doktorgrad der Theologie, und überkam dann 1520 das Dekanat zu Unserer lieben Frauen in Frankfurt a. M. Von hier begab er sich nun schon im Interesse der alten katholischen Kirche 1521 zum Reichstage nach Worms; von dieser Zeit beginnen seine in der damals oft geübten grobkörnigen Sprache geschriebenen Streitschriften gegen die Ansichten Luthers: de gratia sacramentorum 1522; adversus cucculatum minotaurum wittenbergensem, de sacramentorum gratia 1523, de baptismo parvulorum 1523 u. s. f.,

die er in der heftigsten Weise bis an seinen Tod fortsetzte. Im Juni 1524 hielt er sich in Stuttgart auf, eilte 1525 bei dem entstandenen Bauern-Aufruhr nach Köln, befand sich dann 1526 auf dem Reichstage in Regensburg, von wo er sich nach Mainz begab, um dort das ihm vom Papste verliehene Canonicat auf dem St. Viktorsberg anzutreten. Im Jahre 1529 berief ihn Herzog Georg von Sachsen als Hofprediger nach Dresden, welchem Berufe er auch bis zum Tode des Herzogs (1539), immer noch in seinen Schriften gegen die Neuerer heftig eifernd, treu blieb. Als nach des Herzogs Tode sein Nachfolger Heinrich die Reformation einführte, verließ er Dresden und von dem Bischofe von Eichstädt Moritz von Hutten dorthin berufen, nahm er ein Canonicat daselbst an, hielt sich dann 1544 einige Zeit in Ingolstadt auf, und begleitete den Bischof zum Reichstage in Regensburg i. J. 1546, wo er mit Peter Malvenda, Eberhard Billicus und Johann Hofmeister als Collocutor erwählt wurde und mit Bucer disputirte. Im folgenden Jahre besuchte er, schon als Canonicus von Breslau genannt, wieder die Universität Ingolstadt, ging dann nach Mainz, um die Schriften des ehemaligen augsburgischen Kanzlers Conrad Braun herauszugeben, und trat endlich nach Beendigung dieses Geschäftes in Breslau in das dortige Collegiat ein, worin er bis zu seinem an seinem Geburtstage 1552 erfolgten Tod blieb. Seit dem Jahre 1522 bis 3 Jahre vor seinem Tode hatte er gegen Luther, Melanchthon, Bucer, Osiander, Zwingli und Calvin gekämpft, und die Zahl seiner Schriften übersteigt 190, wenn seine Briefe, die gleichfalls polemischer Natur waren, dazu gerechnet werden.

Seine kleine Gestalt und seine hitzige Sprechweise veranlaßten den Gelehrten Mykonius, ihn das böse zornige Gaukelmännlein zu nennen. In seinen Schriften zeigt er mehr Gewandtheit in Widerlegung seiner Gegner als er Eignes aufstellte.

Dr. Sebastian von Rotenhan,

kaiserlicher Rath, Kammergerichts-Assessor und Hofmeister zu Würzburg.

„Nunquam stygias fertur ad undas inclita virtus.“
Ruhmreiches Verdienst fällt dem Vergessen nicht heim.

Unter den verdienten Männern Frankens, deren Andenken bei den Gebildeten des nun mit Bayern vereinten Landstriches noch in lebhaftem Klange lebt, verdient Sebastian v. Rotenhan, aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter der fränkischen Reichsritterschaft, das auf bischöflichen Fürstensitzen, wie in den mitregierenden Domkapiteln, dann in den Landtagen neuerer Zeit an den öffentlichen Angelegenheiten rühmlichen Antheil nahm, mit Auszeichnung genannt zu werden.

Er wurde als der Sohn des Amtmanns zu Schmachtenberg (nun Ldg. Eltmann), Matthias v. Rotenhan und dessen Ehefrau Maria

Barbara Förtsch von Thurnau wahrscheinlich 1478 geboren. Seine Erziehung war eine sorgsame, den Wissenschaften geweihte, und er vermehrte die durch anhaltendes Studium mehrerer Sprachen und der Mathematik, der Rechtsgelehrsamkeit, Geschichte, Geographie und Alterthumswissenschaft, in der er 1507 im 20. Jahre den Doktorgrad sich erwarb, erweiterten Kenntnisse durch Reisen in Frankreich, England, Spanien, Italien und selbst in Palästina. („Der IV Sprachen kundig und ob XII Königreiche durchzogen" Inschrift einer ehernen Tafel in der Ritterkapelle zu Haßfurt). Er trat mit Conrad Celtes, Aventin, Coban Hesse, Ulrich Hutten, Erasmus v. Rotterdam in freundlichen brieflichen Verkehr, und sammelte eine bedeutende Bibliothek, die wahrscheinlich im Schwedenkriege zu Grunde ging. Im Jahre 1520 wurde er zum Beisitzer des Kammergerichtes in Constanz, welches später nach Wetzlar verlegt wurde, ernannt, und schon in demselben Jahre erscheint er als Hofrath des Erzbischofs und Kardinals Albrecht II. von Mainz; zu diesen seiner Staatskunde entsprechenden Ehrenstellen erhielt er noch das Hofmeisteramt des Fürstbischofs von Würzburg, wurde selbst zum kaiserlichen Rath (1530) und zum Ritter des heil. Grabes ernannt, und vom Kaiser mit einer goldenen Kette, geschmückt mit seinem Bildnisse, beehrt. „Wann wir nun angesehen und betracht haben die Erbarkeit, redlichkeit, erfahrung, schicklichkeit, gutte Sytten, Tugent und vernunfft, auch die annehmen getreuen und nützlichen Dienste, so unser und des Reichß lieber getreuer S. v. Rotenhan Rytter und Doktor unß und dem heyligen Reich in villwege gethan hat und noch teglich thut und hinfür in künfftige Zeit woll thun mag und soll." Großen Ruf erwarb er sich durch die Herausgabe der Jahrbücher des Abts Regino von Prunn (1521) und durch eine Landkarte und Beschreibung von Franken (1543), später in Ortels Theater der Welt aufgenommen. Aber nicht nur als Staatsmann und Gelehrter zeichnete Rotenhan sich aus, auch als Krieger that er sich hervor, als im Bauernkriege (1525) die Rotten derselben, nachdem er sie vergeblich in einer Sendung zu Markelsheim, von ihrem Vorhaben abzustehen, ermahnt hatte, das Schloß Marienburg belagerten. Rotenhan vom Bischofe Conrad III. mit der Vertheidigung seines Residenzschloßes nebst Andern betraut, setzte die Feste in besten Stand; er ließ im Graben Pallisaden errichten, die Thore, Zwinger, Thürme und Mauern ausbessern, Proviant herbeischaffen, eine Pulver- und Mahlmühle einrichten ꝛc. „Es haben auch viele, so in der Besatzung gelegen, öffentlich gesaget, wo dieser v. Rotenhan mit seinen fürsichtigen Rathen, Reden, Tröften, mahnen, anrichten und arbeiten in der Besatzung nicht gewesen wäre, daß unser Frauenburg ausserhalb Gottes Hülffe, der hierinnen wunderbahrlich gehandelt, von den Bauern gantz beschwerlich behalten worden wäre." Seiner Vertheidigung gelang es, die Marienburg gegen zweimaligen Sturm der Bauern dem Bischofe unversehrt zu erhalten, „deshalben ist auch diesem Sebastian von Rotenhan ein ewig Gedächtniß in Messing gegossen und uf unser Frauenburg in der Kirchen nachfolgenter

Gestalt ufgerichtet worden: Sebastian de Rotenhan, eques auratus, et Juris consultus, episcopalis aulae praefectus in plebeia hujus arcis obsidione hoc meruit anno 1525." Eingedenk dieser seiner Dienste ließ der Bischof eine Münze auf ihn schlagen und bediente sich fortwährend seines Rathes in allen Angelegenheiten.

Nach rühmlich vollbrachtem Leben starb er in seinem 54. Jahre i. J. 1532 und wurde zu Rentweinsdorf, einem noch heute im Besitze seiner Familie befindlichen Schlosse im Landgerichte Baunach, begraben, in dessen Kirche ihm ein Denkmal errichtet ist.

Franz von Sickingen,

Ritter.

Viret, memorique in ore Atque animis hominum patriae indelebile nomen.	In Mund und Herzen der Menschen lebt unauslöschlich des Vaterlandes Name!

Franz von Sickingen wurde am 1. März 1481 zu Ebernburg bei Kreuznach, einem der größten Schlösser seines Vaters Schweikard von Sickingen, des kurpfälzischen Obersthofmeisters und Amtmanns zu Kreuznach, geboren. Seine Mutter Margaretha v. Hohenburg, aus einem alten rheinischen Geschlechte, die Letzte ihres Geschlechtes, brachte ihrem Manne die Burg Landstuhl zu. In seiner Geburtsstunde bemerkte sein Vater, der der Mathematik kundig und ein thatkräftiger Mann war, am Himmel so eigenthümliche Erscheinungen, daß er daraus schloß, daß sein Sohn viel Ansehen in seinem Leben erhalten, aber ein schweres Ende nehmen werde. Die Erziehung des jungen Ritters war gleich der für den jungen Adel gewohnten an allen körperlichen Uebungen reich. Aber auch in den Wissenschaften war er nicht unbewandert geblieben und scheint namentlich von Reuchlin unterrichtet worden zu sein, den er, als er später verfolgt wurde, beschützte: „weil ich billig zu Herzen führe, und beweg, er sich so viel an ihme gewesen, beflissen hat, mich in meiner Jugend sittlicher Tugend zu unterweisen." Er liebte und betrieb die gelehrten Studien und beschützte bedrängte Gelehrte. Von Natur mit einem durchdringenden Verstande begabt, voll Eifer und Feuer, zog ihn aber der Durst nach Thaten mehr zum Kriegsdienst, welcher Ruhm, Ehre und Glanz versprach. Seine Aufgabe war es, als sein Vater im bayerischen Erbfolgekriege für den Pfalzgrafen am Rhein gegen Kaiser Maximilian focht, und deßwegen und als Sühne für manche Reiterthat auf dem Blutgerüste 1504 enden mußte, den Wohlstand seiner Familie zu erhalten. Im Jahre 1502 empfing er den Ritterschlag und wird kurz darauf als Vogt von Kreuznach genannt. Wahrscheinlich begleitete er den Kaiser Maximilian 1508 in seinem Kriege gegen die Venetianer; seine erste bekannte Waffenthat aber war eine Fehde 1508 mit Graf Reinhard von Zweibrücken wegen einer Forderung eines seiner

Dienstmänner, dann eine gleiche 1513 gegen die Reichsstadt Worms, deren Rath den Hofnotar des Bischofs daselbst, Slör, der als Theilnehmer eines Aufruhrs gegen den Rath bezeichnet war, in seiner Abwesenheit seines Vermögens beraubt hatte, und der sich unter Sickingens Schutz begab. Sickingen übernahm seine Vertheidigung, und als schriftliche gütliche Vereinigung nicht gelang, erklärte er offen der Reichsstadt den Krieg, verband sich mit mehreren Adeligen, unter Andern mit Götz v. Berlichingen, seinem Schwager, plünderte und verheerte das reichsstädtische Gebiet, und nahm mehrere Bürger und Kaufleute der Stadt gefangen, die nur mit großem Lösegeld wieder frei werden konnten. Nun entstanden die lautesten und heftigsten Klagen der ganzen Kaufmannschaft gegen ihn; der Kaiser aber, der den Ritter achtete und bei gelegener Zeit sich seiner zu bedienen hoffte, äußerte: „Wie gehts zu, wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, so soll man das ganze Reich uffmahnen;" er zauderte, den Klagen Gehör zu geben. Im Anfange dieses Krieges am 9. Jan. 1515 starb Sickingens Gattin, Hedwig v. Flörsheim, mit der er nur einige Jahre in der glücklichsten mit 3 Söhnen und 3 Töchtern gesegneten Ehe gelebt hatte, im Wochenbette; er ließ sie aufs Feierlichste im Barfüßerkloster zu Kreuznach begraben, denn sie war ihm eine kluge und sanfte Gefährtin gewesen, die ihm besonders bei dem Neubau seines Schloßes Ebernburg thätige Hilfe geleistet hatte. Tief und schmerzlich fühlte er ihren Verlust, und um die Trauer zu ertödten, warf er sich den Gefahren und Fehden mit größter Hast entgegen. Nach manchem Strauße zog er von Worms ab und bald bot sich ihm 1516 wieder Gelegenheit zu kriegerischer That, als es galt, einem ihm verbündeten Herrn von Geroldseck, der mit dem Herzoge Anton III. von Lothringen in Streit verwickelt war, beizustehen. Er zog ihm mit 800 Reitern und 6000 Fußgängern zu Hilfe, zu denen noch seine Verbündete von Adel stießen, so daß sein Heer 1200 Reiter und 10000 Fußgänger zählte. Mit dieser Heeresmacht überzog er nun das Land des Herzogs, nahm mehrere Schlösser desselben weg, verheerte die Ortschaften und zwang den Gegner, ihm eine bedeutende Lösungssumme und einen jährlichen Gehalt von 500 fl. zu zahlen. Er benützte nach Beendigung dieses Streites seine Kriegsmacht, die sich jetzt auf 4000 Reiter und 16—17000 Fußgänger belief, um die Forderungen eines seiner Freunde gegen die Stadt Metz zu unterstützen und unter gleichen Drangsalen für diese und ihre Orte, nach Eroberung dreier fester Schlösser, rang er der Stadt die genaueste Genugthuung für seinen Freund und für sich eine Entschädigung von 20000 fl., für sein Heer einen monatlichen Sold ab. Je mehr aber seine Macht wuchs, um so gefährlicher mußte er den Reichsständen werden, und sie ließen nicht ab, ihn wegen der Wormser Fehde zu verfolgen. Der Kaiser, so gedrängt, erließ die Reichsacht gegen ihn und bot das gesammte Reich gegen ihn auf. Mühsam wie immer wurde die Reichsmacht zusammengebracht, und der erste Stoß gegen den Pfalzgrafen am Rhein, der auch am Wormser Zuge betheiligt gewesen war, geführt. Die ihm dadurch

gewährte Zeit benützte Sickingen durch ein freies und offenes Schreiben an den Kaiser, sich zu entschuldigen; zugleich traten Markgraf Friedrich von Baden, Graf Wilhelm von Fürstenberg, Ludwig v. Hutten und Andere vermittelnd für ihn auf; auch der Reichstag (Juni 1517) zu Mainz erklärte sich für gütlichen Vergleich. Sickingen selbst reiste Ostern 1518 nach Innsbruck zum Kaiser; die Sache wurde vermittelt, die Acht aufgehoben; die Stadt Worms erhielt die Hoffnung auf eine Entschädigung von 40000 fl., Sickingen den Titel eines kaiserlichen Hauptmanns und Kämmerers, und einen jährlichen Gnadengehalt, wogegen er versprechen mußte, seine Dienste gegen den Herzog Ulrich von Württemberg und seinen Anhang zu leisten; und somit war dieses drohende Uebel beseitigt, von Sickingen mit größtem Dank empfunden.

Im Herbste des Jahres 1518 sehen wir Sickingen schon wieder unter den Waffen, indem er der verwittibten Landgräfin von Hessen, Anna, gegen ihren Sohn, den Landgrafen Philipp, der ihre Einkünfte schmälern wollte, zu Hilfe eilt, und mit Unterstützung des hessischen und benachbarten Adels in die Landgrafschaft unter Plünderung, Brandschatzung und Verheerung einfällt, mehrere Orte eroberte und endlich Darmstadt selbst belagert. Durch Vermittlung des Markgrafen Philipp von Baden wurde eine Vereinigung erzielt, die ihm 35000 fl. Kriegsentschädigung und 50000 fl. Brandschatzung verspricht, vom Kaiser aber nur theilweise genehmigt wird. Alle diese glücklich geführten Kriege mehrten seinen Ruhm und machten seine Dienste für die Großen wünschenswerth. Selbst der König von Frankreich, Franz I., suchte ihn sich zu verbinden; er lud ihn zu sich an seinen Hof zu Amboise ein, empfing ihn auf das Freundlichste, beschenkte ihn mit einer goldenen Kette von 3000 Thaler Werth und sprach ihm in Hoffnung seiner zu leistenden Dienste einen Jahresgehalt von 3000 Francs aus. Allein dieß hinderte Sickingen nicht, die Forderungen einiger deutscher Kaufleute an Mailänder, die dem Könige unterthan waren, an sich zu bringen, den Mailändern gehörige Waaren unterwegs wegzunehmen und sich so bezahlt zu machen. Der König entzog ihm deßhalb wieder seinen Jahresgehalt, weil Sickingen sich weigerte, ihm gerecht zu werden. Aber König Karl von Spanien und Oesterreich ertheilte ihm dafür einen Jahresgehalt von 3000 fl. gegen dieselbe Bedingung, die dann auch Sickingen später ihm erfüllte, und ernannte ihn (23. Okt. 1519) zu seinem Feldhauptmann, Rath und Kämmerer. Bisher hatte Sickingen nach damaliger Rittersitte jede Fehde, die ihm einigermaßen Beute und Erfolg versprach, um deßwillen mitgemacht; nun aber führte ihn der Umgang mit Ulrich von Hutten, den er auf dem ersten Zuge gegen Württemberg oder schon früher kennen gelernt hatte, der neuen Lehre Luthers zu, deren eifriger Anhänger und Vertheidiger, deren Verbreiter, Schutz und Schirm er wurde. Hutten hatte auf sein Verlangen sein Gespräch über das Hofleben in's Deutsche übersetzt, und Sickingen, der noch vor Kurzem mit seiner Frau eine Beguinenklause gegründet hatte, und beabsichtigte, den Franziskanern „ein neues

Nest zu bauen", schloß sich nun ganz Huttens Ansichten an; er nahm ihn, als er verfolgt wurde, auf seine Ebernburg auf, die nun auch für andere um ihres Glaubens willen Verfolgte, wie des Pfarrers Aquila, Martin Bucer, Oekolampadius, Johann Schwebel, eine Freistätte wurde. Als Kaiser Maximilian 1519 gestorben war und im eingetretenen Interregnum der Herzog Ulrich von Württemberg 1519 die Reichsstadt Reutlingen plötzlich überfiel und einnahm, da verband sich Sickingen mit Georg v. Freundsberg und zog unter Herzog Wilhelm IV. von Bayern gegen ihn, welcher Krieg mit der Einnahme Stuttgarts, für Sickingen mit Erwerb der Stadt und des Amtes Neuenburg, endete. In demselben Jahre trat er für seinen Jugendlehrer Reuchlin, das Haupt der Humanisten, der von dem Dominikaner Hogstraaten und seinen Gehilfen verfolgt wurde, als Schriftsteller auf in seiner „Ervorderung und Verkundung" worin er in kräftiger Sprache sie aufforderte, seinen besondern guten Freund in Ruhe zu lassen, und ihnen droht, seine Forderung thätlich durchzusetzen. Reuchlins Feinde, die den Ernst einer solchen Sprache fühlten, beunruhigten ihn auch nicht mehr. Inzwischen war die Wahl des Kaisers in Frankfurt in der Schwebe; die Kurfürsten hatten sich bis auf den Kurfürsten von Trier für den König Karl entschieden, und es bedurfte nur eines fühlbaren Drucks von 20000 Kriegern unter Sickingen und dem Grafen von Nassau an den Grenzen, um auch der Stimme des Erzbischofs von Trier sicher zu sein. Karl wurde am 28. Juni 1520 gewählt, der nun seinerseits Sickingen bei seiner Krönung in Frankfurt (22. Okt.) mit Auszeichnung empfing und in seinen frühern Ehren bestätigte, wogegen ihm Sickingen ein Darlehen von 20000 fl. machte. Auch gab er ihm bald Gelegenheit, seine Treue zu beweisen, als König Franz I. v. Frankreich, unmuthig über die vereitelte Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone, die Forderung des Robert von der Mark an den Kaiser wegen eines Rechtsstreites zu der seinigen machte und dessen Heer 1521 die Niederlande überzog. Ihm entgegen führten des Kaisers Heer der Graf von Nassau und Sickingen mit 3000 Reitern und 10000 Fußgängern; sie eroberten Mouson und andere Schlösser und belagerten Mezieres, mußten sich aber zuletzt zurückziehen; der Kampf im Freien war Sickingens Sache, nicht langwierige Belagerungen. — Luthers Lehre hatte sich unterdessen befestigt und Sickingen nahm sich nun mit Eifer ihrer Verbreitung an; er munterte den Adel brieflich zur Theilnahme auf, und schützte seine Freunde vor Angriffen. Als die Carthäuser zu Schlettstadt 1521 Huttens Bildniß mißhandelten, drang er mit seinen Haufen in die Stadt, und die Mönche zahlten ihre That mit 2000 Gulden.

Die fortschreitende Macht der Fürsten war längst schon dem Adel, der für seine alten Reichsfreiheiten fürchtete, gefährlich erschienen, und Sickingen veranlaßte viele Ritter von Franken, Schwaben und vom Rhein, in Landau (Juli 1522) sich zu versammeln, um sich zu einem gegenseitigen Schutzbündniß zu vereinen, und er wurde von ihnen nach einer begeisterten

Rede zum obersten Bundeshauptmann gewählt. Obgleich vom Podagra geplagt, benützte er die nächste Zeit seines Aufenthaltes auf der Ebernburg sich tüchtig zu einem Heereszuge gegen den Erzbischof von Trier wegen einer Bürgschaft Sickingens, die der Erzbischof nicht annahm, zu rüsten, und hiedurch den Anfang zum Sturz der fürstlichen Macht zu machen. Noch in demselben Jahre warf er sich mit 5000 Fußgängern und 500 Reitern in die Lande des Erzbischofs, eroberte St. Wendel, belagerte vom 8. bis 14. Sept. Trier, zog sich aber, als der Pfalzgraf Ludwig und der Landgraf Philipp v. Hessen sich näherten, mit Beute beladen wieder in seine Ebernburg zurück, indem er viele seiner Truppen entließ. Die verbündeten Fürsten folgten ihm, eroberten Stadt und Schloß Kronenburg und umlagerten Ebernburg. Im nächsten Frühjahre (30. April 1523) zog er gegen den Kurfürsten der Pfalz, brandschatzte Kaiserslautern, aber mußte sich endlich nach Landstuhl zurückziehen, wo ihn die verbündeten Fürsten, da er dort krank lag, einschlossen und ihm die Kriegserklärung zusendeten, welcher Sickingen entgegnete: „sie haben neues Geschütz, ich neue Mauern, wir wollten eins wagen.“ Schon am 1. Mai wurde das Schloß auf das Ernsteste beschossen, und ein 14 Schuh dicker Thurm niedergelegt, dem eine 24 Schuh breite Mauerbreche folgte. Sickingen ließ sich dahin bringen, und fiel, getroffen von einem durch einen schweren Schuß aus einer Nothschlange, auf ihn geschleudertes Stück Holz tödtlich verwundet. Er wurde in sein Gemach getragen, welches nunmehr, durch einen Verräther signalisirt, den Zielpunkt des Geschützes abgab. Man brachte ihn in ein anderes Gewölbe; seine Wunde war so furchtbar, daß man Lunge und Leber im Leibe sah, daß ein Soldat beim Anblick derselben in Ohnmacht fiel. „Helft dem, eh mag ich nicht verbunden werden,“ sagte Sickingen. So auf's Aeußerste gedrängt, mußte er sich, von seinen Freunden verlassen, ergeben. „Verlasse sich keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröstung!“ Als nach der Einnahme des Schlosses der Pfalzgraf Ludwig an sein Bett trat, reichte er ihm die Hand und zog sein schlaproth Barettlein ab. „Bleib liegen, Franz, sagte der Pfalzgraf, setz auf!“ Da ihm der Kurfürst von Trier Vorwürfe machte, antwortete er ihm: „hab jetzt mit einem großen Herrn zu reden.“ Am 7. Mai gegen Mittag starb er in Gegenwart des Landgrafen Philipp und wurde zu Landstuhl begraben, betrauert von dem ganzen Adel, der ihn zu unterstützen nicht Anlaß gefunden hatte. So endete ein seltener kräftiger Mann, Deutschlands letzter Ritter.

Sein Geschlecht starb mit Grafen Franz von Sickingen, geb. 1. Juli 1760, der ein feingebildeter Mann, aber ein Sonderling und Verschwender war, aus. Er hatte durch seinen großen Aufwand auf Reisen nach und nach alle seine bedeutenden Besitzungen in Böhmen und am Rheine verloren; Landstuhl, Schallodenbach und die übrigen Güter auf der linken Rheinseite hatte ihm die französische Besitzergreifung schon früher entzogen,

und so war er in die größte Dürftigkeit gefallen. Er lebte zuletzt auf einem Sauerburger Hofe in einem Seitenthale der Wisper, unterstützt von einer kleinen ihm durch dritte Hände unter allerlei Vorwand, da er sie sonst nicht angenommen hätte, ihm zugewendeten Rente des Herzogs von Nassau und starb am 25. Nov. 1834 früh 2 Uhr in den Armen seines treuen Hofbauern Böttner, der an seinem Bette wachte und von dem er mit einem langen Kuße auf die Wange schied. Auf einem mit 2 Kühen bespannten Wagen wurde sein Leichnam, von dem einzigen Böttner gefolgt, nach Sauerthal gebracht und dort unter Begleitung der Dorfnachbarn unter lautem Wehklagen der Böttnerischen Familie begraben. Böttner zahlte die Leichenkosten, da aus Sickingens Nachlasse nur 54 kr. erlöst worden waren. Bedauernswerthes schreckliches Ende einer so hochberühmten Familie!!

Georg Spalatinus (Burkard),

Superintendent zu Altenburg.

„Damit wir den Namen der Evangelien nicht vergeblich trugen, den Glaub und Lieb gehören zusammen, und wo eynes nicht ist, da ist auch gewißlich das andere auch nicht, wir stellen Uns wie wir wollen.“

Georg Burkard, geboren zu Spalt (k. Landg. Pleinfeld in Mittelfranken, weßhalb er sich Spalatinus hieß) im Jahre 1482 als der Sohn eines Rothgerbers, war der treueste und entschiedenste Freund Luthers, der vermöge seiner intimen Stellung zu den sächsischen Kurfürsten dessen Bestrebungen kräftig zu unterstützen und seiner Lehre die Bahnen zu ebnen im Stande war.

Auf der Schule zu St. Sebald in Nürnberg, wohin er 1497 kam, zu den höheren Studien vorbereitet, besuchte er 1499 die hohe Schule zu Erfurt, dann zu Wittenberg, in welch letzterer er 1502 die Magisterwürde erhielt. Schon in Erfurt war er in freundlichen Verkehr mit Luther getreten, den er bis an seinen Tod helfend und rathend fortsetzte. Auf beiden Hochschulen widmete er sich mit Eifer dem Studium der schönen Wissenschaften, Jurisprudenz und Theologie, und trat dann ins öffentliche Leben als Pfarrer zu Hohenkirchen in Thüringen 1507, im nächsten Jahre durch Annahme der Stelle eines Präceptors in dem nahe gelegenen Kloster Georgenthal das Lehramt mit der Seelsorge verbindend. Schon um diese Zeit war der Ruf seiner großen gelehrten Bildung und seines ehrenwerthen Charakters so begründet, daß er auf Empfehlung seines früheren Lehrers Mutian an den Hof der gemeinschaftlich regierenden Kurfürsten von Sachsen Friedrich III. und Johann des Beständigen gerufen wurde (1509), erst

um die Erziehung des Kurprinzen Johann Friedrich, dann (1511) die Studien der beiden Neffen des Kurfürsten, der Herzoge Otto und Ernst von Braunschweig-Lüneburg, zu leiten. Bald lernte der Kurfürst Friedrich der Weise des ihm nahe gestellten Erziehers außergewöhnliche Begabung, seine Klugheit, Anspruchslosigkeit, Treue, Milde, wahre Frömmigkeit, praktische Lebensweisheit und Geistesstärke in hohem Grade schätzen, und er beehrte ihn als Zeichen seiner Achtung mit der Stelle eines Hofkaplans und Geheimschreibers 1511. Diese einflußreiche Vertrauensstelle bei dem ihm freundlich zugethanen, von ihm hinwieder aufrichtig geliebten Fürsten gab ihm Gelegenheit, die innige, durch persönlichen Umgang und häufigen Briefwechsel belebte Freundschaft mit Luther, zu dessen Lehre er sich hingezogen fühlte, in der That zu beweisen, so daß jede wichtige Angelegenheit desselben von ihm mit dem Kurfürsten berathen, begutachtet und unterstützt wurde; zugleich befreundete er sich mit Melanchthon, Justus Jonas und den übrigen Reformatoren, mit denen er in dauerndem brieflichen Verkehr stand.

Während er nun Zeit seines Aufenthaltes am Hofe mit dem Fürsten literarische Arbeiten, Uebersetzungen in's Deutsche, historische Forschungen auf dem Gebiete der deutschen und sächsischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf seine Lebenstage durch eine Chronik, Biographie der Landesfürsten, der Päpste, eine Geschichte der Reformation ꝛc. betrieb, und so eigentlich die sächsische Geschichte begründete, um die Universität Wittenberg und ihre Bibliothek väterliche Sorge trug, dabei in allen vorkommenden Staatsfragen seines Herrn treuer Rathgeber war, begleitete er diesen auf den wichtigen von Kaiser Max I. angesetzten Reichstag zu Augsburg im Jahre 1518, nach Frankfurt 1519 und Aachen zur Kaiserwahl 1519 und Krönung 1520, dann nach Köln 1520, Worms 1521 und Nürnberg 1524. Auf Spalatinus Wunsch verließ Luther, nachdem ein Vergleich zwischen ihm und seinen Gegnern unmöglich geworden war, und sein Aufenthalt in Wittenberg dem Kurfürsten Nachtheil bringen konnte, dieses auf kurze Zeit, doch dankbar für den genossenen Schutz. — Die vielen Mühen am Hofe, der Wunsch, eine selbstständige Stelle zu erhalten, hatten ihn schon länger bewogen, den Hof zu verlassen; er würde es ausgeführt haben, hätte nicht Luthers inständiges Zureden ihn davon abgehalten. „Ich werde mit Gottes Wort zu handeln je länger je blöder auch schwächer, und laß mich je länger je mehr bedünken, daß viel mehr Sterk, Lehr, Kunst, Schicklichkeit und Frömmigkeit dazu gehöre, denn ich armer Schweiß bei mir befinde. Zudem habe ich auch für mit Gottes Hülff mein Wesen anders anzustellen, das sich mit dem Hoffwesen nicht übereintragen wird."

Als er aber durch den Tod des von ihm bis an den letzten Augenblick mit treuester Anhänglichkeit begleiteten Kurfürsten Friedrich (5. Mai 1525 zu Lochau) seinen besten Freund verloren hatte, da verließ er den Hof und nahm mit Dank die ihm angebotene Pfarrei Altenburg und die Stelle eines Superintendenten der Diözese und des Voigtlandes 1528 und Kirchen-

rathes an, verheirathete sich noch in demselben Jahre mit Katharina Heidenreich, einer Bürgerstochter von Altenburg, und widmete sich fortan mit nicht geringem Verdienste der Emporhebung des dortigen Kirchen- und Schulwesens.

Allein er sollte sich keiner Ruhe erfreuen dürfen; der Nachfolger des Kurfürsten Friedrich, sein Bruder Johann, der gleich seinem Vorfahrer die hohe geistige Bedeutung Spalatins erkannte und schätzte, zog ihn wieder zu sich; er mußte ihn zum Reichstage nach Speyer 1526, wohin die Fürsten ihre Prediger mitnahmen, und sie täglich predigen ließen, begleiten, und betraute ihn mit den wichtigen Kirchenvisitationen in Meißen und Voigtland, unter welchen die lutherischen Grundsätze in Sachsen festgestellt wurden 1526—1529. Im nächsten Jahre 1530 war er an der Seite des Kurfürsten während der Verständigungsversuche auf dem Reichstage zu Augsburg, von Melanchthon und Justus Jonas unterstützt, und übergab hier mit diesen die Bekenntnißschrift. Auf Anregen des Kurprinzen Johann Friedrich begab er sich mit diesem 1531 zur römischen Königswahl in Köln, dann in's Jülichsche und nach Schmalkalden zu den Fürsten- und Theologenversammlungen, aus denen der schmalkaldische Bund entstand. Im nächsten Jahre war er wieder mit demselben bei dem protestantischen Convente in Schweinfurt, wo er mit solchem Beifall predigte, daß keine Kapelle hinreichte, um die gläubige Menge zu fassen, so daß er im Freien seine Vorträge und zwar mit solchem Erfolg hielt, daß die ganze Stadt mit Ausnahme der Geistlichkeit sich der neuen Lehre anschloß. Mit gleichem Vertrauen wie seine Vorfahrer beehrte ihn Johann Friedrich, als er 1532 zur Regierung kam. Neben seinen wissenschaftlichen mit Interesse von seinem Fürsten getheilten historischen Arbeiten, den fortgesetzten Kirchenvisitationen und seiner Sorge für die Wittenberger Bibliothek war er wieder Begleiter seines frühern Zöglings auf einer Reise nach Norddeutschland (1534) und an den Rhein, dann nach Wien in zahlreichem Gefolge zum Empfang der fürstlichen Lehen, nach Schmalkalden zur Erneuerung des Bundes. Von Wien aus ging er nach Venedig, um dort viele kostbare Handschriften für den Fürsten zu erwerben, die später in die Universitätsbibliothek zu Jena kamen. Im J. 1536 war er unter den Mitunterzeichnern der Wittenberger Concordienformel, 1537 der mit seinem Rathe entworfenen schmalkaldischen Artikel und der übrigen symbolischen Bücher und lutherischen Glaubensschriften. In diesen und den folgenden Jahren vertheidigte er mit umfassender Geschichtskenntniß die Rechte Sachsens auf das Burggrafthum Magdeburg gegen den Erzbischof Albrecht, und gegen die Ansprüche des Herzogs Heinrich von Braunschweig. Im Jahre 1538 setzte er seine Bestrebungen für Ausbreitung und Befestigung der neuen Lehre durch die Kirchenvisitationen im Osterlande und Meißen, dann mit andern Reformatoren in Freiberg und Umgegend fort, immer in ununterbrochener Beziehung zu Luther. Die letzten Jahre waren ihm durch Mißhelligkeiten, die er wegen einer Ehedispens in verbotenem Grade zu erdulden hatte, vielfach

getrübt, und dieß griff den schon bejahrten Mann so an, daß er dem vielfachen Kummer am 16. Jan. 1545 erlag. Er wurde in der Bartholomäuskirche zu Altenburg begraben.

Andreas Rudolph Carlstadt (Bodenstein),

Professor zu Wittenberg.

„wenn ich Gott von ganzem Herzen vertraue, so muß ich seine Feinde je nit forchten.“

Als durch Luthers kühne That in Wittenberg aus der lange glimmenden Asche der Feuerstrahl plötzlich hervorbrach und schnell und immer weiter um sich greifend die Geister entflammte, da traten auf allen Seiten die Männer der Gottesgelehrtheit in die Schranken, um den Kampf für und gegen mit allen Anstrengungen des Wissens mitaufzunehmen. Je ernster aber der Gegenstand war, der hier in Frage kam, desto eingreifender und heftiger mußte der Ausdruck der ringenden Kräfte sein. Wie der ruhig fließende Bach durch den ihm entgegengesetzten Damm die gewohnten Ufer überfluthet, so gerieth bald die anfangs nur theologische Streitigkeit durch die gerade Verneinung der Parteien weit über den Grund des Streites hinüber, und gestaltete sich durch die Leidenschaft der Einzelnen bald zum großen Kampfe Aller.

Einer der heftigsten und aufgeregtesten Theilnehmer an Luthers Reformationsidee war unstreitig Andreas Bodenstein. Er war (wahrscheinlich 1483) zu Karlstadt, einem Städtchen am Maine, nun im Kreise Unterfranken geboren, weßhalb er sich Carlstadt nannte; er studirte an außerdeutschen Anstalten (zu Rom) und wurde bereits als baccalaureus biblicus sententiarius an die Universität Wittenberg berufen, wo er als Dekan der philosophischen Fakultät 1508 genannt wird.

Im Jahre 1511 erhielt er das Canonicat an der Allerheiligen-Stiftskirche daselbst mit dem Archidiakonate, welchem die Pfarrei zu Orlamünde verbunden war, und ertheilte 1512 als Dekan der theol. Fakultät an Martin Luther die Doktorwürde.

Die in der katholischen Kirche damals eingerissenen Mißbräuche hatten auf den leicht erregten Mann einen ungünstigen Eindruck gemacht, und er ging zu deren Abschaffung mit seinen am 26. April 1517 angeschlagenen Thesen dem Auftreten Luthers vor, der dieselben freudig begrüßte, und nun in ihm zur Zeit einen treuen Mitkämpfer hatte.

Bei dem auf der Pleissenburg zu Leipzig vom 27. Juni 1519 an abgehaltenen Religionsgespräche über die göttliche Gnade, in welchem er zu beweisen suchte, daß der Mensch ohne die Gnade nichts Gutes thun, nur sündigen könne, stritt der kleine, heftig sprechende Carlstadt gegen die

Kraftgestalt Johannes v. Eck, indem er durch treffende Anführung von Stellen aus den Kirchenvätern und der Bibel den in der Dialektik wohl erfahrnen und mit einer äußerst kräftigen Stimme versehenen Eck zu besiegen suchte. „Wohl weiß ich, sagt Carlstadt, daß du ein unüberwindlicher Disputator, fast hätte ich gesagt Schreier, bist, der im Streite die Rollen zu verwechseln versteht.“ Obgleich er aber anfangs über seinen Gegner triumphirte, endet er seine Disputation, nicht ohne einen merklichen Vortheil ihm eingeräumt zu haben, weßhalb Luther für ihn eintrat, und dieselbe noch viele Tage fortsetzte. Der Streit blieb unentschieden, wenn auch Luther in einem Briefe an Eck die Hoffnung ausgesprochen hatte, sie wollten den Feinden der Theologie zeigen, daß auch Theologen im Stande seien, ihrem Streite ein Ende zu setzen, ja er entspann sich von jetzt an erst recht heftig. Bisher hatten Luther und Carlstadt vereint gewirkt, wie denn auch Carlstadt gegen Ecks Obelisken für Luther eine eigne Schutzschrift: „Monomachia“ hatte erscheinen lassen. Aber mit Luthers Entfernung auf die Wartburg war auch der Geist der Mäßigung von ihm gewichen. Die Bannbulle des Papstes, die ihn mit Luther traf, reizte ihn zu dem Schritte einer Berufung vom Papste an ein allgemeines Concil, das Auftreten des Schwärmers Nikolaus Storch, Tuchmacher in Zwickau (1521), der sich auf besondern göttlichen Schutz und auf Gespräche mit Gott berief, die Kindestaufe verwarf, und das Erscheinen dreier seiner Anhänger in Wittenberg, nachdem sie in Zwickau vertrieben worden waren, veranlaßte Carlstadt mit vielen Andern, sich ihren Ansichten anzuschließen; er ertheilte das Abendmahl in zwei Gestalten, las die Messe in der deutschen Sprache, verwarf die Ohrenbeichte, erklärte sich gegen die Heiligenbilder und zerstörte sie mit seinem Anhange, er leugnete die Verbindlichkeit der Mönchsgelübde, vertheidigte die Rechtmäßigkeit der Priesterehe und schritt selbst nicht ohne absichtliches Prangen am St. Stephanstage zur Ehe mit Anna Mosch von Segern.

Luther, der auf der Wartburg von diesen Ueberstürzungen hörte, kam sogleich trotz der ihm drohenden Gefahren nach Wittenberg wieder in sein Kloster zurück, und trat dann in 8 Fastenpredigten in seiner kräftigen und bestimmten Weise gegen ihn auf, indem er die Grundsätze seiner Reformation, die durch Belehrung, nicht durch Gewalt eingeführt werden sollte auseinandersetzte. Carlstadt mit seinem Anhange war geschlagen, und erbittert begab er sich im Jahre 1523 nach Segern und Wörlitz, lebte daselbst als Bauer und trat als Gegner der Schulen und der Wissenschaften auf. Von hier wandte er sich nach Orlamünde, wo er vermöge seines Archidiakonats Pfarrer war, und brachte bald wieder durch seine Predigten die Gemeinde dahin, allen den Neuerungen, die er in Wittenberg eingeführt hatte, beizustimmen und danach zu handeln. Dieß bewog den Kurfürsten Friedrich, ihn des Landes zu verweisen, weßhalb er sich dann nach Straßburg und Basel, endlich nach Franken wandte.

In diesem Jahre begann der zwischen ihm, namentlich durch seine Schrift:

„Von dem widerchristlichen Mißbrauch des Herrn Brodes und Kelches" und Luther heftig geführte Streit über das Abendmahl, das von Carlstadt als ein Zeichen, von Luther aber als leibliche Gegenwart Christi vertheidigt wurde; aus dieser Zeit aber stammen auch eine ganze Reihe von polemischen Schriften, die er gegen Luther und zur Begründung seiner Ansichten erscheinen ließ, denen Luther seine Schrift: „Wider die himmlischen Propheten" 1525 entgegensetzte.

In Rothenburg an der Tauber warb er sich bald einen ziemlichen Anhang; allein seine Heimathlosigkeit, in die er durch die Verbannung aus Sachsen gekommen war, bewog ihn, sich wieder an Luther (24. Juni 1525) zu wenden, sich bei ihm zu entschuldigen, und seine Rückkehr zu erwirken, zu der sein oft und schwer beleidigter Gegner durch seine Verwendung bei dem Kurfürsten Friedrich ihm auch hilfreich die Hand bot. Ruhig hielt er sich auch nun in Komberg auf, und trieb Ackerbau und Handel bis zum Jahre 1527, wo er wieder mit Vertheidigung seiner Theorie über das Abendmahl hervortrat und wieder gegen Luther in seinen Briefen zu agitiren begann. Jetzt sagte sich Luther von ihm los und bald darauf entwich Carlstadt, ging nach Holstein, wo gleichfalls ähnliche schwärmerische Sekten gleich der Münzers, welcher er huldigte, aufgetreten waren, dann nach Ostfriesland und im Mai 1530 nach Basel und Zürich, wo er als Diakon im Spitale eine Anstellung fand, nachdem er kurze Zeit als Pfarrer in Altstätten gewesen war. Durch Oekolampadius unterstützt, fand er endlich 1534 eine bleibende Stätte als Prediger an St. Peter und Professor der Theologie in Basel; er starb daselbst Weihnachten 1541 an der Pest.

Ein Zeitgenosse von ihm, Friedrich Ryff, sagt von ihm: „er war ein ehrwürdiger, sehr gelarter, gründlicher, hochberühmter und der drei gelarten Sprachen wohlerfahrner Mann, desgleichen wenige zu selbiger Zeit gewesen." Wäre sein Charakter schmiegsamer, ruhiger und nicht zu leidenschaftlich gewesen, so würde wohl sein Schicksal ein glücklicheres, sein Erfolg ein größerer und bleibender gewesen sein.

Mit Bodenstein zugleich soll sein Zeitgenosse, der in demselben Städtchen geborne Johann Drach, oder, wie er sich nannte, Draconites oder Johann Carlstadt berührt werden, welcher in der Reformationsgeschichte und als Gelehrter keinen unbedeutenden Namen hat. Er war 1494 zu Karlstadt geboren, studirte auf der Universität Erfurt, wo er mit Joachim Camerarius, Eoban Hesse, Justus Jonas, Johann Lang und andern Gelehrten in enge Beziehung trat, ältere Sprachen und Philologie, errang sich hier den Magistergrad und hielt dann öffentliche Vorlesungen. Im Jahre 1519 reiste er mit Eoban Hesse in die Niederlande, um Erasmus von Rotterdam zu besuchen, von dem er auf's Ehrendste aufgenommen wurde, begab sich dann nach Erfurt zurück und erhielt dort zur Belohnung für seine mit großer Gelehrsamkeit gehaltenen Vorlesungen ein Canonicat im St. Severstifte. Seine Hinneigung zu Luthers Lehre aber

veranlaßte 1521 den Dechant dieses Stifts, ihm, als er in seinem Ornate in die Kirche gehen wollte, seine Kleider herabzureißen und ihn zum Chor hinauszustoßen, eine Handlung, die große Aufregung unter den Einwohnern verursachte. Draconites verließ deßhalb Erfurt, und nahm die ihm von dem Amtmann Weigand zu Miltenberg verschaffte Pfarrstelle daselbst an. Er predigte hier fast ein Jahr lang im Sinne Luthers, wurde aber durch die mainzischen Behörden als Ketzer vertrieben. Nachdem er hierauf nach Wittenberg, dem Zufluchtsort aller Religionsverfolgten, gekommen war, benützte er seinen Aufenthalt daselbst, um sich in der hebräischen Sprache noch mehr auszubilden und den Doktorgrad der Theologie zu erwerben 1524. Ende des Jahres 1525 erhielt er auf Luthers Empfehlung die Pfarrei Waltershausen in Thüringen, die er aber auch wegen Mangels an Subsistenzmitteln — „denn die Pfarrer haben nichts und sehen wir die dürren Geister" sagt Luther in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen, — verließ, um in Eisenach einige Jahre nur den Studien zu leben, und eine Polyglottenbibel zu fertigen, die freilich erst nach 30 Jahren zu Stande kam. Das Jahr 1535 brachte ihm eine Anstellung als Prediger und Professor zu Marburg, welche Stelle er 13 Jahre mit Ruhm und Segen bekleidete, dabei oft an den Religionsconventen im Auftrage seines Fürsten Theil nehmend.

In welcher Achtung er hier stand, beweist, daß er 1544 zum Rektor der Universität, 1545 zum Dechant seiner Fakultät gewählt wurde. Streitigkeiten mit einem Prediger Thamer veranlaßten ihn 1547, nach Lübeck zu gehen, wo er Vorlesungen hielt und sich mit Ausarbeitung literarischer Arbeiten beschäftigte. Nachdem er 1551 nach Rostock als Professor der Theologie und Prediger an der St. Johanneskirche berufen worden war, ging er dahin und hielt dort Vorlesungen über die Bücher des neuen Testaments. Auch hier wurde er von 1553—56 mit dem Rektorate der Universität betraut und ihm die erste Superintendentenstelle ertheilt.

Seine Ansichten aber waren der orthodoxen Geistlichkeit nicht weitgehend genug; er mußte deßhalb 1560 seine Stelle wieder niederlegen, und wendete sich nun wieder nach Wittenberg, wo er auch, nur unterbrochen von einem kurzen Aufenthalte in Marienwerder 1561 als Präsident des pomesanischen preußischen Bisthums, bis zu seinem am 18. April 1566 erfolgten Tode blieb. Er war ein sehr gelehrter, vieler Sprachen kundiger, seinem Glauben treu ergebener Mann.

Hans Scheichenpflug, genannt Kleberger,

der gute Deutsche.

„Der Name dieses guten Mannes soll hier nicht stehen, sondern in dem Buche unsers Herrgottes, wo die Gottseligen aufgeschrieben und verzeichnet sind durch die Hand der Barmherzigkeit.“

(Verzeichniß des Versorgungshauses.)

Unverantwortlich wäre es, würden wir eines Bayern nicht erwähnen, dessen Wohlthaten in fernen Landen durch drei Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag gesegnet und gefeiert, dessen Andenken dort hoch gehalten wird.

Hans Kleberger, wahrscheinlich 1485 zu Nürnberg geboren, der Sohn des dortigen Bürgers Hans Kleberger und der Agatha Zeidler, und als Kaufmann zu Lyon ansässig, im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens, verwandte dasselbe größtentheils zu wohlthätigen Zwecken, indem er (1533) zu einem Versorgungshause (hospice de la charité) 8045 Livres, nach heutigem Geldwerthe 70000 Francs, spendete, und während einer Reihe von Jahren die Töchter der Handwerker eines armen Stadtviertels von Lyon ausstattete, und dadurch sich den Namen: „der gute Deutsche“ (le bon Allemand) errang.

Von seinen frühern Schicksalen wissen wir nur, daß er in der Schlacht bei Pavia König Franz I., dem er auch große Geldsummen geliehen hatte, das Leben rettete, und von demselben (1. März 1543) zum Kämmerling (valet de chambre) ernannt und seiner Familie von Kaiser Maximilian I. zu Trier (30. März 1560) der Adel verliehen wurde. Daß er ein sehr gebildeter Mann war, geht aus seinem intimen Briefwechsel mit Erasmus v. Rotterdam hervor. Wahrscheinlich früher Kaufmann in Bern, begütert in Genf, kam er durch die Verbindungen mit der Imhofischen Familie, die damals dort eine Handlung besaß, nach Lyon. Er war nämlich in erster Ehe (23. Sept. 1528) mit Felicitas Imhof, geb. 1497, der Wittwe Hans Imhofs des Jüngern und ältesten Tochter Wilibald Pirkheimers, verheirathet, um die er, obgleich sie Mutter von 4 Kindern war, gefreit hatte, worüber Pirkheimer wohl aus Standesrücksichten nicht sehr erbaut war. In zweiter Ehe nahm er zu Lyon in seinem 50. Jahre am 19. Febr. 1535 die Wittwe des de la Forge Pelonne Bonzin, die ihm auch einen Knaben Estienne in die Ehe brachte, zur Gemahlin, welche „die schöne Deutsche“ genannt wurde. Zum Danke für sein wohlthätiges Streben wurde ihm von der ärmern Bevölkerung Lyons nach seinem Tode eine hölzerne Bildsäule auf einem Felsen am Kai Bourgneuf gesetzt, von der ihm der Name „Felsenmann“ blieb; nachdem diese, leicht vergänglich, öfter, zuletzt am 23. Juni 1828, erneuert worden war, bildete sich im Jahre 1842 ein Comité, um ihm ein bleibendes Denkmal zu errichten, welches, von weißem Stein, auch unter großen Feierlichkeiten am 17. Sept. 1849 eingeweiht wurde; es stellt ihn dar mit einer Börse in der einen, mit seinem Testamente in der

andern Hand; zugleich wurde ein Platz und eine Straße nach ihm benannt. In seinem am 25. Erntemonat 1546 verfaßten Testamente, in welchem er erklärte, Niemandem etwas zu schulden, verfügte er über seine großen Reichthümer, liegenden Güter, Diamanten und Silbergeschirr, indem er seinen Sohn David zum Haupterben ernannte, seiner Frau 11000 Livres, seine Kleinodien, Silber und Hausrath, den Armen 4000 (im jetzigen Werthe 35,000) Livres, und seiner zahlreichen Dienerschaft, die meist aus Deutschen bestand, ansehnliche Vermächtnisse aussprach. In seiner Bescheidenheit verordnete er für sich ein prunkloses Begräbniß, wie er denn immer bei seinen wohlthätigen Handlungen ungenannt sein wollte. 61 Jahre alt, starb er, am 19. Dec. 1545 zum Schöffen ernannt, am 6. Herbstmonat 1546 und wurde in der Kirche zur lieben Frau zum Troste begraben.

Im Belvedere zu Wien ist sein von Albrecht Dürer gemaltes Bildniß noch vorhanden; auch wurden zu seinem Andenken Medaillen geschlagen, von denen ein im Avers seinen Kopf im Profil mit der Umschrift: Joan Kleberger nurmb. an. aet. s. XL sub pot. mona. Karolo V an. imp. s. VI., im Revers: non in armis et equis sed in virtuto dei nostri. enthält.

Sein Sohn David hinterließ 2 Söhne, die ohne männliche Leibeserben starben, wodurch sein Stamm in Lyon erlosch.

Johann von Eck,

Rektor und Professor zu Ingolstadt.

> „Was mir nur immer zu Gebote steht, Wissen und Kräfte, Alles zu Gottes Verherrlichung und zur Vertheidigung des Glaubens darzubringen, bin ich willig und bereit."

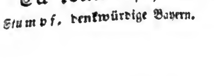
In der durch Luther hervorgerufenen gewaltigen Bewegung der Geister in religiösen Sachen, die die gewandtesten und gründlichsten Kämpfer für den Kampf für Bestehendes gegen angebahnte Veränderung in die Schranken führte, zählen wir gerade im Süden Deutschlands und in unserem Vaterlande die Namen Mehrerer, die in diesem hartnäckigen Ringen damals in erster Reihe standen, so Johann v. Eck, Kanzler Leonhard v. Eck auf der einen, Carlstadt, Hausschein, Draconites, Hutten, Paul Eber u. a. auf der andern Seite. Der erste und unermüdet thätige Gegner der neuen Lehre war unstreitig Johann Eck, unterstützt von einer hohen, festen und stämmigen Gestalt, einer rauhen, volltönenden Stimme, einem außerordentlichen Gedächtnisse, reifem Verstande und scharfer Beurtheilungskraft, trefflich geschult in wissenschaftlicher Streitkunst, mit umfassenden theologischen, juridischen und sprachlichen Kenntnissen ausgerüstet,

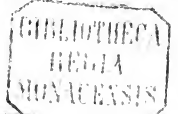
unerschrocken, voll Muth, tief erregt von seiner Aufgabe und ihr sein ganzes Thun und Denken hingebend.

Johann Maier, Sohn des Bauern Michael Maier zu Eck an der Günz im Allgäu, nach seinem Geburtsorte Eck sich nennend, war geboren am 13. November 1486, und genoß den ersten Unterricht im Hause seines dankbar von ihm verehrten väterlichen Oheims Martin, Pfarrers zu Rottenburg am Neckar, wo er schon vor seinem 10. Jahre fast die ganze Bibel auswendig lernte. Im Jahre 1498 bezog er die Universität Heidelberg, 1499 Tübingen, um sich in der Philosophie und Philologie auszubilden, und an letzterer zugleich Theologie zu studiren. Eine dort ausgebrochene pestartige Krankheit veranlaßte ihn, nach Köln, und von da aus gleicher Ursache nach Freiburg zu wandern. Als ihm aber hier sein Onkel die bisherige Unterstützung entzog, ertheilte er, noch nicht 16 Jahre alt, Unterricht in der Philosophie und errang sich so seinen Lebensunterhalt, während er fleißig der Theologie sich widmete. Sein außerordentlicher Fleiß und seine bewiesenen Kenntnisse begründeten ihm einen so ehrenvollen Ruf, daß er außer kleinen Ehrenstellen an der Universität 1509 dort eine Professur der Theologie, wenn auch mit geringem Gehalte erhielt. Manches Unangenehme verleidete ihm den Aufenthalt zu Freiburg und er unternahm, versehen mit einem Empfehlungsschreiben Conrad Peutingers von Augsburg, 1510 eine Reise nach Ingolstadt und disputirte dort einen ganzen Tag in Beisein der Professoren mit solchem Beifalle, daß ihm Herzog Wilhelm von Bayern eine Professur ertheilte, die er auch, nachdem er in Tübingen zum Doktor der Philosophie ernannt worden, im November jenes Jahres antrat und zugleich die Doktorwürde der Theologie erhielt. In einer Reihe von beinahe 32 Jahren stand er dieser Würde vor, wurde 4mal zum Rektor, 2mal zum Prorektor und vielfach zum Dekan der theologischen Fakultät gewählt. Im Jahre 1515 besuchte er die Universität zu Bologna und 1516 Wien, wo er durch seine Gelehrsamkeit und Redegewandtheit gleich großes Aufsehen machte.

Nun trat der Zeitpunkt ein, in dem durch Ecks Eingriffe in die religiösen Wirren jener Zeit und durch die auf beiden Seiten nach und nach immer erhitzter und erbitterter hervortretenden Streitigkeiten diese, die anfangs nur Meinungsverschiedenheiten waren, endlich zum förmlichen Bruch in der katholischen Kirche heranreiften. Als nämlich Luther 1517 seine Thesen angeschlagen hatte, unternahm es Eck, auf Andringen des Bischofs von Eichstädt, in dessen Stift er ein Canonicat besaß, diese in einer Schrift: Obelisci zu widerlegen, welcher dann Luther und dessen Freund, der Professor Carlstadt in Wittenberg, eigene Schriften entgegensetzten, die in immer steigender Leidenschaftlichkeit gewechselt wurden. Um nun die Sache zu einem ihm erwünschten Ziele zu führen, bot Eck Beiden eine öffentliche Disputation an, in der in Rede und Gegenrede der Grund oder Ungrund der beiderseitigen Meinungen festgestellt werden sollte.

Eck konnte sich von einer solchen Art des Streites guten Erfolg hoffen,





da er schon 1514 und 1515 mit den Carmelitern zu Augsburg, mit den Minoriten zu Neustadt am Rhein und 1517 mit den Dominikanern zu Landshut, und zu Wien und Bologna solche Streitreden mit Auszeichnung gehalten hatte. Dieses Religionsgespräch, und zwar über die freiwilligen guten Werke, die Gewalt des Papstes, den Reinigungsort der Seelen, den Ablaß, über die Absolution der Priester 2c. fand auch in Leipzig zwischen ihm, Luther und Carlstadt in den Tagen des 26. Juni bis 15. Juli 1519 statt, konnte aber bei der Hartnäckigkeit der Gegner eine friedliche Lösung der Sache nicht herbeiführen. Nun folgte Streitschrift auf Streitschrift gegen einander, die in heftiger Sprache, statt die Sache zu versöhnen, sie in immer mehr auseinandergehende Bahnen brachten. Eine unterm 29. August 1519 von der Universität Köln, dann unterm 17. Nov. 1519 von der Universität Löwen ausgesprochene Verdammung der von Luther aufgestellten Lehren und Schriften erbitterte diesen immer noch mehr. Eck reiste selbst nach Rom und erhielt vom Papste Leo X. 15. Juni 1520 die Bannbulle gegen Luther mit der Würde eines apostolischen Nuntius und Glaubensinquisitors in Deutschland. Luther verbrannte diese Bulle, sagte sich dadurch förmlich von der Kirche los, und die Kirchentrennung war vollbracht. Der Bischof von Eichstädt, der Kaiser Karl V. selbst, suchten noch gütliche Ausgleichung und Letzterer rief Luther vor die Reichsversammlung nach Worms 1521. Da aber auch hier Luther seine Lehren nicht zurücknehmen wollte, wurde er in die Acht erklärt. Eck stritt nun unermüdet gegen Luther fort, gehoben und gestützt durch die Päpste Hadrian VI. und Clemens VII., die ihn mit ihrem Vertrauen beehrten und deren Ersterem er sein Werk zur Vertheidigung der Ohrenbeichte gewidmet hatte; er hielt mit Oekolampadius zu Baden im Mai 1526 eine öffentliche Disputation, die 18 Tage andauerte, über 7 von Eck aufgestellte Thesen über das gegenwärtige Blut Christi im Sacramente des Altars, über die Anrufung der hl. Maria und der Heiligen, das Fegfeuer, die Erbsünde und die Tilgung der Erbsünde durch die Taufe Christi, und bearbeitete mit Cochläus und Anderen die Widerlegung der sogenannten Augsburger Confession, die Melanchthon verfaßt hatte. Weitere Religionsdispute hielt er 1540 zu Worms, 1541 zu Regensburg mit Melanchthon, Bucer und Pistorius. Aus Anlaß der Herzoge von Bayern übersetzte er die Bibel in's Deutsche und vollendete das alte Testament in 8 Monaten.

Papst Hadrian hatte ihm auf seine Bitte eine Bulle übergeben, die Clemens VII. noch erweiterte, nach welcher ein eignes Ketzergericht aus 6 Prälaten und 3 Dechanten in Bayern niedergesetzt wurde, welches die ketzerische Geistlichkeit richten und dem Umsichgreifen der Ketzerei hindernd in den Weg treten sollte. Nun begannen unter ihm und dem Kanzler Leonhard von Eck die Verfolgungen der anders Denkenden bis zum Scheiterhaufen, so im Prozesse gegen den Chorherrn Wursinger zu Freising und den Pfarrverweser Leonhard Käser in Waizenkirchen, der am 16. August 1527 in den Flammen sterben mußte. In der Absicht, als Verfechter der

katholischen Sache dieser zu nützen, und die erhobene neue Lehre zu unterdrücken, in Folge des geführten Streites in immer größere Leidenschaftlichkeit getrieben, schadete er der von ihm beschützten katholischen Religion mehr, als er nützte, da er die Gegner weiter trieb, als diese vielleicht vorhatten, und die neuen Lehren durch die Verfolgungen sich mehr befestigten und ausdehnten. Immer thätig und bewegt, reiste er nach Wien, mehrmals nach Rom und nach Regensburg u. s. f. und suchte den Feinden seiner Ansicht zuvorzukommen oder ihre Pläne und Thaten unschädlich zu machen. Solch dauernde und aufregende körperliche wie geistige Bewegung mußte ihn aufreiben; er starb am 10. (nach Buchner 8) Februar 1543 zu Ingolstadt, wo er sich mit der Wissenschaft und seinen Streitschriften emsig beschäftigt hatte, an einem hitzigen Fieber und wurde feierlich in der Marienkirche dortselbst begraben.

Eck bekleidete außer seiner Stelle als Professor der Universität zu Ingolstadt noch mehrere Stellen, er war Domherr zu Eichstädt, Regensburg und Augsburg, Pfarrer zu St. Moritz zu Ingolstadt, päpstlicher Protonotarius und Glaubensinquisitor für Deutschland. Andere Stellen hatte er, als mit einem Lehrberufe unvereinbar, abgelehnt. Seine gründliche Gelehrsamkeit wurde selbst von seinen Gegnern anerkannt, indem Luther ihn einen „sehr gelehrten und sehr talentvollen Mann" nannte, und Melanchthon von ihm sagte: „er sei wegen seiner mannigfachen und hervorragenden Geistesgaben bei ihm ein Gegenstand großer Bewunderung."

Seine Büste wurde in der Ruhmeshalle durch König Ludwig I. aufgestellt.

Ulrich von Hutten,

Ritter und Gelehrter.

Ich habs gewagt mit sinnen
Und trag des noch kein reu
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren treu

Da laß ich jeden liegen
Und reden was er wil!
Het wahrheit ich geschwigen
Mir weren hulder vil.

Bald auf stürmischen Wogen des Unglücks, bald im stillen Hafen des Glücks, stets voll Muth, offnen Sinnes, ein immer streitbarer freimüthiger Kämpfer für Besserung der versunkenen Kirche und der verrotteten politischen Zustände des Reiches, in ungebundenem Wort und in Dichtung, in deutscher und in fremder Sprache, verfolgt vom Schicksale bis in's Familienleben, dennoch ungebeugt, war Ulrich v. Hutten der eifrigste Streiter für Verbesserung der kirchlichen Zustände und glänzender Fürsprecher geistiger Freiheit, in seinem Feuereifer bereit, der langsam schreitenden Besserung, wenn es sein müsse, mit Gewalt, Bahn zu brechen.

Entstammt einem uralten fränkischen ritterbürtigen edlen Geschlechte,[1] das heute noch in Bayern blüht, wurde er zu Steckelberg, einer Burg seiner Familie (in der Landschaft Buchen unweit von Schlüchtern, nun Ruine), am 21. April 1488 geboren. Sein Vater Ulrich, ein schroffer, starrer Charakter, bestimmte ihn, obgleich er der Erstgeborne war, zum geistlichen Stande und brachte ihn deßhalb in seinem 11. Jahre in die Abtei Fuld. Hutten aber, der keine Neigung zum geistlichen Stande fühlte, entzog sich dem Drängen seines Vaters, angeregt durch den ihm bis in den Tod treuen Freund, Ritter Eitelwolf von Stein, und den gelehrten und geistreichen Johann Jäger (Crotus Rubianus), indem er 1504 aus dem Kloster entfloh und sich nach Köln begab, um dort, obgleich von seinem Vater nicht unterstützt, dagegen von seinen Vettern Frowin und Ludwig v. Hutten mit Mitteln versehen, den bessern Künsten und Wissenschaften obzuliegen. Hier traf er mit mehreren ausgezeichneten Männern zusammen, da aber die in Köln herrschende scholastische Philosophie ihm nicht zusagte, wandte er sich nach Erfurt an die dortige Universität, wo er bald mit dem berühmten Dichter Eoban Hesse, mit Jäger und dem gothaischen Canonicus Conrad Muth (Mutianus Rufus) in wissenschaftliche und freundliche Verbindung trat, dann aber, als die Universität in Frankfurt an der Oder eröffnet wurde, auf den Ruf des Dichters Johann Rhagius hin 1506 diese Hochschule bezog. Hier entstanden seine ersten uns aufbewahrten Gedichte an Eoban Hesse, ein Lobgedicht auf die Mark und eine Ermahnung zur Tugend.

Aber auch hier war seines Bleibens nicht; das bei vielen Jünglingen jener Zeit, wie Celtes, hervortretende Streben, Länder und Völker zu sehen und aus ihnen zu lernen, ergriff auch ihn und er wandte sich 1509 gegen den Norden Deutschlands, wo er vielfaches Ungemach zu Wasser und zu Land durchmachen, krank und hilflos um Brod betteln mußte, und in diesem Zustande endlich Greifswalde erreichte. Der Rektor dieser Universität, Heinrich Bukow, schrieb ihn unentgeltlich in die Matrikel ein, der Professor Henning Lötz nahm ihn in sein Haus auf und unterstützte ihn mit Geld. Doch nicht lange dauerte diese Gunst; Professor Lötz und sein Vater, der Bürgermeister Webeg Lötz, behandelten ihn übel und Hutten sah sich veranlaßt, im Dezember 1509 Greifswelde zu verlassen, um nach Rostock zu wandern. Doch unterwegs wurde er von Dienern des Lötz aufgegriffen, trotz der herrschenden Kälte seiner Kleider, ja seiner in einem Bündelchen befindlichen Bücher beraubt. Im größten Elende, ohne Mittel, halb siech, kam er in Rostock an. Als nach und nach sein Unglück bekannt wurde, gab ihm Ekbert Harlem, Rektor der Burse zur Himmelspforte, Herberge in seinem Hause und pflegte und unterstützte ihn. Nachdem er sich erholt hatte, hielt er einigen Studirenden Vorträge über schönwissen-

1) Francia cui patria est, gelidum porrecta sub Arcton, Hercyniumque nemus sagt Hutten von sich in seinen Epigrammen (Burcard com. de vita Hutteni.)

schaftliche Gegenstände und benützte seine Zeit, um in einem lateinischen elegischen Gedichte mit aller Schärfe seine Klagen gegen Lötz zu veröffentlichen. — Am Ende des Jahres 1510 kam er nach Wittenberg, hier seine „Verskunst“ vollendend, doch zu kurzem Aufenthalte; denn schon im Sommer des Jahres 1511 sehen wir ihn auf dem Wege nach Wien, in Böhmen und Mähren im elendesten Zustande mit zerrissenen Kleidern. So kam er nach Olmütz, wo ihn der Bischof Stanislaus Thurzo, bei dem er durch den gelehrten Probst Augustin vorgestellt war, freundlich aufnahm und reich beschenkt entließ. In Wien schloß er sich an die Gelehrten Joachim von Watt, Peter Eberbach und Johann Marius an, von denen er seines liebenswürdigen Umgangs und seines Witzes wegen gerne aufgenommen war, und nun aus den bisherigen persönlichen Arbeiten heraustretend, erhob er für sein deutsches Volk die kampfmuthige Feder in einem Gedichte an Kaiser Maximilian, das diesen zur Rächung der von den Venetianern ihm angethanen Schmach aufrief.

Von seinem Vater dringend aufgefordert, wenn er sich nicht dem geistlichen Stande widmen wolle, das Studium des Rechtes zu ergreifen, begab er sich April 1512 nach Pavia. Aber auch hier konnte er sich eines ruhigen Aufenthaltes bei seinen Rechtsstudien unter dem berühmten J. Maynus nicht erfreuen; denn kaum nach einem viertel Jahre hielten ihn die Franzosen, die von den Schweizern in Pavia belagert wurden, und ihn als kaiserlichen Unterthan verdächtig hielten, 3 Tage in einem engen Kerker fest, so daß er, der im Fieber lag und ohnedieß durch seine frühere Krankheit an beiden Füßen litt, und das eine Bein gar nicht gebrauchen konnte, schon seine Grabschrift machte.

Aber auch von den Schweizern, die endlich Pavia eroberten, konnte er sich einer bessern Behandlung nicht erfreuen, er wurde geplündert und mußte sich mit dem noch übrigen Theile seiner Habe loskaufen. Von allem entblößt, verließ er das von der Pest angesteckte Pavia und eilte nach Bologna. Auf Veranlassung der hier sich aufhaltenden Deutschen verfaßte er ein Lobgedicht auf den Rath des Kaisers, den Bischof Matthias Lang von Gurk (gebürtig von Augsburg), der gerade damals nach Bologna kam; allein der Bischof würdigte ihn, den Landsmann, keines Blickes, vielweniger einer Hilfe. So gedrängt, mußte er sich entschließen, in kaiserliche Kriegsdienste zu treten. Ungebeugt durch seine körperlichen Leiden, verfaßte er in dieser Zeit seine trefflichen lateinischen Epigramme auf den Kaiser Maximilian, die an ihrem Ende gegen den Papst und seinen Ablaßhandel sich wandten. Im Jahre 1514 kehrte er nach Deutschland zurück und jetzt schien ein freundlicher Stern ihm zu leuchten, als er, von seinem Freunde Eitelwolf von Stein, der in die Dienste des neugewählten Erzbischofs Albrecht von Brandenburg zu Mainz als Vicedom des Rheingaues getreten war, aufgefordert, ein Gedicht auf den Einzug des Erzbischofs in seine Residenz fertigte, das ihm nicht nur die Gunst desselben, sondern noch ein Geschenk von 200 Goldgulden eintrug. Hier im Umgang mit Stein, seinem wackern

Vetter Frowin Hutten und Erasmus von Rotterdam faßte er neue Anregung. — Eben als er im Frühjahre 1515 zu Ems zur Stärkung seiner Gesundheit sich aufhielt, erhielt er die traurige Nachricht des Ablebens seines ihm so sehr befreundeten Stein und zugleich jene des durch den Herzog Ulrich von Württemberg an seinem Vetter Hans v. Hutten verübten Mordes. Der Herzog hatte nämlich des Hans v. Hutten Weib, einer gebornen Thumb v. Neuburg, nachgestellt, deren Abtretung von Hutten verlangt, und nach dessen Weigerung denselben heimtückisch ermordet.

Empört durch diese, an seinem Verwandten verübte Greuelthat, tröstete anfangs Hutten in einem Gedichte dessen Vater, erließ dann ein Trauergedicht, beide von reinster Sprache und poetischer Begeisterung zeugend: dann aber griff er den Herzog durch seine aufeinander folgenden Reden, die mit der eindringendsten Schärfe und reicher Beredsamkeit unter drastischen Schilderungen der Personen geschrieben waren, immer heftiger an. Die Hutten'sche Familie klagte bei dem Kaiser, der aber nicht helfen wollte und konnte, sondern endlich die Sache durch einen Vergleich zu beenden Mittel fand.

Im Winter 1515 betrat er seine zweite Reise nach Italien, um dem Wunsche seines Vaters zu genügen und den Doktorgrad in der Rechtsgelehrsamkeit zu erringen; er erreichte Rom im Frühjahre 1516. Hier wieder in freundschaftlichem Verhältnisse mit mehreren Gelehrten, entstanden Epigramme und andere Gedichte. Daß Ulrich nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Schwerte umgehen konnte, bewies er, als er auf einem Ritte nach Vitterbo gegen 5 Franzosen, die den Kaiser geschmäht hatten, sich erhob, einen niederstach und die 4 andern in die Flucht schlug. Von Rom ging er (Juli 1516) nach Bologna, trieb hier fleißig seine Studien des Rechtes und alter Sprachen, wobei er seine literarischen Arbeiten fortsetzte, indem er die Briefe Italiens an Kaiser Max, das Gedicht von der Fischerei der Venetianer in gleich poetischer wie witziger Weise, dann seinen Phalarismus, eine Satyre gegen den Herzog von Württemberg, schrieb. Hier lernte er Cochläus kennen, der ihn hochschätzte.

Im Frühjahre des Jahres 1517 bewog ihn eine Erkrankung und die energische Vertheidigung seiner Landsleute gegen die Lombarden vor dem Gouverneure, die höchst übel aufgenommen wurde, und für ihn ernstliche Folgen haben konnte, Bologna zu verlassen und über Ferrara nach Venedig zu gehen, wo gerade 2 Vettern von ihm sich aufhielten, die in das gelobte Land zu reisen im Begriffe waren. Nach kurzem Aufenthalte, bei welchem er die freundlichste Aufnahme in der Familie der venetianischen Edlen und Gelehrten gefunden hatte, kehrte er über Bologna (25. Juni) nach Deutschland zurück. Gerade zu dieser Zeit hatte der Streit der Scholastiker unter dem Ketzermeister Hogstraaten gegen Reuchlin in Köln über das der alten Bibelübersetzung zuzulegende Gewicht und andere theologische Punkte seinen Höhepunkt erreicht und sich sogar auf das Feld der Kirchengewalt ausgedehnt. Hutten in seinem Eifer säumte nicht, sich daran zu betheiligen,

indem er anonym den Triumph des Capnio (Reuchlin), in welchem er zuerst den Ausruf brauchte: „alea est jacta, ich habs gewagt," dann ebenso anreihend an die Briefe erleuchteter Männer (1514), welche für Reuchlin waren, die mit beißender Ironie und Satyre geschriebenen „Briefe der Dunkelmänner" mit Crotus veröffentlichte, welche das ganze Treiben der damaligen ihnen entgegenstehenden Partei mit schonungslosen Worten geißelten, und in ganz Deutschland das größte Aufsehen machten, ihm aber den vollen Haß jener Partei zuzogen.

Auf seiner Heimreise (Ende Juni 1517) wurde er in Augsburg von Conrad Peutinger freundlich in sein Haus aufgenommen und dem Kaiser Maximilian, der sich damals dort aufhielt, vorgestellt, der ihm am 12. Juli in Gegenwart des ganzen Hofstaates den von Peutingers Tochter geflochtenen Lorberkranz als Dichter auf das Haupt setzte. Hutten war so stolz auf diese Auszeichnung, daß er sich seitdem in Rüstung mit dem Kranz auf dem Haupte abbilden ließ.

Von hier begab er sich über Bamberg nach Steckelberg, wo er die Schrift des Lorenz Valla über das angebliche Edikt Kaiser Constantins veröffentlichte, welches eine Schenkung der Stadt Rom, Italiens, ja des ganzen Abendlandes an den Papst enthalten sollte, und dessen Ungrund von Valla in schlagendster Weise dargethan war. Er widmete die Schrift dem Papste selbst, indem er sich auf dessen Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe berief. Um diese Zeit (1517) trat Hutten in den Dienst des Erzbischofs Albrecht zu Mainz, der ihn zu einer Mission an den französischen Hof abordnete, von wo er zurück nach Mainz und von da (1518) nach Halle, wo sein Gönner als Erzbischof von Magdeburg residirte, abging, und später mit demselben den Reichstag zu Augsburg besuchte. Hier ließ er seine Türkenrede erscheinen, eine Aufmahnung zum Zuge gegen die Türken, welcher eine Mahnung an die Fürsten, den Türkenzehnten an den Papst zu verweigern, und eine verbesserte Ausgabe seiner früher veröffentlichten Schrift: „der Niemand" folgte. Im Jahre 1519 erschien seine Arbeit über das Fieber, eine Satyre über die Ueppigkeit des Lebens der damaligen Geistlichkeit.

Als aber nach dem Tode des Kaisers Maximilian der Herzog Ulrich v. Württemberg wieder zu den Waffen griff und die Reichsstadt Reutlingen, ein Glied des schwäbischen Bundes, mit Gewalt überfiel, da zog Hutten inmitten der fränkischen Ritterschaft und des schwäbischen Bundes sein Schwert, verband sich auf diesem Zuge mit Franz v. Sickingen, mit dem er enge befreundet wurde, und betheiligte sich lebhaft an dieser Sühne seines Vetters, die mit der Einnahme von Stuttgart und Tübingen 1519 endete.

Der Papst, erzürnt über die wiederholten und heftigen Ausfälle Huttens gegen ihn, seine Macht und die Geistlichkeit, forderte (12. Juli 1520) den Erzbischof von Mainz auf, den Verfasser dieser Schrift auf eine solche Art zu strafen, daß Andere von ähnlichem Muthwillen abgeschreckt würden.

Hiedurch bewogen, bat dieser seinen Hofmann Hutten, seine Schriften gegen den Papst einzustellen; dieser, der mit Recht sagen konnte, „nicht um Ruhm, Reichthum oder Herrschaft kämpfte ich, sondern das Ziel meines ganzen Strebens war, dem Vaterlande die ihm gewaltsam entrissene Freiheit zurückzugeben," konnte ein solches Versprechen nicht geben, und zog sich vom Hofe zurück, nicht ohne daß ihm der Erzbischof die Fortdauer seines Gehaltes versichert hätte.

Schon früher hatte Hutten dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich die alte Schutzschrift für Heinrich IV. gegen Papst Hildebrand gewidmet und gesucht, den Kaiser durch ihn für die Befreiung Deutschlands vom römischen Stuhle zu gewinnen, jetzt schien es ihm an der Zeit, persönlich den Kaiser anzufeuern, und er reiste daher nach Brüssel, wo zur selben Zeit der Kaiser sich aufhielt. Allein kaum war er angekommen, so wurde er von allen Seiten gewarnt, er möge sich schleunig entfernen, da man ihm nach dem Leben strebe; er mußte sich daher dem Rathe seiner Freunde zu folgen entschließen und begab sich auf die Rückreise. Als er nun auf derselben bei Löwen mit 2 seiner Knechte ritt, begegnete ihm Hogstraaten, sein erbittertster Feind. Hutten ließ ihn ergreifen: „Endlich fällst du in die rechten Hände" rief Hutten, indem er den Degen zog. „Welchen Tod soll ich dir, du Feind aller Guten und Widersacher der Wahrheit, anthun"? Doch, als dieser knieend um Schonung bat, sagte er, ihn entlassend: „Nein, mein Schwert soll nicht mit so schlechtem Blute sich besudeln, das aber wisse, daß viele andere Schwerter nach deiner Kehle zielen und dein Untergang eine ausgemachte Sache ist." In Frankfurt erfuhr er, daß vom Papste der Befehl ergangen sei, ihn gefesselt nach Rom einzuliefern. Ahnungsvoll schrieb er an Capito am 8. August: „Nun fangt das Feuer an zu brennen, und es wird ein Wunder sein, wenn es nicht zuletzt mit meinem Sturze wird gelöscht werden müssen. Doch in diesem Handel hab ich mehr Muth als Jene Kräfte haben, ich sehe, daß die Römischen nach meinem Blute lechzen". Er zog sich daher nach seines Freundes Franz v. Sickingen Burg Ebernburg zurück, wo er dessen Schutzes gewiß sein konnte (Sept. 1520); dort schrieb er seine Klagen an den Kaiser, an die Kurfürsten von Sachsen und Mainz, an die Fürsten und an alle deutschen Stände, in denen er in den feurigsten Worten die unwürdige Stellung der deutschen Nation dem römischen Hofe gegenüber schilderte und zur endlichen Lostrennung aufforderte. Die Schrift an den Kaiser ließ er durch Sickingen, jene an die Kurfürsten von Spalatin übergeben, und errang wenigstens so viel, daß der Kaiser erklärte, ihn nicht ungehört zu verdammen, und ihn nicht untergehen lassen zu wollen. Alle seine bisherigen Schriften waren, da er nicht wollte, daß der gemeine Mann an diesem Streite Theil nehme, in lateinischer Sprache abgefaßt; nun aber da er einsah, daß seine Schriften dem Volke unrichtig ausgelegt würden, und daß er nun an dasselbe selbst sich wenden müsse, um es für seine Sache zu gewinnen, begann er seine Schriften in deutscher Sprache zu veröffentlichen.

Alle seine auf der Ebernburg auch im Jahre 1521 erschienenen Schriften athmen die gereizte Stimmung Huttens gegen den Papst und endlich selbst gegen die geistlichen und weltlichen Fürsten, die ihm zu lässig schienen, und gegen die feindlich aufzutreten er den Adel zu bereden suchte, was ihm auch durch ein in demselben Jahre von dem größten Theile der deutschen Reichsritterschaft gestiftetes Schutz- und Trutzbündniß gegen die geistlichen Machthaber gelang. Sickingen griff auch nach einem verunglückten Einfall in Frankreich, auf dem er aus Auftrag des Kaisers ein Heer von 3000 Mann Reitern und 12000 Mann Fußvolk gegen Metz geführt hatte, dort aber den Kürzern zog, die geistlichen Fürsten, namentlich den Erzbischof von Trier feindlich an, allein er erlag den Verbündeten Triers, dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und dem Landgrafen Philipp von Hessen, die seine Burg Landstuhl berannten, bei welchem Sturme er tödtlich verwundet am 7. Mai 1523 starb. Hutten hatte sich in die Schweiz geflüchtet, wurde zwar dort von den Gelehrten und den Anhängern der Reformation auf's Freundlichste aufgenommen, aber von der Geistlichkeit Schritt für Schritt verfolgt; selbst sein früherer Freund Erasmus von Rotterdam verleugnete ihn, und so mußte er Basel, wo er im Dezbr. 1522 ankam, verlassen, und zog sich endlich tödtlich erkrankt nach Zürich (Mai 1523) und dann nach einem kurzen vergeblichen Aufenthalte in Pfäfers auf die Insel Ufenau im Züricher See zurück, um (Aug. 1523) dort sich einer Kur bei dem heilkundigen Pfarrer Schnegg zu unterwerfen, allein vergebens; er unterlag der ihn sein ganzes Leben verfolgenden Krankheit am Ende Augusts jenes Jahres in äußerster Dürftigkeit. So ging dieser große Mann im Elende zu Grunde. Möge der Genius Deutschlands, möge das deutsche Volk verhüten, daß ein solches unseliges Verhängniß sich je wieder erfülle!

Friedrich Myconius (Mecum),

Prediger zu Gotha.

„Dieser mein Wille sucht die Ehre göttlichen Namens, nicht meine Ehre, noch Lust."

Friedrich Myconius, eigentlich Mecum genannt, war als der Sohn ehrbarer Bürgersleute zu Lichtenfels (in Oberfranken) am 26. Dez. 1491 geboren, und erfreute sich bei seinen vorzüglichen Geistesanlagen in seiner Jugend einer tüchtigen Bildung, die, nachdem er in die lateinische Schule zu Annaberg gesendet worden, nur gefestet wurde. Die Predigten Tetzels, der 1508 nach Annaberg kam, veranlaßten den schwärmerischen jungen Mann, um in Abgeschiedenheit seiner Religion zu leben, 14. Juli 1510 in das Franziskanerkloster daselbst einzutreten. Durch einen lebhaften Traum in der ersten Nacht seines Aufenthaltes allda bewogen, unterzog er sich nun

dem Studium der alten Scholastiker, dann der Kirchenväter, namentlich des Augustinus sowie der Bibel, ohne eine innere Befriedigung erlangen zu können, ohne die ihm aufsteigenden Zweifel zu lösen; er verzweifelte endlich an seinen Studien, legte sie bei Seite und lernte allerlei Handarbeiten, übte sich im Schönschreiben und Drechseln. „Da erbarmte sich der Herr meiner, sowie aller Menschen zu dieser unser Zeit. Er sendete im Jahre 1517, meines Alters dem 27., seinen Diener, den zu solchem Amte auserwählten Boten Dr. Martin Luther," sagt Myconius, der sich nun mit dem ihm eignen schwärmerischen Hange der neuen Lehre zuwandte. „Fünfmal erklärten mich die Mönche in die Acht, ganze anderthalb Jahre bewachten sie mich so strenge, daß ich so wenig mit irgend einem Menschen sprechen, als einen Briefwechsel führen konnte. Aber doch drohten sie mit ewigem Gefängniß und lebendig Begrabenwerden". Er wurde in das Kloster nach Eisenach gebracht, wo er trotz der übelsten Behandlung dennoch für die Ansichten Luthers predigte, was seine Obern veranlaßte, ihn wieder nach Annaberg, das damals unter dem Scepter des der Lehre Luthers feindlichen Herzogs Georg von Sachsen stand, zu schaffen. Eine üble Zukunft fürchtend, entfloh Myconius nach der Stadt Zwickau, wo er 1524 eine freundliche Ermahnung an die Stadt Annaberg erließ, worin er sich für die Ansichten Luthers aussprach, und später dort selbst unter außerordentlichem Beifalle predigte. In demselben Jahre wurde er noch als Prediger nach Gotha berufen, um dort mit Feuereifer für Besserung der Kirche und Aufrichtung der Schulen mit großem Erfolge zu predigen und zu ermahnen. Im Jahre 1526 verheirathete er sich mit Margaretha Jäck, aus welcher Ehe 9 Kinder hervorgingen. Auf einer Reise, auf welcher er den Herzog Johann Friedrich, der ihm wohlwollte, nach Düsseldorf begleitete, hielt er ein Religionsgespräch mit dem Franziskaner von Köln, Johann Korbach, am 19. Febr. 1527, indem er sich in seinen Behauptungen auf das neue Testament berief, dessen Beweiskraft aber Korbach verwarf. In allen Städten, die der Kurprinz mit ihm berührte, so in Köln, Braunschweig, Soest, Celle u. s. f. predigte er in seiner einfachen und geraden Weise. Nach Gotha zurückgekehrt, ließ er sich durch Visitation neuerdings die Aufbesserung der Schulen angelegen sein. Er sagt, „daß es mit großer Sorge, Mühe und Arbeit geschehen sei, daß nun jede Pfarrei ihren Lehrer und gewidmet Einkommen hat, jede Stadt ihre Schule, und was zur Kirche gehört. Ach lieber Herr Gott! du hast gegeben, daß es wohl angericht ist, gieb, daß es auch wohl gehalten und erhalten werde!" Im Jahre 1528 ging er auf Befehl seines Kurfürsten und nach Begehren König Heinrichs des Achten mit dem Vicekanzler Fr. Burkardt und dem Edlen Boyneburg als Gesandtschaft der protestirenden Fürsten nach England, um dem Könige das Augsburger Bekenntniß zu überbringen, dem sich anzuschließen er erklärt hatte. Allein sie mußten, da es ihm darum nicht zu thun war, unverrichteter Sache im August jenes Jahres wieder abreisen, und so kam Myconius gerade recht, um in Leipzig, wo Luthers Lehre gerade in Aufnahme

kam, sie durch seine Predigten zu unterstützen (1539). Am Ende des Jahres 1540, in dem er ein Büchlein über die Art und Weise, die Kranken zu unterrichten, veröffentlicht hatte, kehrte er schon leidend nach Gotha zurück, immer noch thätig als Prediger und Christenlehrer, bis ihn am 7. April 1546 der Tod von seinem Leiden, einer Luftröhrenschwindsucht, erlöste.

Myconius, inniger Freund Luthers, mit dem er wie mit Paul Eber, Justus Jonas und andern Reformatoren in freundschaftlichem Briefwechsel stand, und der als Religionslehrer und Prediger eines außerordentlichen Rufes genoß, war in seiner Rede sanft und eindringend, fromm und der neuen Lehre mit ganzer Hingebung ohne Hintergedanken zugethan. Außer der Beschreibung seines Traumes und einigen theologischen Schriften hat er noch eine Chronik seiner Zeit (1536), in welcher er seine eigne Thätigkeit mitschildert, in deutscher Sprache geschrieben.

Lorenz Frieß,

fürstl. würzburgischer Rath und Archivar,

Geschichtschreiber.

„Lies vor, wäg wohl, darnach urtheil,
Wenn du Verdacht willst meiden."

Lorenz Frieß wurde zu Mergentheim, einer deutschordenschen Stadt (nun im Jaxtkreise des Königreichs Württemberg), im Jahre 1491 geboren. Nach sorgfältiger Erziehung besuchte er zu Wien die Hochschule, erwarb sich dort den Grad eines Magisters der freien Künste (1510), und trat dann, nachdem er noch auf der Hochschule zu Wittenberg 1518 studirt und Luthers Vorträge gehört hatte, in die Dienste des Hochstifts Würzburg. Als Rath und geheimer Sekretär dreier Fürstbischöfe, Conrad III. und IV. und Melchiors, war ihm auch die Leitung und Obsorge des Archivs anvertraut, dessen Hilfsmittel mit denen des Domkapitels er auf's Fleißigste benützte. Die Einsicht in die Archive und das Studium der alten Urkunden, Privilegien, Rechte und Gewohnheiten des Landes verschafften ihm nicht nur eine genaue Kenntniß desselben, sondern schärften auch sein Urtheil als Staatsmann, und er war deßhalb in der Lage, eine weit gediegenere Chronik der Begebenheiten des Hochstifts Würzburg zu liefern, als Johann Trithem, dem diese Quellen nicht zu Gebote standen, zugleich aber auch vermöge der durch das Eindringen in die Geschichte erlangten staatsmännischen Kenntnisse seinen Fürsten in Reichs- und Landessachen mit weisem Rathe zur Seite zu stehen, die ihn denn auch in schwierigen Zeiten als Gesandten am Reichstage zu Augsburg 1530, an Kaiser Karl V. (1538) und Ferdinand I. gebrauchten.

Seine auf die hochstiftischen und domkapitelischen Urkunden gegründete,

mit Zurhandnahme vieler handschriftlichen Chroniken der Städte und Klöster sowie der Chronisten älterer Zeit, der Sagen und Lieder im Volke, von 1541—1546 verfaßte Chronik „Geschichte, Namen, Geschlecht, Leben, Thaten und Absterben der Bischöfe von Würzburg, Herzoge von Franken" ist heut zu Tage noch ein höchst geschätztes Werk und in den Händen aller ihr engeres Vaterland mit Liebe umfassenden Franken. Von ihr bestanden lange nur geheim gehaltene Exemplare, eines in den Händen des Fürstbischofs, eines beim Domkapitel, das dritte in der Regierungskanzlei, sämmtlich von Martin Seger mit vielen Federzeichnungen geschmückt; erst später wurden Abschriften von ihr gefertigt, und sie endlich mit Erlaubniß des Fürstbischofs Johann Philipp II. durch den preußischen Archivar Ludewig in Halle in seiner Sammlung der Geschichtschreiber des Bisthums Würzburg 1713 in Druck veröffentlicht. Sie reicht bis zum Jahre 1495. Eine weitere nicht gedruckte Arbeit von ihm ist die im Archiv zu Würzburg befindliche Geschichte des Bauernkrieges, die um so bedeutungsvoller ist, als sie eine von einem höchst freimüthigen, in Mitte der Ereignisse lebenden und sehr unterrichteten Mann geschriebene, auf die Originalschreiben ꝛc. gestützte Beschreibung jenes unglücklichen Aufstandes v. J. 1525 ist, und eine noch vorhandene Geschichte der Bisthümer Deutschlands; — eine Abhandlung von dem Herzogthum zu Franken, des kaiserlichen Landgerichtes Privilegien und Gebräuche — von der Eigenschaft der hochdeutschen Sprache, eine Genealogie Kaiser Karls des Großen, ein Adelsbuch, ein Abentheuerbuch sind nicht auf uns gekommen. Die kurze Geschichte des Hochstifts Würzburg in der münsterischen Kosmographie (Basel 1614) ist von ihm.

Während der Bauernunruhen begleitete er den Bischof auf der Flucht nach Heidelberg und auf dessen Rachezug durch das Land nach unterdrücktem Aufstande. Von seinem Fürsten hoch geachtet und 1524 mit einem Lehengute zu Diepach beschenkt, im Besitze des von ihm erkauften und neu gebauten Hofes zum großen Löwen, geliebt von seinen Mitbürgern, starb Frieß am 5. Dez. 1550, und wurde im Kreuzgange des Doms begraben, wo ihm ein Denkmal, von Joachim Cammerarius mit einer deutschen Inschrift versehen, gesetzt wurde, welches leider nun verschwunden ist.

Hans Sachs,

Schuhmacher und Dichter.

> So hub ich an, in Gottes Namen
> und bracht' neuer Gedicht' zusammen
> mit Gottes Hülf' vierthalb hundert
> mancher Art, das mich selber wundert.
> Gott woll', daß die Gedicht in allen
> dem Nächsten zu Nutz und Gute fallen
> und bringen Frucht, daß dadurch aufwachs
> gute Sitte und Tugend; das wünscht Hans Sachs.

In Mitte des 14. Jahrhunderts hatte sich der Minnesang von den Höfen der Fürsten und den Burgen des Adels in die aufblühenden Städte und deren Genossenschaften zurückgezogen, und hier bildeten sich Vereine von Dichtern, die sich Meister der Dichtkunst, Meistersänger hießen, eigne Schulen ausmachten, und die ihren Ursprung von Walter von der Vogelweide, Heinrich Frauenlob, Conrad von Würzburg und 9 andern Minnesängern ableiteten. Sie verfaßten ihre Dichtungen nicht in freiem Lauf der Phantasie, sondern nach eignen Regeln, der Tabulatur, sie behandelten jetzt nicht mehr ausschließlich die Minne, sondern mehr Gegenstände biblischen Ursprungs, und trugen dieselben in ihren Versammlungen an bestimmten hohen Festtagen oder in den Singschulen gewöhnlich alle Monate vor. Ein förmlicher Meistergesang wurde Bar, das Versmaß Gebäude, die Versarten mit der Singweise Töne genannt, so z. B. die Rosmarinweise Hans Findeisens, der blaue oder lange Ton Heinrich Frauenlobs, die blutglänzende Trahtweise Jost Zolners u. s. w. und die gelungene Dichtung krönte ein bestimmter Lohn, dagegen Verstöße gegen die Tabulatur mit Strafe beahndet wurden. Solche Schulen waren zu Mainz, Frankfurt, Straßburg, Kolmar, Würzburg, Prag, Ulm, Nürnberg, Augsburg, Regensburg.

Einer der vorzüglichsten Meistersänger aus der schon fortgebildeten Schule war der zu Nürnberg als der Sohn eines Schneiders am 5. Nov. 1494 geborne Hans Sachs. In seinem siebenten Jahre begann er die Schulen in Nürnberg zu besuchen, in denen er seine Ausbildung bis zum fünfzehnten Jahre fortsetzte, wo er dann nach dem Wunsche seines Vaters als Lehrling in das Schuhmacherhandwerk eintrat. Zur selben Zeit hielt sich zu Nürnberg ein Leineweber Leonhard Nunnenbeck auf, der ein vorzüglicher Meistersänger war, und den in Musik schon gebildeten jungen Sachs nun in der Dichtkunst unterrichtete. In seinem 17. Jahre ging er auf die Wanderschaft nach Regensburg, Passau, Tyrol und München, wo er 1514 sein erstes Gedicht machte, an den Main und Rhein:

> In Baiern, Franken und am Rhein
> fünf gantze Jahr ich wandern thet
> In diese und die andern Stätt.

In allen Städten, die er berührte, hielt er Schule im Gesange. Nach seiner fünfjährigen Wanderschaft kehrte er (1519) nach Hause zurück, um sich als Schuhmachermeister niederzulassen und sich durch seine Verehelichung mit Kunigunde Kreutzer aus Wendelstein 1519 einen eignen Herd zu gründen.

Er schloß sich der dort bestehenden Meisterschule an und ward bald durch seine Kunst und seinen Eifer ihr Vorsteher, eine Anerkennung, die nicht gering war, da die Zahl der Meistersänger auf 250 sich belief (1558). Seine erste Wohnung hatte er in der Vorstadt Wörth genommen, war aber später in die Stadt selbst übergezogen und erfreute sich eines ziemlichen Wohlstandes, den er durch Geschäftsreisen zu heben suchte.

Luthers Reformation hatte trotz des Widerstrebens des Rathes in Nürnberg festen Fuß gefaßt und Sachs schloß sich ihr mit Feuer an, indem er sein Auftreten mit einem Gedichte (1523) „die Wittenbergisch Nachtigall" begrüßte. Dieses Gedicht wurde in allen Theilen Deutschlands verbreitet, zog ihm aber natürlich auch Feinde zu; dennoch blieb er bis an sein Ende Luthers Lehre treu und ihr beredter Anhänger. Im J. 1560 (20. März) starb seine Hausfrau, die ihm 7 Kinder geboren hatte, die er alle überlebte. Die Einsamkeit seines Hauses veranlaßte ihn, schon im nächsten Jahre sich wieder mit Barbara Harscher zu verehelichen, mit der er glücklich und zufrieden lebte. In seinem vorgerückten 78. Lebensalter nahm Geist und Körperkraft des müden Sängers ab, und sein Schüler Puschmann sagt von ihm:

Und wenn Leut zu Ihme kamen
Saß er am Tisch in Güt
San kindisch, tett stillschweigen,
Wen Man ihn fragen war
Und allzeit vor ihm hette
Bücher, sonderlich die
Bibel ansehen tette,
Auch wer vor ihm stand hie.

So in nachgelassener Kraft lebte er noch 3 Jahre, bis ihn am 20. (nach Andern am 19. oder 25.) Jan. 1576 der Tod abrief.

Hans Sachs war ein Dichter von seltener Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit. Ohne die Meistergesänge, die er von seinen Gedichten ausschied, und von denen er 4275 in 275 Meistertönen, deren 13 er erfunden, schrieb, umfaßten die Gedichte 34 Foliobände, von ihm selbst zusammengeschrieben, in denen nach seiner eignen Berechnung 6048 Gedichte, worunter 208 Schauspiele und 1700 Schwänke, Fabeln u. s. f., begriffen waren, welche die verschiedenartigsten Gestaltungen des Lebens, gezogen aus der Erfahrung und aus dem Studium der Bibel und der meisten alten und neuen, selbst ausländischen Schriftsteller, Geschichtschreiber und Dichter, in poetischem Gewande vorführten.

Seine Dichtungen zeichnen sich durch harmlosen Witz, treffliche Ver-

gleichungen, tiefe Menschenkenntniß, reiche Erfahrung, unerschöpflichen Humor, glückliche Zeichnung, reine und kindliche Frömmigkeit und durch kräftige offne Sprache aus.

Den durch seine in alle Welt verbreiteten poetischen Werke berühmten, später weniger geachteten Dichter würdigte Göthe mit den Worten:

> Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
> Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt.
> In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
> Das seinen Meister je verkannt!

König Ludwig ließ seine Büste in der Ruhmeshalle aufstellen.

Hans Holbein, der jüngere,

Maler.

> Holbein und Albr. Dürer haben ein erstaunendes Talent in der Kunst gezeigt, und würden, wenn sie wie Raphael, Coreggio, Titian aus den Werken der Alten hätten lernen können, ebenso groß wie diese geworden sein, ja diese vielleicht übertroffen haben.
>
> Winkelmann, Gesch. d. Kunst

Hans Holbein, der ältere, Bürger zu Augsburg, geboren um 1450, war ein sehr geschickter Maler, dessen Bilder mit Geschmack und treuem Fleiß gemalt waren, wenn auch in der Gewandung etwas steif, dennoch von hohem Werthe.

Sein Sohn Hans Holbein, der jüngere, geb. 1495 zu Augsburg, übertraf den Vater durch Wahrheit der Farbe, Natürlichkeit, reinen Geschmack, Zartheit und Gewandtheit des Pinsels, korrekte und sichere Zeichnung, runden und einfachen Faltenwurf und treffliche Auffassung des Einzelcharakters. Er war mit seinem Vater nach Basel gekommen, und wurde dort am Sonntag vor St. Michaelstage 1519 in die Zunft der Maler 3. Juli 1520 als Bürger aufgenommen. Seine Kunstbildung empfing er theilweise durch seinen Vater, theilweise durch die Anregung der in Basel selbst und in dessen Nähe lebenden Künstler und deren Werke, darunter mehrerer ausgezeichneter Männer, mit denen er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, wie Erasmus v. Rotterdam, des kunst- und alterthumsliebenden Bonifaz Amerbach, und des treuen kunstgebildeten Johann Frobenius. Der größere Theil seiner Gemälde besteht in Porträten, von denen die seines Vaters und Oheims Werke seiner Jugend sein werden, dann in Schildereien geschichtlicher Begebenheiten. Treffliche Gemälde in Oel, Wasserfarben und auf Kalk, sowie in Miniatur sind von ihm vorhanden, deren meiste in England.

Nach seiner Aufnahme in Basel bewegte er sich, künstlerisch schaffend,

viel in seiner Umgegend, in Luzern, Bern, Zürich, Constanz und den schwäbischen Klöstern, und aus jener Zeit stammt sein für den Dom zu Basel bestimmtes berühmtes Gemälde, die Passion, auf 8 Tafeln, für welche Kurfürst Max I. 1641 vergeblich 30000 fl. bot.

Seine getroffene unglückliche Verehelichung, lag nun die Schuld an ihm oder ihr, die ihm gleich Albr. Dürer schmerzliche Tage verursachte, das Streben, durch größern Verdienst sein Einkommen zur Erhaltung seiner Familie zu erhöhen, wohl auch das Zureden des englischen Gesandten Grafen Arundel, bestimmten ihn 1526, nach England zu gehen, zu welcher Reise er Empfehlungsbriefe von Erasmus von Rotterdam an den Kanzler Thomas Morus erhielt, der ihn auf das Freundlichste bei sich aufnahm und ihn dem Könige Heinrich VIII. empfahl. In diese Zeit fällt eine große Zahl seiner besten Bilder, so die Porträts des Kanzlers Morus und seiner Familie, des Königs, mehrerer am Hofe Hochgestellten, des Astronomen Nikolaus Kratzer u. s. f. — Trotz seiner vielfachen Arbeiten kehrte er doch immer von Zeit zu Zeit nach Basel zurück, doch immer nur auf kurze Dauer, so im Jahre 1529, 1532 und das Letztemal 1538. Viele seiner Bilder, die damals entstanden, waren in der Gallerie des Pallastes Whitehal, der 1697 verbrannte, aufbewahrt und alle größeren Gallerien und selbst Private erfreuen sich noch des Besitzes seiner Werke. — Seine große Thätigkeit endet mit seinem im Jahre 1543 durch die Pest erfolgten Tode in London.

Holbeins Name aber, der nicht nur Maler, sondern auch Holzschneider und Architekt in gleich ausgezeichneter Weise war, ist bis in die untersten Schichten durch seinen durch Hans Lützelburger in Holz geschnittenen Todtentanz, dessen Originalzeichnungen nun in Petersburg sind, bekannt und berühmt geworden.

Seine Büste steht in der Ruhmeshalle bei München.

Peter Apian,

Professor zu Ingolstadt.

> Die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke
> Ist des Fleißes der Edlen werth.
>
> Klopstock.

Einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit wegen seiner umfassenden Kenntnisse in der Größenlehre und Weltkunde, sowie wegen seiner Erfindungen neuer astronomischer Instrumente bei allen Gelehrten Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Spaniens hochgeachtet, von den Fürsten und Ersten seiner Zeit hochverehrt, war Peter Apian, der, obgleich nicht in Bayern geboren, doch unter die denkwürdigen Bayern gezählt werden darf, da er einen großen Theil seines Lebens bis an seinen Tod lehrend in Bayern zubrachte.

Geboren zu Leißnick, einer Stadt in Meißen, im Jahre 1495 aus einer ehrbaren Familie, Namens Bienewitz oder Benewitz, nach damaliger Sitte in lateinischer Uebersetzung Apianus sich nennend, genoß der mit trefflichen natürlichen Anlagen ausgestattete Jüngling in der Schule zu Rochlitz den ersten Unterricht und bezog dann nach gemachten Studien zu Meißen die Universität zu Leipzig, um unter Peter Mosellanus und Wolfgang Schindler in den humanistischen Wissenschaften, unter Kaspar Borner in Mathematik und Astronomie mit allem Fleiße sich zu belehren. Schon weit vorgeschritten in diesen Wissenschaften, begab er sich nach Wien, hörte dort die zu jener Zeit berühmtesten Lehrer und veröffentlichte schon damals eine Karte des Erdkreises nach den Ueberlieferungen des Ptolomäus und den Entdeckungen des Amerikus Vespuccius (1520), eine der ersten, die Amerika darstellten. Auf einer Reise nach Italien begriffen, fesselte ihn die bayerische Erde und seinem Fleiße dankte hier die Entstehung (Anfangs des Jahres 1524) seine dem Erzbischofe von Salzburg, Matthäus, gewidmete Weltbeschreibung, die nachmals in's Französische, Spanische, Holländische und Italienische übersetzt wurde. Sein hiedurch gegründeter großer Ruf veranlaßte seine Ernennung zum Professor der Mathematik zu Ingolstadt (1527) durch Herzog Wilhelm von Bayern, welcher Würde er trotz aller lockenden Einladungen zur Uebernahme von Lehrstellen zu Padua, Ferrara, Leipzig, Tübingen und Wien treu blieb. In dieser Stellung, von zahlreichen Schülern umgeben, veröffentlichte er seine ausgezeichneten physikalischen, geographischen und astronomischen mit Abbildungen gezierten Werke, zu deren besserer und genauerer Ausführung er in seinem Hause eine Buchdruckerei gründete, welche sein gleichfalls in Mathematik wohlerfahrener jüngerer Bruder Georg leitete. Nun gingen aus seiner Hand viele und vortreffliche Erdkarten, Erd- und Himmelsgloben und andere astronomische Instrumente zur Messung der Polhöhe und Tagesstunden und des Sternenlaufes hervor. Dem Kaiser Karl V. übergab er 1530 sein Astronomicum Caesareum, das der Kaiser auf seine Kosten drucken ließ, und welches ihm von demselben (1541) mit 3000 Goldgulden, dem Adel für seine Familie und der kaiserlichen und päpstlichen Pfalzgrafenwürde belohnt wurde. Der Kaiser, der ihn persönlich hochschätzte, ernannte ihn zu seinem Mathematiker, unterhielt sich gerne, oft und lange mit ihm in vertrautester Weise, und ehrte seinen Freund und Lehrer noch dadurch, daß er im schmalkaldischen Kriege die Stadt Leißnick, die des Mordes kaiserlicher Soldaten angeklagt war, als seinen Geburtsort vor Brand und Plünderung bewahrte. Auf Kosten des reichen Raymund Fugger zu Augsburg unternahm er mit dem Professor der Dichtkunst von Ingolstadt, Barth. Amantius, eine gelehrte Reise nach Italien, um Inschriften des Alterthums zu sammeln, die er dann in einem eigenen Werke 1534 in damals ungekannter Vollkommenheit herausgab. Als treuer Freund Aventins war er durch seinen Umgang Trost ihm an seines Lebens Abende. Zwei und dreißig von den Gelehrten mit Beifall empfangene Werke, dann seine astronomischen Instru-

mente haben ihm einen bis auf unsere Tage tönenden, die Namen seiner Zeit überragenden Ruf erworben. Thätig bis an sein Ende, unterlag er zu Ingolstadt am 21. April 1552 im 52. Lebensjahre einer Nierenkrankheit.

Im Jahre 1526 hatte er sich mit Katharina Mosner, eines ingolstädtischen Rathsherrn Tochter, verheirathet, aus welcher Ehe 9 Söhne und 5 Töchter hervorgingen, von welch Erstern Philipp sein Nachfolger im Lehramte und Theodor am kaiserlichen Reichsgerichte zu Speyer Assessor wurde —; seine Gattin starb am 6. Juli 1574.

Philipp Apian, zu Ingolstadt am 14. Sept. 1531 geboren, gleich berühmt wie sein Vater, wurde von diesem schon in früher Jugend in den schönen Wissenschaften, vornehmlich aber in der Mathematik unterrichtet, und zeichnete sich bald durch seinen Scharfsinn und seine ungemeinen Kenntnisse in der Größenlehre aus. Zu seiner weitern gelehrten Ausbildung machte er 1549 eine Reise nach Straßburg, dann 1550 nach Dole in Burgund, dann mit Sambuch und Lotich nach Paris, wo er zu Füßen des berühmten Mathematikers Michael Beuther saß, hielt sich seiner Studien halber zu Bourges und Orleans auf und kehrte dann reich an Wissenschaft und Erfahrung 1552 nach Ingolstadt zurück, wo er nun erst im 21. Jahre an der Stelle seines verstorbenen Vaters die Professur der Mathematik antrat, und die Verleihung dieser Würde durch eine Reihe gelehrter mathematischer Schriften und durch Anfertigung von Erd- und Himmelsgloben, Planisphären ꝛc. vergalt. Sein kränklicher Körper bewog ihn, die Arzneiwissenschaft zu studiren und zu weiterer Ausbildung eine Reise nach Italien (1557) zu unternehmen, um das Verfahren der italienischen Aerzte zu beobachten und die damals so berühmten botanischen Gärten dort einzusehen. Er besuchte 1564 abermals Padua, Ferrara und Bologna, wo er den Doktorhut der Medizin sich erwarb, dann Florenz und endlich Rom. —

Schon im Jahre 1561 hatte Apian auf Andringen des Herzogs Albrecht V. eine Karte von Bayern vollendet, behufs deren Fertigung er sechs Jahre in Bayern umherreiste, und sich der doppelten Besoldung seiner Professur erfreuen durfte; 1566 nach seiner zweiten italienischen Reise aber bearbeitete er eine große Karte von Bayern in 24 Blättern „bayerische Landtafel", die ihm von dem Herzoge 250 Dukaten, seinen doppelten Gehalt und eine Zulage von 150 fl. lebenslänglich als Lohn eintrug. Als ihm aber am 8. April 1568 vom akademischen Senate der Universität Ingolstadt das Anmuthen gestellt wurde, den Eid auf die katholische Religion zu leisten, erklärte er, daß er, nachdem „er in der augsspurgischen Confession und derselben Verstandt, dei beneficio der Apologia oder declarirten begriffen, dermassen in seinem Gewissen versichert, das er darwider sich in khaine disputation nit gedenkh einzulassen ꝛc. den ihm vorgehaltenen Eyd nicht schwören könne, da er sonst Gott zum Zeugen gegen sein eignes Gewissen anrufen würde." Er wurde deßhalb auf Befehl des Herzogs seiner Stelle entsetzt, sein Gehalt eingezogen und ihm befohlen, binnen 3 Monaten das Land zu verlassen (10. April.). Treu seiner Religion, ungebeugt

durch diese harte Maßregel, die ihn seines Lebensunterhaltes beraubte, verließ er Bayern, und begab sich nach Wien zu dem Kaiser Maximilian II., um ihn durch Vorzeigung seiner bayerischen Landestafel zu vermögen, eine solche über die österreichischen Lande fertigen zu lassen; der Kaiser empfing ihn freundlich, entließ ihn aber nach drei Monaten mit einem Geschenke von 100 Joachimsthalern und zwar ohne Auftrag. Von Wien kehrte er nach fünfmonatlicher Abwesenheit über Böhmen, Thüringen und Leißnick, wo er seine Verwandten besuchte, nach Rosenheim zurück, wohin sich seine Frau begeben hatte. Im nächsten Jahre (1569 4. Okt.) fand er freundliche Aufnahme als Professor der Mathematik und Astronomie zu Tübingen, wohin er Anfangs 1570, nachdem er das erst kaum um mehrere Tausende von seinen Brüdern erkaufte Haus zu Ingolstadt verlassen hatte, nun seine Frau Sabina, geborne Schevenstuel, die er am 4. Sept. 1564 geheirathet hatte, seine bedeutende Bibliothek und seine trefflich eingerichtete Buchdruckerei dahin übersiedelte.

Kurz vor seinem am 14. Nov. 1589 am Schlagflusse erfolgten Tode überkam ihn eine unruhige Sehnsucht nach seinem Vaterlande Bayern; noch einmal glaubte er, obgleich kränklich durch seinen ohnedieß schwächlichen Körperbau und geistig durch seine vielen Anstrengungen angegriffen, hier in neuer Thätigkeit auftreten zn können.

Sein Grundsatz war: man muß so streben und arbeiten, als wenn man ewig leben — so aber leben, als wenn man heute sterben müßte.

Sebastian Schertlin von Burtenbach,

Feldoberster.

„Der Zorn ist ein Narr."
Leibspruch Schertleins.

Unter Georg von Freundsberg hat sich das deutsche Landsknechtswesen, in Folge dessen auf den Ruf irgend eines bekannten Feldhauptmanns Krieger aus allen Ständen nicht zur Erstrebung eines sittlichen Zweckes z. B. für Religion, Vaterland u. dgl., sondern nur in Hoffnung auf Beute und Plünderung ihre Kraft und ihr Leben unter einer Fahne vereinigten, gebildet. Mit dieser rohen, schonungslosen Masse, die einigermaßen gedrillt unter bestimmten, ihren Zusammenhalt betreffenden Gesetzen lebte, mit diesen zusammengewürfelten Haufen, die ein Feldherr nicht zu schonen brauchte, weil sie weder durch Bande des Vaterlandes, der Religion oder eines edlen Zweckes ihm verbunden waren, sondern eben nur dem Erwerb folgten, war es möglich, auch verzweifelte Wagestücke, wenn sie nur tüchtige Beute versprachen, auszuführen, daher auch der Ruf der Anführer solcher Haufen durch ihre Kriegsthaten groß wurde. Man sah es nicht für schmachvoll an,

heute dem, morgen jenem Herrn, heute dem, morgen jenem Zwecke zu dienen, es war das Kriegshandwerk. Ein solcher, durch seine Kriegsthaten als Anführer von Landsknechten berühmter Feldobrister war Sebastian Schertlin von Burtenbach.

Er war zu Schorndorf, einem württembergischen Städtchen an der Rems, am 12. Februar 1496 aus einer Bürgersfamilie geboren, und ergab sich in seiner ersten Jugend den Wissenschaften, indem er, 1512 in Tübingen inscribirt, 1516 daselbst den Magistergrad erwarb. Seine Neigung aber zog ihn zum Kriegsdienste, und er begann seine kriegerische Laufbahn 1518 unter Kaiser Maximilian zu Zeiten der sickingischen Verfolgung. drei Jahre darauf focht er unter Georg v. Freundsberg in Frankreich bei dessen unglücklichem Abzug von Valenciennes. Im Jahre 1524 zog er freiwillig auf eigene Kosten nach Mailand zu des Kaisers Haufen und kämpfte in der Schlacht bei Pavia so tapfer, daß ihn der Vicekönig von Neapel vor dem Schlosse daselbst das Erstemal zum Ritter schlug. Als der Bauernkrieg im Jahre 1525 ausbrach, schloß er sich mit 3 Pferden dem schwäbischen Bundeshaufen an, wurde zum Wachtmeister über die Fußknechte ernannt und trug durch die Metzeleien bei Königshofen, Ingolstadt und andern Orten im Fränkischen nicht wenig zur Unterdrückung des Aufstandes bei. In diesem Jahre ernannten ihn die Nürnberger zu ihrem Hauptmann, mit 100 fl. Besoldung, („dieweil ich aber noch allzujung und unversucht, haben sie mich meines Zusagens „auf meine Bitt" erlassen").

Im nächsten Jahre zog er als ein Hauptmann mit Georg v. Freundsberg sammt 43 Fähnlein Landsknechten gegen Mailand, um Freundsbergs Sohn zu entsetzen. Im Jahre 1527 unter dem Herzog von Bourbon half er treulich zweimal Rom erobern und nahm mit drei deutschen Hauptleuten den Papst gefangen. „Was ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr, wurden wir aber reich." Eine merkwürdige Beute machte Schertlin in einem 12 Schuh langen und sehr dicken Strick, an welchem sich, der Sage nach, Judas erhängt hatte, den er aus der Peterskirche mitnahm und in Schorndorf aufhängen ließ und der später in Innsbruck gezeigt worden sein soll. Bei der Belagerung Neapels durch die Franzosen im Jahre 1528 vertheidigte er sich in dieser Stadt trotz der dort herrschenden Pest und trotz des Mangels an guten Lebensmitteln auf's Tapferste: „In derselben Stadt verspielt ich 5000 Dukaten in einer Stund, und stieß mich die Pestilenz an drei Orthen an;" nach manchem harten Strauß langte er trotz dieses Verlustes am 8. Mai 1529 wieder zu Hause an mit 15000 fl. und vielen Kleinodien, ein Beweis, in welcher Art der Krieg geführt zu werden pflegte. Die Stadt Augsburg nahm ihn 1530 in ihren Dienst gegen 200 fl. jährlichen Sold und 50 fl. für seinen Anzug; er zog deßhalb im nächsten Jahre mit Weib und Kind dahin und kaufte sich ein Haus, um daselbst wohnhaft zu bleiben. Es scheint, daß das Spiel eine vorherrschende Leidenschaft bei ihm war; denn er erzählte, daß er in diesem Jahre 4000 fl. im Spiele gewonnen habe. Im Jahre 1542 erkaufte er mit seiner Kriegs-

beute wegen erlangter ritterlicher Würde von dem Burggrafen Ulrich Schloß Burtenbach an der Mindel mit Vieh und Hausrath um 17000 fl. Als 1532 König Ferdinand mit den Reichstruppen den durch Ungarn vordringenden Türken sich entgegensetzte, zog Schertlin mit dem Contingent von Augsburg, Donauwörth und Kempten als Hauptmann mit, erhielt den Oberbefehl über das ganze Reichsfußvolk und erfocht am 19. Septbr. bei Bottenstein mit 500 Schützen gegen 8000 Türken einen so glänzenden Sieg, daß ihn der Kaiser vor andern Grafen und Herrn zum Ritter schlug, und ihm eine goldene Kette von 800 Kronen schenkte. „Aus demselben krieg bracht ich Ehr und 4000 fl., Herzog Friedrich schenket mir ein vergüldt Schwerdt für 100 fl., der Rath zu Augsburg einen vergüldten Kopff für 200 fl., die von Kempten einen Becher 11 fl. werth.

Durch Kaiser Karl V. wurde er am 1. Mai 1534 wegen seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben.

Als nun aber im Jahre 1537 die Stadt Augsburg zum größten Theile die protestantische Religion angenommen hatte, war Schertlin auch zu dieser übergetreten, und focht nun mit derselben Thätigkeit und Tapferkeit im schmalkaldischen Kriege auf protestantischer Seite, zugleich auch Unterhandlungen zur Vergrößerung des Bundes mit Eifer betreibend. Im Laufe desselben wurde Augsburg von den Kaiserlichen genommen; Schertlin allein aber blieb von der kaiserlichen Gnade ausgenommen, und es wurde ihm angesonnen, die Stadt zu verlassen und sich in die Schweiz zu flüchten. Da er nun von der Stadt keinen Schutz erhalten konnte und ihm zugesagt worden war, daß seine Aussöhnung mit dem Kaiser bald erfolgen solle, so zog er sich mit 35 Reitern und seinem baarem Gelde von 40000 fl., Silbergeschirr und Geschmeide in die Schweiz, erst nach Constanz, dann nach Basel zurück. Diese Aussöhnung erfolgte aber nicht, und er begab sich daher auf Auffordern 1548 in die Dienste des Königs Heinrich von Frankreich, welcher Schritt ihm die kaiserliche Acht und die Einziehung und Vergebung seiner Güter an Andere zuzog. Auch seinem neuen Herrn diente er mit Tapferkeit, ohne dabei, wie er denn ein haushälterischer Mann war, seinen Vortheil zu übergehen. „Seither des schmalkaldischen Krieges und in diesem Kriege, sagt er im Jahre 1552, hab ich über alle Kosten und Schäden erobert 12000 Kronen.“ In diesem Jahre vermittelte er den Frieden zwischen Heinrich X. und dem Kurfürsten Moriz v. Sachsen auf dem Schlosse Chambord. Im Jahre 1553 fand die Aussöhnung zwischen ihm und dem Kaiser statt; er erhielt seine Güter wieder, und sagte nun dem König von Frankreich, der ihn reichlich noch belohnte, den Dienst auf. Der Landsberger Bund erwählte ihn 1556 zu seinem Obristlieutenant über alle Haufen zu Roß und Fuß. Im Jahre 1557 erkaufte er die Herrschaft Hohenburg mit Bissingen und Hohenstein um 52000 fl. Im Jahre 1566 bestimmte ihn der Kaiser zum obersten Feldmarschall; allein der alte Held konnte einen solchen Ruf nicht annehmen, da er dem Podagra unterlag. So lebte er in größern und kleinern Fehden mit dem seinen Besitzungen

nahen Adel, der ungern den Geadelten ober sich sah, und gegen den dann Schertlin ächt landsknechtlich verfuhr, der baulichen Herstellung seiner Schlösser, der Bewirthschaftung seiner Güter und den Wissenschaften sich widmend, die er Zeitlebens geliebt hatte, im Schooße seiner Familie zu Augsburg, bis ihn am 18. Nov. 1577 der Tod in seinem 81. Jahre abrief.

Schertlin war bieder und aufrichtig und als Feldherr schnell besonnen, thatkräftig, muthig und umsichtig. —

Joachim Cammerarius,

Urheber der hohen Schule zu Altdorf.

„Der Obrigkeit Amt ist, daß sie in alle weg gute Sorg für ihre Unterthanen trage, damit jedes Orts Ehre fürnemlich und dann gemeiner Nutz befürdert, so viel immer möglich."

Unter den denkwürdigen Bayern scheinen vor denen, die in grauser Schlacht den blutigen Lorber sich errungen, jene den Vorzug zu verdienen, deren Streben es war, die Sitten ihrer Zeitgenossen zu mildern, und der Kultur Träger zu sein, die durch Beispiel und Lehre, durch Gründung wissenschaftlicher Anstalten den geistigen Aufschwung ihres Volkes beförderten und erkräftigten. Solch ein Mann, „die Zierde von Deutschland, ja von ganz Europa" war Joachim Cammerarius, der, von reichstem allumfassendem Wissen — denn er war Geschichtschreiber, Redner, Mediziner, Naturkundiger, Astronom, Theolog und Dichter — von hoher klassischer Bildung, unermüdeter Thätigkeit, voll Thatkraft und Mäßigung, durch überzeugende Beredsamkeit den entschiedensten Einfluß auf den Fortschritt der Künste und Wissenschaften, mittels seiner Commentare zu den griechischen und lateinischen Klassikern, durch seine Belebung der gelehrten Anstalten in Leipzig, Tübingen, Nürnberg und Altdorf und durch seinen tiefgedachten Rath in theologisch-politischen Dingen in seinem Jahrhunderte ausübte.

Joachim Cammerarius, aus dem kärnthischen Geschlechte der Liebhard, die sich nach ihrem Dienste Kammermeister nannten, abstammend, war am 12. April 1500 zu Bamberg geboren und der Sohn des dortigen Consuls Johann Cammerarius, Patriciers von Bamberg und Nürnberg. Seine Anfangsstudien machte er im Hause seiner Eltern, die einige Zeit in Nürnberg wohnten. Schon in seinem vierzehnten Jahre, nachdem sein Lehrer erklärt hatte, er könne ihn nichts mehr lehren, bezog er die Universität Leipzig, wo er sich der Mathematik und klassischen Studien weihte; von hier begab er sich 1518 nach Erfurt, um die Arzneiwissenschaft zu studiren, von wo er 1521 mit Eoban Hesse, mit dem er hier eine vertraute Freundschaft eingegangen hatte, von Melanchthon nach Wittenberg einge-

laden, dorthin ging. In engem Verhältnisse mit dem ihm besonders zugethanen Melanchthon betrieb er seine Studien hier so fleißig, und mit solchem Erfolge, daß ihn der Rath von Nürnberg 1526 als Professor der griechischen Sprache und der Geschichte an das in demselben Jahre gestiftete dortige Gymnasium berief und ihm das (erste) Rektorat übertrug. Mit aller Liebe und Kraft, angefeuert und gehoben durch die geistige Anregung der ihm freundlich ergebenen Männer Wilibald Pirkheimer, Albrecht Dürer, Hieronymus Baumgärtner u. A. wirkte er in seinem Berufe für die Bildung der Jugend, ohne jedoch die große Frage jener Zeit, die Umbildung der bestehenden Religionsansichten, außer Acht zu lassen. Auf Verlangen des Rathes zu Nürnberg besuchte er, um den Gesandten Nürnbergs zu unterstützen, 1530 den Reichstag zu Augsburg, wo er durch seine ruhige und eindringliche Sprache die Sache seiner Religionsverwandten vertrat. Vom Herzoge Ulrich von Württemberg 1535 an die hohe Schule von Tübingen berufen, trug er hier als Lehrer der Beredsamkeit und der griechischen Sprache nicht wenig zur Hebung der schönen Wissenschaften, namentlich durch seine Schrift: „Elemente der Rhetorik," und durch seinen Rath zur besseren Umgestaltung der Universität bei. Der Ruf seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines Organisationstalentes bewog die Herzoge Heinrich und Moritz von Sachsen, ihm die Umänderung der Universität Leipzig anzuvertrauen. Unterstützt von Kaspar Borner, entwarf er deßhalb neue zweckdienliche Statuten, übernahm das Rektorat und führte dasselbe lange Zeit mit nicht geringem Ruhme, indem er zugleich Philosophie und griechische Sprache lehrte. Den zur Ausgleichung der Religionswirren, oder besser, zur Verbriefung der gegenseitigen Zugeständnisse, 1555 und 1556 abgehaltenen Reichstagen zu Augsburg und Regensburg wohnte Cammerarius wieder im Interesse der Protestanten bei, und zwar in Begleitung Melanchthons. Seine innige Freundschaft mit Melanchthon veranlaßte ihn, als dieser 1560 starb, dessen Lebensgeschichte zu schreiben, der er eine Geschichte der Reformation und eine Sammlung vertrauter Briefe folgen ließ.

Mit Bedauern hatte Cammerarius den Verfall des Gymnasiums zu Nürnberg gesehen, und: „daß vill Junges Gesinds zu Unzeiten auf die Universität geschickt und allda anderer gestalt, dann wol seyn solte, erzogen werden", und es war ihm der Gedanke gekommen, eine besondre Lehranstalt außer Nürnberg zu gründen, durch welche die Schüler der höheren Schulen für die Universität vorgebildet werden sollten; er wandte sich 1565 daher an Joachim Haller, der damals in Nürnberg die Aufsicht auf die Schulen hatte, und setzte ihm seinen Plan auseinander, betrieb ihn dann persönlich bei seiner mehrfachen Anwesenheit in Nürnberg, und hatte endlich die Freude, in Altdorf eine solche Anstalt errichtet und die Einrichtung zu derselben getroffen zu sehen. Die feierliche Einweihung derselben, die er nicht mehr erleben sollte, folgte am 29. Juni 1575; sie wurde später vom Kaiser Rudolph II. — 26. November 1578 — zu einer Akademie erho-

ben, auf der die ersten Grade der Philosophie errungen werden konnten, zu welchem Rechte der Kaiser Ferdinand II. — 13. Okt. 1622 — die Erlaubniß, auch in der Jurisprudenz und Medizin, Kaiser Leopold — 10. Dez. 1696 — in der Theologie den Doktorgrad zu ertheilen, beifügte. So entstand aus der von ihm angeregten literarischen Anstalt die berühmte Universität Altdorf. —

In seinem 68. Jahre rief ihn Kaiser Maximilian II., der ihn besonders hochachtete und ihn bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog, nach Wien, um in kirchlichen Sachen mit ihm sich zu berathen, von wo er reich beschenkt zurückkehrte. Er starb am 16. April 1574 zu Leipzig.

Ruhig und ernst, feind jeder Lüge, selbst jener im Scherze, mild und beredt, charakterfest und energisch, hatte er sich die höchste Achtung seiner Zeitgenossen und der Kaiser: Karl V., Ferdinand und Maximilian II., die Liebe der größten Männer jener bewegten Zeit erworben.

Gleiche Auszeichnung und Erwähnung verdient sein Sohn, Joachim Cammerarius, der Jüngere, geboren zu Nürnberg am 6. Nov. 1534, einer der größten Mediziner und Botaniker seiner Zeit. Er erhielt die Schulbildung in Schulpforta unter Erasmus Rüdiger, der nachmals sein Schwager wurde, und Philipp Melanchthon, zwei gleich gelehrten und hervorragenden Männern, von denen der Letztere seines Vaters ältester und bester Freund war. Mit 18 Jahren besuchte er 1552 die Universität Wittenberg, um hier Philosophie und Medizin zu betreiben. Nach seines Vaters Wunsch, durch Reisen den Gesichtskreis zu erweitern, und durch eigne Anschauung fremder Eigenthümlichkeiten und Begriffe sein Wissen zu bereichern, begleitete er ihn 1555 zum Reichstag nach Augsburg und bereiste dann Bamberg, Leipzig, Küstrin, Meißen, von wo er 1557 wieder nach Wittenberg zurückkehrte. Seines Vaters Freund, der berühmte Johann Crato von Kraftheim, rief ihn nach Breslau, wo er, in herzlicher Freundschaft ihm anhangend, ihn in die Arzneiwissenschaft mit allem Eifer einweihte. Nach dessen Rath reiste er 1559 nach Italien, um an den dortigen Hochschulen zu Padua und Bologna die in jener Zeit ausgezeichnetsten Professoren seiner Wissenschaft zu hören. Zwei Jahre seines Aufenthaltes in Italien benützte Cammerarius nicht nur für seine Studien, sondern auch für die Würdigung der altklassischen Alterthümer und Merkwürdigkeiten jenes schönen Landes. So mit gereiftem Urtheile, geordneten und umfassenden Kenntnissen, geehrt durch die errungene Freundschaft der berühmtesten Männer jener Zeit, kehrte er, nachdem er am 27. Juli 1562 den Doktortitel zu Bologna erlangt hatte, 1563 nach Nürnberg zurück, um sich allda nach Wunsch seines Vaters niederzulassen. Er erhielt auch schon im folgenden Jahre durch die Verwendung der Senatoren Baumgärtner, und Nützel, Freunde seines Vaters, das dortige Stadtphysikat, in welchem er sich nun, unterstützt von seinen großen Kenntnissen der Botanik und aller Hilfswissenschaften der Arzneikunde, mit ebenso viel Einsicht als Glück bewegte, so daß er eines weitverbreiteten Rufes als Arzt sich

erfreuen durfte, ja in zweifelhaften Fällen von den ersten Fürsten Deutschlands gerufen wurde, so 1580 zu dem Landgrafen Michael von Kassel, 1581 zu den Kurfürsten von Bayern und Mainz, 1584 zum Kurfürsten von Sachsen. Sein vorzüglichstes Verdienst ist aber, daß er, seit 1665 Genannter des größern Rathes, um den Uebergriffen schlechter und ungehörig gebildeter Aerzte und Apotheker vorzubeugen und entgegenzutreten, veranlaßte, daß nach seinem Plane ein Collegium medicum, welches das damalige Medizinalwesen Nürnbergs beaufsichtige, durch den Rath (1592, 27. Mai) gegründet wurde, dessen Dekanat er auf Lebenszeit nach der Wahl des Rathes und unter Beistimmung aller Aerzte übernahm und mit Auszeichnung führte. Nicht geringe Verdienste besaß er auch um die Botanik; er hielt sich seit 1569 einen großen Garten, in dem er die seltensten und auserlesensten Pflanzen mit allem Aufwande zog, er erkaufte die Geßner'sche kostbare botanische Bibliothek mit einer Sammlung von 1500 in Holz geschnittenen Pflanzenabbildungen, und bereicherte die Botanik durch ein auserlesenes Werk mit den trefflichsten Holzschnitten: epitome utilissima Petri Andreae Matthioli, durch ein Kräuterbuch und andere botanische und naturwissenschaftliche Werke.

Sein Plan: „welchergestalt in einem wohlgeordneten Regiment es mit den Aerzten und Artzneyen, sambt allen andern dazu gehörigen Stücken möcht geordnet und gehalten werden", aus dem das Collegium medicum entstanden, wurde für das wichtigste, vollständigste und ehrenvollste deutsche Dokument der medizinischen Polizei des 16. Jahrhunderts gehalten.

Von einem ärztlichen Besuche bei dem Kurfürsten August von Sachsen zurückgekehrt, fiel Cammerarius in eine schwere Krankheit und endete am 11. Okt. 1598 sein nützliches und thatenreiches Leben in Nürnberg im Kreise der Seinen, tief und allgemein betrauert. Andreas Bosius sagt von ihm: im Falle er, auch auf der Gasse, ein Blatt von seinen Schriften sollte liegen sehen, würde er es aufheben; denn er wisse gewiß, daß er etwas daraus lernen könnte. Unter seinen Werken zeichnen sich die biographischen Arbeiten über den Dichter Eoban Hesse, Melanchthon und den Fürsten Georg von Anhalt besonders aus.

Sebastian Frank,

Geschichtschreiber.

„unpartheiisch, ohne Gallen, Jedermann
ohne Nachtheil, Hohn und Schmutz."

Das Streben, durch tüchtige Volksbücher das politische und sittliche Bewußtsein des Volkes zu heben, und ihm tiefere Kenntniß der Vergangen-

heit und durch Vergleichung dieser mit der Gegenwart, Verständniß derselben zu ermöglichen, und dadurch die Bildung des Mitbürgers zu fördern, berechtigt dann um so mehr zu voller Anerkennung, wenn diese mit möglichst historischer Kritik, mit umfassender Gelehrsamkeit, unerschütterlicher Unpartheilichkeit und mit der Kraft der Wahrheit geschrieben, dadurch recht an Glaubwürdigkeit und Einfluß gewinnen. Darum verdient Seb. Frank hier genannt zu werden, der, mit dem festen Willen zu nützen, Keinem zu Lieb und zu Leide, auf die ihm bekannten Schriftsteller fußend und ihre Angaben prüfend, zuerst eine allgemeine Weltgeschichte nach einem Prinzipe und über philosophische Gegenstände in deutscher Sprache schrieb, und der wegen seines lebendigen Ausdruckes, der Körnigkeit seiner warmen und von fremden Worten freien Sprache, seines menschenfreundlichen und vaterlandsliebenden Gefühls, seines Freimuthes und der unvertilgbaren Liebe zur Wahrheit, hohe Auszeichnung verdient.

1499

Von Sebastian Franks, der zu Donauwörth (Schwaben) wahrscheinlich in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts geboren war, Jugendschicksale ist nichts bekannt; sein Name erscheint zuerst 1527 in einer Uebersetzung, die er von einem Werke „diallage" des damaligen protestantischen Pfarrers A. Althammer in Eltersdorf bei Erlangen machte, und ihr eine Vorrede zusetzte. Im folgenden Jahre zog er nach Nürnberg und verheirathete sich (17. März) mit Ottilia Behaim. Hier bearbeitete er eine Geschichtsbibel für das Volk und mehrere kleine Schriften. Wie man sagt, aus Nürnberg vertrieben, begab er sich 1531 nach Straßburg, wo er seine Geschichtsbibel, „Chronika, Zeytbuch, und Geschichtbibel von Anbeginn bis auf das Jahr 1531," in der er mit seltener Unbefangenheit und zuerst mit der Absicht, eine Weltgeschichte zu schreiben, die ewig leitende Hand Gottes zeigen wollte, durch den Druck veröffentlichte, und seine Studien für die Kosmographie machte. Weil er sich wohl der neuen Lehre Luthers, aber den mystischen Ansichten Schwenkfelds und Taulers zugewendet hatte und seine Ansichten, die er in seiner Geschichtsbibel aussprach, denen des Magistrates entgegenstanden, wurde er eingekerkert und dann der Stadt verwiesen. Von hier wendete er sich nach Kustenfelden bei Ulm und gab dort 1534 seine Kosmographie, „Weltbuch, Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens," die sich durch die fleißige und sinnige Zusammenstellung der von ihm gesammelten Nachrichten über die Verhältnisse aller Völker auszeichnete, heraus.

Gegen Ende des Jahres 1533 kam er nach Ulm, und gründete dort, nicht ohne Schwierigkeit zum Bürger aufgenommen, eine Druckerei, wo seine paradoxen gegen die Ansichten der Altlutherischen in Druck erschienen, die ihm viele Anfeindungen zugezogen und ihn wahrscheinlich bewogen, Ulm zu verlassen und sich 1538 nach Frankfurt zu begeben, wo er 1539 seine deutsche Chronik Chronicon Germaniae „von des ganzen teutschlands, aller teutschen Völker Herkommen, Händeln guten und bösen Thaten" ꝛc., 1539 herausgab. Unstät kam er dann nach Basel und Straßburg, das er wieder

verlassen mußte, 1541 nach Meissen, und ließ sich endlich 1542 in Basel nieder, wo er als Buchdrucker mehrere Bücher druckte und 1545 starb, nachdem er 1543 noch ein Buch von der Hoffnung und Liebe Gottes der Oeffentlichkeit übergeben hatte.

Außer den genannten Büchern liegt noch seine Chronik der Türken, mehrere Uebersetzungen lateinischer Werke in's Deutsche und eine Sammlung der deutschen Sprüchwörter von ihm vor, die die wichtigsten Sprichwörter enthält und dadurch sowohl zur Kenntniß der Sprache als auch der Sitten des Volkes eingehenden Beitrag gibt. Ein berühmter Schriftsteller Wachler sagt von ihm: „Wären die Teutschen auf dem von Frank betretenen Wege fortgefahren, so würde das nächste Menschenalter Geschichtsbücher für das Volk erhalten haben, welche keine Vergleichung mit modernen Musterschriften anderer Nationen hätten scheuen dürfen."

Peter Helein,

Erfinder der Sackuhren,

und die Erfinder in Bayern.

Wenn der Männer gedacht wird, deren Errungenschaften auf dem Gebiete des Wissens wir nun genießen, so ist es Pflicht, auch derer zu gedenken, die auf dem Felde des gesellschaftlichen Lebens in Kunst und Gewerbe uns vorangegangen, mit angebornem Talente, strebsamem Fleiße und glücklichem Griffe Erfindungen machten, die, der Ausbildung fähig, nun in veredelter Form uns zum Nutzen und zur Freude dienen. Von solchen Männern zählt vor Allem Nürnberg, in dessen freien reichsstädtischen Mauern Wissenschaft und Gewerbe sich tüchtig auszubilden Gelegenheit hatten, eine andere Städte weit überragende Zahl.

Wenn wir auch, wie es oft namentlich bei Erfindungen geht, daß der Name des Erfinders irgend einer nützlichen Einrichtung unbekannt bleibt oder verschwindet, wohl die Namen, aber wenig von den Lebensverhältnissen der Erfinder wissen, so ist doch hier die Aufzeichnung der Namen und der Thatsachen geboten, und gerne unterziehen wir uns der Pflicht, der Dankbarkeit Worte zu leihen.

Schon im Jahre 156 vor Christus soll P. Scipio Nasika die erste Wasseruhr nach Rom gebracht haben; im Jahre 1395 wurde die erste große Räderuhr in Speyer, 1361 das ältere Uhrwerk an der Marienkirche in Nürnberg aufgestellt und dadurch den Gemeinden der Vortheil der Zeitmessung eingeräumt; dem Privatgebrauche aber übergab Peter Hele oder Helein, der als Schlossermeister in Nürnberg lebte, im Jahre 1500 Uhren, die in einem kleinen Gehäuse mit elastischen Spiralfedern und einem Hem-

mungswerke versehen die Zeit angaben, und wegen ihrer eiförmigen Gestalt „Nürnberger Eier“ genannt wurden.

Die Erfindung der Kupferstecherkunst wird dem Rupprecht oder Luprecht Rüst aus Augsburg, oder dessen Schüler Martin Schön aus Kulmbach (gest. 1486 zu Kolmar), oder dem Israel von Mecheln, welcher um 1440 lebte, zugeschrieben.[1])

Im Jahre 1400 erfand ein Mechaniker Rudolph von Nürnberg die Art und Weise, wie der Draht in gleicher Rundung und Dicke gezogen werden kann. Hans Haus, Schlossermeister zu Nürnberg, erfand 1462 die künstliche Uhr an der Marienkirche daselbst, außerdem besondere Wagbalken mit Gewichten, die sich selbst hoben, und leichte Geschöpfe zu tiefen Brunnen; er starb 1520.

Als in der Mathematik und der Meßkunst ausgezeichnet muß hier erwähnt werden Johann Prätorius, geb. 1537 zu Joachimsthal, der durch die Erfindung des Meßtisches und der Wasserwage diesen Wissenschaften reichlich Vorschub leistete. Nachdem er in Wittenberg Mathematik studirt hatte, begab er sich 1562 nach Nürnberg, wo er sich mit dem Anfertigen mathematischer Instrumente beschäftigte, und sich durch seine obengenannten Erfindungen einen hochgeehrten Namen, vielfache Berufung und endlich die Professur der Mathematik zu Altdorf erwarb, welcher er unter rastloser wissenschaftlicher Forschung und Lehre bis an seinen Tod am 27. Okt. 1616 seine ganze Kraft widmete.

Die Abweichung der Magnetnadel durch Anziehung des Eisens entdeckte Georg Hartmann in Nürnberg um das Jahr 1538; ebenso verdankt man ihm die Erfindung des Kaliberstabs, der zur Bestimmung des innern und äußern Umfanges der Geschütze sowie des Kugelgewichts diente (1540), dann die Erfindung des Gesetzes, daß gleichnamige Pole sich abstoßen, ungleichnamige sich anziehen; ferner, daß Nordmagnetismus beim Streichen südliche Polarität hervorbringe. — Hartmann war geboren zu Eggolsheim (nun Landg. Forchheim in Oberfranken) am 9. Febr. 1489, studirte zu Köln vom Jahre 1510 Theologie und Mathematik, und ließ sich nach einer Reise in Italien 1518 zu Nürnberg nieder, wo er ein Vikariat zu St. Sebald erhielt. Er lebte in vertrauter Freundschaft mit Phil. Melanchthon, Wil. Pirkheimer und Joh. Schoner, und war sehr geschickt in Anfertigung von Astrolabien, Globen, Sonnenuhren und ähnlichen Werken. Er starb 9. April 1564.

Das erste Wahlschloß wurde durch Hans Ehmann 1540 erfunden; es war dieß ein Combinationsschloß zum Vorlegen, bestehend in einem Cylinder, um welchen sich eine Anzahl in einander passender Ringe drehte,

---

1) Hier werden nur jene Erfinder aufgeführt, die nicht unter eignem Namen besprochen sind, wie z. B. J. v. Baader, Behaim, Fuchs, Gabelsberger, Homann, Reichenbach, Sömmering, Sennefelder, Schmid, Gruithuisen, Häberl, Ohm, König und Bauer, Heine und Rumford.

welche durch ein in einzelnen Buchstaben angebrachtes passendes Wort gelöst wurden. Seine Erfindung war auch das sogenannte Salomonische Schloß oder das Nürnberger Zankeisen. Sein Tod erfolgte am 1. April 1551.

Hans Danner zu Nürnberg war der Erste, welcher starke Maschinen mit Schrauben ohne Ende zur Hebung großer Geschütze auf ihre Laffeten lieferte; er starb 1545.

Sein Bruder Leonhard Danner erfand mehrere Sorten von Winden und 1550 die sogenannte Brechschraube, mit welcher er die stärksten Mauern und Thürme einsprengen konnte. Er starb in seinem 88. Jahre 1585.

Johann Harsdörfer, der Aeltere, zu Nürnberg fing zuerst an, die deutsche Sprache zierlicher zu schreiben und sie zu lehren; er wurde deßhalb zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt und sein Porträt im Rathhause aufgehängt. Sein Tod erfolgte am 12. Nov. 1563.

Hans Lobsinger (gest. 1570 zu Nürnberg) erfand die Windbüchse, ein Schießgewehr, durch welches zusammengedrängte Luft die in den Lauf eingebrachte Kugel fortreißt; auch fertigte er 1550 große und kleine Blasbälge ohne Leder von bloßem Holz.

Christoph Scheiner, Jesuit, geb. 1575 zu Wald bei Mindelheim, erfand das Helioskop zur Beobachtung der Sonne, und hat den Storchschnabel bekannt gemacht. Er trat 1595 in den Jesuitenorden, lehrte erst in Freiburg, dann in Ingolstadt 1610—1616 die hebräische Sprache und starb als Rektor des Collegiums zu Neiße in Schlesien am 18. Juli 1650.

Johann Hautsch, geb. 1595, verfertigte 1640 einen künstlichen Sessel, auf welchem man bei geschwinder Umdrehung zweier Kurbeln sitzend, wohin man wollte, bewegen konnte, dann einen vierrädrigen Wagen, auf dem man ohne Vorspann durch ein innen von Menschen getriebenes Räderwerk beliebig auch über Berg und Thal sich bewegen konnte, dann mehrere größere mechanische Kunst- und Wasserwerke. Er starb am 31. Jan. 1670.

Georg Kuhfuß (gest. nach 1600) und Kaspar Recknagel (gest. 1632), Beide Büchsenmacher, verbesserten das deutsche 1517 zu Nürnberg erfundene Radschloß an den Musketen, durch welches ein stählernes Rad durch Federn getrieben, an einem im Hahne befindlichen Kieselstein, rasch ablaufend, Funken hervorbrachte und so das Pulver der Pfanne entzündete.

Raymund Minderer war der Erfinder des von ihm in die Medizin eingeführten und jetzt nach ihm genannten spiritus Mindereri (essigsaures Ammoniak). Geboren zu Augsburg, dort praktischer Arzt, wurde er von Kurfürst Max I. zum Feldarzt, Rath und Leibmedikus, von den Kaisern Max II. und Matthias zu ihrem Leibarzt ernannt; er schrieb aloëdarium marocostinum 1616, threnodia medica, Kriegsarzneikunde, über die Pest, und starb am 4. Mai 1621.

Im Jahre 1670 entdeckte Heinrich Schwanhard in Nürnberg das Verfahren, mittels Flußspath und Schwefelsäure in Glas zu ätzen. Er

war der Sohn des sehr tüchtigen Glas- und Steinschneiders Georg Schwanhard, der, zu Rothenburg im Hennebergischen 1601 geboren und 1622 nach Nürnberg gekommen, dort sich in seiner Kunst auszeichnete, und von Kaiser Ferdinand III. für die ihm gelieferten Arbeiten den Titel eines kaiserlichen Kunstfaktors erhielt. Er hinterließ 2 Söhne, Georg und den obengenannten Heinrich, welch letzterer seinen Vater und Bruder übertraf.

Johann Rudolph Glauber, geb. 1604 zu Kitzingen (nun in Unterfranken), Arzt, erfand das Glaubersalz, eigentlich ein Sodavitriolsalz, das anfangs wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften „das Wundersalz" (sal mirabile Glauberi) genannt wurde, und aus 56 Theilen Wasser, 19 Theilen Vitriolsäure und 25 Theilen mineralisches Kali besteht. Glauber war der Sohn eines Weingärtners, lernte in verschiedenen Apotheken, ging dann in die Schweiz und nach Oesterreich, mehreren Alchymisten als Famulus dienend. Im Jahre 1640 besaß er ein mit großen Kosten hergestelltes Laboratorium zu Kitzingen und befaßte sich mit Goldmachen, fand aber statt dessen das Glaubersalz; behufs der Auffindung von Goldadern durchsuchte er die fränkischen Berge und fand nicht unbedeutende Erzlager, namentlich bei Castell. Ein Streit mit mehreren Gelehrten über seine Goldmacherei veranlaßte ihn, seinen Geburtsort zu verlassen, und er ging deßhalb nach Amsterdam, wo er in großer Armuth in hohem Alter 1668 starb.

Johann Joachim Becher, geboren 1635 zu Speyer, Chemiker, Physiker, Professor und Leibarzt zu Mainz, dann kaiserlicher Kammerrath zu Wien, später in Harlem und London, machte sich durch seine Verbrennungstheorie, welche die Vorläuferin der stahlischen phlogistischen Theorie war, bedeutenden Namen. Er starb zu Güstrow 1682.

Johann Sturm, geb. zu Hilpoltstein, gest. 1703, erfand das Differentialthermometer.

Georg Ernst Stahl, geb. 1660 zu Ansbach, stellte die phlogistische Theorie auf, nach welcher alle brennbaren Körper einen gemeinschaftlichen Bestandtheil enthalten, der die Verbrennung bedingt, und dabei entweicht; auch entdeckte er viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuren ꝛc. Er studirte zu Jena und hielt dort 1684 Vorlesungen, wurde dann Hofarzt des Herzogs von Weimar 1687, Professor der Medizin zu Halle 1687, und starb als Leibarzt zu Berlin 1734.

Johann Christoph Denner, geboren zu Leipzig am 13. August 1655 und als Instrumentenmacher in Nürnberg lebend, erfand, indem er die Schalmei verbesserte, im Jahre 1690 die Klarinette; er kam schon in seinem achten Jahre nach Nürnberg, wo er von seinem Vater das Horndrehen und Flötenmachen lernte; er versuchte das alte Stock- oder Raketenfagott zu verbessern und war selbst Musiker. Am 20. April 1707 starb er zu Nürnberg.

Durch seine Erfindung des Berliner Blau und die durch ihn in Deutsch-

land behufs des Seidenbaues angelegten Maulbeerpflanzungen verdient noch genannt zu werden: Joh. Leonhard Frisch. Geboren zu Sulzbach (Oberpfalz) am 19. März 1666, hatte er seine Studien zu Altdorf, Jena und Straßburg gemacht und nach vielen zu seiner Ausbildung unternommenen Reisen und wechselvollen Schicksalen endlich bleibende Stätte als Rektor des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin gefunden. Tief wissenschaftlich gebildet, erwarb er sich durch seine physikalischen Forschungen und um die Kultur der deutschen Sprache großes Verdienst, das auch durch seine Ernennung als Mitglied der k. Societät der Wissenschaften zu Berlin 1706, dann als Mitglied der kaiserlichen leopold-carolinischen Naturforscher-Akademie 1725 geehrt wurde. Er verblich am 21. März 1743 im 77. Jahre.

Ein zu Donauwörth ansässiger Bürger und Tonkünstler Hochbrucker erfand die Pedalharfe, die er Bretharfe nannte, am Ende des 17. Jahrhunderts.

Dr. Christian Jakob Trew (Treu), markgräflich ansbachischer Leibarzt und Hofrath, praktischer Arzt zu Nürnberg, Professor zu Altdorf, ist der Erfinder des Naturselbstdrucks, ein Verfahren, Pflanzen, Blätter u. dgl. durch Pressen abzudrucken. Geboren am 16. April 1695 zu Lauf (Mittelfranken), studirte er vom J. 1711—1716 zu Altdorf, wo er sich den Doktorgrad der Medizin erwarb. Nach gemachten Reisen zog er nach Nürnberg, um sich hier 1720 dem Berufe der Heilkunst und nebenbei der Botanik zu widmen. Er war gleich ausgezeichnet als Arzt, wie als Naturforscher und wurde deßhalb zum Mitgliede der kais. Akademie der Naturforscher erwählt. Dankbar verehrt für seine Mildthätigkeit an Armen, starb er am 18. Juli 1769. Seine Bibliothek und seine Sammlungen, vier Säle umfassend, vermachte er der Universität Altdorf, von der sie nach Erlangen kamen.

Georg Friedrich Brander, Mechanikus zu Augsburg, geb. 1713 zu Regensburg und gest. 1. April 1783, ein mechanisches Talent, brachte die ersten Teleskope in Deutschland zu Stande, und erfand das Glasmikrometer. Sein Ruf in Verfertigung astronomischer Instrumente war so groß, daß die Akademien der Wissenschaften zu Berlin und Mannheim und mehrere Sternwarten ihre Instrumente von ihm bestellten. Obgleich von Paris, Wien, Petersburg und München gerufen, blieb er seiner Vaterstadt treu.

Der Nürnberger Glaser A. Helmhack fand die Verfertigung des rothen Glases 1717 wieder; gleichfalls verdanken wir einem Nürnberger, dem Maler Sigmund Frank, die Wiedergeburt der Glasmalerei. Frank war geboren 1770 zu Nürnberg; er setzte Gesundheit und Vermögen auf das Spiel, um das technische Verfahren der alten Glasmaler wieder zu finden. Die ersten Versuche gelangen im Jahre 1800; schon vor 1808 konnte er Glasbilder (Wappen) von vorzüglicher Schönheit liefern, 1818 aber schon ein größeres Bild in eine Tafel eingeschmolzen herstellen; von

dieser Zeit an, durch ihn veranlaßt, hat die Glasmalerei so vortheilhafte Fortschritte gemacht, daß sie die alten Bilder zur Zeit übertrifft. Frank starb im Januar 1847.

Johann Andreas Sturm, Organist an der Barfüßerkirche zu Augsburg, geboren zu Heidelsheim in der Pfalz 1728, erfand ein Melodikon, ein Klavierinstrument, auf dem er während seiner großen Kunstreisen sich einen geehrten Namen erwarb, dann einen Doppelflügel.

Georg Nestfell (geboren zu Alsfeld in Hessen, gest. 1762 zu Würzburg), ein geborner Mechaniker, erfand eine Planetenmaschine, vermittels welcher er das ganze Copernikanische System darstellte. Er war seines Handwerks ein Kunstschreiner, der für die Abtei Banz und die Grafen von Schönborn eingelegte Arbeiten in Holz, Elfenbein 2c. fertigte, und durch die in der Bibliothek der Letztern aufgestellten Globen angeregt, erst in Holz, dann in Messing, diese Maschine zusammensetzte, für die er vom Kaiser Franz den Titel eines kaiserlichen Hofmechanikus, eine goldne Kette und einen jährlichen Gehalt erhielt. Der Fürstbischof Adam Friedrich von Würzburg ließ von ihm für die Universität um 4000 fl. dieselbe Maschine anfertigen.

Eine besondere Erwähnung verdient Johann Nepomuk Mälzl, der Erfinder der Panharmonikons, welches in einer Zusammensetzung von 42 musikalischen Instrumenten eine Reihe von Kompositionen durch eine angebrachte Mechanik und zwar mit bewundernswerther Präcision und klangvollem Tone spielte. Ebenso fertigte er einen mechanischen Trompeter, der die schwierigsten Passagen und militärischen Rufe blasen konnte. Er erwarb den von Kempelen gefertigten Automaten, den berühmten schachspielenden Türken, und verbesserte ihn so, daß er ihn später an den Herzog von Leuchtenberg um 30000 Francs verkaufte (aber um die Zinsen dieses Capitals wieder zurück erwarb).

Zu Regensburg als der Sohn eines Mechanikers und Orgelbauers am 15. Aug. 1772 geboren, erhielt er von seinem Vater in früher Jugend schon Unterricht in der Musik und Mechanik, so daß er als Jüngling mit Erfolg in der Musik Unterricht zu geben im Stande war. Er begab sich dann nach Wien, wo er sich bald durch seine Arbeiten einen bedeutenden Ruf erwarb, machte dann Reisen, um sein Kunstwerk zu zeigen, nach Paris, München, 1819 nach London, später 1825 nach Amerika, wo er sich zu Boston niederließ, und im August 1838 auf einer Reise aus Columbia nach den vereinigten Staaten starb. Durch seine Produktionen und den Verkauf seines Panharmonikons an den Handelsverein in Boston um 100000 Dollar hinterließ er ein Vermögen von einigen Millionen.

Johann Salomon Schweigger, Professor zu Halle, erfand den elektromagnetischen Multiplikator. Er war geboren zu Erlangen am 8. April 1779, studirte in Erlangen, wo er als Privatdocent im J. 1800 lehrte und wurde 1803 als Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Bayreuth, 1811 bei der polytechnischen Anstalt in Nürnberg in gleicher

Eigenschaft angestellt. Nach einer Reise nach Paris und England lebte er ein Jahr lang in München, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften thätig, wonach er als Professor der Physik und Chemie nach Erlangen, dann nach Halle berufen wurde, wo er sich viel mit Forschungen über Elektricität und mit antiquarischen Studien befaßte, bis ihn am 6. Sept. 1857 der Tod ereilte.

Johann Wolfgang Döbereiner, geboren am 13. Dezbr. 1780 auf dem Gute Bug bei Hof, entdeckte die Eigenschaft des Platinschwamms, Wasserstoffgas zu entzünden (das Platinfeuerzeug), die entfuselnde Wirkung der Chloralkalien, die Bereitung des Natrons aus Glaubersalz, die luftreinigende Wirkung der Kohle ꝛc. Nach erhaltener land- und forstwirthschaftlicher Bildung und selbstgemachten Erfahrungen in technischen Fächern lernte er in einer Apotheke zu Münchberg die Anfangsgründe der Chemie, dann in mehreren Städten, wo er sich mit der Apothekerpraxis ernährte, Mineralogie und Botanik. Im Jahre 1803 gründete er eine chemische Fabrik, mußte sie aber wegen schlechten Fortgangs wieder aufgeben; doch fuhr er fort, die genannten wissenschaftlichen Zweige mit allem Eifer zu betreiben.

In diese Zeit fallen viele seiner Entdeckungen, die ihm den Ruf als Professor in Jena 1810 erwarben. Er war einer der ersten Chemiker seiner Zeit und durch seine Vorlesungen wie durch seine Schriften berühmt. Er starb zu Jena 24. März 1849.

Am Hofe des Kurfürsten Max Joseph III. lebte der Trabant Gallermayer, der 52 Kunstwerke verfertigte, namentlich Automaten, darunter eine Organistin, welche die Tasten der Orgel und das Pedal gleich einer Lebenden handhabte, einen Flötenspieler, der Flötenstücke blies und den Takt mit dem Fuße schlug, einen Schreiber, der jeden Namen, den man ihm sagte, schreiben konnte, mehrere künstliche Uhren mit beweglichen Figuren und mechanische Curiositäten, z. B. einen Lehnstuhl, der, wenn man sich auf ihn setzte, Melodien ertönen ließ, eine große Bau- und Säemaschine u. s. w. Von seinen Lebensschicksalen ist nichts bekannt, als daß er 1785 verstarb.

Dergleichen Künstler, welche mechanische Spielwerke erfanden, lebten viele in Nürnberg.

Nikolaus Kratzer,

Professor zu Oxford in England.

Es preist der Nachruhm jene Marmorsäulen, die einst das große Rom seinen ausgezeichneten Männern errichtete, nicht minder wird der Nachruhm das prächtige Standbild preisen, das kunstreiche Hände ihm errichteten.	Marmoreas cantat celeberrima fama columnas, Quas claris statuit maxima Roma viris: Nec minus insignem cantabit fama columnam Krazeri, artifices quam statuere manus.

Zur Zeit König Heinrichs des Achten lehrte in Oxford Nikolaus Kratzer, geboren zu München. Er genoß seiner Rechtschaffenheit und

seines edlen Charakters wegen ebenso ehrenvollen Ruf, als wegen seiner außerordentlichen Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften, deren er vollkommen Meister war. Nachdem er auf den Universitäten Köln und Wittenberg in den exakten Wissenschaften sich ausgebildet und den Grad eines Baccalareus erworben hatte, kam er nach Oxford, wurde dort 4. Juli 1517 in das Collegium zum Körper Christi vom Stifter selbst gewählt, und vom Kardinale zum Lehrer der Astronomie ernannt. Er las nunmehr über sphärische Astronomie, über die Zusammensetzung des Astrolabiums und über die Geographie des Ptolomäus, und errichtete zu besserer Beobachtung der Tageszeiten eine Sonnenuhr im Garten des Collegs und in einem Kirchhofe zu U. Frauen. Er stand mit Albrecht Dürer in freundschaftlicher Beziehung, der 1520 in seinem Reisejournal von ihm schreibt: „ich hab conterfet in Antorf Herrn Nicolaum, ein Astronomus, wohnet bei dem König in England, der mir zu viel Ding fast fürderlich und nützlich ist gewesen; er ist ein Deutscher von München bürtig.“ Gleichfalls gedenkt Erasmus von Rotterdam seiner mehrmals in Briefen an seine Freunde. Hans Holbein, der jüngere, portraitirte ihn zweimal, einmal mit mathematischen Instrumenten 1528 und mit einer Inschrift umgeben, ein anderes Bildniß desselben ist in der k. Gallerie zu Paris, dann eine Zeichnung seines Kopfes von Holbein zu Kensington.

Man erzählt von ihm, daß er dem ihm wohlwollenden König Heinrich, der ihn fragte, wie es komme, daß er nach so langem Aufenthalte in England nicht besser Englisch spreche, geantwortet habe: E. M. nehmen nicht übel, was kann Einer Englisch lernen in Zeit von 30 Jahren?

Er lebte 1550 noch und scheint bald darauf in England gestorben zu sein; seine große Bibliothek kam in die Hände des Doktors Johann Dee.

Paul Fagius (Büchlein),

Reformator und Lehrer der hebräischen Sprache.

> Integer vitae, scelerisque purus
> Tadellos im Leben, ohne Fehler.

Paul Büchlein, der sich als Schriftsteller Fagius nannte, war 1504 zu Rheinzabern (Pfalz) als der Sohn eines Schullehrers geboren. Mit 11 Jahren wurde er zu seiner Ausbildung nach Heidelberg gesendet, wo er, obwohl in großer Armuth, dennoch mit Fleiß den Studien oblag. In seinem achtzehnten Jahre ging er, theils um sich in der hebräischen und griechischen Sprache unter den berühmten Lehrern Capito und Hedion näher zu unterrichten, theils um sich durch Privatunterricht seinen Unterhalt eher zu erwerben, nach Straßburg. Hier zu Füßen dieser berühmten Lehrer betrieb er hebräische Sprachstudien mit solchem Eifer, daß er damals schon

sich eines großen Rufes zu erfreuen hatte. Um nun aber ein bleibendes Unterkommen zu finden, folgte er dem Rufe der schwäbischen Stadt Isny, dort einen Schulmeisterdienst 1527 anzunehmen. Seine gründlichen Kenntnisse veranlaßten seine Obern, ihn zur Ausbildung für das Predigeramt nach Straßburg zu senden, wozu sie ihn mit einem Stipendium unterstützten. Indem er hier Andere im Hebräischen unterrichtete, widmete er sich mit gewohntem Fleiße seinen Studien der Theologie, und trat dann 1537 eine Predigerstelle in Isny an, der er mit Erfolg und Ruhm vorstand. Um nun aber seine Kenntnisse in der hebräischen Literatur gemeinnützig zu machen, legte er, unterstützt von einem reichen Kaufmanne daselbst, dem Senator Peter Buster, eine Druckerei an, und ließ in dieser mit Hilfe eines von ihm berufenen gelehrten deutschen Juden, Elias Levita, verschiedene hebräische Schriften drucken. Doch war die kleine Stadt Isny der Ort nicht, dieses Geschäft mit Nachdruck zu betreiben; er verlegte daher, als 1542 Capito zu Straßburg an der Pest starb und er den Ruf dahin erhielt, Capitos Predigeramt und Professur der Theologie zu übernehmen, seine Druckerei 1546 dorthin, nachdem er 4 Jahre in Constanz gewirkt hatte. Seine große Gelehrsamkeit und Beredsamkeit erwirkte ihm einen so vortheilhaften Ruf, daß ihn der Kurfürst Friedrich von der Pfalz 1546 nach Heidelberg berief, um die Universität dort zu verbessern. Er folgte diesem ehrenvollen Antrag, ohne seine Stelle in Straßburg aufzugeben. Als er aber mit Bucer das vom Kaiser gebotene Interim nicht annehmen wollte, mußte ihm der Magistrat zu Straßburg das Predigen untersagen, und ihn seiner Stelle entheben. Er hielt sich eine Zeitlang verborgen, bis ihm, gedrungen durch seinen gelehrten Ruf, der Erzbischof von Canterbury in England, Thomas Craumer, eine Professur der Theologie und der hebräischen Literatur zu Cambridge anbot. Fagius und Bucer, sein Freund, folgten diesem Ruf 1549, allein schon beim Beginne seiner Arbeit wurde er nebst Bucer von einem hitzigen Fieber niedergeworfen, d m er sogleich, Bucer im nächsten Jahre erlag. Er starb am 13. Nov. 1549 in Cambridge im 45. Jahre, nicht ohne Verdacht, daß er an beigebrachtem Gifte gestorben sei und wurde in der Kirche zu St. Michael ehrenvoll begraben. Auch im Tode sollte er keine Ruhe haben; denn als die Königin Maria (Stuart) 1556 den Thron betrat, ließ sie seine und Bucers Gebeine ausgraben und öffentlich verbrennen.

Paul Fagius, von hoher Gestalt, dunkler Gesichtsfarbe, milden und wohlwollenden Zügen, in seinem Leben tadellos, war ein hinreißender Kanzelredner und einer der gelehrtesten Kenner der orientalischen Sprache und Literatur.

Paul Eber,

Professor zu Wittenberg.

> Ein frölich Urständ mir verleih,
> am jüngsten Gricht mein Fürsprech sey,
> Und meiner Sünd nicht mehr gedenk,
> auß gnaden mir das Leben schenk,
> Wie du hast zugesaget mir
> in deinem wort, das traw ich dir.
>
> Betliedlein umb einen sel. Abschied von P. Eber.

Wenn auch im Allgemeinen der Streit, der aus der Verschiedenheit der Ansichten über die Lehrsätze der katholischen Religion zu Luthers Zeit hervorging, oft mit maßloser Heftigkeit geführt wurde, so erscheinen doch unter den Betheiligten auch Männer, welche die innere Ueberzeugung, von der sie durchdrungen waren, mit Ruhe und ohne Leidenschaft vertraten, so Melanchthon und Paul Eber.

Letzterer, der Sohn eines armen Schneiders, wurde am 8. Nov. 1511 zu Kitzingen in Unterfranken geboren. Seine kundgegebene schnelle Fassungskraft und sein entschiedenes Talent veranlaßte seinen Vater, ihn in seinem 12. Jahre 1523 an das Gymnasium nach Ansbach zu senden. Als er dort heftig erkrankt war, sandte sein Vater seinen ältern Bruder, um ihn nach Hause zu bringen. Dieser bewog ihn unterwegs, das Pferd eines Metzgers zu besteigen; das Pferd aber ward scheu, warf ihn ab und schleifte ihn weit durch die Felder. In Folge dieses Unglücks behielt Eber für sein ganzes Leben eine schmächtige, gebrechliche und höckerige Gestalt. Auf dem Gymnasium zu Nürnberg, wohin ihn 1525 sein Vater gebracht hatte, zeichnete er sich vor Allen aus, so daß er 1533 mit den besten Zeugnissen versehen die Universität Wittenberg beziehen konnte. Hier widmete er sich unter Luther und Melanchthon dem Studium der Theologie, und schloß sich, da Milde der gleiche Grundton Beider war, innig an Melanchthon an, der ihm sein ganzes Vertrauen schenkte, und selbst in wichtigen Sachen seinen Rath erholte. Im Jahre 1537 trat er, nachdem er im Jahre vorher Magister der Philosophie geworden war, in die philosophische Fakultät als Docent ein, im Jahre 1544 in den Senat als Professor, und las als solcher über ältere Klassiker und Grammatik. Inzwischen hatte er sich (13. Sept. 1541) mit Helena Küffner aus Leipzig ehelich verbunden, die ihm durch ihre weiblichen Tugenden und den Segen der Ehe für sein ganzes Leben beglückend zur Seite stand. Als im schmalkaldischen Kriege die evangelischen Fürsten geschlagen wurden, die kaiserlichen Truppen gegen Wittenberg zogen, und die Studenten deßhalb (1546) entlassen wurden, blieb Eber in der Stadt, um das Hauswesen Melanchthons zu retten. Im Jahre 1547 besuchte er seine Vaterstadt wieder, wobei er nicht versäumte, seinen Bruder in Würzburg wiederzusehen. Nach Wiedereröffnung der Universität wurde er 1550 Dekan der philosophischen Fakultät, 1551

Rektor, 1557 Professor der hebräischen Sprache und Schloßprediger, welch letzte Stellen er aber 1558 (26. April) mit der Stadtpfarrei und Superintendentur des Kurfürstenthums Sachsen vertauschte. Er begleitete Melanchthon 1557 nach Worms, wo er als Notar beim Religionsgespräche war. Vorzüglich auf Zuthun Melanchthons empfing er 1559 die theologische Doktorwürde, und übernahm nach Melanchthons Tode die von diesem bisher für die studirenden Ausländer gehaltenen lateinischen Predigten.

Die unselige Streitigkeit über das Abendmahl, wo die Behauptung Luthers, daß der Leib Christi wirklich mit dem Brode gegessen werde, jener Calvins, daß in dieser Handlung nur Stärkung und Belebung der Seele eintrete, gegenüberstand, veranlaßte Eber nach Luthers und Melanchthons Tode als der Erste der Protestirenden eine Schrift über das Abendmahl zu veröffentlichen, in der er den Standpunkt Luthers einnahm und vertheidigte: „denn das bleibe doch die Hauptsache, daß wir dem Sohne Gottes als dem Wahrhaftigen glauben, er gebe uns seinen Leib und sein Blut, wie er verheißen; das Uebrige sei unnöthige Subtilität und fürwitzige Disputation." Dem immer heftiger, namentlich durch die Jenenser Theologen, über den Stand der Rechtfertigung und das, was von der alten Lehre beizubehalten sei, entbrannten Streit sollte ein Religionsgespräch in Altenburg (20. Okt.) im Jahre 1568, obgleich bisher alle solche Versuche das Uebel nur vergrößert hatten („daß wir je lenger je ferner von einander kommen"), abhelfen. Eber vertrat hier mit den Wittenberger Theologen die Ansicht Melanchthons von der Mitwirkung des menschlichen Willens mit der Gnade Gottes im Werke der Rechtfertigung, und er bekannte sich, was die Adiophora betrifft, zu der Ansicht: „was ohne Verletzung des Gewissens, ohne der Leut merkliches Aergerniß und ohne der Lehr Verdunkelung möge angenommen werden, dem solle man nachgeben." Da nun mit den Jenensern eine Vereinbarung nicht zu Stande zu bringen war, verließ Eber mit den Wittenbergern Altenburg, worauf die Jenenser ihn für unwürdig erklärten, das Abendmahl zu genießen, d. h. sie excommunicirten ihn. Diese abscheuliche Kränkung und der Tod seiner geliebten Frau und zweier Kinder, denen schon acht vorangegangen waren zu derselben Zeit brach die Kraft des frommen und aufrichtig seiner Ueberzeugung lebenden Mannes; er verließ 1569 Dresden, kam krank in Wittenberg an und starb am 10. Dez. 1569.

Seine große Gelehrsamkeit, seine Milde und Sanftmuth, seine immer bereite Opferwilligkeit für Andere und besonders für Arme und Verlassene brachte ihm unter Vornehmen und Geringen Freunde, er hatte großen Einfluß am Hofe des Kurfürsten August von Sachsen und korrespondirte mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg und Herzog Albrecht von Preußen.

Wie aber Eber als Gottesgelehrter und Charakter sich auszeichnet, so that er sich auch als Dichter von Kirchenliedern hervor, die, einfach, volksthümlich und frisch kindliche Hingebung und wahre Frömmigkeit athmen.

Dr. Wiguleus Hund von Sulzemoos und Lenting,

Hofrathspräsident, geheimer Rath und Pfleger zu Dachau und Menzing.

> Hiemit was er auch ein auffrechte fromme mann, dermassen durch Tugend begaabet, das er dem adel nicht eine kleine Gezierde gewesen.
> Pantaleons Heldenbuch. III, 447.

Der Wille zur Verbreitung der Kenntniß der Verdienste unserer denkwürdigen Männer und der Geschichte unseres Vaterlandes ist zu allen Zeiten rege gewesen und wohl mit Dank zu empfangen, da er das erste und edelste Gefühl, die Liebe zum Vaterlande, erregt und kräftigt, dabei zur Nacheiferung anspornt. Vieler und trefflicher solcher Arbeiten können wir uns erfreuen, die, mühsam und fleißig zusammengetragen, uneigennützig ihren Zweck erfüllen. Seit der Zeit der alten Chronisten bis auf den heutigen Tag zählen wir eine Reihe von Männern, die der Geschichte der Herzogthümer Bayern und der jetzigen Zugehörungen des Königreiches ihre Aufmerksamkeit zugewendet und den Geschlechtern und einzelnen verdienten Männern ihr gerechtes Andenken zu erhalten gesucht haben. Unter ihnen ist Wiguleus Hund mitzubenennen, der die ältere Geschichte des Fürstenthums Salzburg und in seinem Stammenbuche jene der ältern bayerischen Geschlechter zu erforschen und zu verbreiten bestrebt war. „Wirdt hiedurch der verstorbnen Geschlecht und nambhafften redlichen Leuth Gedächtnuß vernewt und langwirig erhalten, durch dero Mittel das gemein Vatterlandt bey Frid und Recht von etlich hundert Jaren her regiert und beschützt und biß auff unser zeit zu disen Würden und Auffnemen, Gott sey lob, gebracht worden ist, deren viler Namen unnd Thaten sonst schier gar vergangen und vergessen waren." (Hund in seiner Vorrede zum Stammenbuche).

Wiguleus Hund wurde als der Sohn des aus edlem pinzgauischen Geschlechte entsprossenen Wiguleus Hund auf Kaltenberg und Lauterbach und dessen zweiter Frau Anna, Wolf Glockners, eines gewesenen Dieners Herzog Wolfgangs von Bayern zu Landshut, Tochter, am 22. Juli 1514, geboren. In seinem 10. Jahre wurde er in die Schule nach Augsburg geschickt, wo er die erste Schulbildung genoß, und dann in seinem 16. Jahre unter Johann Agrikola's Leitung (1530) die Universität Ingolstadt bezog, um sich in Philosophie und Rechtswissenschaft auszubilden. Nach 5 Jahren eifrigen Studiums wandte er sich (1535) mit Hilfe seines Vetters Conrad Rehlingen, da sein Vater 1531 gestorben war, nach Sitte der vermögenden Jünglinge damaliger Zeit nach Bologna, und vollendete dort unter den damals berühmtesten Professoren seine Studien. Nach 2 Jahren in's Vaterland zurückgekehrt, erwarb er sich in Ingolstadt den Doktorhut und konnte sich noch in demselben Jahre der Uebertragung der Professur der Institutionen erfreuen, welcher in Anerkennung seiner außerordentlichen Begabung und

wissenschaftlichen Ausbildung die Ehre des Rektorates an der Universität folgte. Schon im Jahre 1540 (1. Jan.), ehe er noch die für das Rektorat bestimmte Zeit erfüllt hatte, berief ihn Herzog Wilhelm IV. als Hofrath nach München. Damals erst 25 Jahre alt, wurde er schon den ersten Juristen gleichgeachtet, und das Zeugniß seiner Collegen in Ingolstadt, daß er unter den Rechtsgelehrten und den in allgemeinen Wissenschaften Erfahrnen der Vorzüglichste sei, darf nicht unterschätzt werden. Im Jahre 1548 bestätigte ihn Kaiser Karl als Assessor des bayerischen Kreises am Kammergerichte zu Speyer, und bald darauf als solchen für Sachsen. „Allda mich auch die speierische Luft nicht gedulden wollen" kehrte er sonach wieder nach Bayern 1551 zurück und übernahm dann das ihm übertragene Amt eines Kanzlers der Universität Ingolstadt. Herzog Albrecht V. schätzte die außerordentlichen Kenntnisse und feste Treue Hunds so hoch, daß er ihn während dieser Zeit schon öfter zum Gutachten in politischen Angelegenheiten nach München berief, ihn 1552, um ihn immer in der Nähe zu haben, zum Hofrathspräsidenten und geheimen Rath ernannte, und ihm jede wichtigere Angelegenheit zum Gutachten und zur Austragung übergab. Zu dieser Stellung erhielt er 1555 die Pflege zu Dachau und später zu Menzing und durch das Domkapitel zu Augsburg die Probstei Beisenhausen. — Wie Hund als Staatsmann und Rechtsgelehrter sich auszeichnete, so ist er der wissenschaftlichen Welt als Verfasser zweier größerer Werke rühmlich bekannt, nämlich seiner Geschichte des Fürstenthums Salzburg und des bayerischen Stammenbuches. Ersteres unter dem Titel metropolis salisburgensis umfaßt im ersten Theile die Geschichte des auflebenden Christenthums in Bayern und Verzeichnisse der Erzbischöfe von Salzburg und der Bischöfe von Freising, Passau, Regensburg und Brixen und im zweiten und dritten die Geschichte der Gründung von 122 Klöstern und Stiftern; das zweite, das bayerische Stammenbuch, in 2 Theilen, zählt alle Adeligen in Bayern und deren Genealogien auf und ist mit vielen treffenden Noten geziert. Von letztern sagt er: „daß ich mich diß Werks erst in meinem schwachen Alter, da ich mich grosser wichtiger Geschäfft und Händl nimmer vermügt, und doch deß Feyrens ungewöhnt was, zu einer ehrlichen Kurtzweil unterfangen, und nachdem ich grossen lust het zu den Historien, alten Monumenten, Brieffen, sonderlich der bayerischen, hab ich daraus allerley Gedächtnuß, wirdige Sachen, dem geliebten Vaterlandt zu Ehren gezogen." Beide schöpfte er mit unsäglichem Fleiße aus den ihm nur immer zugänglichen Urkunden und Schriften. „Hab mich auff gemeine Sag und bloße Anzeig wenig verlassen, wo ich irgendt zweiflet dasselb auch in Zweifel gestelt, — mein Werk ist nicht aus meinem Geiste, sondern aus den tüchtigsten und probehaltigsten Schriften, meist aber aus uralten Urkunden und Schriftstücken der Kaiser, Könige und Fürsten nach Abweisung aller fabelhaften Erzählungen mit emsigen Fleiße gesammelt." Die metropolis salisburgensis, von ihm etwa 1580 vollendet, 1582 herausgegeben, wurde durch den bayer. Rath Christoph Gewold fortgesetzt und in mancher Hinsicht

verbessert und vermehrt. Der dritte abschriftlich hinterlassene Theil seines Stammenbuches wurde mit den Beisätzen des Archivars Libius von M. P. Freiherrn v. Freyberg 1830 herausgegeben.

Hund verheirathete sich in seinem 30. Jahre mit der Wittwe eines fürstl. Rathes, Anna Schwab (1544), aus deren Vermögen er Schloß und Hofmark Sulzemoos kaufte, das nach ihrem Tode 1553 durch ihr Testament auf ihn überging. Im Jahre 1554 nahm er Anastasia v. Frauenberg zur Frau, mit der er 11 Kinder erzeugte, und, als diese starb, in dritter Ehe 1570 Ursula von Pinzenau zu Kemnath, „ein betagte Erliche Junckfraw, so mir und meinen khindern vil nutzen, als etwan ain Junge.“ An Ehren und an Gütern reich, denn zu Sulzemoos hatte er noch alle Güter des Christoph Rosenbusch in Sulzemoos und Dachau, 1571 Schloß und Hofmark Lenting, 1584 die Hofmark Steinach erkauft. Nach rühmlicher Laufbahn legte er seinen Leib im 75. Jahre seines Lebens am 18. Februar 1588 zur Ruhe nieder.

Seine Grabstätte in der frühern Franziskanerkirche war mit einer von ihm selbst gefertigten Grabschrift versehen.

Orlando di Lasso,

Tondichter.

Ut sol illustrat totum pulcherrimum orbem,	Wie die Sonne den ganzen Erdkreis erleuchtet,
Orlandum mundi sic plaga queque canit.	So singt jede Zone von Orlando.

Unter allen Tonkünstlern Bayerns behauptet Lasso wegen der großen Anzahl, Vielseitigkeit, Originalität, hohen Würde, Klarheit, reichen und genialen Conception und Consequenz seiner weltlichen und geistlichen Tondichtungen den ersten Rang; wir dürfen ihn, da er 37 Jahre in München lebte, und allda begraben liegt, doch zu den Unsern zählen, wenn er auch nicht auf unserer heimathlichen Erde geboren war.

Orlando di Lasso (so veränderte er seinen Namen: Roland de Lattre wohl wegen häuslichen Unglücks), geboren zu Bergen im Hennegau im Jahre 1520, zeichnete sich schon in zarter Jugend als Singknabe in der St. Nikolauskirche daselbst durch eine so liebliche Sopranstimme aus, daß ihn der kaiserliche General und Vicekönig von Sicilien, Ferdinand Gonzaga, als 12jährigen Knaben, als der Feldzug in den Niederlanden beendet war, nach Mailand mitnahm. Mit 18 Jahren, da mit dem Eintritt der Mannbarkeit sich seine Stimme in Tenor umgewandelt hatte, kam er mit Constantin Castriotto nach Neapel, hielt sich hier bei dem Marchese de la Terza 2 Jahre lang auf und fand dann im Hause des Erzbischofs von Florenz zu Rom die freundlichste Aufnahme und so ausgezeichnete Anerkennung, daß er schon nach 6 Monaten seines Aufenthaltes daselbst zum

Kapellmeister an der lateranischen St. Johanneskirche (1541) ernannt wurde. Die Nachricht, daß seine Eltern gefährlich erkrankt seien, bestimmte ihn, nach zwei Jahren seiner Amtsthätigkeit Rom zu verlassen und nach Hause zu eilen; allein bei seiner Ankunft waren beide schon verstorben und er zog nun vor, mit einem Freunde der Tonkunst, dem Edelmann Giulio Cesare Brancaccio, nach England und Frankreich zu reisen, von wo zurückgekehrt er zwei Jahre in Antwerpen zubrachte. Um diese Zeit war sein Ruf durch die Veröffentlichung seiner Kompositionen: das erste Buch der Motetten 1545, Neue Musik jeder Gattung von Gesängen in 3 Stimmen 1545, vierstimmige, italienische und französische Gesänge und 6 Motetten 1555, ein Buch Madrigale zu 5 Stimmen 1555, das erste Buch der Motetten zu 5 und 6 Stimmen 1556, schon so ausgebreitet, daß Herzog Albrecht V. in München, ein großer Kenner und Liebhaber der Musik und Kunst, ihn auffordern ließ, in seine Dienste zu treten, und andere tüchtige Künstler mitzubringen (1557). Orlando nahm an und traf noch in demselben Jahre in München ein. Um sich hier einen häuslichen Herd für immer zu gründen, verheirathete er sich 1558 mit der herzoglichen Kammerdienerin Regina Weckinger, die ihm im Verlaufe der Ehe 4 Söhne, von denen 3 ebenfalls Musiker wurden, und 2 Töchter gebar; sie starb 1600 5. Juni. In den Jahren 1559—1560 vollendete er aus Auftrag des Herzogs ein Werk, das ihm zum größten Ruhm gereichte: er setzte die 7 Bußpsalmen Davids in Musik, über welche herrliche Arbeit der Herzog so erfreut war, daß er ihn 1562 zu seinem obersten Kapellmeister ernannte, und das Werk selbst durch Matthias Frießhammer auf Pergament schreiben, von dem Hofmaler Joh. Mielich (geb. 1515 † 1572) mit einer Menge von den schönsten Miniaturbildern zieren und die beiden Bände nebst den von dem Dr. Samuel von Quichelberg dazu verfaßten Erläuterungen gleichfalls in 2 Bänden von Kaspar Ritter glänzend in rothen Saffian binden und von Georg Sechkeim mit Silber, emaillirter und vergoldeter Arbeit prächtig ausschmücken ließ. Dieses Denkmal des Genies und der Anerkennung zugleich ist ein Schmuck der Münchner Staatsbibliothek. — Wie der Herzog Albrecht „den Fürsten der Tonkünstler" ehrte, so ertheilte ihm Kaiser Max auf dem Reichstage zu Speyer aus eigenem Antriebe den Reichsadel für sich und seine rechtmäßigen Nachkommen (7. Dez. 1570), ebenso erhob ihn während seiner Anwesenheit in Rom Papst Gregor XIII. (6. April 1574) zum Ritter des goldenen Spornordens, der König von Frankreich Karl IX. zum Malteserritter. Im Jahre 1571 besuchte er Paris, das zu sehen er vor Begierde brannte, und wurde dort, von dem ausgezeichneten Tonkünstler Leroy dem Könige Karl IX. vorgestellt, mit der höchsten Huld empfangen und königlich beschenkt. Lasso's Talent, sein milder Charakter und anziehender Umgang hatte diesen Fürsten so für ihn eingenommen, daß er 1574 ihn einlud, in seinen Dienst zu treten. Von Herzog Albrecht dazu ermuntert und freundlich entlassen, reiste er deßhalb nach Paris ab, aber kaum auf halbem Wege erfuhr er den Tod des Königs.

Er kehrte daher wieder nach München zurück, wo ihn der Herzog mit neuer Huld und neuen Wohlthaten empfing, und ihm einen gewissen Gehalt von 400 fl. zusicherte. Auch Albrecht des V. Nachfolger, Wilhelm V., der ihn gleich hoch schätzte, bestätigte ihn in seinem Gehalte, schenkte ihm einen Garten zu Schöngeising (17. Jan. 1587) und ertheilte seiner Frau, wenn sie ihn überleben sollte, eine lebenslängliche jährliche Pension von 100 fl. In der letzten Zeit seines Lebens, durch die vielen Arbeiten geschwächt, wurde er düster und schwermüthig, bis ihn der Tod am 3. Juni 1595 erlöste.

Von seinen Ersparnissen hatte er zwei Häuser und einen Garten in München und ein Gut zu Putzbrunn erworben und außerdem ein Capital von 4400 fl. zusammengebracht, aus dessen Zinsen er vor seinem Tode eine jährliche Almosenvertheilung an die Armen auf ewige Zeiten, dann ein jährliches Requiem und 2 Messen für sich anordnete.

Seine wunderbare Produktivität beweist sich durch die große Menge seiner Tondichtungen, deren man 1572 kirchliche und 765 weltliche zählt, von denen seine Söhne in dem magnum opus musicum 516 seiner Motetten in 7 Foliobänden herausgaben, eine große Anzahl andrer einzeln gedruckt erschien, viele auch nur als Manuscript erhalten sind. Sein Verdienst besteht aber nicht allein in seinen Kompositionen, er trug auch zur Veredlung des Geschmacks bei, vereinfachte den Takt und führte zuerst die chromatische Stimmführung ein.

Auf sein Grab im Kirchhofe des Franziskanerklosters setzte ihm seine Wittwe ein Denkmal, welches, bei dem Abbruch des Franziskanerklosters 1802 von dem Hofschauspieler Heigel gerettet, von König Ludwig im Gebäude der Akademie der bildenden Künste aufgestellt wurde. Derselbe nahm ihn in die Ruhmeshalle auf und setzte ihm eine Statue in München.

Erasmus Neustetter, genannt Stürmer,

Kapitular zu Bamberg, Würzburg und Komburg.

Una manet virtus, caetera mortis erunt.
Nur die Tugend bleibt, alles Uebrige ist des Todes Beute.
Auf seinem Grabsteine.

Im Hause des fürstl. würzburgischen Domprobstes und Probstes der Stifter Haug und Neumünster, dann kaiserl. Landrichters Daniel Stibar von Rabeneck (geb. 1503 zu Rabeneck † 6. Aug. 1555), der nach großen Reisen in Italien, Frankreich und den Niederlanden mit den ersten und bedeutendsten Männern seiner Zeit, unter andern mit Erasmus v. Rotterdam in freundlichem gelehrten Verkehre stand und bei vielfachen Gelegenheiten als Gesandter seines Fürsten dessen Geschäfte mit Einsicht und Nachdruck führte, im brandenburgischen Kriege in eigner Person zur Ver-

theidigung seines Vaterlandes zu Felde zog, und durch Verbesserung des Landgerichtes und durch eine Sammlung der Landesgewohnheiten sich rühmlich um sein Land verdient machte, wurde Erasmus Neustetter, genannt Stürmer, — geboren auf dem Schlosse seiner Eltern zu Schönfeld (nun Ldg. Hollfeld in Oberfranken) am 7. Nov. 1525, — mit nicht geringer Aufmerksamkeit erzogen. Nach einer zu seiner weitern Ausbildung unternommenen Reise in die Niederlande, Italien und Frankreich trat er 1538 als Kapitular in das Stift St. Burkard, und, nachdem er hier resignirt hatte, 1552 in das Kapitel des Domstiftes in Würzburg, 1561 in jenes zu Bamberg ein. Zu der Würde eines Dechants des Kapitels in Komburg erhielt er noch 1564 durch Wahl das Dekanat am Domstifte zu Würzburg und 1569 die Probstei des Stiftes Haug daselbst. Doch schon im nächsten Jahre verzichtete er auf das Domstiftsdekanat und zog sich nach Komburg zurück, wo er eine ansehnliche Bibliothek besaß. Neustetter galt dort, da er von seinem eigenen Gelde die Einkünfte des Stiftes vermehrte, und kostbare Bauten aufführte, namentlich das Stift mit Mauern und Thürmen zu seinem Schutz umgab, für den größten Wohlthäter desselben. Er war in der Rechtsgelehrtheit sehr wohl erfahren, ein trefflicher Dichter und der lateinischen, griechischen, französischen und italienischen Sprache kundig, „aller freier und guter künsten ein besonderer liebhaber und förderer, darzu auch neben andern Studiis allerley Historische bücher zu lesen dermassen geneigt, der gemeinsame beschützer der Wissenschaften in Franken seiner Zeit", liebte und förderte die Wissenschaft und ihre Träger, die bei ihm Rath und Unterstützung fanden. — Ihm verdanken wir die Sammlung der Chronikmanuscripte Aventins, die er dem Dr. N. Cisner für Veröffentlichung in der Frankfurter Ausgabe 1580 fol. übergab. Als Landrichter des Herzogthums Franken, welche Stelle er 1559 erhielt, und bei ihm aufgetragenen diplomatischen Sendungen zeichnete er sich durch Gerechtigkeitsliebe und Schärfe der Beurtheilung aus.

Als Beweis der hohen Achtung, die ihm seine Zeitgenossen zollten, dient, daß er noch in seinem Alter als Senior seines Stiftes zum Rektor der Universität Würzburg gewählt wurde, welche Würde er aber nur unter Bestellung eines Prorektors annahm.

Tief betrauert von den Armen, denen er immer Hilfe und Trost gespendet hatte, und von seinen gelehrten Freunden, von denen hier Joachim Cammerarius, der Dichter Paul Melissus, der Leibarzt und Dichter Johann Posth, der Dichter und Philolog Franz Modius genannt werden sollen, starb er am 3. Dez. 1594 und fand seine Ruhestätte im Dom zu Würzburg, nachdem er noch in einem Testamente, treu seinem würdigen Streben, seine große Bibliothek und dazu gewisse Einkünfte zur Unterhaltung derselben dem Jesuitencollegium, das damals die meisten Lehrstellen besetzte, vermacht hatte.

Stibar und Neustetter, zwei Männer um die Kultur ihres Vaterlandes hochverdient, unserer dankbaren Anerkennung würdig.

Johann Nas (Naaß),

Weihbischof zu Brixen und Bischof zu Bellin.

„Die Warhait gehet durchs Landt und darff herwieder, die Lugen gehet wol auch hindurch, darff aber nicht herwieder."

Wie Franken zu der Zahl der Reformatoren durch Carlstadt, Draconites, Myconius, Paul Eber, Cammerarius ꝛc. einen namhaften Zuschuß gab, so gingen auch aus seinen Söhnen gleichfalls tüchtige und hervorragende Vertreter der alten Kirche hervor, die in den Reihen der Vertheidiger der bestehenden Lehre mit all' der Leidenschaft kämpften, die jene bis in's Innerste aufgeregte Zeit kennzeichnet. Unter ihnen verdient Johann Nas genannt zu werden, der sich aus dem Gewerbestande zum geistlichen Fürsten emporschwang und mit gläubigem Eifer den Bestand seiner Kirche gegen die Angriffe der neuen Lehren zu schützen suchte.

Johann Nas, Sohn ehrbarer Eltern, deren Verwandte Senatoren der Stadt waren, war zu Eltmann (Landg. gleichen Namens in Unterfranken) am 19. März 1534 geboren. Zwölf Jahre alt, ging er nach Bamberg, um dort das Schneiderhandwerk zu lernen, und arbeitete dann nach vollendeter Lehrzeit in mehreren Ortschaften, zu Nürnberg, Regensburg und Augsburg. Während dieser Zeit hörte er oft die Predigten der Reformatoren und sie machten auf ihn einen so überwältigenden Eindruck, daß er, wie er selbst sagt, nach solchen Predigten nach Steinen gesucht hätte, wenn ihm ein katholischer Priester begegnet wäre. Als er aber im Jahre 1552 das Buch von Thomas von Kempis von der Nachfolge Christi in die Hand bekam, trat ein Umschwung in seinen Ansichten ein, und er trat schon im nächsten Jahre in den Franziskanerorden zu München als Noviz ein, wo er am 5. August den Profeß ablegte. Von seinen Obern nach Ingolstadt in das dortige Kloster geschickt, um in demselben als Schneider zu arbeiten, benützte er selbst die Nacht, um beim Scheine einer Lampe, die in dem Schlafhause vor einem Marienbilde brannte, die lateinische Sprache zu erlernen, und zeigte bald solche Beweise seiner Kenntnisse, daß er in den Priesterstand (1557) aufgenommen wurde. Zu Freising las er seine erste Messe, und begab sich dann zum Studium der Theologie 1559 nach Ingolstadt, wo er unter Leitung der Jesuiten sich im Disputiren übte, die Kirchenväter las und Griechisch und Hebräisch lernte. Auf seinen Umzügen durch das Land, auf denen er nach Art der Mönche seines Ordens Lebensmittel für sein Kloster sammelte, predigte er in den Ortschaften mit den schärfsten Worten gegen die Reformation und seine Reden hatten in ihrer populären,

dem Volke anpassenden Weise den größten Einfluß, so daß es ihm gelang, in Straubing, wo die lutherische Religion schon Fuß gefaßt hatte (1566), die alte Lehre wieder herzustellen. Wie er nun auf einer Seite durch die Maßlosigkeit seiner Angriffe und die Leidenschaftlichkeit seiner Worte Haß und Unwillen, ja lebensgefährliche Verfolgungen gegen sich erweckte, so errang er sich auf der andern Seite den Beifall der Bischöfe und der Herzoge von Bayern, selbst des Papstes Pius V., der ihn zum apostolischen Prediger ernannte. Im Jahre 1569 zum Quardian des Franziskanerklosters zu Ingolstadt erwählt, begab er sich 1571 zu einem Generalkapitel nach Rom, und übernahm auf seiner Rückreise die ihm angebotene Dompredigerstelle zu Brixen und das Beneficium von St. Barbara; hier wirkte er mit leidenschaftlichem Eifer für die Unterdrückung der Wiedertäufer. Im Jahre 1572 wurde er zum Generalkommissär der Provinzen von Straßburg, Oesterreich und Böhmen ernannt, und, von Erzherzog Ferdinand 1573 nach Innsbruck berufen, erfüllte er dort seinen Beruf der Controverspredigten mit solchem Erfolge, daß ihn der Erzherzog zum Hof- und Controversprediger ernannte. Von Brixen aus, wohin er 1574 zurückgekehrt war, begab er sich 1577 und 1578 nach Augsburg, um dort Fastenpredigten zu halten, in denen er weidlich gegen die neue Lehre sich erging. Er erwarb sich auch große Verdienste um Gründung einer Franziskanerprovinz in Tyrol. Alles dieses bewog den Bischof von Brixen, ihn zum Weihbischof zu wählen, welche Würde Papst Pius V. unter Beilegung des Titels eines Bischofs von Bellin und einem jährlichen Einkommen von 200 Dukaten (19. Mai 1580) bestätigte. Eingedenk seiner Jugend, nahm er nun in sein Wappen die Schneiderscheere auf, und verblieb demüthig in seinem Ordenskloster, indem er theologische und Kirchenstreitschriften bearbeitete, die in deutscher Sprache, durch gewandte Darstellung und Schärfe des Ausdrucks, Lebendigkeit der Bilder und treffenden Witz sich auszeichnen.

Auch ihm, wie jedem, der sich über die Mittelmäßigkeit erhebt, auch wohl veranlaßt durch die Heftigkeit seiner Reden, fehlten Widerwärtigkeiten nicht. So hatten sich die Jesuiten in Innsbruck gegen ihn erhoben, da sie ihm die Lehrkanzel nicht überlassen wollten. Eine ehegerichtliche Entscheidung, die ihn in einen Streit mit dem Generalvikar und Canonicus Arzt 1583 verwickelte, bewog ihn zu einer Reise nach Rom; die Berufung wälscher Mönche in sein Ordenshaus (1585) und am Stuhle des hl. Peter niedergelegte Anfeindungen nöthigten ihn zu seiner Vertheidigung; doch siegreich ging er aus allen diesen Gefahren hervor, und neues Vertrauen berief ihn nach Lambach in Oesterreich 1590, wo er aus Anlaß des Erzherzogs Ernst gegen die neue Lehre erfolgreich predigte. Lange Jahre, im geistigen Kampf zugebracht, manche damit verbundene unzertrennliche Unbilden und herber Schmerz hatten seine Gesundheit geschwächt; er endete am 16. Mai 1590 sein bewegtes Leben und wurde im Kapitelhause seiner Ordensbrüder begraben. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich ließ ihm durch den berühmten Bildhauer Andreas Collin ein Denkmal in weißem Marmor setzen, welches nun seit

1786 im linken Seitenschiffe der Hofkirche daselbst sich befindet; es stellt den Weihbischof mit den Insignien seiner Würde bekleidet vor, zu seinen Füßen sein Wappen mit der geöffneten Scheere und dem Kreuze im Zwickel und der Aufschrift: Serenissimus Princeps Ferdinandus Archidux Austriae etc. erga optimum Praesulem et olim Ministrum suum, gratiae suae declarandae causa hoc monumentum posuit.

Paul Melissus (Schede),

Dichter.

Teutschland (sags mit vergunst)
Begabet ist mit mancher Kunst,
Derer sichs gar nit schemen thar:
Doch schetzen wir fremd ding,
Und achten unsers für gering,
So doch das unsrig andrer kunst und lär
Weit übertrifft, wie offenbar,
Was bringts dann für nutz und frommen,
Schätz suchen anderswo, doch lehr heimkommen?

Einen ausgezeichneten Platz unter den großen Männern der Wissenschaften, namentlich hier der Dichtkunst, verdient Paul Melissus, nicht nur wegen seiner durch regelrechten Versbau und meisterhaft behandelten Sprache sich auszeichnenden lateinischen Gedichte, sondern auch durch seine auf Volkspoesie fußenden Dichtungen, und das edle Streben, die deutsche Sprache zur Geltung zu bringen, ihr die fremden Formen der Sonette, Terzinen und Alexandriner anzupassen, sie schmiegsamer und beugsamer zu machen.

Paul Schede, (vom Namen seiner Mutter Ottilia Melissa sich Melissus nennend) war am 20. Dez. 1539 zu Mellrichstadt (in Unterfranken) geboren. Schon in früher Jugend neigte er sich der Dichtkunst und dem Studium der alten Dichter zu, da er aber zu Hause die rechten Mittel zu seiner Ausbildung nicht finden konnte, wurde er nach Erfurt, dann nach Zwickau gesendet, wo er mit Fleiß die griechische Sprache erlernte, dann 1557 zu Jena und Leipzig sich weiter fortbildete. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Vaterstadt seiner Eltern, Königsberg in Franken, bezog er 1561 die Universität Wien, wo er bald Freunde und treffliche Lehrer in den humanistischen Wissenschaften fand. Seine damals veröffentlichten Gedichte hatten ihm schon einen so bedeutenden Ruf erworben, daß ihn Kaiser Ferdinand als Dichter krönte. Als aber Ferdinand 1564 starb, verließ Paul Wien und folgte einem Rufe seines Bischofs Friedrich v. Wirsberg, der ihn zur Hebung der geistigen Kräfte seiner ihm theueren Universität berufen hatte, nach Würzburg. Die den Jünglingen jener Zeit einwohnende Unstätigkeit und Reiselust bewog ihn aber, nach kurzer Zeit wieder einem Antrage des Kaisers Max II. zu folgen, um in Wien die

Leitung einer Kadettenanstalt zu übernehmen. Er begleitete den Kaiser auf den Reichstag nach Augsburg 1566, dann aber auf seinem Feldzuge nach Ungarn. Er konnte aber dem Kriegsleben so wenig Geschmack abgewinnen als dem Hofleben, und wandte sich daher, um die Rechtswissenschaft zu erlernen, 1567 nach Paris, auf seiner Reise dahin Würzburg und Augsburg berührend, wo er seinen Freund Knöringen besuchen wollte. In Paris fand er gütige Aufnahme bei den dort lehrenden Männern; da aber der damals zwischen den Katholiken und Hugenotten entbrannte Krieg es ihm seiner Sicherheit wegen räthlich machte, sich aus Frankreich zu entfernen, ging er nach Genf und Lausanne, und, als Kaiser Max II. zum Reichstag nach Speyer kam, dorthin, um sich, unterstützt von seinem kaiserlichen Gönner, dort 1570 in die Matrikel der Universität Heidelberg aufnehmen zu lassen.

Auf Anmuthen des Pfalzgrafen Friedrich III. übersetzte er hier die 50 ersten Psalmen Davids in die deutsche Sprache (bis 1572). Nach Vollendung dieser Arbeit ergriff er wieder den Wanderstab, um in Italien die dort zu jener Zeit berühmtesten Gelehrten kennen zu lernen, und hielt sich allda 1580 zu Rom und Padua auf. Hier wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, daß er zum Hofpfalzgrafen (22. Oct. 1579) und in Rom zum römischen Bürger ernannt wurde. In den folgenden Jahren nahm er seinen Aufenthalt theils zu Augsburg, theils in Nürnberg, besuchte dann, seinem Reisedrang folgend, wieder Frankreich, und endlich (1582) noch England, wo er von der Königin Elisabeth auf's Freundlichste aufgenommen, ihr seine Gedichte überreichte. Obgleich ihn nun die Königin höchst freigebig unterstützte und den in Dichtkunst und Musik reich Erfahrnen bei sich zu behalten strebte, so siegte doch die Liebe zum Vaterlande in ihm; er ging wieder nach Deutschland zurück und ließ sich zu Heidelberg nieder, wo ihm von dem Kurfürsten Casimir die Leitung der berühmten Bibliothek daselbst mit einem ansehnlichen Gehalte anvertraut wurde. In seinem 54. Jahre heirathete er dort (24. Sept. 1590) die Tochter des pfälzischen Hofrathes Jordan, Emilie, aus welcher Ehe ein Knabe, der aber bald starb, hervorging. Aus seiner sein ganzes Leben durchlaufenden Thätigkeit riß ihn der Tod am 3. Februar 1602.

Paul Schede, von schöner Gestalt, scharfsichtigen und erfindungsreichen Geistes, freundlich gegen Jedermann, offen und gerade, redlich und aufrichtig, wurde von Fürsten und Gelehrten hoch geehrt und geschätzt, und stand er auch in seinen Dichtungen einem Eoban Hesse nicht ebenbürtig, so war er doch der Größte nach ihm. Er galt wegen seiner ungemeinen Kenntnisse der alten und neuen Sprachen, und seiner lateinischen Gelegenheits- und Liebesgedichte als größter Dichter nicht nur Deutschlands. Der weitaus größte Theil seiner Gedichte sind lateinisch; sie erschienen unter dem Titel Schediasmata 1575, Meletemata 1595.

Markus Welser,

Bürgermeister und Stadtpfleger zu Augsburg.

„Veritatis fiducia, virtutis conscientia est“ — Das Vertrauen auf die Wahrheit ist die Grundlage der sittlichen Kraft.

Wie die Familie der Fugger in Augsburg ihre durch einen großartigen über das Weltmeer verbreiteten Handel und den Betrieb ausgiebiger Bergwerke erlangten Reichthümer nicht nur für die Hebung des äußern Glanzes ihrer Familie, sondern auch für eigene wissenschaftliche Bildung und zur Pflege und Unterstützung geistiger Bestrebungen und deren Diener, namentlich durch Raymund und Hans Jakob Fugger verwendeten, so widmete auch das ihnen verwandte uralte, in Nürnberg, Ulm und Augsburg ansässig gewesene Patriciergeschlecht der Welser, von denen viele als Krieger sich auszeichneten, ihre bei der Entdeckung und Durchforschung von Venezuela und ihrem umfassenden überseeischen Handel erworbenen Schätze der eignen Vervollkommnung, wie für materielle Hilfe den Trägern der Wissenschaft.

Julius Welser erhielt schon 959 wegen seiner im Kriege gegen die Ungarn bewiesenen Tapferkeit den Ritterschlag; der Deutschordens-Commenthur Julius Welser fiel in der Schlacht auf dem Marchfelde im Kriege Rudolphs gegen Ottokar 1278; der reiche Bartholomäus Welser erfreute sich der Gunst des Kaisers Karl V., dessen geheimer Rath er war.

Allen aber leuchtet Markus Welser vor, der, klassisch gebildet, ein feiner Kenner des Alterthums, der lateinischen und italienischen Sprache in großer Vollkommenheit mächtig, nicht nur wegen seiner von gründlichem Quellenstudium zeugenden, historischen Schriften, sondern auch durch die mit Aufopferung seines Vermögens gesammelten Handschriften, seinen hilfreichen allen Gelehrten geleisteten Beistand, und die Unterstützung jeder literarischen wichtigen Unternehmung ein Priester und Schutzherr der Wissenschaft genannt werden darf.

Er wurde als der Sohn des augsburgischen Senators Matthäus Welser und dessen Ehefrau Anna Bömel am 20. Juni 1558 zu Augsburg geboren. Nach der ersten Jugendbildung in seinem väterlichen Hause besuchte er nach dem damaligen Gebrauche Italien, um an der Hand des berühmten Humanisten Anton Muretus zu Rom in die schönen Wissenschaften eingeführt zu werden. Er benützte seinen Aufenthalt daselbst und in mehreren italienischen Städten, an den Ruinen römischer Geschichtsdenkmäler seinen Geschmack zu bilden, schrieb vorhandene Aufschriften ab, ließ Alterthümer abzeichnen, von denen er manche erwarb, und setzte sich mit den unterrichtetsten und gelehrtesten Männern jener Periode in freundlichen geistigen Verkehr. Nach einem längern Aufenthalte hier nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, trat er in die Dienste der Stadt, gewann durch seine Biederkeit, seine Gelehrsamkeit und reife Urtheilskraft das Vertrauen seiner Mit-

bürger in solchem Grade, daß er 1584 in das Stadtgericht, 1592 in den Rath, 1594 als Bürgermeister, 1598 in den geheimen Rath und 1600 zur obersten Würde eines Stadtpflegers berufen, von Kaiser Rudolph II. 1600 zum kaiserlichen Rath ernannt wurde. In allen diesen Stellungen bewährte er sich als ein mit einem bewundernswerthen Gedächtnisse, mit den gründlichsten Kenntnissen ausgerüsteter Mann, der mit Humanität und Arbeitskraft, Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe in Verwaltung seines Amtes verband.

Neben seinem Berufe widmete er seine Zeit wissenschaftlichen Arbeiten, von denen er kurz nach seiner Rückkehr aus Italien die Geschichte der Stadt Augsburg, in welcher er alle dort auffindbaren alten Denkmale verzeichnete, erklärte und abbilden ließ, mehrere Jahre darauf die auf dringendes Verlangen des Herzogs Wilhelm V. und seines Sohnes Max I. von ihm verfaßte bayerische Geschichte (1602) herausgab, die sich durch vortheilhafte Ordnung, klassische Sprache und sorgfältige Benützung der zu Gebote stehenden Quellen der alten Schriftsteller und Denkmäler auszeichnet, und bei ihrem Erscheinen unter allen Gelehrten das günstigste Aufsehen erregte, so daß in kurzer Zeit nicht Ein Exemplar davon mehr zu erhalten war. Er erhielt von dem Kurfürsten Max I. hiefür jährlich 300 fl. „Item Marco Vilsero für seine baierische Historienmacherei 300 fl. jährlich“ wie sich ein Verzeichniß der unter Max I. für Künstler, Gelehrte und Kunstsachen aufgewendeten Kosten ausdrückt. Auch erwarb er sich das Verdienst, die sogenannte peutingerische Tafel (siehe Peutinger) herausgegeben und erläutert zu haben.

Außer diesen größern Werken veröffentlichte er Schriften über Kirchengeschichte rc., unterstützte jede wissenschaftliche und künstlerische Unternehmung und jeden Gelehrten, der durch gediegene Werke zu nützen suchte, indem er ihnen Handschriften, Münzen, Bildsäulen rc. zu ihren Arbeiten verschaffte, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, wie mit Freher, Gruter, Galilei, Casaubon, Scaliger, Cammerarius, Goldast, Gretser, von denen mehrere ihre Schriften ihm zueigneten. Er schuf mit Aufopferung seines Vermögens und mit Hilfe seiner Freunde die berühmte Buchdruckerei ad insigne pinus, durch welche er die mit den besten Lettern und großer Korrektheit gedruckten Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller und älterer Handschriften ans Licht treten ließ, er vermehrte die Stadtbibliothek und vermachte ihr noch einen Theil der seinigen. Solche Verdienste erklären die in Deutschland, Italien, Holland und Frankreich allgemein tiefe Trauer bei seinem am 23. Juni 1614 erfolgten Tode.

Der Belgier Daniel Eremita sagt von ihm: In Augsburg lebt die Zierde der Menschen, ein Mann, an dem selbst der Neid nichts Tadelnswerthes findet, und viele seiner Freunde riefen in Versen und in ungebundener Sprache Worte der Bewunderung und Anerkennung ihm nach.

Johann Tzerklas Graf v. Tilly,

kurfürstlicher bayer. Feldmarschall.

In te, domine, speravi, non confundar in aeternum.
Auf dich, o Herr, setze ich meine Hoffnung, die in Ewigkeit nicht zu Schanden werden wird.

Bayerns größter Feldherr, der in unscheinbarer Gestalt hohes Talent, unerschrockne Tapferkeit, und festen Charakter mit Einfachheit, Menschlichkeit und Bescheidenheit verband, der noch vor der Leipziger Schlacht sich rühmen durfte, nie ein Weib berührt, nie eine Schlacht verloren, nie Wein getrunken zu haben, der für alle Zeiten in der deutschen wie bayerischen Kriegsgeschichte einen der ersten Plätze einnehmen wird, entstammte der berühmten belgischen Familie Tserclaes. Er war als der zweite Sohn des kaiserl. Kriegsrathes und Erbseneschalls der Grafschaft Namur, Martin Tserclaes, Herrn v. Tilly, Balastre und Martigny sur Sambre, und der Ehrendame der Königin von Ungarn, Dorothea von Schierstädt, im Februar 1559 wahrscheinlich auf dem von seiner Familie 1448 erkauften Schlosse Tilly bei Genappe geboren. Nach seinem zehnten Jahre war seine Erziehung den Jesuiten anfangs im Collegium zu Châtelet, dann zu Köln anvertraut, da er Neigung zum geistlichen Stande zu haben schien.

Schon nach vier Jahren aber wandte er sich dem Kriegerstande zu, um fortan für den katholischen Glauben zu streiten, und machte seinen ersten Feldzug unter dem berühmten Herzog Alexander Farnese von Parma im Regimente des Grafen Oktav von Mansfeld, nahm Theil an der Befehdung des abgefallenen Erzbischofs Gebhard von Köln durch den gegen ihn als Kurfürsten von Köln gewählten Herzog Ernst von Bayern, wohnte dann unter Farnese der merkwürdigen Belagerung von Antwerpen (1584—1585) bei, und focht in einem Kürassierregimente tapfer in der Schlacht bei Auneau, in welcher die deutsch-protestantische Armee vollständig geschlagen und dann von ihm bis an die deutsche Grenze verfolgt wurde. Bald darauf trat er in die Dienste der lothringischen Fürsten, deren Kriege er nun tapfer und furchtlos mitkämpfte, und 1590 Farneses Rückzug von Paris mit seinem Bruder Jakob deckte.

In dem Kriege gegen die Türken, den Kaiser Rudolph II. führte, befehligte er unter dem Herzoge Emanuel von Mercoeur eine Wallonen-Reiterschaar, half Stuhlweißenburg miterobern, und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit so aus, daß er 1600 zum Obersten, 1605 zum kaiserlichen Feldmarschall ernannt wurde. Ueber 30000 Gulden hatte er währenddem in kaiserlichen Diensten verwendet und er begab sich deßhalb zur Beitreibung derselben nach dem eingetretenen Frieden nach Prag; allein vergeblich war sein Hoffen. Da es ihm selbst an Geld mangelte, wandte er sich, von dem Kapuziner Lorenz v. Brindisi dazu ermuntert, an den Herzog Maximilian von Bayern, und bot ihm seine Dienste an. Maxi-

milian, der eben im Begriffe stand, die Wehrkraft seines Landes zu organisiren und zu stärken, nahm seinen Vorschlag gerne an, ernannte ihn mit 4000 fl. jährlichen Gehalts zum Generallieutenant, und sendete ihm 30,000 fl. nach Prag, um seine Gläubiger dort zu befriedigen.

In München angekommen, wurde er von den ligistischen Fürsten in ihrer Versammlung am 18. Aug. 1610 zu ihrem Feldmarschall angenommen und betheiligte sich dann bei den Verhandlungen mit den Gesandten der Union, deren Abschluß im Frieden vom 24. Okt. 1610 folgte, während er zugleich die Maßregeln zur Vertheidigung des Landes und zur Organisirung der ligistischen Militärmacht mit Haslang, Viehbeck und Andern anordnete und deren Vollzug überwachte.

Schon im nächsten Jahre nach seinem Eintritte in bayerische Dienste begann seine militärisch-praktische Thätigkeit in der Fehde gegen den Erzbischof Dietrich von Salzburg, der das bayerische Städtchen Berchtesgaden eingenommen und dem Salzhandel beträchtlichen Schaden zugefügt hatte. Der Streit endete mit der Wegnahme von Tittmoning und Laufen, der Besetzung Salzburgs durch Bayern und der Gefangenschaft des Erzbischofs, eine kurze durch Tillys rasches und berechnetes Vorgehen ermöglichte Entscheidung. Nach Wiederherstellung der katholischen Liga (8. Okt. 1619), durch welche Herzog Maximilian zum obersten Bundeshauptmann erwählt worden war, zog Tilly unter diesem nach dem Friedensschlusse mit der protestantischen Union (3. Juni 1620) zuerst nach Oberösterreich, brachte die dort aufgestandene Bevölkerung zur Ruhe, und wandte sich nun zur Bekriegung des von den böhmischen Ständen zum König erwählten Herzogs Friedrich V. von der Pfalz gegen Prag, wo er in der Schlacht am weißen Berg (8. Nov. 1620) durch den kühnen und entschlossenen Uebergang seiner Truppen über eine kleine Brücke und sofortige Entfaltung seiner Kräfte, wie durch die heftigen Angriffe der Seinigen, mit dem Degen in der Hand an der Spitze seiner Bayern das Meiste zum raschen Ausgang dieser für den Winterkönig so unglücklichen Schlacht beitrug. Als ein besonderes Zeichen seines Edelmuthes verdient erwähnt zu werden, daß er nach seinem Einzuge in Prag die Häupter der böhmischen Adeligen heimlich mahnen ließ, die Flucht zu ergreifen, ehe von Wien der Befehl zu ihrer Verhaftung und ihrem Todesurtheile ankomme. Sie folgten ihm nicht und viele büßten diesen Fehler mit dem Tode. Mit dem Beginne dieses Frühjahres verließ Tilly in Ausführung der gegen den Kurfürsten Friedrich V. vom Kaiser (23. Jan. 1621) ausgesprochenen Acht mit 10000 Mann Prag, um die bei Pilsen noch concentrirten übergebliebenen böhmischen Streitkräfte unter Mansfeld zu verfolgen, nahm Pilsen, Tabor, Falkenau und Ellenbogen und trieb ihn durch die Oberpfalz vor sich her durch die fränkischen Fürstenthümer an den Rhein. Hier vereinigte sich Mansfeld mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden und dem Herzoge Christian von Braunschweig (1622); Tilly zog nun des spanischen Generals Cordova Streitkräfte an sich, schlug den Markgrafen in heißer Schlacht

bei Wimpfen (6. Mai), den Herzog Christian bei Höchst (20. Juni), nahm Mansfeld nachrückend in kurzer Zeit Heidelberg, Mannheim und Frankenthal, und vernichtete, den Herzog Christian verfolgend, dessen Heer in einer Schlacht bei Stadtlon (6. Aug. 1623) im Münsterischen. Der Lohn seiner Tapferkeit war seine Ernennung in den Reichsgrafenstand und ein Geschenk der katholischen Bundesstände von 20000 Reichsthalern.

Im Jahre 1625 kämpfte er glücklich gegen den Herzog von Braunschweig und den Grafen von Mansfeld, die er einzeln schlug und bis Münster und Osnabrück zurückdrängte; im nächsten Jahre am 27. August bezwang er, nachdem er Göttingen eingenommen, in mörderischer Schlacht den König Christian IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge, eroberte über 60 Fahnen nebst sämmtlichen Kanonen des Feindes, und trieb ihn in Verbindung mit Wallenstein aus Holstein, Schleswig und Jütland, so daß demselben 1628 nur noch Glückstadt auf dem festen Lande blieb. Nach Wallensteins Entfernung vom Commando (1630) erhielt Tilly, schon 70 Jahre alt, den alleinigen Oberbefehl der kaiserlichen und ligistischen Heere als Generallieutenant.

Am 4. Juli 1630 war Gustav Adolph mit 15000 Mann an der deutschen Küste, der Insel Usedom, gelandet, und hatte, obwohl er erst mit Gewalt gerade Diejenigen zu einer Verbindung mit ihm zwingen mußte, auf deren Ruf er gekommen war, die kaiserlichen Heerschaaren aus Pommern vertrieben. Tilly zog in die mecklenburgischen Lande, eroberte Neubrandenburg und wandte sich dann gegen das schon seit Ende 1630 eingeschlossene Magdeburg, um dieses zu belagern. Der Besitz dieser festen und reichen Stadt war für die Feldherrn beider Theile von größter Wichtigkeit; Tilly griff nach langwieriger Belagerung, bei der sich Pappenheim auszeichnete, endlich am 20. Mai 1631 die Stadt mit Sturm an; die Vertheidigung unter Obrist Dietrich von Falkenberg war heldenmüthig; die Stadt fiel, durch plötzlich ausgebrochenen und unaufhaltsam sich ausdehnenden Brand zerstört, in seine Hände, nachdem 20000 Menschen durch Schwert und Feuer umgekommen, Plünderung und Gräuel aller Art durch die im Kampfe erhitzten wegen der tapfern Vertheidigung ergrimmten Söldnerschaaren verübt worden waren. Pappenheim schrieb dem Kurfürsten Max: „Als nun die Grausamkeit der Soldatesca schon aufgehert, hat der gerechte Zorn und Straff Gottes erst angefangen. Was sich nun an Menschen in die Keller und auff die pöden verstekht, das ist alles verprunnen. Ich halt es seyen über zwanzigtausend Seelen daryber gegangen und es ist gewiß seith der Zerstörung Jerusalems kein greulicher Werk und Straff Gottes gesehen worden. All unsre Soldaten seint Reich geworden.“ (Zschokke 3. S. 260.)

Tilly bezeichnete den Ausbruch des Feuers als ein großes Unglück und ist ihm daher die Zerstörung Magdeburgs nicht zur Last zu legen; er durchritt selbst die Straßen, um die Soldaten vom Plündern und Morden abzuhalten.

Hier der Wendepunkt seiner Erfolge.

Statt jetzt nach dieser schrecklichen Katastrophe direkt sich gegen Gustav Adolph zu wenden, verfolgte Tilly den Kurfürsten von Sachsen, der seinerseits sich nun ganz an den Schweden-König anschloß. Unweit Leipzig bei Breitenfeld traf Tilly auf Gustav Adolph; es kam zu einem auf beiden Seiten mit größter Tapferkeit geführten Kampfe (17. Sept. 1631), in welchem Tilly vollständig geschlagen und verwundet wurde und beinahe gefangen worden wäre. Hiedurch war der katholischen Liga der Todesstoß versetzt, Gustav Adolph Herr des größten Theils von Deutschland, der jetzt durch Thüringen und die fränkischen Bisthümer, wo er in Würzburg eine schwedische Regierung gründete, an den Rhein zog; unterdessen griff Tilly den von ihm in Franken zurückgelassenen Feldherrn Horn bei Bamberg (8. März 1632) an, und besiegte ihn nach erbitterter Vertheidigung. Gustav Adolph vereinigte sich darauf mit Horn und drang gegen die Staaten seines erbittertsten Feindes, des Kurfürsten Max, vor, nahm (2. April 1632) Donauwörth und rückte gegen den Lech, an dessen rechtem Ufer zwischen Rain und Thierhaupten Tillys Truppen standen. Die Wasser gingen hoch, die Brücken waren zerstört worden; da ließ Gustav Adolph, um den Uebergang über den Lech zu bewerkstelligen, unter dem Schutze des Rauches nasser angezündeter Hölzer und unter dem Feuer von 72 Kanonen drei Bockbrücken schlagen. Maximilian, der sich zum Heere begeben hatte, wollte hier das Vordringen des Schwedenkönigs hindern. Der greise Feldherr Tilly, obgleich vom Kurfürsten wiederholt abgemahnt, sich nicht dem feindlichen Feuer so sehr auszusetzen, ritt am 15. April Morgens am Lech entlang, um die Werke der Schweden zu besichtigen; da zerschmetterte ihm eine Falkonetkugel das Bein oberhalb des Kniees; er stürzte vom Pferde und wurde ohnmächtig hinweggetragen. Dieser Unfall und die dadurch hervorgebrachte Entmuthigung seiner Truppen bewog den Kurfürsten, sich nach Ingolstadt zurückzuziehen, wohin Tilly in einer Sänfte gebracht wurde. Trotz seiner Schmerzen und Erschöpfung fuhr er dennoch fort, Befehle und Instruktionen zu ertheilen, bis er gänzlich entkräftet am 30. April unter den ihm von seinem Beichtvater zugerufenen, während seines Lebens ihm Trost gewesenen (als Motto oben angeführten) Worten seinen Geist aufgab.

Schmerzlich betrauert ward er von seinem Fürsten, von seinen Soldaten, die den alten hagern Mann mit dem ernsten faltenreichen Gesichte, der breiten Stirne und dem großen Knebelbarte in seinem grünen Koller, dem vierkrempigen kleinen Hütchen mit der hinten weit hinunterhängenden rothen Feder, das treue Schwert an der Seiten auf seinem Schimmel als treuen Führer, als ihren Vater ehrten.

Am 21. Okt. 1653 wurde er aus der Gruft der Jesuitenkirche zu Ingolstadt, in der er beigesetzt worden war, nach Altötting in die Tillykapelle gebracht, wo er noch in einem bleiernen Sarge ruht, durch dessen gläsernen Deckel das Angesicht des alten Helden sichtbar ist.

König Ludwig nahm ihn in die Ruhmeshalle auf, setzte ihm ein Standbild in der Feldherrnhalle in München und benannte ein Fort der Festung Ingolstadt nach ihm.

Dr. Augustin Paumgartner,

Kanzler Herzogs Albrecht V.

„Die Kirche ist eine fromme Mutter und die gesetzliche Anordnerin göttlicher Dinge, eine heilsame Pflegerin, der wir keine Heilart vorschreiben, sondern die Krankheit zeigen müssen, um von ihr ein wirksames Heilmittel zu erwarten.
Aus seiner Rede.

In immer weiteren Kreisen, angeregt durch Luthers am 31. Oktbr. 1517 in Wittenberg angeschlagene 95 Thesen hatte sich die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen der katholischen Kirche verbreitet, selbst in Bayern war es der Reformation gelungen, Fortschritte zu machen, die sich sogar bei dem Landtage von 1553 durch eine Petition der Stände (11. Dez.) kundgaben: „man erkenne mit großer Trübsal das alle Stunden drohende Verderben, man erkenne aber auch, daß die Quelle dieses Uebels in dem sündhaften Wandel, und seine Abhilfe nur in der gläubigen Rückkehr zu Gottes Barmherzigkeit liege. Dazu sei aber der erste Schritt eine bessere Leitung des Volkes durch Hirten, welche nicht, wie jetzt geschehe, böses Beispiel geben, und allerlei Tand statt der reinen Lehre betreiben; daher sei der Stände herzliches Flehen, Seine Gnaden möchten daran sein 2c., daß das heilige Sacrament des Altares, wie es seit vielen Jahrhunderten gehalten worden, gereicht, die Mißbräuche abgestellt und die Pfarrkirchen mit geschickten Seelsorgern bestellt werden."

Obgleich nun der Herzog Albrecht, entschlossen, in seinen Staaten die katholische Lehre aufrecht zu erhalten, einsah, daß einige Verbesserungen nöthig seien, so antwortete er doch den Ständen: er sei fest entschlossen, sich seines fürstlichen Amtes ernstlich zu gebrauchen, um die sektischen Lehrer und Winkelprediger auszureuten 2c.; übrigens sei der Landtag nicht in Sachen der Religion ausgeschrieben, und er sei sehr befremdet, mit diesen Dingen behelligt worden zu sein. Zudem berühre die Sache das ganze Reich, an dessen Beschlüsse der Herzog sich halte. Dennoch beauftragte er seinen Kanzler Augustin Paumgartner, den er mit dem Jesuiten Covillon an das zur Ausgleichung der erhobenen Religionsbeschwerden angesetzte Concil zu Trient absendete, den anzustrebenden Verbesserungen Ausdruck zu geben. Der Kaiser Ferdinand selbst, in der Hoffnung, daß durch die Entfernung der Ursache des Abfalls, durch die Aufhebung der bestehenden Mängel in der Kirche, auch eine Trennung selbst vermieden werden würde, ließ die geschicktesten und redlichsten Männer zusammenkommen

und jene Mängel formuliren, deren Abhilfe gefordert werden sollte. Beim Concil sprachen sich die kaiserlichen Legaten dahin aus, der Papst möge sich selbst und die hohe Curie zuerst reformiren, die Zahl der Kardinäle beschränken, die Klöster unter die Bischöfe stellen, die Landessprache bei den Ceremonien einführen, bessere Pfarrer anstellen, die Häufung der Pfründen auf Eine Person abstellen, die Priesterehe bei einigen Nationen wieder gestatten u. s. f.

In einer am 27. Juni 1562 bei einer Sitzung des Concils in lateinischer Sprache gehaltenen Rede erklärte nun A. Baumgartner durch eine drastische Schilderung des gänzlichen Verfalls der Kirchenzucht:

In allen Bayern umgebenden Ländern habe die neue Lehre und ihre Irrthümer Eingang gefunden und selbst in Bayern Wurzel geschlagen. Vor einigen Jahren sei bei dem Clerus wie bei dem Volke eine Untersuchung über den katholischen Glauben und die Sitten gehalten worden, unter den Pfarrern hätten sich Anhänger aller neuern Irrlehren und Laster jeglicher Art bei deren Sitten gefunden, unter 100 Priestern seien keine 3—4 gewesen, die nicht in offenbarem Concubinate oder in heimlicher oder öffentlicher Ehe lebten, es halte ihn das Zartgefühl ab, die herrschenden Uebelstände bekannt zu machen, es würde den keuschen und frommen Ohren der Väter höchst lästig werden, Anderen aber ungeheueres Aergerniß geben. Diese Sittenverderbtheit des Clerus verletze das unerfahrene Volk so sehr, daß es das Priesterthum sammt den Priestern verdamme und verwünsche, und lieber zu einer Sekte sich begeben, als zur wahren Kirche sich bekennen wolle. Man solle ihnen das Abendmahl in beiden Gestalten gestatten. „Wir halten doch dafür, daß hierüber Gottes Wort ausdrücklich bestehe, von einer anderen Gestalt aber nichts gefunden werde“; Papst Paulus III. habe ja selbst die deutschen Bischöfe ermächtigt, das Abendmahl unter beiden Gestalten zu reichen. Der Clerus solle nach allen Richtungen hin reformirt werden, die Prälaten sollen sich bemühen, in ihren Häusern Schulen zu errichten und die öffentlichen Unterrichtsanstalten zu vergrößern, man solle das Cölibat aufheben, ein keuscher Ehestand sei einem befleckten Cölibate vorzuziehen, deßwegen fänden sich Männer von ausgezeichnetem Geiste und Gelehrsamkeit, die lieber heirathen möchten, wenn sie auch den kirchlichen Güter entsagen müßten, als solche Güter genießen, ohne Weiber zu haben, es sei kein göttliches Gesetz, daß ein Priester unverehlicht bleiben müsse. Hätte die Kirche gleich anfangs in beiden Stücken nachgegeben, wahrlich, die Ketzereien hätten ihre Wurzeln nicht so weit und so mächtig ausgebreitet. Ebenso sei das Abendmahl in beiden Gestalten zu geben, als von Gott eingesetzt, zu gestatten; würde alles dieß geschehen, so könne kein öffentlicher Abfall ausbrechen. Sein Herzog schwöre es bei dem Allerhöchsten, keinen der von ihm gemachten Vorschläge verlange er ohne reife Ueberlegung, keiner sei, den er nicht als letztes Mittel für die Christenheit betrachte.

Die Antwort des Concils, welches aus 187 italienischen, 32 spanischen 26 französischen und nur 2 deutschen Bischöfen bestand, und von dem bei

seiner Zusammensetzung eine günstige Entscheidung nicht zu erwarten war, war kurz und in allgemeinen Ausdrücken gefaßt: es hoffe, nachdem es seine „des trefflichen Doktors und angesehenen Redners" Reden angenommen, zum Heil der Gläubigen zu beschließen; ein weiterer Beschluß wies die Anträge zurück. Dennoch wurde auf Anregung des Herzogs Albrecht und des Kaisers der Papst dahin noch bestimmt, daß er (16. April 1564) den Kelch beim Abendmahle gestattete.

Nicht geringen Muth, unerschrockene Entschlossenheit und das volle Vertrauen auf den Schutz seines Herrn mußte Paumgartner besitzen, einer Versammlung der höchsten Würdenträger solche sie selbst hart betreffende Mängel und Anträge vorzuhalten, aber auch zugleich im Voraus die Resignation, nicht zu erwarten, daß diese an sich selbst zuerst die Hand anlegen würden, um den gewohnten Luxus und das freiere Leben preiszugeben. Paumgartner, geboren um das Jahr 1530, als Rechtsgelehrter wie als trefflicher Rath seines Fürsten, und als Redner gleich hochbegabt und in seinen Diensten nützlich, leistete demselben auch als Gesandter am Hofe des Papstes Pius V. ersprießliche Dienste. Er starb am 18. April 1599 und liegt in der St. Martinskirche zu Landshut begraben, wo ihn ein Grabstein nahe an der Kapelle der heil. Familie ehrt. Dieser, von rothem Marmor, enthält sein Bildniß mit langem Barte in Lebensgröße und die Inschrift in lateinischer Sprache:

Im Leben diente ich treu meinem Fürsten, wohnte dem Kirchenrathe in Trient bei, war Gesandter am Hofe Papst Pius V., und in manchem anderen Lande. Genug jetzt! Fortan diene ich nur Dir allein Christus!

Und unten:

Hier liegt begraben der edl hochgelehrt und fest Herr Augustin Paumgartner zu Teitenkhoven und Huntzpain, beider Rechte Doktor, f. Durchl. in Bayern in die 42 Jar gewester Rath und Kanzler allhie zu Landshut, welcher den 18. April 1599 Jar in Gott christlich verschieden auch seines Alters bei 68 Jar gewest.

Friedrich Taubmann,

Professor zu Wittenberg.

> Natus erat fato, non factus ab arte poëta.
> Er war als Dichter geboren, nicht durch Kunst es geworden.
> Erasm. Schmidt, Prof. zu Wittenberg.

Wer kennt nicht den Namen dieses Mannes, mit dem sich der Begriff des schlagfertigen Witzes und dichterischer Gewandtheit mit der Schellenkappe des Narren so unrechterweise verbunden hat, welcher zwei Jahrhunderte lang durch eine vollkommen falsche Darlegung seines Charakters um

den Dank seines Vaterlandes für seine Bestrebungen um die Literatur gekommen ist, und der nichts weniger verdient, als mit jenen frühern charakterlosen, Schimpf und Schande geduldig hinnehmenden, und nur durch Witze und Rohheiten sich rächenden Hofnarren zusammengeworfen zu werden?

Friedrich Taubmann zu Wonsees (nun Ldgchts. Hollfeld in Oberfranken) am 16. Mai 1565 geboren, war der Sohn des Schusters und Bürgermeisters Marcus Taubmann und dessen Ehefrau Barbara, geb. Hoffmann. Bald verlor er seinen Vater, doch nahm sich sein Stiefvater, ein Schneider, den seine Mutter geheirathet hatte, auch nach seiner Mutter Tode väterlich um ihn an. Er lehrte ihn sein Handwerk, ließ ihn aber dabei die Ortsschule besuchen und hier zeigte sich schon sein heiterer Geist und sein treffender Witz. Da er Lust zum Studiren bezeigte, übergab ihm sein Stiefvater sein väterliches Erbtheil von 30 Groschen und brachte ihn selbst nach Culmbach zu dem Rektor Johann Codomann (Dez. 1577). Hier lernte er die lateinische Sprache, und erwarb sich seinen Lebensunterhalt als Currentschüler durch Singen vor den Thüren, und durch seine guten und wohlgemeinten Einfälle Liebe und Achtung. Als der Rektor 1582 an die von dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg gestiftete Kloster- und Fürstenschule zu Heilsbronn als Conrektor berufen wurde, nahm er Taubmann mit, der als Alumnus dort eintrat. Hier bildete er sich in der lateinischen Dichtkunst so sehr aus, daß er ebenso leicht in Versen als in ungebundener Rede lateinisch zu reden im Stande war, weßwegen ihm der gekrönte Dichter Christoph Homagius scherzweise seinen Lorberkranz aufsetzte, den er auch in Wirklichkeit noch vor seinem Abgange an die Universität durch den gekrönten Dichter Paul Melissus nach einem eingesandten Gedichte erhielt. Nach zehnjährigem Studium auf dem Gymnasium zu Heilsbronn bezog er in seinem 27. Jahre (April 1592) die Universität Wittenberg, unterstützt von einem durch den Markgrafen erhaltenen Stipendium von 50 fl. und mit einem Geschenke seiner ihn gleich einer rechten Mutter liebenden Stiefmutter von drei Groschen, die sie ihm mit den Worten übergab: „Mein Sohn, diese drei Groschen habe ich redlich mit meiner Nähnadel verdient und Niemand betrogen, sie werden dir aber mehr nützen, als wenn ich dir 3000 Goldgulden übelgewonnenes Geld mitgäbe.“

Hier bildete er sich in der klassischen Literatur und den schönen Wissenschaften, namentlich aber in der lateinischen Dichtkunst mit allem Eifer aus, deren Ausfluß er in einer Sammlung von Gedichten: Martinalia et Bachanalia 1592 herausgab, die alle Freunde der Dichtkunst, hohe und niedere, auf ihn aufmerksam machte, und ihm viele Gönner und großen Ruf verschaffte. Noch vor vollendeten drei Jahren wurde er daher Magister der schönen Künste, und von der Universität (15. Okt. 1595) zum Professor der Dichtkunst, von seinem Schutzpatron, dem Markgrafen von Brandenburg, zum Aufseher der Heilsbronner Stipendiaten ernannt. Im nächsten Jahre verehelichte er sich (28. Juni) mit Elisabetha Matthäi, aus welcher

glücklichen Ehe 5 Kinder hervorgingen. Achtzehn Jahre lang lehrte er an der Universität, während welcher Zeit er einmal Prorektor und dreimal Dekan der philosophischen Fakultät war. Großes Verdienst erwarb er sich als Philolog, indem er bei der durch das Ueberhandnehmen der theologischen Streitigkeiten ganz vernachlässigten Philologie ein gründliches Sprachstudium betrieb und lehrte, tüchtige Ausgaben der alten Dichter veranstaltete, sich der Wortkritik annahm und altdeutsche Literatur betrieb. Obgleich heitern Gemüths und voll Witz, der sich durch Parodien und Wortspiele oft kund gab, waren doch alle seine Handlungen von strenger Sittlichkeit und hohem Ernste geleitet, und das schöne Gefühl der Dankbarkeit für die Liebe seiner Stiefeltern und gegen die frühern Lehrer und Wohlthäter ziert den edlen und bescheidnen, gefälligen, oft über seine Mittel freigebigen, durch seinen freundlichen Umgang Allen werthen Mann, der sich noch durch seine musikalische Kunst im Lautenspiele angenehm zu machen wußte. Eben diese gesellschaftlichen Vorzüge und der weite Ruf, den sich Taubmann durch seine witzigen Schlagworte und unverwüstliche Heiterkeit erworben hatte, bestimmten auch die Kurfürsten von Sachsen, ihn zum Hofpoeten zu ernennen und ihn theils auf bestimmte Zeiten, theils nur bei einzelnen Gelegenheiten nach Hof zu rufen; als solcher erfreute er sich der Gunst der Fürsten Friedrich Wilhelm, Christian II. und Johann Georg I., indem er hier manche Gelegenheit fand, seine Einfälle, wenn auch oft in einer damals nicht anstößigen, derben Weise kund zu geben, ohne sich zu niedern Anmuthungen je herzugeben. Solche witzige Aeußerungen sind in einer Sammlung unter dem Namen Taubmanniana veröffentlicht, die wohl auch manche ihm zuschreibt, die Andern zugehören.

So in trautem, glücklichem Familienkreise, geliebt und geachtet von den gelehrtesten Männern seiner Zeit, lebte Taubmann seinem Studium und dem Lehramte, bis ihn am 25. Febr. 1613 ein Fieber befiel. „Nun will ich mich in meinen Ruhekasten legen und den Würmern auf dem Gottesacker einen guten Poeten und ehrlichen Professor zu essen geben“ sagte er kurz vor seinem Tode, der am 24. März 1613 erfolgte. Er wurde tiefbetrauert von zahlreichen Verehrern zu Grabe geleitet.

Johann Keppler,

Astronom.

Lebend maß ich die Himmel, jetzt meß ich das Dunkel der Erde;
Himmelab stammte der Geist, Erde bedeckt nur den Leib.

Diesen großen Gelehrten, dem wir die Grundlagen der jetzigen Astronomie, die Befreiung des copernikanischen Systems von den excentrischen

Kreisen und von allen Epicykeln verdanken, dürfen wir insoferne zu den Unsrigen rechnen, als er seine Ruhestätte bei uns gefunden hat.

Bei einem zufälligen Aufenthalte seiner Mutter zu Magstadt bei Weil in Württemberg am 27. Dez. 1571 als Siebenmonatkind geboren, verlebte er, da seine Eltern in den belgischen Krieg gezogen waren, seine Jugend im Hause seiner Großeltern in Weil, wo seine Eltern ihren Aufenthaltsort hatten. Nach ihrer Zurückkunft 1575 zogen sie mit ihrem Knaben nach dem nahegelegenen Leonberg, und drei Jahre später nach dem badischen Emmendingen, wo sein Vater eine Wirthschaft pachtete. Dem Versuche, ihn in landwirthschaftlichen Diensten zu verwenden, stand sein schwächlicher Körper entgegen, und so entschlossen sich dann seine Eltern, seinem Wissensdrange nachzugeben, und ihn in die Klosterschule zu Maulbronn (1586) zu senden. Nach dreijährigen Studien hier wurde er in das herzogliche Collegium zu Tübingen aufgenommen, studirte Anfangs Theologie, dann aber mit allem Eifer unter dem Professor Mästlin Mathematik, und errang hier den Magistergrad der freien Künste (1591). Durch die Empfehlung seines Professors Mästlin erhielt er in seinem 22. Lebensjahre (1593) die Lehrstelle der Mathematik und Moral zu Grätz in Steiermark, die er, wenn auch mit Aengstlichkeit, annahm, und im April 1594 antrat.

Hier war es nun Mitaufgabe seines Amtes, den Kalender für Steiermark zu fertigen, und nach dem allgemeinen Gebrauche Wetterprophezeiungen damit zu verbinden. Er nahm hiebei zum Grunde statt der bisherigen julianischen die gregorianische Zeitrechnung an und fügte seinem Kalender astrologische Voraussetzungen bei, die wirklich eintrafen und ihm in seiner Umgebung großen Ruf bereiteten. Gestützt auf die copernikanischen Forschungen, bestrebte er sich nun, durch fortgesetzte Berechnungen ein gemeinsames Gesetz für die Bahnen und Entfernungen der Planeten zu finden, deren Resultat er in seiner Schrift über den Weltbau: mysterium cosmographicum de admirabili proportione orbium coelestium 1596 bekannt machte. Dieses Werk wurde von den größten Astronomen seiner Zeit, Tycho, Galilei und Mästlin mit dem höchsten Beifall aufgenommen. Bei all dem fühlte er aber doch, daß ohne Zuhilfnahme von Beobachtungen mit Instrumenten und Erfahrungen kein sicherer Fortschritt zu erwarten sei; er wandte sich daher erst in Briefen an Tycho de Brahe, der nach seinem Austritte aus Dänemark im Dienste Kaiser Rudolphs in Prag die Astronomie mit Instrumenten betrieb, und dem sein Anerbieten sehr angenehm war, da er die Kräfte dieses ausgezeichneten Forschers als Beihilfe seiner in Tafeln verzeichneten Beobachtungen (die rudolphinischen Tafeln) wohl gebrauchen konnte.

Als aber gegen Ende des Jahres 1599 in Folge eingetretener Religionswirren in Steiermark er als Protestant dieses Land verlassen mußte, wandte er sich nach Ungarn, kehrte zwar unter dem Schutze der Jesuiten wieder zurück, doch war sein Aufenthalt nur mehr ein vorübergehender, da

die Religionsverfolgungen gegen die Protestanten seine Existenz dort gefährdeten. Er entschloß sich daher, nach Prag zu Tycho zu ziehen (1600). Seine Verhältnisse gestalteten sich aber jetzt übler als vor, sein Gehalt als Professor war verloren, seine ihm 1597 angetraute Frau Barbara Müller von Mühleck erkrankte, seine Bezahlung durch Tycho war gering und oft ausgesetzt; er wäre deßhalb einer so unglücklichen Situation erlegen, hätte ihn nicht Tychos Tod (24. Okt. 1601) gerettet, an dessen Stelle er nun als kaiserlicher Astronom trat und nun die Manuscripte Tychos zu sichten und seine Beobachtungen in Tafeln zu bearbeiten hatte (1601). Es war ihm hier zwar ein Gehalt von 1500 fl., für die damalige Zeit eine ansehnliche Summe, ausgesetzt; er erhielt aber von dieser Summe so selten und nur so theilweise Zahlung, daß die Rückstände seines Gehaltes 12000 Thaler (1613) betrugen. Trotz dieser äußern unangenehmen Lage fuhr er unermüdet fort, sich seinen Forschungen hinzugeben, von denen um diese Zeit seine Aufschlüsse über die Abweichungen der Magnetnadel und die polarische Kraft des Magnets, dann über die Theorie des Lichts und über Strahlenbrechung und das Sehen (1600) zu nennen sind — Ad Vitellionem Paralipomena (1604). Seiner Einrichtung eines astronomischen aus zwei convexen Gläsern bestehenden Fernrohres verdankt die Dioptrik ihre Begründung, Dioptrica (1611). Zugleich war er der Erste, der die Erscheinungen der Ebbe und Fluth der Zugkraft des Mondes zuschrieb.

So setzte er 17 Jahre lang mit angestrengtem Fleiße seine Arbeiten fort, deren Resultat in seinen Schriften: Astronomia nova (1609), harmonice mundi 1619) und in diesen durch seine drei Gesetze niedergelegt sind: 1) die Bahnen aller Planeten sind Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht, 2) gleiche Flächenräume legt der veränderliche Halbmesser der Planetenbahnen in gleichen Zeiten zurück, 3) die Kubikzahlen der mittleren Abstände der Planeten von der Sonne verhälten sich zu einander wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten: Grundregeln, welche die Basis der heutigen Astronomie sind und auf deren letztere Newton sein Gesetz über die Gravitation gründete. Diese wahrhaft großen Entdeckungen entstanden unter Kummer und Sorgen — seine Frau, epileptisch, dann blödsinnig, starb 1611 nebst drei seiner Kinder, oft klagte er über seine Subsistenzlosigkeit „ich verliere meine Zeit mit Betteln vor der Thüre des Schatzmeisters."

Kaiser Matthias berief ihn zwar wieder 1612 als Professor nach Linz mit seinem frühern Gehalte von 1500 fl. und sicherte ihm die Zahlung der bis dorthin rückständigen 4000 Thaler zu, allein Ersteres wie Letzteres wurde eben gleichwenig geleistet. Beim Reichstage zu Regensburg 1613 bevorwortete er dringend in einer deutschen Schrift die Annahme des gregorianischen Kalenders ohne Erfolg. Seine äußere Lage damals war so dürftig, daß er, um nur leben zu können, den Fürsten um Geld das Horoskop stellen und Kalender fertigen mußte. „Es ist wohl diese Astrologia ein närrisches Töchterlein, aber lieber Gott wo wolt ihr Mutter, die hochver-

nünfftige Astronomia, bleiben, wann sie diese närrische Tochter nit hette? Ist doch die Welt noch viel närrischer und so närrisch, daß deroselben zu ihrer selbst Frommen diese alte verständige Mutter, die Astronomia durch deren Tochter Narreteyung nur eingeschwatzt und eingelogen werden muß. Und seynd sonsten der Mathematicorum salaria so seltzsam und gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leyden müßte, wann die Tochter nichts erwürbe." Während seines Aufenthaltes zu Linz, in dem er seine großen Entdeckungen machte, kam zu kirchlichen Anfeindungen seiner orthodoxen Glaubensbrüder die Nachricht durch seine Schwester (1615), daß seine alte verwittibte Mutter, als Hexe der Zauberei angeklagt, in höchster Gefahr schwebe. Nach fünfjähriger Untersuchung in dem Augenblicke, als die alte 74jährige Frau der Tortur unterworfen werden sollte, gelang es dem herbeigeeilten liebenden Sohne, durch sein beredtes Wort die Räthe des Herzogs von Württemberg zu vermögen, sie zu entlassen (sie starb 13. April 1622). Seit Kaiser Ferdinands Regierung war nicht nur seine Stelle als Hofastronom, sondern auch sein Gehalt als Professor von Linz eingezogen worden; dennoch blieb er, einen Ruf nach Venedig und nach Bologna ausschlagend, seinem Vaterlande, das ihn darben ließ, treu, um sein denkwürdiges Werk, die rudolphinischen astronomischen Tafeln, zu vollenden, die er (1627) zu Ulm drucken ließ.

Im Jahre 1628 trat er mit Zustimmung des Kaisers Ferdinand II., der ihm seine Stelle als Hofastronom mit seinem Gehalte wiedergegeben hatte, die Last aber von seiner Kasse abzuwälzen hoffte, in des Herzogs von Wallenstein Dienste, dem er schon 1609 ein größtentheils eingetroffenes Prognosticon gestellt hatte; allein er kam auch hier so wenig, wie noch unmittelbar als Astronom des Kaisers in Besitz seines Gehaltes und seiner Rückstände. Er benützte daher die Gelegenheit des Reichstages zu Regensburg (1630), um dort seine Angelegenheit zu betreiben. Allein gebeugt von allen Mühseligkeiten seines Lebens, ermattet durch eine lange zu Pferde gemachte Reise, schon erkrankt, gekränkt durch schnöde Zurückweisung seiner Ansprüche erlag er einem heftigen Fieber am sechsten Tage nach seiner Ankunft, 5. Nov. 1630, und wurde dort auf dem St. Peterskirchhofe begraben. Aus seiner zweiten Ehe mit Susanna Rettinger aus Effertingen, die standhaft in Liebe ihm alle Leiden mittragen half, hatte er 4 Kinder erzeugt.

Klein und hager von Körper, voll glühender Phantasie, unermüdet im Arbeiten, bewahrte er trotz aller Unbilden, deren er sein Leben lang in Fülle zu ertragen hatte, doch die Munterkeit seines nie rastenden Geistes. Fürst Karl Theodor von Dalberg hat ihm (27. Dez. 1808) in den Anlagen vor der Stadt ein Denkmal in Form einer offenen Rotunde gesetzt, in der seine Büste von Professor Döll in Gotha mit einem Basrelief von Dannecker der Nachwelt seinen Namen erhalten sollen; König Ludwig hat ihn in die Walhalla mitaufgenommen.

Außer mehreren, abgesehen von den obenbezeichneten, von ihm ver-

veröffentlichten Werken sind uns noch viele Manuscripte von ihm erhalten, deren größter Theil in der Bibliothek zu Pultawa, von Katharina II. erkauft, verwahrt wird.

Auf der Bibliothek zu Straßburg befindet sich das lebensgroße, aus dem Besitze seines Freundes, des Professors Bernegger, 1627 durch Geschenk dorthin übergebene in Oel gemalte Bildniß Kepplers.

Elias Holl,

Baumeister zu Augsburg.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze
Bilde Schönes, du streust Saamen des Göttlichen aus.
Schiller.

Mit Stolz bewundern wir die großartigen Schöpfungen der Menschenhand in unsern reichen Städten, die, mit Kunst und Geschmack aufgeführt, in fester Dauer unverändert auf uns übergingen und Zeugen sind des dem Großen zugewendeten, dabei doch frommen einfachen Sinnes unserer Altvordern, die um so mehr Anerkennung dann verdienen, wenn der Genius aus sich selbst bei weniger Anleitung und Führung arbeitete und der Nachwelt Unvergängliches, schwer Erreichbares zu hinterlassen im Stande war. Solche monumentale Ausflüsse des Geistes und seiner Thätigkeit sind die altehrwürdigen Dome, Rathhäuser und viele öffentliche Bauten unserer größern Städte, namentlich aber jene der frühern Reichsstädte, in denen bei freierer Bewegung reichere Blüthe der Kunst und Wissenschaft sich zeigt. Einer der verdienstvollsten Meister in dieser Hinsicht, namentlich was öffentliche Bauten seiner Vaterstadt betrifft, ist Elias Holl, Baumeister zu Augsburg.

Er war daselbst am 28. Februar 1573 geboren. Sein Vater, ein ehrbarer, frommer und sehr geschickter Maurermeister, war in erster Ehe mit Apollonia Reichler, mit der er zwölf Kinder, in zweiter Ehe mit Barbara Hohenauer verehelicht, mit der er acht Kinder erzeugte, von denen Elias der erste Sohn war. Von seinem Vater in sein Handwerk eingeführt, wurde er schon in seinem 13. Jahre bei dem Bau eines dem reichen Jakob Fugger gehörigen Hauses verwendet, der, die Anstelligkeit und das Talent desselben würdigend, ihn mit seinem Sohne Jörg nach Italien reisen lassen wollte; allein Holls Vater verweigerte die Einwilligung aus Besorgniß der leichten Verführung des unverdorbenen Jünglings: „Ich für meine Person, sagt Elias, wäre gerne und mit großen Freuden mitgezogen, aber es sollte nicht sein. Ich hätte etwan nicht viel gelernt, und wäre verderbt worden, war damals 17 Jahr alt.“ Um diese Zeit hatte er sich schon aus der Reihe der gewöhnlichen Maurer emporgehoben, da er an einem von seinem Vater erbauten Hause des fuggerischen

Kassiers Hans Mehrer treffliche Stuckaturarbeiten lieferte: „Es war ein schön Haus, hat einen schönen Ausschuß von allerlei Bildern, Laubwerk, von Gyps und Hafnererde gebrennt, geziert. An diesem Ausschuß hab ich, Elias Holl, damalen meine Kunst mit solcher Mörtelarbeit erzeigt."

So bildete er sich unter Leitung seines Vaters bis zu seinem 20. Lebensjahre aus, in welchem er (1594 1. Jan.) seinen Vater, der bis in sein 82. Jahr immer thätig gewesen war, durch den Tod verlor. Er beabsichtigte nun, mehrere Gebäude, die sein Vater angefangen hatte, zu vollenden; da er aber noch nicht zünftiger Meister war, traten ihm hiedurch Hindernisse entgegen, die ihn zu dem Entschluß brachten, seine Vaterstadt verlassen zu wollen. Doch die Liebe zu einem schönen und braven Bürgersmädchen, Maria Burkhard, bewog ihn, zu bleiben; er verehelichte sich mit ihr (2. Mai 1595) und erstand seine Meisterprüfung (25. Mai 1596) um nun als Meister selbstständig aufzutreten.

Seine Frau, die ihm 8 Kinder geschenkt hatte, starb 1608 und er heirathete nun Rosine Reuschl, mit der er in glücklicher Ehe 13 Kinder erzeugte. Im November 1600 nahm ihn der Kaufmann Anton Garb, dessen Haus er gebaut hatte, auf eine Reise nach Venedig mit. „Ich sahe zu Venedig alles wohl und gar wunderliche Sachen, die mir zu meinem Bauwerk ferner wohl ersprießlich waren." Nach seiner im Januar 1601 erfolgten Rückkunft übernahm er aus Auftrag des Magistrats den Wiederaufbau des abgebrannten Gießhauses, dann das Bäckerhaus am Perlachberge. Durch diese Bauten hatte er sich den Beifall seiner Obern in solchem Grade erworben, daß der Magistrat ihn bei dem Tode des städtischen Werkmeisters zu dieser Stelle mit einem Gehalte von 150 fl., einem Rock, Hauszins, Holz, wöchentlich 1 fl. Wartgeld, 12 Pfd. Karpfen und 5 Pfd. Forellen und der Erlaubniß, auf Stadtkosten zwei Lehrlinge um halben Lohn aufnehmen zu dürfen, ernannte. Schon im nächsten Jahre vollendete er das schon zu seines Vorgängers Zeiten angefangene vorzüglich schöne und imposante Zeughaus; ihm folgte das Siegelgebäude, mehrere andere Bauten, und (1609) die auf die zweckdienlichste Weise hergestellte Fleischbank, welche oberhalb eines durchziehenden, die Reinlichkeit fördernden Baches auf Kellern zur Aufbewahrung des Fleisches ruhende Bänke der Fleischer und über diesen mehrere schöne Säle enthält.

Längst war es sein sehnlichster Wunsch, ein den äußern Verhältnissen der Reichsstadt Augsburg entsprechendes Rathhaus „ein schönes und bequemes" zu bauen, und indem er Pläne und Vorschläge zur Auswahl vorlegte, die Väter der Stadt hiefür zu begeistern, bis endlich die Genehmigung erfolgte.

Am 25. August 1615 begann er den Bau des Rathhauses, nachdem er vorerst (1614) ein sehr künstliches freistehendes 160′ hohes Gerüst, um die Steine zur Erhöhung des Perlachthurmes auf 20′ in die Höhe zu schaffen, errichtet hatte, auf welchen Aufsatz das bisher im alten Rathhause befindlich gewesene Schlagwerk mit der 25 Zentner schweren Glocke ge-

bracht wurde. Er vollendete dieses herrliche, in allen seinen Verhältnissen großartige und im Aeußern wie im Innern in gleicher Vollendung hergestellte Rathhausgebäude von 147′ Breite, 110′ Länge und 152′ Höhe mit den Nebengebäuden in 5 Jahren, so daß am 2. August 1620 die erste feierliche Rathswahl in demselben abgehalten werden konnte.

Hoch erfreut über diese Zierde seiner Stadt, übergab ihm der Rath einen vergoldeten Becher mit dem Stadtwappen und 600 Goldgulden (etwa 1500 fl.) und für die Erhöhung des Perlachthurmes 300 fl.

Dieser Bau und seine bisherigen künstlerischen Leistungen erwarben ihm so großen Ruf, daß er von Fürsten und Adeligen um Rath angegangen wurde, selbst Kaiser Rudolph II. sich seine Risse vorlegen ließ. Es ist nicht möglich, hier alle die öffentlichen und Privatbauten zu benennen, die er in einem Zeitraume von 28 Jahren von 1602—1630 ihm zum Ruhme, der Stadt und dem Lande zur Ehre errichtete, es genüge anzuführen, daß er an Thürmen, Befestigungsarbeiten, Kirchen und Kirchthürmen, und andern öffentlichen Gebäuden, Schlössern 2c. 72 größere Bauten lieferte, von denen nur das Pfarr- und Schulgebäude zu St. Anna, die St. Wolfgangskapelle, mehrere Mühlen, das Schützenhaus, die Brücke am Klinker- und Barfüßerthor, die Kirchthürme zu Lützelburg und zu Oberhausen, das Steffinger-Thor mit Thurm, der Thurm bei St. Stephan und am rothen Thor, die Wasserthürme am Jakober-Thor, die Pläne zum gräfl. schwarzenbergischen Schlosse bei Markt Scheinfeld, das Schloß auf dem Wilibaldsberg und die Kirche zum hl. Grab in Eichstädt außer den früher schon erwähnten hier benannt werden sollen.

Obgleich ihm vielerlei Anerkennung und Freude im Leben wurde, so entging er doch auch nicht den Widerwärtigkeiten, die das Dasein der meisten hervorragenden Menschen trüben, indem ihm am Abend seiner Tage bei der rücksichtslosen Durchführung des s. g. Restitutionsedikts durch Kaiser Ferdinand II., wegen seiner Weigerung, zur katholischen Kirche zurückzukehren, durch den Magistrat, zwar unter Anerkennung seiner Verdienste, seine Stelle als Werkmeister entzogen wurde (14. Jan. 1631). Gekränkt hierüber, wollte er auswandern und forderte nun sein mit Mühe erspartes beim Magistrate hinterlegtes Vermögen von 12000 fl. zurück. Allein die Erlaubniß zum Auswandern wurde ihm abgeschlagen und unter nichtigen Vorwänden ihm nur die Summe von 4000 fl. zuerkannt, deren Forderung er in seiner Noth noch dazu gegen 2000 fl., um sie nur zu erhalten, an einen Dritten abtreten und sich nun „als ein andrer gemeiner Maurer" fortbringen mußte. Als König Gustav Adolph 1632 den Magistrat aus Protestanten wiederherstellte, erhielt er zwar seine Stelle wieder, verlor sie aber mit dessen Tode abermals, und wurde nun mit Contributionen und Einquartirung so belastet, daß er oft selbst der gewöhnlichsten Nahrungsmittel entbehrte. Frommgläubig und in sein Schicksal ergeben, sagt er: „der höchste ergötze mich und die meinigen, wie auch alle meine andern liebe Mitchristen, so ebenmäßig hierunter viel erlitten, ihres zeitlichen Scha-

dens und Verlustes, wonit allhir in diesem Leben vollkommentlich, so geschehe es doch in jener Welt mit ewiger Freud und erwünschter Seligkeit." Er starb am Ostertage 1636 in seinem 62. Lebensjahre.

Holl war ein einfacher, frommer, seinem Glauben selbst in Gefahr und Entbehrung treuer Mann, liebevoll als Vater, als Künstler einer der Ersten seiner Zeit, fleißig, ohne Neid und Ueberschätzung, in Entwurf von geschmackvollen und harmonischen Plänen außerordentlich geschickt, in ihrer Ausführung sicher und uneigennützig.

König Ludwig nahm seine Büste in die Ruhmeshalle auf.

Wilhelm Biener,

tyrolischer Regierungskanzler, Hofkanzler und Reichshofrath.

Si fractus illabatur orbis, Impavidum ferient ruinae. Hor. III. 3.	Wenn auch der Erdball zusammenstürzte, Ungebeugt würde er auf dessen Trümmern stehn.

Die bedeutende Stellung, die ein Bayer eine Zeit lang in der Geschichte unsers Nachbarlandes Tyrol einnahm und dessen trauriges Schicksal trotz seiner unleugbaren Verdienste um das von ihm geleitete Land berechtigen uns, ihm hier einen Platz anzuweisen, und sein Gedächtniß wieder zu erneuern.

Nachdem die durch Erbschaft an Kaiser Ferdinand II. gekommene gefürstete Grafschaft Tyrol von diesem an seinen Bruder Leopold V. zur Verwaltung übergeben worden, dieser aber i. J. 1632 verstorben war, übernahm seine ihm 1626 angetraute Gemahlin, nun Wittwe, die Prinzessin Claudia, Tochter Ferdinands I., aus dem kunstliebenden Hause der Medizeer in Florenz, früher vermählt an Ubald von Urbino, unter der Obervormundschaft des Kaisers die Regierung des Landes für ihre beiden Söhne Ferdinand Karl und Sigmund Franz. Ihr zur Seite stand nach Abgang des Regierungskanzlers Melchior Geyer in gleicher Eigenschaft Wilhelm Biener.

Geboren im Jahre 1588 zu Amberg, von schöner Gestalt, ein gerader, offener und freimüthiger Mann von klarem Verstande und treffendem, aber oft verletzendem, Witze, ein trefflicher und thatkräftiger Staatsmann hatte er schon, nachdem die Markgrafschaft Burgau nach dem Tode des Markgrafen Karl (30. Okt. 1618) als eröffnetes Lehen dem Erzhause Oesterreich zugefallen und nach Kaiser Matthias Tode an den Erzherzog Leopold, damals Bischof zu Straßburg und Passau, gekommen war, diesem wesentliche und wichtige Dienste geleistet, ebenso als Kanzler der Grafschaft Tyrol im mantuanischen Erbfolgestreite, im Prettigauer Kriege, in den Veltliner Fehden. Nach Leopolds Tode unterstützte er mit seinem weisen Rathe

die Erzherzogin Claudia und bestrebte sich, die Rechte der Grafschaft, namentlich deren Hoheit, den Hochstiftern Brixen und Trient gegenüber, zu wahren. In jener Epoche des dreißigjährigen Krieges, als die Schweden (1634) Constanz belagerten, die nordwestlichen Pässe Tyrols bedrohten und nur die Vereinigung des kaiserlichen Heeres mit den von Mailand nahenden spanischen Truppen Hoffnung der Hilfe und Rettung bot, zögerten die beiden genannten Hochstifter die nöthigen Steuern und Milizen beizuschaffen, um nun in der Stunde der Gefahr und der politischen Schwäche der Fürstin sich von der Oberhoheit Tyrols zu befreien. Diesem Gebahren entgegenzutreten, rieth Biener, indem er vorschlug, mit den spanischen Truppen die Hochstifter zu besetzen, den Bischöfen ihr Einkommen zu entziehen, und sie als Aufständische nach Innsbruck in's Gefängniß abführen zu lassen, gegen den Rath seiner Collegen: zu temporisiren, zu vergleichen ꝛc.

Dieser energische Rath fand wohl bei der Fürstin Claudia Billigung; allein seine Ausführung wurde durch die Gegenvorschläge ihrer Beistände, Joh. Kasp. v. Stadion und des Grafen Hans Jakob Fugger, vereitelt, doch hatte Biener die Genugthuung, daß auf das bloße Gerücht seines durchgreifenden Vorschlages hin die beiden Hochstifter ihre Hilfe nicht weiter zu versagen wagten. Doch nicht so leichten Kaufes wollte er sie nun entlassen. Als die Fahne Oesterreichs nach der Schlacht von Nördlingen wieder hoch flatterte, beschloß er, den Hochstiftern und Prälaten mit dem Adel, dem tyrolischen Oberhause, das Recht der Steuerbewilligung zu entziehen und dieses ganz in die Hände der Städte, Gerichte, Bürger und Bauern zu übergeben; und er hätte es auch auf dem Landtage zu Sterzing 1636 durchgesetzt, wenn nicht die obern Stände geradezu seine Pläne zur Rettung des Landes angenommen und so den Schlag abgewendet hätten.

Die hohe Geistlichkeit der erwähnten Hochstifter, der Adel, erbittert über den Versuch Bieners, ihren Einfluß zu brechen, die große Anzahl von Italienern am Hofe der Fürstin Claudia, deren ganzes unheimliches und liederliches Wesen seiner ehrlichen und offenen Anschauungs- und Handlungsweise feindlich und widrig war, seine Collegen aus Neid über der Fürstin Gunst, dazu sein im Bewußtsein seines Rechtes und seiner Macht oft gegen sie geäußerter Spott, noch mehr der seit seiner Jugendzeit gewährte Haß des westphälischen Friedensgesandten Isak Volmar, gegen den er eine scharfe Satyre: vera Genealogia Volmariana schrieb, in der er dessen Jugendzeit und Glaubensänderung in nicht gerade schmeichelhaftes Licht stellte, und des ränkevollen Kammerpräsidenten Dr. J. N. Schmauß, gegen welchen er eine Schrift: „der verlarvte Midas“ schrieb, alle diese Elemente wirkten zusammen zu einem feindlichen Bunde, der nach der Fürstin Claudia, an der er seine Hauptstütze hatte, Tod (Dez. 1648) zur offenen Verfolgung sich gipfelte.

Er wurde angeklagt, daß von seinen Beamten in der Bierbrauerei seines Schlosses Büchsenhausen schon Jahre lang das Umgeldspatent vernachlässigt, daß von ihm den Gemeinden des Zehngerichtenbundes Urkunden

verabfolgt worden seien, die die Loskaufung und Trennung des Engadins von Tyrol beförderten, endlich daß er auf die Fürstin Claudia und ihren Sohn Satyren geschrieben habe. Er wurde aus dem Asyle des Klosters Wildau, wohin er sich geflüchtet hatte, nach ertheilter bischöflicher Erlaubniß gerissen und verhaftet nach der Festung Rattenberg abgeführt, deren Kommandant, der Oberst Neuhaus, ein guter Freund seines Feindes Schmauß war, und seine Papiere einer Untersuchung unterworfen.

Zwei Italiener, Bertelli und Ippoliti, seine langjährigen Feinde, führten die Untersuchung, die, ohne daß man ihm einen Vertheidiger gegönnt hätte, ohne auf seine triftigen Beweise, daß die ihn gravirenden Papiere unterschoben und gefälscht seien, trotz einer gründlichen an den Hof geschickten Vertheidigungsschrift, mit dem unmotivirten Urtheil seiner Schuld, deren Folge sein Tod durch Enthauptung sein müsse, endete, die zu beschleunigen Neuhaus sich angelegen sein ließ.

Mit der Ruhe des bewährten Staatsmannes und des Weisen, in voller Amtstracht, geschmückt mit allen Zeichen der Gnade, die er vom Kaiser und mehreren deutschen Fürsten erhalten hatte, betrat er das gerade vor seinem Fenster aufgeschlagene Blutgerüst, widerlegte noch einmal, seine Unschuld betheuernd, alle Anklagepunkte, und berührte dabei noch, daß er die Rathsstelle bei dem Kaiser Ferdinand II. ausgeschlagen habe, um seinen jetzt regierenden Fürsten, dessen Lehrer er in der Geschichte und im Staatsrecht war, während seiner Minderjährigkeit zu schützen, denselben Fürsten, der nun sein Todesurtheil unterschrieben hatte, empfahl seine Familie der Gnade desselben, und empfing betend den Todesstreich am 17. Juli 1651 zwischen 10 und 11 Uhr. Der Erzherzog Ferdinand Karl hatte ihn begnadigt; die Freunde seines Feindes Schmauß aber hatten den Courier Sauerwein, der die Begnadigung überbringen sollte, im Wirthshause zu Mühlen mit Zechen aufgehalten, so daß er erst um 3 Uhr in Rattenberg ankam, nachdem vier Stunden früher das Urtheil vollstreckt war.

Schmauß, von dem die Sage erzählt, Biener habe ihn im letzten Augenblicke vor den Richterstuhl Gottes gefordert, starb noch in demselben Jahre (15. Okt.), nach Andern am Tage der Hinrichtung Bieners; der Erzherzog, tief ergriffen über das Schicksal seines Lehrers und langjährigen treuen Dieners, wurde seit jener Zeit mißtrauisch und verschlossen, und konnte Bieners traurigen Ausgang nicht vergessen; das Volk aber, das den seine Interessen vertretenden, gemüthvollen Mann liebte, war empört über diese Greuelthat.

Sein Körper wurde in der Kapelle des Schlosses Rattenberg beigesetzt.

Johann Freiherr von Mändl,

geheimer Rath und Kammerpräsident zu München.

Nec temere, nec timide.
Ohne Verwegenheit und Furcht.
Devise des Frhrn. v. Mändl.

Johann Mändl, geboren am 8. Jan. 1588 zu Günzburg (im Kreise Schwaben), wo sein Vater Pfleger war, wurde daselbst in den Jahren 1593—1598 in die Anfangsgründe der deutschen und lateinischen Sprache, dann in München, wohin ihn (Fastnacht 1598) sein Vater zu seinem Vetter, dem Stadtunterrichter Michael Mändl, brachte, in die höheren Studien eingeführt. Auf dem Wege nach München entging er nur mit Mühe der Todesgefahr, indem er morgens vor Tag von einem Wagen, auf dem er in Pelz und Futter eingemacht, lag, zwischen Bruck und Mammendorf im Schlafe herabfiel, so daß ihm das hintere Rad „am Herzen gestandten." Sein Vater sah im Zwielichte den Vorfall, rief dem Kutscher, anzuhalten, der auch sogleich hielt, und hiedurch den Knaben von der Gefahr, zerquetscht zu werden, rettete.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien bezog er die Universität Ingolstadt (Okt. 1604), und betrieb dort die philosophischen und juridischen Studien, obgleich er „auch sonsten mitgehalten, was der studenten brauch vermag", mit solchem Erfolge, daß er 1606 als der erste Baccalaureus, 1607 der erste Magister unter 24 Competenten erwählt wurde. Im Okt. 1609 begab er sich nach Italien, um in Venedig, Ferrara, Florenz und Peruggia sich in der Rechtsgelehrsamkeit weiter auszubilden, und erhielt dort nach dreijährigen Studien und nach dreitägiger öffentlicher Disputation in Peruggia umsonst den Grad eines Doktors der Jurisprudenz. Im letzten Jahre 1613 wurde ihm die Ehre zu Theil, daß er deutscher Nation consiliarius triumphans wurde und im Collegium der Doktoren saß. Nachdem er noch in Rom und Neapel sich umgesehen hatte, kehrte er im Juni 1613 nach München zurück und trat dann im Dezember desselben Jahres, ein Anerbieten des Markgrafen Karl von Burgau ablehnend, in bayerische Dienste als Kammerrath, Advokat und Fiskal. Im Jahre 1618 wurde er zu der Expedition in der geheimen Kanzlei gezogen und ihm das bisher von Gewold beaufsichtigte Archiv anvertraut. Zwei Jahre darauf begleitete er seinen Kurfürsten in den böhmischen Krieg, erkrankte aber so heftig, daß jeder ihn für todt hielt.

Im Jahre 1622 und 1623 war er wieder mit seinem Herrn während des Krieges in der Oberpfalz, dann auf dem Kurfürstentag in Regensburg und am kaiserlichen Hofe wegen des Landes ob der Ens. Im Jahre 1626 wurde er Lehenprobst, 1628 Hofkammerdirektor, 1632 Hofkammerpräsident und geheimer Rath „und also durch alle Functionen geloffen, darbey ich in Schweiß meines Angesichts von Jugend auf mit harter Müche, Arbeith,

und Sorg, wie auch gefahr zu Friedens- und Kriegszeiten, Mier und der Meinigen Nahrung Suechen und erwerben miessen." Dazwischen war er bei der Ausantwortung der Lande ob der Ens an den Kaiser (1628), am kaiserlichen Hofe (1629), auf dem Reichstage zu Regensburg (1630), in Böhmen wegen des halleinischen Salzes (1631) gewesen und hatte alle diese Dienste nicht ohne Gefahr und Mühseligkeit vollbracht. „Insonderheit haben meine villfeltige Raisen an kays. hoff und Schwere Verrichtungen allda in meinem alter mich geschwächt. Aber dem lieben Gott in Ehren, und meinem Gnedigisten Curfürsten und Herrn zu Diensten wollte ich mehr alf ain Leben opffern und auffsetzen."

Aus seinem Tagebuche geht hervor, daß jede nur einigermaßen wichtige Angelegenheit in auswärtigen Staatssachen in den kritischen Zeiten des dreißigjährigen Krieges durch seine Hand ging; so verfloß von 1636—1654 kaum ein Jahr, wo er nicht wenigstens einmal an den kaiserlichen Hof oder an den Reichstag abgesendet wurde, um die Geschäfte seines ihm wegen seiner Gewandtheit, Treue und Thätigkeit voll vertrauenden Kurfürsten, der ihn nur „seinen Mann" hieß, in Beziehung auf Kriegshilfe, die Kurwürde und die zu leistenden Entschädigungen für materielle Dienste Namens seines Herrn zu führen, und sie zur vollen Zufriedenheit desselben zu beenden. Dafür wurde er auch kaiserlicher Seits 1644 mit einer goldenen Kette und dem kaiserlichen Bildnisse im Werth zu 500 fl. beschenkt, und 1653 in den Adelsstand mit dem Titel: von und zu Deutenhofen, für sich und seine Familie erhoben. Das Vertrauen, welches Kurfürst Maximilian in ihn setzte, geht auch daraus hervor, daß er ihn mit Abfassung seines Testamentes beauftragte, und ihn unter Leitung der Kurfürstin mit den andern Räthen zum Administrations- und Vormundschaftsrath während der Minderjährigkeit des Kurprinzen Ferdinand Maria ernannte. Nach Beendigung dieser Vormundschaft lohnte die Kurfürstin seine treuen Dienste mit einer goldenen Kette im Werthe von 6—700 fl. und einem Jahresgehalte.

Mändl war in erster Ehe (1. Sept. 1614) mit Maria Holzmayr († 1626 4. Dez.), in zweiter Ehe mit Anna Cäcilia Kefer (10. Nov. 1628) vermählt und er konnte seinen 15 Kindern ein in langer Laufbahn redlich erworbenes großes Vermögen hinterlassen; denn er hatte zu Deutenhofen noch die Güter Münchsdorf, Wolfseck, Taudern, Hubenstein, Wörth, Hohenpuechbach, Steg und ein schönes Haus im Krottenthale in München erworben; er konnte ein glückliches Alter für sich und eine sorgenfreie Zukunft für seine Kinder erhoffen. Allein das Schicksal wollte es anders.

Der Kurfürst Ferdinand Maria wünschte nämlich bei seiner Hofhaltung eine genauere Wirthschaft, als bisher gewesen, einzuführen und befahl seinem Hofkammerpräsidenten Mändl, über die am Hofe bestehenden Mißbräuche sich schriftlich zu äußern. Arglos, nur den Vortheil seines Herrn im Auge habend, bezeichnete dieser in einigen 40 Punkten die Uebergriffe des Hofpersonals, namentlich in Küche und Keller, die übermäßigen Ausgaben der unteren Hofdiener rc. Durch diese nur für den Fürsten be-

stimmte Auseinandersetzung, die aber nicht geheim blieb, hatte er eine in sich geschlossene, nur ihren Vortheil suchende Sippe aufs Empfindlichste getroffen und die Folgen blieben nicht aus. Mändl hatte bei seinem weit vorgerückten Alter, vertrauend auf die Redlichkeit und Geschäftstreue seiner Untergebenen, nicht immer die volle strenge Wachsamkeit herrschen lassen; dieß wurde benützt und er mußte daher für sie büßen. Vergessen wie mit einem Schlage waren 50jährige in allen Verhältnissen treue und anhängliche Dienste, vergessen die Anhänglichkeit des Vaters an den ergebenen Diener, vergessen das im angestrengten Dienste des Hauses ergraute Haupt des Beamten. Ein kurfürstliches Dekret vom 29. März 1662 entließ ihn, ohne ihn vorher zu hören, seines bisher gehabten Dienstes „auß beweglichen Ursachen die den meisten Theil dero Hofkammerräthen wegen unterschiedlicher, nunmehr eine geraume Zeit bei dem Direktorio verspürten Mängel, öffentlichen Unfleiß und Maisterlosigkeit, auch gegen Ihr K. D. Specialbefelch öffters bezaigten Ungehorsams, daraus erfolgter Confusion, bei vielen Beamten erwachsener großer Hinterstelligkeiten und andern mehr zur Hinderung Ihre ch. D. Inteen (Interessen) gereichenden Verlegenheiten nit verborgen seyn khönten"; und zugleich wurde eine Kommission abgeordnet, die ihm in seinem Hause alle Papiere abforderte, ja sogar ein Gewölbe, in welcher sein Silbergeschirr sich befand, versiegelte; es wurden ihm verschiedene Posten aufgerechnet, die er nun, ohne Termin zu gestatten, für seine Beamten zahlen mußte.

Einige Jahre später wandte er sich in einer demüthigen Eingabe an den Fürsten und bat, da er nun (77 Jahre alt) bald von der Welt Abschied nehmen müsse, um die letzte Gnade für ihn als 51jährigen treuen Diener, daß der Kurfürst ihn wegen seiner so langwierigen treuen und mühsamen Dienste wieder seinen geheimen Rath nennen möge, das hochlöblichste Haus Bayern habe ja Jederzeit den grossen Rumb, Lob und Namen vor andern gehabt, daß es ihre alte, meritirte treue Diener geliebt und wohlgehalten. „Der liebe Gott würde Ihre K. D. und dero geliebteste posterität desto mehr segnen, und weilen ers allhier nit verdienen khunte, wolle er es im Himmel verbitten thuen." Das Dekret auf der Rückseite des Gesuches war: ad registraturam den 4. Febr. 1666.

Geachtet und beklagt von allen Edlen seiner Zeit starb er am 12. Aug. 1666 und wurde vor dem Altare der von ihm neuerbauten Seitenkapelle zu Maria Verkündigung in der Frauenkirche zu München begraben.

König Ludwig nahm seine Büste in die Ruhmeshalle auf.

Friedrich von Spee,

Professor zu Würzburg.

„Es wird uns nicht gereuen, Vieles lang und mit Bedacht überlegt zu haben."

Wer es unternimmt, einer unter seinen Zeitgenossen eingewurzelten und geltenden Ansicht entgegenzutreten, wer es wagt, einen herrschenden Aberglauben, dem Tausende von Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechtes geopfert werden, mit einzelner Kraft zu bekämpfen, der muß tiefinnere Ueberzeugung von seiner guten Sache, reines Herz und frischen Muth haben, und sein Einzelkampf durch die Waffen des Geistes und des Wortes gegen Fanatismus und Verschrobenheit ist größerer Bewunderung werth, als der feinstgeführte Krieg in Leitung von Massen gegen Massen.

Solch ein Kämpfer mit einem die Menschheit beglückenden Erfolge war Friedrich von Spee, und sein Siegeskampf gegen den Hexenglauben verdient den lautesten Dank und die ehrendste Anerkennung.

Friedrich von Spee, aus dem adeligen, nun gräflichen Geschlechte der Spee von Lengenfeld, war zu Kaiserswerth bei Düsseldorf 1591 geboren, und erhielt im elterlichen Hause eine treffliche Vorbildung. Er bezog 1610 die Universität zu Köln und trat 1619, nach Anderen 1615, in den Orden der Jesuiten, die ihn bald als Lehrer der Novizen in der Philosophie und Moraltheologie in Köln verwendeten. Nachdem er 17 Jahre lang in dieser Branche mit lohnendem Erfolge gearbeitet und gelehrt hatte, entsendeten ihn seine Obern nach Paderborn, dann nach Franken, wo er in Würzburg als Professor und Seelsorger wirkte. Da er hier als Geistlicher viele in Hexenprozessen Gefangene im Gefängnisse besuchen mußte, und aus ihren Aeußerungen bis zu ihrer Hinrichtung, zu der er sie trostspendend begleitete, ihre Unschuld erkannte, so erschütterte ihn die Ueberzeugung von diesem fortgesetzten gerichtlichen Morde so, daß er darüber graue Haare bekam. Sich solcher Unglücklichen anzunehmen, war aber äußerst gefährlich; denn er sagt selbst: „Wehe, wenn selbst der, welcher es wagt, eine Vertheidigung zu übernehmen, schon verdächtigt ist!" Er verfaßte daher anonym seine „cautio criminalis contra sagas" in welcher er gegen den Hexenglauben und die Tortur mit allem Scharfsinn und eindringlicher Rede kämpfte, und die schändliche Art der Procedur und die Folgen des Aberglaubens mit den bewegtesten Worten schilderte. Der Einfluß dieses Werkes war so groß, daß vielen Richtern von ihren Obern die reifste Berücksichtigung in Hexenprozessen anbefohlen wurde. In Folge dieses Werkes und der dadurch herbeigeführten Ueberzeugung von der Unschuld der in diese Prozesse Verstrickten war es eine der wichtigsten Regierungshandlungen des Fürstbischofs Johann Philipp von Schönborn zu Würzburg, daß er diese rechtswidrigen unseligen Verfolgungen aufhob, welchem Entschlusse der Herzog von Braunschweig und Andere nachfolgten. War auch die Einwirkung

Spee's auf Deutschland unverkennbar und in manchen Theilen Trost und Hilfe bringend, so mußten doch noch über hundert Jahre darüber hingehen, bis die letzte vermeintliche Hexe in den Flammen des Scheiterhaufens (1788 in Glarus) ihr armes Leben verhauchte und dieser tief eingewurzelte Aberglaube ausgerottet war.

Später von seinen Oberen nach dem hildesheimischen Städtchen Peina abgeordnet, um die Protestanten zum katholischen Glauben zurückzuführen, unterzog sich Spee diesem Geschäfte mit solcher Begeisterung und überzeugender Wirkung, daß er den größten Theil derselben zur Rückkehr bewog, aus Rache aber von einem fanatisirten Protestanten angefallen und tödtlich verwundet wurde.

In den letzten Jahren seines Lebens hielt er sich zu Trier auf, wo er bei dem Ueberfalle der Franzosen durch die Spanier (6. Mai 1635) durch seine allseitige Sorge für die Verwundeten mitten unter den Kämpfenden, seine allbereite Thätigkeit als Arzt und Priester, seine Hilfe gegen Mißhandlung und Plünderung sich die größten Verdienste erwarb, dabei aber seine Kräfte so anstrengte, daß er sich ein bösartiges Fieber zuzog, welches ihn, tiefbetrauert, seinem schönen und heiligen Berufe entrieß. Er starb, erst 44 Jahre alt, „hoffnungsvoll und glücklich" am 7. August 1635.

Aber nicht nur durch seine Vertheidigung der unglücklichen als Zauberer und Hexen Angeklagten, durch sein apostolisches Benehmen in Trier, zeichnete sich Spee aus, auch seine erst nach seinem Tode herausgegebenen Gedichte: „das güldene Tugendbuch", „die Trutz-Nachtigall", haben ihm in ihrer glänzenden Menschenliebe, feurigen und lebendigen Phantasie, sanften und leichtbewegten Sprache, ihren natürlichen Bildern und ihren volksthümlichen Gefühlen einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern seiner Nation errungen, und Bayern darf ihn, der längere Zeit an einer seiner Universitäten als Lehrer wirkte, und der während dieser Periode sein heilbringendes Werk, die cautio criminalis, veröffentlichte, auch mit Stolz zu den Seinen zählen.

Mag sein Orden auch Manches und Vieles verschuldet haben, Spee's cautio criminalis und deren Erfolg hat Vieles gesühnt.

Gleiches Ziel mit gleichem Muthe mit derselben Aufopferung verfolgte Ferdinand Sterzinger, regulirter Priester des Theatinerordens[1]), kurfürstl. bayer. Censurrath und der Akademie der Wissenschaften, historischer Klasse, Mitglied. Er entstammte dem adeligen Geschlechte der Sterzinger von Sigmundsluft und war als der Sohn eines kaiserlichen Gubernialrathes von Innsbruck auf dem seiner Familie seit alter Zeit zugehörigen Schlosse Lichtenwörth in der Grafschaft Tyrol am 24. Mai 1721 geboren.

---

1) Der Theatinerorden wurde von Gaetano de Thiene, einem edlen Venetianer, dem Bischofe Caraffa von Theati, Bonifaz de Colle und Paul Consieglieri gestiftet, 1527 vom Papste Clemens VII. bestätigt, und durch den Kurfürsten Ferdinand Maria in München 1662 eingeführt.

Schon in seinem 19. Jahre trat er in den Theatinerorden, dem er 2 Jahre darauf sein Gelübde ablegte. Er wurde nun behufs seiner klassischen Ausbildung nach Rom, wo Caraffa und Belo, dann nach Bologna, wo Massi und Offredi seine Lehrer waren, gesendet, um Theologie und das geistliche Recht zu studiren, benützte mit Eifer die Bibliotheken und hatte schon nach einigen Jahren durch seine Kenntnisse das Vertrauen seiner Obern in solchem Maße sich errungen, daß ihm das Lehramt der Moraltheologie zu Prag (1750), drei Jahre nachher der Lehrstuhl der Weltweisheit in München übertragen wurde. Im Jahre 1756 wurde er abermals nach Prag gesendet, um dort geistliche Rechte zu lehren, 1759 aber zu gleichem Zwecke wieder nach München berufen.

Schon bei seiner ersten Anwesenheit in München hatte er durch seine Gelehrsamkeit, durch die Kühnheit, mit der er veralteten Vorurtheilen entgegentrat, und durch seinen vortrefflichen und edlen Charakter die Aufmerksamkeit des intelligenten Theiles der Hauptstadt auf sich gezogen, und es war daher nur eine Anerkennung seines Werthes, daß die neugestiftete Akademie ihn zu ihrem Mitgliede ernannte, welcher er, als zur historischen Klasse, (zu deren Direktor er später gewählt wurde), gehörig, durch seine geschichtlichen Untersuchungen: ob die Bayern vor Theodorich dem Könige der Ostgothen geschriebene Gesetze hatten (1763), über den Zustand der bayerischen Kirche unter Theodo dem II. (1773) und vom Jahre 717—800 (1781), dann über das Sterbjahr des hl. Rupertus (1776), weiter durch seine Schrift: Chronologische Einleitung in die Kirchengeschichte (1767), wesentliche Dienste leistete. Im Jahre 1762 zum Obern des Theatinerklosters ernannt, begab er sich auf einige Wochen nach Rom, um dem Ordenskapitel beizuwohnen, zugleich aber seinen Aufenthalt daselbst zum Besuch der Bibliotheken, Alterthümer und Kunstsammlungen zu benützen.

Durchdrungen von der Liebe zu seinem neuen Vaterlande und festhaltend an den Pflichten eines Akademikers: „auf nichts als auf die Wahrheit Rücksicht zu nehmen und diese durch die Anzeigung ächter Gründe zu erweisen, schulsektenmäßige aber und ungegründete Vorurtheile nicht zu achten" (Art. XLIV. des Stiftungsbriefes der Akademie von 1759), schmerzlich bewegt durch den in den meisten Ständen des Landes noch herrschenden, von Dummheit und Schlechtigkeit genährten Hexen- Zauberei- und Gespensterglauben hielt er es für seine Pflicht, mit allen Mitteln des Verstandes sich dagegen zu erheben. Eine von ihm am Namenstage des Stifters der Akademie 1766 gehaltene Feierrede „von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerei", in welcher er mit den schlagendsten Gründen diesen Aberglauben bekämpfte, scheuchte alle Nachtvögel aus ihren Winkeln, die nun kreischend mit Schrift und Wort über ihn herfielen, ihn verläumdeten und verketzerten.

Getragen aber vom Beifall der wenigen Vernünftigen, stark im Bewußtsein der richtigen Ueberzeugung und des endlichen Sieges bei nachhaltigem Kampfe, setzte er den heftigsten Angriffen immer wieder eine Verthei-

digung entgegen, bis endlich ein Befehl von Oben dem Kriege ein Ende setzte; doch hatte sein Angriff bei Vielen heilsame Folgen gehabt, man hatte angefangen, nachzudenken, und allmählig ist man ihm in der Ueberzeugung nachgekommen. Die Akademie ernannte ihn zum Danke für seine Verdienste zum Direktor der historischen Klasse und übertrug ihm die Aufsicht über ihre Buchdruckerei und den Kauf und Verkauf ihrer Bücher. Im Jahre 1794 bestand er einen zweiten Kampf gegen den Aberglauben, indem er nach persönlichem Augenschein den Ungrund der gaßnerschen Wunderkuren durch eine Schrift: „die aufgedeckten gaßnerischen Wunderkuren aus authentischen Urkunden beleuchtet" (1775), bewies, was zwar wieder heftige Gegenangriffe, schließlich aber nur seinen Sieg und seines Namens Ehre und Ruhm im In- und Auslande zur Folge hatte. Mit ungebrochenem Muth, unbeirrt, nie auch gegen seine heftigsten Feinde feindselig, von Charakter einfach, redlich, offen, gesellig und bescheiden, wirkte er für die Wissenschaften und für die Aufklärung, bis ihn der Engel des Friedens am 18. März 1786 abrief.

„Man warf mir vieles vor, ich lebte aber jederzeit wie ein guter Christ, blieb dem katholischen Glauben getreu ergeben und will auch in solchem sterben" seine letzten Worte, sein Glaubensbekenntniß im Tode.

Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim,

kaiserl. Erbmarschall, Reichshofrath und General-Feldmarschall.

„Ich habe Gottlob bisher meine Kriegsexpeditionen glücklich und wohl verrichtet."

Gottfried Heinrich Graf von **Pappenheim**, aus dem an ausgezeichneten Männern und Ehren reichen, uralten Reichsdynastengeschlechte der **Calatine** entsprossen, war der Sohn des Marschalls Veit v. **Pappenheim** und dessen Gattin Maria **Salome**, einer Tochter des **Heinrich** von Preysing, Pflegers zu Reichenhall, und wurde am 29. Mai 1594 zu Pappenheim in Mittelfranken, dem angeerbten Sitze seiner Familie, geboren. „Dieser fürtreffliche General hat eine sonderbare Natur gehabt, so daß er nach seiner Geburt im Bade einmal geweint und dann niemehr in seinem Leben." Er brachte ein Muttermal mit auf die Welt, zwei kreuzweise über seiner Stirne sichtbare Schwerter, welches Leidenschaft oder Zorn zum Vorschein brachte. Mit 14 Jahren bezog er, nachdem er schon im sechsten Jahre seinen Vater verloren hatte, und seine Mutter den Grafen von **Herbersdorf**, bayerischen Statthalter zu Linz, geheirathet hatte, die Universität Altdorf, und dann die Universität Tübingen. Nach vollendeten Studien machte er Reisen in Frankreich und England, trat 1614 zur katholischen Religion über und wurde später vom Kaiser **Matthias** zum Reichshof-

rathe ernannt. Doch friedlicher Beschäftigung abgeneigt, griff er bald zum Schwerte, betheiligte sich im Jahre 1620 als Obrist über 1000 Reiter an dem Kriegszuge in Oesterreich und Böhmen im Dienste der Liga und focht in der Schlacht am weißen Berge am 8. November 1620 mit solcher Tapferkeit, daß er mit 20 Stichen und Wunden eine geraume Zeit unter den Rossen gelegen, worüber er selbst sagte: „er habe nicht gewußt, liege er in der Hölle oder im Himmel, da er zum ersten zu wenig Pein, zum letzten zu wenig Freude empfunden, habe also gemeint, er sei im Fegfeuer." Er wurde von Plünderern erkannt und durch den Wundarzt Andrä glücklich wieder geheilt. Nach seiner Wiederherstellung zeichnete er sich in der Pfalz als bayerischer Obrist aus, und erhielt auf dem Reichstage zu Regensburg den Ritterschlag durch den Kaiser. Im Jahre 1623 befehligte er im Interesse König Philipps von Spanien einen Theil der Reiterei in Italien, wo er gegen die Franzosen sich wacker hielt.

Als im Jahre 1626 sein Stiefvater von Herbersdorf die obderensischen Bauern, die von der katholischen Religion abgefallen waren, mit unmenschlicher Grausamkeit und Härte wieder zum alten Glauben zurückbringen wollte, brach unter ihnen ein Aufstand aus, der, nachdem sie die ihnen entgegen gesendeten Truppen mehrmals geschlagen hatten, einen immer drohenderen Charakter annahm.

Pappenheim, von Maximilian herbeigerufen, vereinigte sich mit den Oesterreichern, schlug, indem er mit List und Schnelligkeit und mit dem ihm eignen Ungestüme die Bauern überfiel, diese bei Efferding und Vöcklabruck und endete so den gefährlichen Aufstand. Dankbar für die geleisteten Dienste, verlieh ihm Ferdinand II. am 19. Mai 1628 die Grafenwürde die unter Karl VII. am 12. Juli 1742 für alle Pappenheim bestätigt wurde. Er wurde 1628 zum General des Fußvolkes ernannt, vermählte sich nach dem Tode seiner Frau, Ludmilla von Colowrat, die er im Jahre 1618 geehlicht hatte, im darauffolgenden Jahre mit Anna Elisabeth Gräfin von Oettingen, und begab sich bald darauf, zum Generalfeldmarschall ernannt, da König Gustav Adolph von Schweden im Norden Deutschlands gelandet war, dahin, um dem weiteren Vordringen desselben sich entgegenzustellen.

Hier übernahm er das Kommando der Truppen, die Magdeburg belagerten, nahm Neuhaldensleben, Neuhaus, Ratzeburg; und war der Erste, der am 20. Mai 1631 unter dem Feldgeschrei: Jesus Maria! Magdeburgs Wall erstieg, seine Fahne aufpflanzte und so die Eroberung ermöglichte, der eine beinahe gänzliche Zerstörung der Stadt, deren Kommandant er wurde, folgte. Nun wechselndes Kriegsglück in Streifereien in den sächsischen Ländern. — Pappenheim nahm am 5. Sept. 1631 Merseburg, dann Weißenfels, Jena, Naumburg und Freiburg und vereinigte sich mit Tilly, der eine feste Stellung bei Leipzig eingenommen hatte. Hier, bei Breitenfeld, trafen die beiden Heere, Gustav Adolph mit dem Kurfürsten von Sachsen, 28000 Mann Infanterie, 12000 Mann Kavallerie auf der einen,

Tilly mit 21000 Mann Fußvolk und 11000 Mann Kavallerie auf der anderen Seite, am 17. Sept. 1631 zusammen. Pappenheim rekognoszirte mit 2000 Reitern, kam aber dabei, vielleicht nicht ohne die Absicht, Tilly zum Schlagen zu nöthigen, so nahe an den Feind, daß er mit demselben in's Gefecht kam, welches ohne Nachschub von weiteren 2000 Reitern durch Tilly für ihn unglücklich geendigt hätte. Im Verfolge der Schlacht griff er siebenmal in zwei Stunden die schwedische Reiterei erfolglos aber immer mit neuem Ungestüme an, bis endlich nach dem siebenten Angriffe seine Reiterei in wilder Flucht davoneilte. Tilly hatte den linken Flügel des Feindes unter dem Kurfürsten von Sachsen gänzlich geworfen und verfolgt; als er nun zurück in die Schlacht einrückte, wurde er von der schwedischen Reiterei und den dabei befindlichen Batterien so kräftig empfangen, daß sich seine Linie auflöste und er selbst in Lebensgefahr gerieth. Die Schlacht, anfangs glücklich, war verloren. Pappenheim deckte, obgleich verwundet, Tilly's Rückzug und ging dann mit einem geringen Korps an die Weser, um die dortigen Garnisonen zu concentriren, und eine neue Armee zu bilden.

Derselbe Feuereifer, die blitzschnellen kühnen Bewegungen, die exakt geführten Angriffe, wie bisher, kennzeichnen auch die nun folgenden militärischen Operationen Pappenheim's im Norden von Deutschland, durch welche er die Vereinigung der noch dort stehenden protestantischen Fürsten mit dem Hauptheere zu verhindern trachtete, bis ihn endlich Wallenstein im Oktober 1632 zum Hauptheer berief.

Nach einigen Gefechten bei dem verschanzten Lager Wallenstein's bei Nürnberg zog Gustav Adolph gegen Bayern, kehrte aber, da Wallenstein sich gegen den Kurfürsten von Sachsen wendete, zurück, und rückte am 15. Nov. 1632, nachdem er sich mit Herzog Bernhard vereinigt hatte, gegen Lützen. Wallenstein ging mit seinem Heere über Bamberg und Altenburg nach Leipzig, das sich ihm am 3. Nov. übergab. Pappenheim hatte sich mit ihm bei Merseburg am 9. Nov., auf zweite Anmahnung hin, vereinigt, wurde aber von Wallenstein nach Halle entsendet. Als nun Wallenstein sah, daß Gustav Adolph, der die Abwesenheit Pappenheim's wußte und benützen wollte, bereit sei, ihn bei Lützen anzugreifen, schickte er Eilboten an Pappenheim, ihn schleunigst herbeizurufen.

Am 16. Nov. 1632 entbrannte die Schlacht heiß von beiden Seiten. Als um 10 Uhr Morgens der Nebel sich verzogen hatte, ließ Gustav Adolph mit den Worten: „Nun wollen wir dran, das walt der liebe Gott. Jesu, hilf mir heut streiten zu Deines heiligen Namens Ehre", seine Truppen vorrücken. Im ersten Anlaufe wurde die Reiterei Wallenstein's geschlagen; er ließ seine Reserven vorrücken, hielt seine Truppen zusammen, und trieb die Schweden zurück. Gustav Adolph, benachrichtigt von dem Unfalle in Mitte seines Heeres, eilte, nur von dem Herzoge von Lauenburg und 2 Pagen begleitet, dahin, wo sein Volk wich, kam, da er kurzsichtig war, zu nahe an ein kaiserliches Kürassier-Regiment, und fiel, nachdem er

vorher einen Schuß in den linken Arm erhalten hatte, in Folge eines Schusses durch die Schläfe todt zu Boden.

Erbittert über den sogleich ruchbar gewordenen Tod ihres geliebten Königs, stürzten sich nun die Schweden unter Herzog Bernhard auf die Kaiserlichen und trieben mehrere Regimenter in die Flucht. In diesem Augenblicke — 2 Uhr Nachmittags — trifft Pappenheim mit vier Regimentern Reitern ein, und wirft sich mit gewohntem Ungestüme unter dem Rufe: Wo commandirt der König? mitten in die Schlacht; er sucht den König, um persönlich handgemein mit ihm zu werden, aber schon war dessen Laufbahn geschlossen. Noch einmal wendet sich das Glück, die Schweden werden zurückgedrängt, da durchdringt mitten im Gewühl eine Kugel des tapferen Führers Brust, nachdem er vorher schon am Hüftgelenke verwundet worden war; er wurde aus der Schlacht hinweg nach Leipzig gebracht, wo er am 17. Nov. auf der Pleißenburg starb. Wenige Tage nach seinem Tode traf die Dekoration des goldenen Vließes für ihn ein, die ihm nun auf den Grabstein gelegt wurde. Pappenheim war des heil. römischen Reichs Erbmarschall, kaiserl. Reichshofrath und Kämmerer, spanischer und bayerischer Obrist. Er hatte in 32 Schlachten und in vielen kleinen Gefechten gekämpft und sein Körper wies mehr als hundert ehrenvolle Narben auf, weßhalb er auch: „Schrammenheinz" genannt wurde.

Wallenstein ließ ihn in Prag in der Kirche auf dem Berge Sion prächtig begraben und folgte selbst gerührt seinem Leichenzuge.

Die Linie der Pappenheim-Treuchtlingen, welcher Gottfried Heinrich angehörte, erlosch mit seinem Sohne Wolfgang Adam, der als bayerischer Obrist 1639 in einem Duell mit dem Grafen Colloredo zu Prag fiel; doch blüht das gräfliche Geschlecht Pappenheim in Ruhm und Ehre fort.

Müssen wir an ihm als Krieger den hohen Muth, den raschen Entschluß, die glänzende Ausführung, die erhabene Tapferkeit bewundern, so zwingt uns der Edelmuth seiner Gesinnungen, die Leutseligkeit seines Benehmens gegen seine Umgebung, die gänzliche Hingebung an das Ziel seines Lebens hohe Achtung ab, die ihm auch seine Feinde nicht versagten. Männer von so entschiedenem Charakter und so ungezügelter Thatkraft, die Leben und Gut der einmal erfaßten Idee freudig opfern, verdienen Anerkennung und Achtung der Nachwelt.

König Ludwig von Bayern reihte ihn unter die Genossen der Ruhmeshalle.

Johann Adlzreiter von Tettenweis,

kurfürstl. bayer. Kanzler.

Ardua per praeceps gloria vadit iter.
Ueber Ungunst bricht sich Seelengröße die Bahn.

Johann Adlzreiter war am 2. Febr. 1596 zu Rosenheim geboren. Sein Vater war der Bürger und Nestler (Handwerker, der lederne Bänder verfertigte) Christoph Adlzreiter, seine Mutter Martha Berger. In seinem zwölften Jahre wurde er zu dem seinem Vater befreundeten Richter zu Rotteneck, Seb. Ernst, und von diesem 1610 an die Studienanstalt zu München gebracht, wo er die humanistischen Studien 1615 vollendete, und in diesem Jahre die Universität Ingolstadt bezog. Da es aber seinem Vetter schwer fiel, ihn während seiner Studien zu unterstützen, diente er vom Jahre 1617—1618 als Schreiber am Landgerichte Pfaffenhofen. Nach Ablauf eines Jahres fand er gastliche Aufnahme im Hause des berühmten und gelehrten Professors zu Ingolstadt Kaspar Denich (geb. 1591 zu Ingolstadt, † 1. Jan. 1660) als Hausschreiber und benützte die ihm gegebene Erlaubniß und freie Zeit zum Studium der Rechtswissenschaft mit solchem Eifer und Erfolge, daß er im Jahre 1622 den Grad eines Licentiaten der Rechte erlangte, wobei er Sätze über die Rechte des Fiskus vertheidigte, deren Ausarbeitung er dem Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg widmete. Zur Anerkennung erhielt er von diesem einen Wappenbrief. Am 13. Sept. 1623 wurde er auf kurfürstlichen Befehl als Advokat von der Regierung in Straubing aufgenommen, und 1625 (10. Jan.) vom Stifte daselbst zu seinem Syndikus erwählt. Hier erwarb er sich schnell einen so verbreiteten Ruf, daß er im Juli desselben Jahres schon zum kurfürstlichen Hofkammerrath und im September jenes Jahres zum Revisionsrath mit einer Besoldung von 500 fl., die in den zwei nächsten Jahren je um 200 fl. stieg, ernannt wurde. In dieser Stellung wußte er durch seine Treue, seine tiefen wissenschaftlichen Kenntnisse und durch seine unermüdete Thätigkeit sich das volle Vertrauen seines Landesfürsten zu erwerben, der nichts Staatsrechtliches unternahm, ohne ihn vorher um Rath gefragt zu haben. Deßhalb übertrug er ihm die Leitung und Aufsicht auf das geheime Archiv, und zog ihn 1639 in den geheimen Rath. Als Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1640 einen Reichstag nach Regensburg ausschrieb zur Wiederbringung des Friedens oder, wenn dieser nicht zu erhalten wäre, zur Beischaffung der Mittel zur Fortsetzung des Krieges, begab sich Adlzreiter auf Befehl des Kurfürsten Max I. mit dem Grafen Törring und dem Kanzler Richel dahin, um im Namen Bayerns dem Congreß beizuwohnen, wurde aber nach 9 Wochen wieder zurückgerufen, um in den Streitigkeiten zwischen Bayern und der Pfalz wegen der pfälzischen Kur die Vertheidigung Bayerns zu übernehmen, die er dann auch in mehreren mit großer Geschicklichkeit geschriebenen Abhandlungen ausführte.

Diese seine Dienste bewogen den Kurfürsten, ihm im Jahre 1643 den Titel eines geh. Rathes und ein dem Kloster Altomünster gehöriges Haus in München zu verleihen, und ihn 1649 nach dem Tode des Kanzlers Richel zum Vicekanzler und Pfleger zu Moosburg, dann nach des Kanzlers von Donnersberg erfolgtem Ableben 1650 zum Kanzler zu ernennen. Sein Gehalt betrug außer seinen Lehensnutzungen 2000 fl., eine Summe, die für die damaligen Verhältnisse der Besoldungsnorm der jetzigen Staatsdiener vollkommen entsprach, zugleich erhielt er (15. März) die Anwartschaft auf die schachnerischen Lehen zu Tettenweis, in Oberschwärzenbach (nun k. Landg. Griesbach), dann auf die Afterlehen in den Gerichten zu Eggenfelden und Reichenberg, von welcher Zeit an er das Prädikat „von Tettenweis" führte. Ein sprechender Beweis des ihm geschenkten Vertrauens ist, daß ihn Kurfürst Max I. in seinem Testamente († 17. Sept. 1651) mit dem Landhofmeister Grafen Max Kurz, dem Frhrn. Adolph v. Metternich, Hofkammerpräsidenten Hans Frhr. v. Haslang, dem geheimen Rath Johann Mändl und dem Landschaftskanzler Johann Herwart zum Mitgliede des Administrations- und Vormundschaftsrathes bis zur Großjährigkeit des Kurprinzen Ferdinand Maria bestellte.

Auch in diesem seinem Vertrauensamte entsprach er so vollkommen, daß ihn der Letztere nach seinem Regierungsantritt mit einer goldenen Kette und einem Jahressold lohnte. Hochverdient starb der thätige Mann im 66. Jahre am 11. Mai 1662 in Folge eines hitzigen Fiebers und wurde in der Karmelitenkirche (nun Studienkirche) begraben, wo ein Denkschrein mit kurzer Inschrift an seinen Namen und seine Verdienste erinnert.

Adlzreiter hatte sich 5. Februar 1625 mit Euphrosine Gebhard, eines kurf. Regierungsrathes zu Straubing Tochter, verheirathet, aus welcher 37jähriger Ehe ihm 14 Kinder wurden, von denen 2 Söhne und 4 Töchter zu mannbarem Alter kamen, bei deren Geburt er in seinem Tagebuche in seinem frommen Sinn zu bemerken pflegte: „Gott verleih Gnad', daß er oder sie zu seiner Ehre auferzogen werde." Mit seinem jüngern Sohne Christoph, der als Regierungsrath zu Straubing am 15. Juni 1681 starb, erlosch der männliche Stamm seiner Familie.

Adlzreiter's Verdienste um das Haus Bayern in seinen juristischen Schriften gründeten seinen Ruf, mehr aber noch die „Jahrbücher des bayerischen Volkes", die 1662 in drei Theilen in München erschienen, und unter allen Gelehrten das größte Aufsehen machten. Es waren dieselben so gesucht, daß nach kaum 40 Jahren ein Exemplar für 18 Reichsthaler bezahlt wurde, so daß der große Leibnitz sich bewogen sah, 1710 eine neue Ausgabe derselben mit Beisetzung der brunnerischen Jahrbücher zu veranstalten. Die bayerischen Annalen sind aber nicht ein Werk Adlzreiters, sondern sie entstanden, indem er die nöthigen Urkunden aus dem Archive abgab, durch den Jesuiten Johann Vervaux, aus Auftrag der Kurfürstin Maria Anna, zweiten Gemahlin des Kurfürsten Max I., und unter dem Namen Adlzreiter's, da die Obern der Jesuiten den Namen des Ver-

fassers nicht veröffentlicht haben wollten. „Multa esse loca hujus historiae etc., es seien viele Stellen in dieser Geschichte, die, wie sie ohne Schaden der Integrität nicht übergangen werden könnten, so das Wohl des Ordens und die Verbindung, in der er mit den höchsten Fürsten Europas stände, nicht zugäben, daß sie von einem Jesuiten ausgingen", war die Ansicht der Censoren.

Vervaux, ein in Wissenschaften sehr gebildeter Mann aus Lothringen und Rektor des Jesuitencollegs in Trier, kam auf Ruf nach München und war 30 Jahre lang Beichtvater des Kurfürsten Maximilian erster Gemahlin Elisabetha, dann des Kurfürsten selbst und seiner Söhne; er starb am 15. Sept. 1661 in einem Alter von 75 Jahren.

Jakob Balde,

Dichter.

Nullo notari crimine, nil sibi
Conscire, diis est ante diem frui,
Potare totis plena ripis
Gaudia non modico phaselo.

Ode XXVI.

Wer sich keines Fehlers bewußt, kann mit Göttern Umgang pflegen schon vor der Zeit, kann überall der Freuden höchste im Freudenkahne genießen.

Jakob Balde, der deutsche Horaz, gebildet nach den bessern Mustern altklassischer Bildung, dessen phantasiereiche, vom warmen Hauche tiefen Gefühls für seines deutschen Vaterlandes Leiden und die politischen und socialen Zustände seines Volkes durchglühten, von reinster Sittlichkeit beseelten, mit immer treffendem Ausdruck durch die geschmackvollsten anschaulichsten Bilder, in hehrer Begeisterung für Naturschönheiten, von gediegener Lebensanschauung getragene Dichtungen in lateinischer Sprache den poetischen Werken eines Horaz und Ovid gleichstehen, nimmt einen so hohen Platz unter den Schriftstellern unserer Nation ein, daß er in der Reihe der ersten berühmten Männer Bayerns, dem er im Leben wie im Tode angehörte, gezählt werden muß.

Geboren im Januar 1603 in dem durch den münsterer Frieden 1648 von Deutschland an Frankreich abgetretenen Städtchen Ensisheim an der Ill bei Colmar im Elsaß, kam er schon in seinem 17. Jahre nach Bayern. Nach Vollendung seiner ersten Ausbildung, wahrscheinlich in Breisach, bezog er die damals hochberühmte Universität Ingolstadt (1620), um sich hier dem Studium der schönen Wissenschaften und der Weltweisheit zu widmen, in der er den Doktorgrad sich erwarb. Im Jahre 1623 wendete er sich der Rechtsgelehrsamkeit zu, in der er bei seinem aufgeweckten und heitern Temperamente für seine Zukunft Ersprießliches hoffen durfte. Allein die Liebe zu einem schönen Mädchen änderte seine Lebensrichtung. Er hatte

in einem Sonette, das er in Begleitung der Guitarre vor ihrem Fenster in kalter Winternacht absang, seinen Gefühlen Ausdruck gegeben, war aber unerhört geblieben. Bei dessen Wiederholung wurde er von dem nahen nächtlichen Chorgesange der Franziskaner so ergriffen, daß er rief: „Diese Geistlichen brechen sich den Schlaf ab, um Gottes Lob zu singen, und du, um unerhört die Liebe eines Mädchens zu erringen. Cantatum satis est, frangite barbiton! Genug des Gesangs, zerschlagen sei die Leier!" Er meldete sich schon des nächsten Tages bei dem Jesuitenprovinzial, um in diesen Orden aufgenommen zu werden, und trat dann nach reiflicher Prüfung seines Entschlusses am 1. Juli 1624 in den Orden ein. Nachdem er die ersten Jahre seines Noviziats mit Studien der alten lateinischen Dichter in Landsberg zugebracht hatte, begab er sich 1630 nach Ingolstadt zurück, wo er nun schon als Dichter hervortrat, zugleich aber auch mit großem Beifall den Lehrstuhl einnahm, indem er 1633 Grammatik, 1634 und 1635 Dichtkunst, 1636 und 1637 Redekunst vortrug. Im Jahre 1638 nach München berufen, setzte er seine Vorlesungen über die Redekunst fort, während er daselbst wie auf seinen Wanderungen in der Umgegend und namentlich in den herrlichen Wäldern der Umgebung Münchens und den reizenden Gegenden Tyrols seinen Gefühlen beredten und treffend beschreibenden Ausdruck gab. Am 31. Juli 1640 erhielt er nach 16 Jahren des Noviziats unter Ablegung der vorgeschriebenen vier höheren Gelübde der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams und der Missionen die Priesterweihe und trat sohin für immer in den Orden ein. Kurfürst Max berief ihn im vollen Vertrauen auf seine Beredsamkeit und Geistesrichtung als Prediger an seine Hofkirche, an die Stelle des verstorbenen Hofpredigers Jeremias Drexel, und beauftragte ihn, die von seinem Ordensbruder Andr. Brunner begonnenen Jahrbücher Bayerns weiter zu führen, welche Arbeit (von Brunner bis 1314 geleistet, aber aus Furcht vor der geistlichen Hierarchie nicht weiter fortgesetzt, da er Kaiser Ludwig den Bayer zu schildern nicht wagen wollte), zwar von Balde ohne innere Liebe hiefür übernommen und fortgesetzt, indessen wegen des Mißbehagens seines Ordens daran und der damit verknüpften Censurstriche und Mahnungen bald wieder bei Seite gelegt wurde. Von Jugend auf schon mager und schwächlich gebaut, oft an gefährlichen Fiebern und Brustaffektionen leidend, wurde er 1643 von einem so heftigen Brustleiden überfallen, daß sein Leben gefährdet war. Nachdem er fünf Monate an's Krankenbett gefesselt war, erholte er sich wieder, indem er jeder andern Arbeit als der Dichtkunst entsagte, durch den so oft von ihm gesuchten Duft der Wälder. Zur Stärkung seiner Gesundheit verließ er aber 1647 München und begab sich in das mildere Landshut, wo er denn auch sich so weit wieder erkräftigte, daß er wieder öffentlich predigen konnte.

Nach einem kurzen Aufenthalte (1654) in Amberg folgte er dem Rufe seiner Obern als Prediger nach Neuburg a./D., dessen anmuthige nähere und weitere Naturschönheiten er in seinen Gedichten mit vieler Wärme

schildert. Seine große Anspruchslosigkeit, sein immer treffender Witz, seine Gutmüthigkeit und reines Gefühl für Freundschaft machten ihn ebenso unter seiner Umgebung beliebt, als er durch seine Dichtungen sich Ehre und Ruhm im In- und Auslande bereitete. Nur kurze Zeit konnte er jetzt sein Amt als Prediger versehen, da seine Gesundheit hart darunter litt; er wurde 1657 seines Amtes entbunden und lebte nur mehr in seiner Stelle als Gewissensrath seines Fürsten seinen poetischen Arbeiten, von denen seine Urania victrix, dem Papste Alexander VII. gewidmet und von demselben mit einer werthvollen Denkmünze geehrt, und Lobgedichte auf die heil. Maria seine hervorragendsten waren. Sein körperliches Leiden nahm aber so überhand, daß er zwei Jahre vor seinem Tode sich ganz zurückziehen mußte, und nur noch geistigen Betrachtungen sich hingeben konnte; doch fuhr er mit der äußersten Anstrengung fort, die Messe zu lesen, bis auch die letzte Kraft erschöpft war, und er am 9. Aug. 1668 in seinem 66. Jahre verblich. Er wurde in der Gruft der Hofkirche zu Neuburg beigesetzt, in deren Schiffe links eine am 9. Aug. 1828 eingeweihte schwarze Marmortafel seiner in Ehren gedenkt. Wir besitzen von ihm 4 Bücher lyrischer Gedichte, 9 Bücher lyrischer Wälder, ein Buch Epoden, epische Gedichte, Satyren, Elegien, dramatische Werke, ein großes Gedicht über die Eitelkeit der Welt, und Lobgedichte auf Tilly, v. Preysing ꝛc.

Herder sagt von ihm: „Starke Gesinnung, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen für's Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes strömen aus seiner Brust, aus seiner innigst bewegten Seele. Nirgend buhlt er um Beifall; ein strenger Umriß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet — indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit und Eintracht zu ermahnen."

Dr. Johann Lorenz Bausch,

Physikus und Rathsherr zu Schweinfurt

und die academia caesarea Leopoldina Carolina naturae curiosorum.

Nusquam otiosus.
Wahlspruch der Akademie.

Schon am Ende der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und später entstanden in Italien, nach Art der griechischen Akademie, unter öffentlicher Autorisation gegründete Gesellschaften, welche sich die Verbreitung der Wissenschaften zum Zwecke gesetzt hatten, so die 1430 von Antonio Beccadelli Panormita gestiftete Akademie zu Neapel, dann die 1439 von Cosmo Medici durch Marsiglio Ficini gegründete platonische Akademie, ferner die 1540 im muzzuolischen Hause gestiftete Akademie der Humoristen und jene 1582 von Antonio Grazzini begründete Gesellschaft della Crusca für

Sprachkunde in Florenz, die beiden 1468 von Pomponius Lätus zur Erklärung und Auffindung von Alterthümern und 1590 zur Erforschung der Natur zu Rom, dann die 1495 und 1503 zu Venedig und 1520 zu Padua errichteten Akademien. Um jene Zeit kamen auch in Deutschland solche Vereine von Gelehrten auf, wiewohl nicht unter öffentlicher staatlicher Anerkennung, wie die beiden von Celtes begründeten Gesellschaften (1497) an der Donau zu Wien und (1500) am Rheine, die bayer. Literaturgesellschaft 1510 zu Augsburg und die von Aventin 1516 veranlaßte Gesellschaft zu Ingolstadt.

Die erste mit öffentlicher Autorität ausgerüstete gelehrte Gesellschaft in Deutschland stiftete der Physikus und Rathsherr zu Schweinfurt Dr. Joh. Lorenz Bausch 1652 als Academia naturae curiosorum. Ihm traten als Mithelfer bei die drei praktischen Aerzte Fehr, Metzger und Wolfarth, und sie eröffneten am 1. Jan. 1652 in Schweinfurt ihre wissenschaftliche Thätigkeit, indem sie den Stifter zu ihrem Präsidenten ernannten. Ihrem Zwecke: Beförderung der Heilkunde, besonders der Heilmittel, und öffentliche Verbreitung ihrer Beobachtungen entsprachen sie durch ihre Gesellschaftsschriften (die Miscellanea, Ephemeriden, dann die Verhandlungen der Gesellschaft), um die sich besonders Dr. Sachs von Löwenheimb zu Breslau verdient machte, durch den die Akademie dem Kaiser empfohlen wurde. Ihre nun erweiterten Statuten erhielten durch Kaiser Leopold I. die kaiserliche Bestätigung und die Akademie den Namen: Sacri romani imperii academia naturae curiosorum (3. Aug. 1677) und für die Mitglieder das Recht, das Wappen der Akademie, einen goldnen Ring, von 2 Schlangen umgeben und den Wahlspruch derselben: nusquam otiosus tragend, führen zu dürfen. Am 7. Aug. 1687 erhielt die Gesellschaft den Beinamen Caesarea Leopoldina und die Berechtigung ihres Präsidenten und Direktors als eines kaiserlichen Archiaters und Leibarztes nebst dem Reichsadel, der Würde eines Pfalzgrafen des Pallastes vom Lateran und des kaiserlichen Hofes mit der Ermächtigung, uneheliche Kinder zu legitimiren, Adoptionen zu bestätigen, adelige Wappen zu geben, die akademischen Grade zu verleihen und Dichter zu krönen, welche Rechte von Kaiser Karl VII. (12. Juni 1742) bestätigt wurden, der ihr nun auch seinen Namen beilegte, so daß sie nunmehr den Namen: academia caesarea Leopoldino-Carolina naturae curiosorum, „die kaiserliche Leopold-Carolinische Akademie der Naturforscher" führt.

Diese durch ihr segensvolles Wirken berühmte, heut zu Tage in Ruhm und Glanz noch bestehende wissenschaftliche Körperschaft zählte seit ihrem Entstehen die ausgezeichnetsten gelehrten Kräfte des In- und Auslandes, was die Erforschung der Natur betrifft, zu ihren Mitgliedern, und Bayern darf stolz sein, daß eine solche Anstalt durch einen Bürger einer jetzt zu seinem Umfange gehörigen Stadt gegründet wurde, der Name dieses Mannes darf bei Aufzählung der um ihr Vaterland verdienten Männer nicht fehlen. Johann Lorenz Bausch erblickte als der Sohn des Rathsherrn und Ge-

richtsarztes Leonhard Bausch am 30. Sept. 1605 in der ehemals freien Reichsstadt Schweinfurt das Licht der Welt, und bekam dann seine Jugendbildung an der Studienanstalt daselbst. Von seinem Vater, der selbst den Naturwissenschaften sehr ergeben war, wurde er schon in früher Jugend zu diesen hingeleitet, und bildete sich dann nach Vollendung der Gymnasialstudien auf mehreren Universitäten für die Heilwissenschaft aus. Nachdem er 2 Jahre auf einer Reise in Italien sich aufgehalten hatte, um in den dortigen botanischen Gärten sich näher zu unterrichten und die damals berühmtesten dortigen Professoren zu hören, bezog er die Universität Altdorf, wo er am 29. Juni 1630 den Doktorgrad in der Heilwissenschaft sich errang. Nach vollendeten Studien begab er sich nach seiner Vaterstadt, um dort seine Wissenschaft auszuüben, und erhielt nach seines Vaters Tode dessen Stelle als Gerichtsarzt. Seine großen Bürgertugenden veranlaßten seine Wahl in den Rath der Stadt.

Bausch widmete alle ihm in seinem Berufe freie Zeit der eifrigen Pflege der einzelnen Theile der Naturkunde, und bald drang sich ihm die Ueberzeugung auf, daß nur im Vereine mit Gleichstrebenden eine erfolgreiche Verbreitung seiner nützlichen Wissenschaft zu erwarten sei, die er sehnlichst wünschte, und so entstand durch seinen Impuls die obenberührte Akademie, in die er, wie in den Statuten festgesetzt war, daß jedes Mitglied den Namen eines der Argonauten tragen solle, unter dem Beinamen Jason I. eintrat, und nun bis zu seinem am 11. Nov. 1665 erfolgten Tode seine volle Kraft den zu veröffentlichenden Beobachtungen aus der Natur und der Heilwissenschaft zuwandte.

Joh. Michael Fehr, der als Argonauta I. in die Akademie eintrat, und zuerst Adjunkt, nach Bauschs Tode aber 1665 Präsident wurde, war am 9. Mai 1610 zu Kitzingen geboren. Sein Vater Michael Fehr war ehedem Klostervogt zu Dettelbach, zog aber, weil er zur protestantischen Religion übergetreten war, nach Kitzingen über, wo sein Sohn unter dem trefflichen Johann Georg Hochstätter, der Rektor des neuorganisirten markgräflichen Gymnasiums und gekrönter Dichter war, die erste klassische Bildung erhielt. Als nun seine Mutter nach seines Vaters Tode nach Schweinfurt 1619 übersiedelte, setzte er dort seine Ausbildung fort, bezog dann die Universität Leipzig, um Philosophie und Medizin zu studiren. Im Jahre 1634 beabsichtigte er, die Vorlesungen des berühmten Sennert in Wittenberg zu hören; allein die Kriegsereignisse hielten ihn davon ab, und er übernahm 1636 die Hofmeisterstelle über fünf junge sächsische Edelleute. Nach zwei Jahren trat er die Leitung des chemischen Laboratoriums zu Dresden an und widmete sich zu gleicher Zeit der Ausübung der Heilkunde. 1639 besuchte er Berlin, kehrte aber auf die Nachricht von dem Tode seiner Mutter wieder nach Schweinfurt zurück und machte dann nach einem kurzen Aufenthalte daselbst eine wissenschaftliche Reise durch Bayern, Kärnthen, nach Venedig und Italien, um in Padua unter Vesling 16. Febr. 1641 den Doktorgrad zu erlangen, dann nach Belgien und England.

Im Jahre 1641 nach Schweinfurt zurückgekehrt, lohnte ihn seine Vaterstadt mit der Stelle eines Gerichtsarztes und der Würde eines Rathsherrn (1648). Seiner Vorstandschaft in der Akademie entsprach seine große wissenschaftliche Thätigkeit, bis ihn der Tod, nachdem er noch im Jahre 1686 zum kaiserl. Leibarzt ernannt worden war, am 15. Okt. 1688 abrief.

Dr. Georg Balth. Metzger, als Americus in die Akademie eingetreten, und zweiter Adjunkt des Präsidenten, wurde zu Schweinfurt 23. Sept. 1623 geboren, studirte zu Jena die Arzneiwissenschaft und erlangte dort den Doktorhut, lehrte anfangs 1653 als Professor der Medizin zu Gießen, 1661 zu Tübingen, und starb daselbst am 9. Okt. 1687.

Dr. Georg Balthasar Wolfarth, praktischer Arzt zu Schweinfurt, mit dem Namen Alceus in die Akademie eingetreten, war daselbst am 11. Juni 1607 geboren, und betheiligte sich gleich den Vorbesprochenen mit regem Eifer an den Arbeiten und der Verbreitung der Akademie; er starb am 31. Jan. 1674.

Die kaiserliche Akademie zählte 1863 seit ihrer Gründung 2008, jetzt 570 Mitglieder, von welchen letztern 37 Bayern angehörten, der Direktor ihrer Ephemeriden und Adjunkt ist der verdiente greise geh. Rath v. Martius in München, zur Zeit (1864) ist ihr Sitz in Dresden unter ihrem Präsidenten Dr. C. G. Carus.

Georg Philipp Harsdörffer,

Rathsherr zu Nürnberg,

und der pegnesische Blumenorden.

„Mit Nutzen erfreulich."
Erster Sinnspruch des pegnesischen Blumenordens.

Georg Philipp Harsdörffer, einem alten Nürnberger Patriciergeschlechte entsprossen, geb. am 1. Nov. 1607 zu Nürnberg, erfreute sich einer so trefflichen Erziehung, daß er schon in seinem 16. Jahre zu den höhern Studien sich wenden, und diesen auf den Universitäten Altdorf und Straßburg (1626) mit dem glänzendsten Erfolge obliegen konnte. Sein vorzüglichstes Augenmerk hatte er der Mathematik, Theologie, Physik, Philosophie und Geschichte, sowie dem Studium alter und neuer Sprachen, namentlich der französischen, englischen, italienischen und spanischen, zugewendet, und seine Kenntnisse durch seine Reisen in Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien auf das Wesentlichste bereichert. Im Jahre 1631 nach Nürnberg zurückgekehrt, wurde er in Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und seiner hohen wissenschaftlichen Bildung in das Stadtgericht, 1655 einstimmig in den hohen Rath gewählt. Neben seinen von ihm mit allem Eifer betriebenen Amtsgeschäften widmete er sich gelehrten Arbeiten, namentlich aber

der Pflege der deutschen Sprache in gebundenem und ungebundenem Wortsatze. Durch seine Schriften und seine Dichterproben in den 1617 gestifteten Palmenorden zu Weimar, dann in die deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen, die sich als Zweck, die Deutschheit in Sprache und Gesinnung zu bewahren, festgestellt hatten, suchte er auch in seiner Umgebung die Pflege der deutschen Sprache und deren Hebung durch eine Vereinigung gleichgesinnter, gleichstrebender Kräfte zu beleben, und er stiftete deßhalb ähnlich dem genannten von 4 Edelleuten zu Weimar gestifteten Palmenorden oder der fruchtbringenden Gesellschaft, und der zu Straßburg 1633 gestifteten aufrichtigen Tannengesellschaft, dann der 1643 durch Philipp von Zesen gegründeten Rosengesellschaft, mit dem 1644 nach Nürnberg gekommenen gekrönten Dichter J. Klai aus Meißen bei Gelegenheit einer Doppelhochzeit am 16. Okt. 1644 den pegnesischen Blumenorden, dessen Zweck: „unsere Mutterzung mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen in Aufnahme zu bringen" unter dem Symbol eines weißen, mit einer Blume und mit einem selbstgewählten Namen gezierten Bandes, dann eines mit Blumen durchflochtenen Lorberkranzes und der Pansflöte von ihnen bestimmt wurde. Die Zusammenkünfte der Mitglieder, von denen namentlich in erster Zeit der Stifter selbst, dann der Historiograph S. Hund und Sigmund von Birken den bedeutendsten Einfluß übten und dem Vereine allseitige Anerkennung bewirkten, wurden zuerst auf einer Halbinsel in der Pegnitz bei Nürnberg, dann in Privatwohnungen, und, nachdem ein Mitglied, der Pfarrer Martin Limpurger zu Kraftshof, ein nahes Wäldchen zu einem Irrgarten 1676 umgeschaffen, dortselbst, wo Hütten für die einzelnen Pegnitzschäfer, wie sie sich nannten, oder für mehrere erbaut wurden, gehalten.

Diese wissenschaftliche Vereinigung suchte unter mancher später eingetretenen, doch der ursprünglichen nicht widerstrebenden Veränderung der Tendenz durch gegenseitige Belehrung und durch ihre Dichtungen, (die im Anfange eine damals nicht seltene Künstelei und Spielerei, zum Beispiele: Gedichte in Form eines Reichsapfels, oder:

Es fünken und flinken und blinken
Buntblumichte Auen.
Es schimmert und wimmert und glimmert
Frühperlenes Tauen.
Es zittern und flittern und splittern
Frischlaubichte Aeste.
Es säuseln und bräuseln und kräuseln
Windfriedige Bläste.

mystisch-süßliches Idyllspielen charakterisirt), ihrer Grundidee gerecht zu werden, und sie hat auch in ihrem Bestande bis auf unsere Zeiten Tüchtiges und Dankenswerthes in allen Formen unserer Sprache geleistet.

Unter ihren Mitgliedern sind unter andern außer Harsdörffer, der am 22. September 1659 starb, Klai, Birken (geb. 25. April 1626

zu Wildenstein, gest. 12. Juli 1681), Dilherr, Professor M. D. Omeiß, Christoph und Ulrich Führer, J. Negelein, Ch. Schwarz, J. Hartlieb, Panzer, Dr. Colmar, G. Seidel, Chr. Frhr. Kreß von Kressenstein rühmlichst zu nennen.

Hans Reisenstuel,

kurfürstl. Brunnen- und Zimmermeister.

Jeder patriotische Bayer ist schuldig, ein so großes Werk (die Soolenleitung) der Nachwelt zu preisen und kennbar zu machen.

A. v. Riedl.

Schon unter den Agilolfingern waren die Salzwerke zu Reichenhall bekannt, und später mit steigendem Erfolge und größerer Ausdehnung betrieben worden. Die Auffindung einer neuen Quelle, „die Edelquelle", 1613, welche in einer Viertelstunde 35 österreichische Eimer Salzwasser lieferte, bedingte zu deren Ausnützung die Aufstellung von Gradirhäusern, welche aber den gehegten Erwartungen nicht entsprachen, da ihr Betrieb viele Hände erforderte und dennoch eine Menge Salzwasser durch Hinzutritt von Regenwasser verdarb. Um nun diesen Uebelständen abzuhelfen, und weil eine so große Menge Wasser nicht ohne beträchtlichen Schaden für die Waldungen wegen des allzu großen Holzbedarfes versotten werden konnte, so wurde von dem kurfürstl. Hofkammerrathe Oswald Schuß 1614 der Vorschlag gemacht, die Soole durch ein Wasserwerk über Inzell nach Siegsdorf zu leiten, um sie dort, wo überständige Waldungen genug wären, zu versieden.

Simon Reifenstuel, gebürtig zu Tegernsee in Oberbayern, des Herzogs Hofbaumeister, erbot sich, eine solche Wasserleitung zu bauen. Dieser Vorschlag wurde von dem Herzoge Maximilian I. mit Beifall aufgenommen; „die Unkosten", bemerkt die hierüber gegebene Entschließung, (20000 fl.) „wären ja nicht zu achten, wenn's nur dadurch in Gang zu bringen, und wenn selbe wegen der Unmöglichkeit nur nicht vergebens verwendet würden." Es wurde deßhalb vorerst über die Möglichkeit des Baues und dessen Kosten das Gutachten des augsburgischen Baumeisters Hans Heiß und seiner Söhne eingeholt, welche sich dahin äußerten, daß die Möglichkeit des Baues vorhanden sei, wenn die nöthigen Aufschlagswasser aufzubringen wären. Angestellte Recherchen bestätigten die nöthige Wasserkraft und der Herzog befahl unter'm 4. Januar 1616 den Beginn der Arbeit. Vor Allem wurden durch den herzoglichen Mathematiker Tobias Volkhmer die Vermessungen vorgenommen, und dann durch die nach Reichenhall abgeordneten Brunnenmeister Heiß und Reifenstuel Anträge eingegeben, nach welchen die Soolenleitung hergestellt werden sollte. Da nun der Augs-

burger Brunnenmeister Heiß verlangte, allein ohne Unterordnung bauen zu dürfen, Reifenstuel aber versicherte, „daß er Meister genug habe, die geschickt wären, den Bau zu führen, ohne daß es nöthig sei, hiezu fremde Leute mit großen Unkosten zu verschreiben“, befahl unter'm 3. Dezbr. 1616 der Herzog, daß die Wasserleitung bis Siegsdorf nach Maßgabe des reifenstuel'schen Voranschlages gebaut und ihm die Ausführung übertragen werden solle, „zumalen wir selber mit solchem Werke durch unsre im Lande selbst habende und besoldete Werk- und Baumeister auf ihre unterthänigste Anerbietung den Anfang machen, und sie nach Gelegenheit verfahren zu lassen entschlossen sind.“

Im Jahre 1617 begann Reifenstuel den Bau; da man aber nützlicher fand, die Soole ganz bis Traunstein zu leiten, wo für die Sudhäuser geeigneter Platz sei, so wurde die Leitung dorthin fortgesetzt. Die ganze Soolenleitung in fichtenen und tannenen Röhren, und da, wo sie gehoben wird oder bedeutend abfällt, in bleiernen Röhren, beträgt 94800 Fuß, 7 Stunden über Berg und Thal. So wurde durch 7 Brunnenhäuser (zu denen später noch eines erbaut wurde), in denen die Druckwerke sich befinden, die Soole bis zum höchsten Punkte auf 4619' 8", und das Ansteigen bis dahin in senkrechter Linie, zu welcher Höhe die Soole gebracht werden sollte, auf 828' 2" bis Inzell, von wo sie mit eigenem Gefäll nach Traunstein fließt, getrieben.

Reifenstuel vollendete die ganze Arbeit mit den Salinengebäuden bis zum Jahre 1619 so weit, daß am 5. August jenes Jahres schon auf drei Pfannen gesotten werden konnte. Beim Bau der Salinengebäude wollten einige Baumeister diese zierlich und mit äußerer Ausstattung herstellen; aber der Herzog ertheilte dem Baumeister Reifenstuel den Befehl (7. Juli) „er hätte sich nicht irren zu lassen, obschon werkmeisterischem Ermessen gemäß das Eine oder Andere schöner, zierlicher und handsamer errichtet werden möchte, weil auf dasselbe gar nicht zu achten, sondern nur dahin zu sehen und zu trachten ist, wie ein und das Andre zu stettem nützlichem Gebrauche gerichtet werde.“

Schon im Beginne des Baues erhielt Reifenstuel als Belohnung für seinen Plan 1000 fl. und für seine Kinder und Erben eine jährliche Rente aus demselben nach seinem Tode, die auch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts von seinen Erben bezogen wurde. Außer dieser nützlichen und großartigen Bauführung hat sich Reifenstuel auch große Verdienste durch die bewährten Werke der Isartrift mit dem Holzgarten, die Trinkwasserleitungen und viele Abzugskanäle in und um die Residenz erworben. Von seinem schlichten und frommen Sinn zeugt seine Stiftung eines Jahrtages am Fest der Apostel Peter und Paul in der Pfarrkirche zu Gmund, wobei er verordnete, daß seiner, seiner beiden Hausfrauen und anderer benannter Verwandten gedacht werden möge. Er starb bald nach Vollendung der Soolenleitung nach 38jährigem Dienste (erst als Werk-, dann als Baumeister) am 8. Febr. 1620.

Die Familie Reifenstuel besteht zur Zeit noch in ehrenwerthen Meistern des Zimmermeisterhandwerkes.

Gern wird Jeder den Worten Flurl's beistimmen: „Unverlöschlich werden die Namen Maximilian's I., eines Oswald Schuß und eines Joh. Simon Reifenstuel in der bayerischen Salinengeschichte sein, und alles das Gute, was hiedurch für den bayerischen Salzhandel, für den Staat und selbst für die Belebung der dortigen Gegend herbeigeführt wurde, können auch unsere Enkel so wie wir nie vergessen."

Moritz Knauer,

Abt zu Langheim, Verfasser des hundertjährigen Kalenders.

„Trifft nit Alles auff ein Ringelein zu, so wird sich doch das meißt befinden. Doch ist dem lieben Gott hierinnen kein Ziel und Maß vorgeschrieben."

Ist der Jahreskalender der Rathgeber und Nothhelfer in jedem Hause, das Archiv der nothwendigen Aufschreibungen, der Dirigent der vorzunehmenden Handlungen, der Gesellschafter in trüben und langweiligen Stunden, der Alleinherrscher über Zeit und Wetter, durch seine Unentbehrlichkeit von großem Einflusse auf Beibehaltung oder Entfernung von Ansichten und Vorurtheilen, so erscheint der 100jährige Kalender, der in noch größerer Verehrung steht, und nach einer bestimmten Reihenfolge der Jahre das künftige Witterungsverhältniß auf 100 Jahre vorausverkündet, eben wegen dieser außerordentlichen Prophetengabe als unumgängliches Bedürfniß, das um so mehr mit Achtung angesehen wird, als ein einmaliges Eintreffen seiner Vorausbestimmungen den Glauben an ihn befestigt, ein hundertmaliges Fehlen aber allen andern Ursachen, nur nicht den „auf langjährige Erfahrung" gegründeten Aussprüchen desselben zugeschrieben wird. Dieser 100jährige Kalender, der in Aller Munde ist, entstammt einem bayerischen Verfasser, und deßwegen verdient der einflußreiche Prophet hier seinen Platz.

Moritz Knauer, der Sohn eines unbemittelten Landmannes, ist zu Weismain (k. Ldg. Weismain in Oberfranken) am 14. Mai 1613 geboren. Unterstützt von seinem Verwandten, dem Cisterzienser Nik. Eber, besuchte er das Gymnasium zu Bamberg, und bezog dann, da die Universitäten Frankens wegen der Kriegszeiten seinem Wohlthäter zu wenig bedeutend und unruhig schienen, die Universität Wien, wo er sich in Philosophie und Theologie weiter ausbildete, zugleich aber Mathematik und Astrologie mit großem Eifer betrieb, und den Magistergrad errang. Noch vor Vollendung seiner Studien starb sein zum Abt in Langheim unterdessen gewählter Vetter Eber; er mußte nach Hause zurückkehren, trat nun in den Cisterzienserorden im Kloster Langheim und wurde bald der Rathgeber und Freund des

damaligen Abtes Johann. Im Jahre 1646 erwählten ihn seine Mitbrüder zum Subprior, im nächsten Jahre zum Prior. Er hatte sich schon damals durch seine Kenntnisse so großen Ruf erworben, daß er bei der Eröffnung der Bamberger Universität (1. Nov. 1648) zu dieser Feierlichkeit eingeladen, als der Erste den Doktorhut der Theologie erhielt, und im nächsten Jahre (13. Juli) nach dem Tode des Abtes Johann zum Abte einstimmig erwählt wurde. Schon während der Zeit seines Priorats waren Streitigkeiten zwischen den Räthen des Bischofs von Bamberg, die das Recht des Bischofs, als Ordinarius disciplinäre Gerichtsbarkeit über das Kloster ausüben zu dürfen, beanspruchten, und dem Convente Langheim entstanden.

Knauer vertheidigte seines Klosters Rechte mit der größten Energie und es gelang ihm, da der Kaiser Ferdinand III. ihm wohlwollte, die Bestätigung der alten Privilegien seiner Abtei, nach welchen der Abt geheimer Caplan des Kaisers war, er nirgends als vor des Kaisers Gerichten belangt werden konnte, und das Kloster als von des Bischofs zu Bamberg Gerichtsbarkeit befreit anerkannt wurde, zu erhalten; allein hiedurch hatte er den Bischof von Bamberg nur mehr erbittert, dieser wußte sich eine Sentenz des Reichshofrathes zu seinen Gunsten zu erwirken, und so mußte nach vielen vergeblichen Anstrengungen der Abt der wirklichen Gewalt weichen; er wurde sogar 9 Wochen lange im Gefängnisse gehalten und gezwungen, einige für sein Kloster sehr lästige und kränkende Urkunden zu unterschreiben (1652), deren Ungültigkeit jedoch durch ein Generalkapitel der süddeutschen Aebte des Cisterzienserordens zu Rothmünster 30. Aug. 1654 ausgesprochen wurde. Während aller dieser Jahre lang dauernden Fehden widmete sich der Abt mit aller Kraft der Astronomie; er ließ auf dem höchsten Punkte der Klostermauern ein Thürmchen mit einem Observatorium bauen, versah dieses mit den besten Instrumenten seiner Zeit, beobachtete bei Tag und Nacht die Gestirne und zeichnete seine Resultate auf, um seine Lieblingsidee, einen Kalender für hundert Jahre gründen zu können, auszuführen.

Im Jahre 1654 vollendete er nun denselben, und veröffentlichte ihn im ersten Jahre durch 1000 mit ungeheuren Preisen bezahlte Abschriften, später durch Druck. Dieser Kalender, in wissenschaftlicher Beziehung von wenig Werth, da er alle Schwächen der Zeit seiner Entstehung an sich trägt, auf ein willkürliches System von 7 Planeten gebaut, unter deren Herrschaft nur der Witterungswechsel in 7 Perioden wiederkehrend sich erneue, enthielt doch den ganzen Erfahrungsschatz an Bauernregeln und hatte insoferne Nutzen, als so doch einigermaßen Kenntniß über das Planetenwesen in die große Masse der Bevölkerung kam, auch seine Regeln für die Landwirthschaft in jedem Monat viel Brauchbares für den Landmann in sich faßten. Noch jetzt in abertausend Exemplaren verkauft, bildet er für die niederen Stände eine um so liebere Lektüre, als der größte Theil davon ihnen mystisch bleibt, und die astrologische Schwärmerei des Vorhersagens des Schicksals für sie anziehend ist.

Aber nicht nur dem Himmel waren seine Bestrebungen zugerichtet, auch der Erde, der Arzneiwissenschaft, galten seine Studien, deren Erfolge er in 4 großen Foliobänden niederlegte. Er behandelt in denselben alle Krankheiten und gibt die Heilmittel an, bei denen natürlich vom Standpunkte seiner Zeit Blutentziehung, Brechmittel, Vesikatore, Abführmittel die Hauptrolle spielen, und manche Behauptung mitunterfließt, die dem Aberglauben sehr nahe steht; er galt wegen seiner Kenntnisse der Naturwissenschaft als ein Orakel der Heilkünstler, so daß selbst sein Widersacher, der Bischof von Bamberg, in seiner Todeskrankheit ihn als Arzt zu sich zu bescheiden beschlossen hatte, darüber aber verstarb. Er setzte die Geschichte seines Klosters bis auf seine Zeiten fort und verfaßte eine historische Abhandlung über den Wallfahrtsort Vierzehnheiligen, dabei verbesserte er die Klostergebäude, Gründe und Renten, suchte alle Streitigkeiten zu vergleichen, und bewies sich immer als ein frommer, gefälliger, nachgiebiger und versöhnlicher Mann.

Am 9. Nov. 1664 starb er an einem Schlagflusse, von keinem seiner Nachfolger an Gelehrsamkeit und persönlicher Würde wieder erreicht.

Bartholomäus Holzhauser,

Weltpriester.

> Herr, auf Dich hab' ich gehofft, und werde nicht zu Schanden werden in Ewigkeit!
>
> Ambros. Lobgesang.

Bis in die innersten Verzweigungen des gesellschaftlichen Lebens greift theilnehmend in den Tagen des Glücks, tröstend und rathgebend in traurigen Zeiten der wahrhaft edle Beruf des geistlichen Standes ein, und die Wirksamkeit eines von der ganzen Verantwortlichkeit und dem geistigen und materiellen Nutzen seiner Einwirkung auf die seiner Sorge anvertrauten Familien durchdrungenen Priesters der Religion der Liebe und Duldung ist dann um so umfassender, wenn er tüchtig zu solchen Werken herangebildet, in seine Umgebung sich hineinlebend und mit ihr eins geworden, mit apostolischer Einfachheit und väterlicher Zuneigung das Wohl und Wehe der seiner Person Unterstellten mitempfindet, und ihnen in Wort und That freundlich zur Seite tritt. Von dieser Ueberzeugung geleitet, suchte Bartholomäus Holzhauser, unbeirrt von den mannigfaltigsten und unabläßig ihm entgegengestellten Hindernissen, Schulen für tüchtige Weltgeistliche zu gründen, und deßhalb muß er unter den um ihr Vaterland hochverdienten Männern hier genannt werden.

Zu Laugna, nun k. Ldg. Wertingen, als der Sohn eines armen Schuhmachers Leonhard Holzhauser und seiner Frau Katharina unter eilf Kindern am 24. Aug. 1613 geboren, genoß er den ersten Schulunterricht

in diesem Dorfe. Die große Armuth seiner Eltern konnte dem strebsamen Kinde den fernern Unterricht nicht leisten, dem fortgesetzten Andringen des Knaben aber widerstand der Vater nicht, und er brachte ihn nach Augsburg, wo er unter den kümmerlichsten Verhältnissen die lateinischen Schulen besuchte, dann in Neuburg in einem Stifte für arme Studirende seine Studien fortsetzte. Arm, wie bisher, bezog er die Universität Ingolstadt, um hier in Theologie sich zu unterrichten, und, von wohlhabenden Bürgern unterstützt, als geistlicher Führer des jungen reichen Donabaur widmete er sich mit aller Kraft den von ihm gewählten Wissenszweigen, der Theologie und Philosophie. Er errang den Grad eines Doktors der Philosophie, das Licenciat der Theologie (1640) und empfing 1639 die Priesterweihe.

Schon vor dieser Zeit beschäftigte sich Holzhauser, nachdem er von dem gänzlich unangemessenen Leben der Weltgeistlichen, die ein müßiges Leben führten, und die Seelsorge vernachlässigten, sich überzeugt hatte, mit dem Gedanken, eine Anstalt zu gründen, in welcher Weltgeistliche zusammenlebend, einer auf den andern einwirkend, nach bestimmten Vorschriften die Seelsorge in ihrer Umgebung versehen sollten. Er selbst bezeichnet als das Wesentliche des Instituts: Gemeinschaft der Güter, brüderliches Zusammenwohnen der Weltgeistlichen, Sonderung vom weiblichen Geschlechte, und besondere häusliche Leitung durch einen Vorsteher.

Er gewann für seine Unternehmung als Gehilfen den Pfarrer Georg Kettner, Georg Gündel und Michael Rottmayer (1639) und es gelang ihm durch Hilfe des Bischofs von Chiemsee und Präsidenten des erzbischöflichen Rathes von Salzburg, Joh. Chr. Grafen v. Lichtenstein das erste weltliche Priesterhaus im Canonicathause zu Tittmoning zu gründen, wo er durch obengenannten Bischof die Pfarrei und das damit verbundene Canonicat erhalten hatte (Juli 1640). Mit Hilfe Gündels besorgte er nun die Seelsorge mit urchristlichem Eifer, sie predigten in der Stadt und in den Dörfern der Umgegend, hielten Christenlehren und errangen sich trotz der aufänglichen Abneigung des übrigen Clerus bald allgemeine Anerkennung. Nachdem hier Holzhauser so Erfreuliches geleistet, wollte ihm der Bischof von Chiemsee einen erweiterten Wirkungskreis geben und übertrug ihm das Dekanat und die Pfarrei zu Leoggenthal in Tyrol unter Ernennung zum Hofvikar jenes Bezirkes. Er führte auch hier das gemeinschaftliche Leben ein, berief fünf Hilfsgeistliche nebst den schon in Tittmoning Eingeweihten und gewann sich durch seine wahre Frömmigkeit, seine christliche Duldung, durch seine immerbereite Hilfe in Krankheit und Noth, durch seine Milde, durch die im Hause selbst bestehende fromme Einigkeit die Achtung bald in so hohem Grade, daß die Landleute zu sagen pflegten: Wenn unser Dekan nicht dem priesterlichen Stande entsprechend lebt, so können wir nicht glauben, daß es noch irgend Eine in der ganzen Christenheit thun. — Seine bei seiner übergroßen Frömmigkeit naheliegenden Neigung zum Ueberirdischen und Geheimnißvollen, sein Glaube an die Rückkehr der Geister, Bilder seiner erregten Phantasie, denen er Wirklichkeit und

Bedeutung für die Zukunft zutraute, waren ihm Trost und Stärkungsmittel in üblen Zeiten.

Mitten in seinem theils geistlichen theils wissenschaftlichen Wirken, als er gerade von einer Reise von Altötting zurückkam, traf er seinen Beschützer, den Bischof von Chiemsee, sterbend, der ihm noch den Trost zurief: „Laßt Euch durch meinen Tod nicht beunruhigen, Gott wird helfen.“ Nach seines Gönners Tode standen die früher heimlichen Gegner seines Institutes, wie jeder Neuerung, als offne Feinde auf, sie suchten dasselbe zu verdächtigen und selbst im Canonicathause drohte der Geist des Widerspruchs überhand nehmen zu wollen; er aber ließ sich, obgleich tiefbetrübt über die seinem nützlichen Unternehmen drohenden Gefahren, nicht abschrecken, und brachte es endlich doch, nachdem ihm der Versuch, eine Anstalt in Feldkirch zu begründen, durch feindliche Verzögerung des Urlaubs seiner Gehilfen in Friedberg durch Verlust des dort auf Ankauf von Grundstücken für die Anstalt verwendeten Geldes mißlungen war, mit Genehmigung des Bischofs von Augsburg, des Freiherrn v. Freyberg, dahin, ein gleiches Institut in Dillingen 1665 zu errichten.

Zur Kräftigung seiner Anstalt hielt er es jetzt für nothwendig, die päpstliche Gutheißung zu erhalten, und er beabsichtigte, selbst mit seinen Gehilfen Ulrich Rieger und Johann Vogt nach Rom zu reisen. Er erlangte auch hiezu ein Empfehlungsschreiben des Herzogs Maximilian I. an den Papst, in dem derselbe Holzhauser und seine Gefährten „als Muster der Arbeitsamkeit und Frömmigkeit, des Eifers, der Lauterkeit, in Unterrichtung der Unwissenden im rechten Glauben, in nicht geringer Gelehrsamkeit unter großem Beifall Derer, unter denen sie sich aufgehalten“ preist und den Papst bittet, „sie gütig aufzunehmen, und ihren Wünschen, wie sie fröhlich hoffen, zu willfahren“ (9. Aug. 1646). Da aber ihm und Vogt der Urlaub verweigert wurde, übergab Rieger in Rom das Schreiben des Herzogs und die Bittschrift Holzhausers allein, worauf ihm der günstige Bescheid wurde, ein solches Institut bedürfe der Bestätigung nicht, sie möchten ihr Institut in allem Segen fortsetzen. (Die förmliche Bestätigung folgte erst 1680).

Bei einer im Jahre 1649 eingetretenen Hungersnoth in jener Gegend gerieth seine Anstalt durch den Mangel an Lebensmitteln gleich der ganzen Gegend in nicht geringe Bedrängniß; er aber schaffte mit Genehmigung des Herzogs Maximilian aus Bayern Getreide herbei, theilte es Armen unentgeltlich, Wohlhabenden um geringen Preis mit, und sorgte so hilfreich für das leibliche, wie er sonst für das geistige Wohl seiner Umgegend gesorgt hatte.

Eine Empfehlung des salzburgischen Domdechanten Grafen v. Lichtenstein bei dem Kurfürsten von Mainz und Bischof von Würzburg Johann Philipp, Grafen von Schönborn, und dessen freudige Aufnahme des holzhauserischen Planes ermöglichte die Gründung einer Bildungsanstalt für Geistliche in Würzburg, als er nämlich auf Auffordern des genannten

Bischofs von Würzburg die Leitung des Priesterseminars zum hl. Kilian übernahm (5. Jan. 1654). Doch nicht lange dauerte hier sein Wirken, da ihn der ihm sehr geneigte Kurfürst Johann Philipp als Dekan und Pfarrer nach Bingen berief, wo er wieder in gleicher Weise heilbringend wirkte, wie bisher, bis er im Mai 1658, von einem kalten Fieber befallen, umgeben von seinen Hilfspriestern und sein Werk dem Schutze Gottes empfehlend, am 20. Mai 1658 seinen Geist aufgab.

Sein Leichnam wurde in der Pfarrkirche zu Bingen beigesetzt, sein Name lebt fort.

Seine Büste ist in der Ruhmeshalle in München aufgestellt.

Johann Baptist Homann,

Gelehrter und Kupferstecher.

> Nur wenn Glück und Fähigkeit sich einen
> Mit dem Willen, wird dem Mann der Lohn.
> König Ludwig I. 203.

Wie Nürnberg durch Werke der Kunst in Farbe, Stein, Holz und Erz und durch Erfindungen sich auszeichnete, so darf es sich auch rühmen, der Wissenschaft durch die Herausgabe umfassender und dem großen Theile des Volkes zugänglicher geistiger und künstlerischer Arbeiten nützlich gewesen zu sein. So fertigte 1492 Behaim hier seinen Erdglobus, gingen durch Regiomontanus die Astrolabien, Sonnenuhren und andere astronomische Werke in alle Welt, wurde 1543 das copernikanische Sonnensystem in Druck bekannt gemacht: so wurden hier durch Homann die größten Kartenwerke gefertigt und verbreitet.

Johann Baptist Homann, zu Kamlach (nun kgl. Ldg. Mindelheim) am 20. März 1664 geboren, erhielt, von seinem Vater zum Eintritt in ein Kloster bestimmt, seine erste Jugendbildung an der Schule der Jesuiten zu Mindelheim; da er aber für diesen Stand keine Neigung empfand, so ging er 1687 nach Nürnberg, trat dort zur protestantischen Lehre über und suchte sich seinen Erwerb durch die Stelle eines Notars, die er erhalten hatte, zu verschaffen. Bei der aber in ihm vorherrschenden Neigung zur Kunst des Kupferstechens widmete er sich derselben mit so günstigem Erfolge, daß er bei geringer Anweisung sich bald einen bedeutenden Namen hierin erwarb. Er wurde, da seine für Jakob v. Sandrart und David Funk gestochenen Landkarten rühmlich bekannt geworden waren, nach Leipzig berufen, um die Karten zu des berühmten Professors Christoph Cellarius, Professors der Geschichte zu Halle, notitia orbis antiqui (erschienen 1701) in Kupfer zu stechen, die er denn auch, wie jene zu dem Atlas des Jesuiten Heinrich Scherer, nach seiner Rückkunft nach Nürnberg auf ausgezeichnete Weise zu Stande brachte. Als er aber mit dem Kupferstecher Funk in Uneinig-

keit kam, versuchte er es, selbstständig einen Handel mit Landkarten zu eröffnen, zu dessen erster er die Kriegskarte von Italien wählte, die ihm einen bedeutenden Absatz verschaffte, so daß er in seinem Leben 200 Karten veröffentlichen konnte, die er 1714 mit einer von dem Professor der Mathematik Joh. Gabr. Doppelmayr (geb. 1677 zu Nürnberg, † 1750 daselbst) verfaßten Einleitung zur Geographie bereicherte und welche sich durch Brauchbarkeit und Wohlfeilheit auszeichneten.

Ebenso stach er die 19 Karten zu dem Atlas methodicus des Rektors zu Hamburg Joh. Hübner, der 1719 in Nürnberg erschien; außerdem fertigte er ein Hauptinstrument der damaligen beobachtenden Astronomie, die sphaeras armillares, eine aus mehreren, den Hauptkreisen der Himmelskugel, die sie vorstellt, ähnlich in einander gelegten Ringen, nebst der sie tragenden Weltachse, zusammengesetzte Sphäre, erfand kleine Taschengloben und eine geographische Universaluhr. Unter Aufmunterung und Beihilfe Doppelmayers erschien auch von ihm ein astronomischer Atlas von 30 Sternkarten, Atlas coelestis, dessen größter Theil noch bei seinen Lebzeiten (der kleinere nach seinem Tode 1724) veröffentlicht wurde. Alle diese nützlichen und erfolgreichen Bestrebungen hatten ihm einen so ehrenvollen Namen errungen, daß ihn 1715 die preußische Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufnahm und Kaiser Karl VI. ihn zu seinem Geographen ernannte und mit einer goldnen Kette und Medaille ehrte, Kaiser Peter I. von Rußland ihn zu seinem Agenten erklärte und ihm eine goldene Kette mit zwei großen goldenen Medaillen überantworten ließ.

Seine Kartenhandlung, welche um die Beförderung des Studiums der Geographie große Verdienste hatte, wurde von seinem Sohne erster Ehe Johann Christoph (geb. 1703, gest. 1730) fortgeführt, bis Anfang dieses Jahrhunderts großartig betrieben und übertraf alle ähnlichen in Europa.

Im Jahre 1690 hatte Homann sich mit Susanna Felicitas, Tochter des Sudenpredigers J. Ströbel zu Nürnberg, verheirathet, welche ihm 7 Kinder schenkte, von denen 2 ihn überlebten. Als diese seine Frau 1705 starb, verehelichte er sich mit Elise Schwertfeger, aus welcher Ehe ein Sohn und eine Tochter hervorgingen. Mit dieser seiner zweiten Frau lebte er 11 Jahre, bis ihn am 1. Juli 1724 der Tod abrief.

Seine Büste ist in der Ruhmeshalle aufgestellt.

Karl Meichelbeck,

Geschichtschreiber.

Es ist schon lange eine Erfahrung und Ueberzeugung der gelehrtesten Männer, wie viel Licht aus der Geschichte der Urkunden und hiezu gehörigen Behelfen die allgemeine Geschichte sowohl, als auch jene des Landes, zu dem eine Provinz gehört, erhält, die nicht mit mehr Klarheit der Welt vor Augen gelegt werden kann, als wenn sie in ihren kleinen Theilen gleichsam anatomisch erläutert und zur Anschauung gebracht wird.

Aus der Vorrede zum Chronic. benedictoburanum.

Je mehr die Geschichte der einzelnen Staaten und Körperschaften namentlich durch Veröffentlichung der beweisenden Urkunden an's Licht tritt, desto mehr Nutzen wird die allgemeine Geschichte aus solcher Aufhellung ziehen, da durch diese manche wichtige Aufklärung über Motive und den Einfluß des Einzelnen auf das Ganze bekannt wird, die Ansichten berichtigt und festgestellt, die Gefühle der Liebe zum Vaterlande und der Nacheiferung aus der Aufzählung der Verdienste unserer Ahnen gekräftigt werden. Darum sind solche mit Liebe und Sachkenntniß gefertigte geschichtliche Arbeiten nicht genug zu schätzen, und die Namen Jener mit Dank zu nennen, die solchen Vorarbeiten der allgemeinen Geschichte sich unterzogen, und welche die aus den früher geheimnißvollen Schreinen der Archive entnommenen Dokumente dem allgemeinen Gebrauche übergaben. Namentlich hat die Geschichte Altbayerns den Benediktinermönchen, welche die Einsamkeit ihrer Klöster zum Betriebe der Wissenschaften benützten, viele und schätzbare solche Werke zu verdanken, und wir führen hier Karl Meichelbeck an, der sich durch die Geschichte des Hochstiftes Freising und seines Klosters rühmlich verdient gemacht hat.

Johann Georg Meichelbeck (mit seinem Klosternamen Karl), geboren den 29. Mai 1669 zu Oberdorf im Algäu als der Sohn eines Seilers, kam schon in seinem achten Jahre in das Kloster Benediktbeuern, um dort in den Anfangsgründen der Wissenschaften und der Musik sich zu unterrichten, dann nach vier Jahren an das Gymnasium zu München, in welchem er, immer der Erste, mit Auszeichnung seine Studien vollendete. Er trat dann 1687 in den Benediktinerorden in Benediktbeuern, machte das Noviziat in Prifling durch, und trat (21. Dez. 1688) durch Ablegung der Ordensgelübde in den Convent. Nach zweijährigen philosophischen Studien in Scheyern besuchte er zu seiner Ausbildung in Theologie und Kirchenrecht die Universität zu Salzburg (1691—1694) und übernahm dann nach seiner Weihe als Priester zu Augsburg die Stelle eines Kaplans im Kloster auf dem Mönchsberg zu Salzburg (1694). Nach seiner Rückkehr in das Kloster Benediktbeuern 1695 erhielt er die Aufsicht auf die Bibliothek desselben.

Als Fürstbischof Johann Franz von Freising daselbst eine lateinische

Schule errichtete, fiel seine Wahl als Lehrer der Syntax an derselben auf Meichelbeck, der dem ehrenvollen Rufe auch genügte und 4 Jahre dort mit großer Auszeichnung lehrte, dann aber an der gemeinsamen Lehranstalt der Benediktiner zu Rott das Lehramt der Philosophie und Theologie übernehmen mußte.

Im Jahre 1708 wurde ihm die Fortsetzung der Annalen des Benediktinerordens, die von dem Abt Gregor zu Scheyern und seinen Religiosen begonnen waren, sowie die Funktion als notarius publicus zugetheilt, welcher er mit so eingehendem Verständnisse des wahren Nutzens seines Ordens vorstand, daß keine nur etwas wichtige Angelegenheit ohne seinen Rath angefangen oder ausgeführt wurde. Was vor ihm Niemand gewagt hatte, das Archiv, die Urkunden, Manuscripte und Copialbücher des Klosters, welche bisher auf jede Weise vernachlässigt waren, zu ordnen, geeignet aufzustellen und kritisch und wissenschaftlich zu verzeichnen, das bewältigte er. Bei dieser Arbeit bot sich ihm die willkommene Gelegenheit dar, die ältern Dokumente in großer Menge zu durchgehen und sein Wissen auf die gründlichste Weise zu vergrößern.

Sein Ruf als Historiker war in dieser Zeit (1709) schon so gegründet, daß er von der kaiserlichen Administration nach München beordert wurde, um dem hannoverischen geheimen Rath von Schrader in seinen Nachforschungen über den Ursprung der Welfen an die Hand zu gehen, welchem er so anerkennenswerthe Dienste leistete, daß er von ihm mit einer werthvollen Münze beschenkt wurde. Im Jahre 1713 brachte er eine sehr wichtige, wahrscheinlich die Stellung der Bischöfe zu den Klöstern betreffende, bei dem geistlichen Rathe in München und Freising zu verhandelnde Angelegenheit zu Gunsten seines Klosters bei einer eigens nach Rom unternommenen Reise zur Austragung. Einen Ruf des Fürstabts Rupert von Kempten mit der Stelle als Rath, und des Fürstabts von Fulda mit dem Auftrage, die Geschichte jenes Stiftes zu schreiben, lehnte er ebenso bescheiden ab, als eine Einladung an den kaiserlichen Hof nach Wien, um dort seinen Fleiß der Geschichte des Erzhauses Oesterreich zuzuwenden.

Im März 1722 berief ihn der Fürstbischof Johann Franz nach Freising, ernannte ihn zum wirklichen geistlichen Rath und erneuerte den ihm schon 1709 gegebenen Auftrag, aus den Urkunden des Stiftes Freising dessen Geschichte zu schreiben. Meichelbeck, anfangs vor der Wucht eines solchen Auftrages zurückschreckend, ergriff doch, gestützt auf seine schon bei Sichtung des Archivs in Benediktbeuern und in den folgenden Jahren gemachten Studien und die ihm nur immer auch außer den freisingischen Urkunden zugänglichen Beweismittel, mit unsäglichem Fleiße seine Aufgabe, so daß er mit Beihilfe des Benediktinerabtes L. Hohenauer, der die Auszüge aus den Urkunden und Manuscripten besorgte, in zwei Jahren den ersten Theil der Geschichte des Fürstbisthums Freising mit den Abdrücken einer Menge von Urkunden dem Druck übergeben konnte. Sein in lateinischer Sprache geschriebenes bis nach Schweden, Dänemark, Spanien und

England verbreitetes Werk wurde wie vom Kaiser, von den Kardinälen und Fürsten, so von den ersten Gelehrten damaliger Zeit mit ungetheiltem Beifall empfangen; „was für Frankreich Mabillon, für Oesterreich Petz, das Meichelbeck für Bayern" war der Ausspruch der Gelehrten des parnassus boicus, und der gelehrte Petz sagt von ihm: er habe keinen gelehrteren und namentlich der bayerischen Alterthümer kundigeren Mann gefunden als Meichelbeck. Ehe noch der zweite Band seines Werkes die Presse verließ, begann er die Chronik seines Klosters, deren Ausarbeitung bei seiner gründlichen Kenntniß des Archivschatzes und bei seiner Arbeitsfähigkeit nur 2 Jahre in Anspruch nahm, und ein würdiges Seitenstück zu seiner freisingischen Geschichte bildet. Seine Thätigkeit war ohne Grenzen; indem er für sich studirte und arbeitete, schrieb er ihm zugesendete, Andern nicht lesbare Urkunden für sie ab, verschaffte Vielen Urkunden als Beweismittel in ihren Streitigkeiten, korrespondirte mit vielen selbst unkatholischen Schriftstellern, die gerne seinem Urtheil sich unterwarfen, und besorgte für Manche ihre am römischen Hofe anhängigen Angelegenheiten.

So fortgesetzte ununterbrochene Anstrengungen mußten Schwächung der körperlichen Kräfte zur Folge haben, und er starb in seinem 65. Jahre am 2. April 1734, tiefbetrauert von seinen Standesgenossen, in seinem Kloster zu Benediktbeuern.

Jobst Bernhard Freiherr von Aufseß,

geheimer Rath und Präsident des Universitätsreceptorates in Würzburg.

> „Weil diese Fundation keine andere Absicht hat, als majorem dei gloriam et bonum publicum, so soll keiner Macht noch Gewalt haben, diese Fundation in eine andere zu verwandeln, oder andern zu incorporiren. Ein solcher, der sich dergleichen zu thun unterfangen, soll dem Fundatori und diesen armen Knaben vor dem gestrengen Richterstuhl Gottes Rechenschaft geben, welcher auch ungezweifelt die baldige Rache Gottes an ihm und den Seinigen verspüren wird."
>
> Stiftungsbrief v. 17. Febr. 1738.

Aus der uralt fränkischen adeligen, 1714 in den Freiherrnstand erhobenen Familie der v. Aufseß abstammend, geb. am 28. März 1671, erhielt Jobst Bernhard seine Jugendbildung im adeligen Seminar in Würzburg und trat als Domicellar am 12. Juni 1683 in das Domkapitel zu Bamberg, und als Kapitular in dasselbe am 30. Mai 1695, in das Kapitel zu Würzburg am 12. Juli 1714 ein; zugleich war er Vicedom in den bambergischen Besitzungen in Kärnthen, Probst des Collegiatstiftes St. Stephan in Bamberg, geh. Rath und Präsident des Universitätsreceptorates in Würzburg.

Der Verlust des Credits, den er sich in seiner Jugend durch große Verschwendung zugezogen hatte, bewog ihn zu einer bis an Geiz grenzenden Sparsamkeit; er bezahlte nach und nach seine Schulden und sammelte, indem er äußerst karg lebte und dürftig gekleidet umherging, unberührt von dem ihm oft von den Studenten nachgerufenen Spott: „Armer Aufseß", sich langsam ein Vermögen von 400,000 fl., welche er in seinem am 17. Febr. 1738 errichteten Testamente zur Herstellung eines Seminars behufs der wissenschaftlichen Erziehung von armen Knaben aus dem Hochstifte Bamberg und aus dem Hochstifte Würzburg die Anzahl je nach der Stärke des Fonds, welche die beiden Domkapitel $^2/_3$ Bamberg, $^1/_3$ Würzburg, jedes für seinen Theil, mit Vorzug der Waisen auszuwählen hätten, bestimmte; zugleich betraute er den Domherrn Eustach von Werdenstein mit der Vollendung seiner wohlthätigen Anstalt.

Vor der Ausführung seines edlen Vorhabens, zu dem er die einzelnen nöthigen Bestimmungen getroffen hatte, ereilte ihn am 2. April 1738 der Tod; doch genügte nun der Kapitular v. Werdenstein seinem Willen, er erbaute mit großem Kostenaufwande das Erziehungshaus, und bestritt vom J. 1741 an mit den Zinsen eines Kapitals von 300,000 fl. die jährliche Unterhaltung des Instituts, in welchem unter der Vorstandschaft eines Kapitularen als Präsidenten und eines verdienten Weltgeistlichen als Regens, 4 Theologen als Erzieher und Lehrer die in dem Testamente bezeichnete Anzahl von armen Knaben (nun 24 aus dem Bambergischen, 12 aus dem Würzburgischen), unentgeltlich und sorgsam verpflegt, in Sprachen, Musik ꝛc. unterrichteten. Das Institut wurde 1804 wegen seiner angeblich der Jugend nachtheiligen Richtung aufgehoben, das Haus für die Unheilbaren in Anspruch genommen und aus seinem Fonde Stipendien ertheilt. Nachdem das Stiftungskapital durch üble Administration große Verluste erlitten hatte, erlangte die Anstalt auf Betreiben des verdienten Frhrn. Hans v. Aufseß 1832 wieder ihre Erneuerung und konnte im August 1841 ihr 100jähriges Bestehen in dankbarem Andenken an den Stifter feiern.

Viele und ausgezeichnete Männer danken dieser wohlthätigen Stiftung ihre erste Ausbildung, möge sie unter dem Schutze der Verfassungsbestimmungen segensreich fortdauern!

Nikolaus Hieronymus Gundling,

geh. Rath und Professor zu Halle.

Was ich sage, scheinet mir wahr zu sein. Wer mich deßwegen hasset oder anfeindet, der wisse, daß ich seine Feindschaft nicht verdient, sondern bereit sei, durch alle nur ersinnliche Freundlichkeit feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln.

Gundlings Leben S. 7683.

Ist die sich auszeichnende praktische Anwendung einer außerordentlichen Begabung zur geistigen Veredlung der Mitbürger oder bewiesene seltene Thatkraft beim Schutz des Landes oder zur Emporbringung der Kultur, des Wohlstandes, oder der Milderung des Unglücks der Menschen, Bedingung zur Aufnahme eines Namens in den Tempel des Ruhmes einer Nation, so verdient hier Gundling seinen Platz, von dem zu sagen war, er solle seiner Gelehrsamkeit wegen mit einem goldnen Scheine gemalt werden, der in einem gesunden, kräftigen, durch Leibesübungen und Mäßigkeit gestählten Körper durchdringenden Verstand, außerordentliches Gedächtniß, die größte Gelehrsamkeit mit Witz und Gutmüthigkeit verband.

Geboren am 25. Febr. 1671 zu Kirchsittenbach (nun kgl. Landgericht Hersbruck), verlebte er unter der Aufsicht seines Vaters Wolfgang Gundling, der daselbst Pastor war, und seiner Mutter Helena, einer gebornen Vogel seine Jugend in Nürnberg, wohin sein Vater mehrere Jahre nach seiner Geburt als Pastor an der Kirche zu St. Lorenz ernannt worden war. Er besuchte das Aegidiengymnasium daselbst und nach seines Vaters Tode 1690 die Universität zu Altdorf, um sich hier der Philosophie und Theologie zu widmen, dann jene zu Jena und Leipzig, später abermals Altdorf, wo er sich unter den damals berühmtesten Lehrern in der Theologie, Geschichte und Philosophie ausbildete.

Aus Nürnberg mit zwei Patriciersöhnen als Hofmeister in Halle angekommen, wandte er sich nun auf Zureden seines Lehrers, des berühmten Juristen Christian Thomasius, zur Rechtskunde, und gab sich seinen Studien mit solchem Eifer hin, daß er bald als Privatlehrer dort sich einen Namen erwarb, am 12. Juni 1703 den Doktorgrad erlangte, und durch den Ruf seiner eifrig besuchten Vorlesungen 1705 die Ernennung zum außerordentlichen, als er aber den Ruf als ordentlicher Professor nach Altdorf ausschlug, 1706 zum ordentlichen Professor der Philosophie erhielt. Seine umfassenden Kenntnisse der Theologie sowie der Jurisprudenz bewogen den König von Preußen, ihn zum Consistorialrath des Herzogthums Magdeburg zu Halle zu ernennen, und ihm nach dem Tode des berühmten Professors Cellarius 1707 die von diesem bisher innegehabte Professur der Beredsamkeit und der Alterthumskunde zu übertragen, eine Beförderung, die selbst in Frankreich und Holland, wohin der Ruhm seiner zahlreichen gelehrten Schriften gedrungen war, lebhafte Anerkennung fand. Zum Dank

für seine Ernennung hielt er am 51. Geburtstag des Königs Friedrich I. eine Lobrede auf ihn, die als ein Meisterstück der Beredsamkeit galt. Bald darauf wurde er zum Professor des Natur- und Völkerrechts ernannt und auf Befehl des Königs in die Juristenfakultät aufgenommen, in welcher er sich durch seine Schriften und Rechtsgutachten so vortheilhaft wie früher bewegte, und in verschiedenen Jahren das Dekanat derselben, später das Prorektorat der Universität versah. In dieser Zeit veröffentlichte er mehrere seiner tiefgedachten und mit Gründlichkeit geschriebenen theils historischen, politischen, theils juridischen Werke: über Heinrich den Finkler, über den Zustand von Europa, seinen „Weg zur Wahrheit", seine „historia der Gelahrtheit," die „Gundlingiana", in denen Abhandlungen aus allen Theilen der Wissenschaft u. s. w. enthalten waren. Die ruhmvolle Anerkennung seiner gelehrten Schriften bewirkte mehrere und äußerst glänzende Anerbietungen zur Uebernahme auswärtiger Stellung; allein er blieb der Universität und dem Lehramte treu, weßhalb ihn zum Danke hiefür der König, der oft seinen Rath erholte, der sich immer gegründet und im Ausgange glücklich erwies, zum geheimen Rath ernannte. Indem er seine beliebten Vorlesungen ununterbrochen hielt, setzte er seine literarische Thätigkeit fort, und mehrte durch die sich schnell folgenden gelehrten Schriften den Glanz seines Namens. Die Jahre lange Anstrengung aber brach den starken Körper, und er erlitt im Sommer 1729 einen Blutsturz, dem ein verzehrendes Fieber folgte, das ihn am 9. Dez. 1729 im 58. Jahre seines Lebens hinraffte.

Gundling war mit Sophie Auguste Kraut, der Tochter eines Consistorialrathes, verheirathet, doch unglücklich in der Ehe. Seine Grabschrift bezeichnet ihn, wenn auch etwas überschwänglich, doch treffend: „Ein klein und großer Mann, klein von Person, gros von Herkommen, Ehre und Ansehen, noch größer aber von Gelehrsamkeit, denn er war excellent in vielen Wissenschaften, davon sonst jede einen eignen Mann erfordert . . . ein Mann, der vernünftiger denn Plato, nützlicher als Aristoteles, richtiger denn Epikur, klüger als Cicero, deutlicher denn Grotius, gründlicher als Puffendorf und Thomasius, ein Restaurator der deutschen Sprache und Rechte, ein Verehrer römischer und aller Antiquitäten . . . Die Historie war sein Hauptwerk, das Staatsrecht sein Vergnügen und an der Kritik ergötzte er sich, kurz ein wahrer Polyhistor, kein ungelehrter Polygraphus, der Erbfeind der Feinde der Wahrheit und Freund der Hasser des Falschen, ... welchen seine Jugend gefährlich, die Verdienste glücklich, der Hausstand aber unglücklich machten; und der gegen Höhere submiß, mit seinesgleichen in conversation aufrichtig, in Ansehung Geringerer leutselig und gegen Pedanten satyrisch, im Glücke glücklich, geduldig im Unglück, in Amtsverrichtungen gewissenhaft, unerschrocken in Controversien, in Schriften und Collegiis lebhaft und angenehm, Christlich im Leben, selig im Tode, merkwürdig durch sein Absterben war." —

Seine Büste ist in der Ruhmeshalle in München aufgestellt.

Sein älterer Bruder Paul, geboren 1668 zu Kirchsittenbach, bildete

sich auf den Universitäten zu Altdorf, Jena und Helmstädt aus, machte als Hofmeister mit zwei jungen Edelleuten Reisen nach Holland und England, und wurde 1705 von König Friedrich I. von Preußen an der neuerrichteten Ritterakademie als Professor, später zum Hofrath und Zeitungsreferenten ernannt. Er schrieb viele und treffliche Schriften; allein sein Hochmuth, seine Pedanterie und vor Allem seine unauslöschliche Trunksucht machten ihn lächerlich, so daß er dem ganzen Hof von Berlin und Potsdam zur Zielscheibe oft roher und gemeiner Possen wurde. Vom Könige zum Kammerpräsidenten der Akademie und Oberceremonienmeister ernannt, wurde er mit einer Uniform versehen, die sogleich auch hier wieder den mit ihm getriebenen gnädigen Spaß bewies, — er war des Königs Hofnarr. — Paul Gundling starb am 11. April 1731 zu Potsdam und wurde in einem Sarge in Gestalt eines Weinfasses (!!) begraben. — Schade, daß unedle Leidenschaften sein sonst gelehrtes Wirken trübten.

Johann Georg von Eckhart,

fürstbischöflich würzburgischer geheimer Rath und Universitätsbibliothekar, Geschichtschreiber.

> Bene de ecclesia et republica meriti sunt omnino, qui operam suam describendis Episcoporum gestis impenderunt.
>
> Comment. in praef.
>
> Um Staat und Kirche haben die Geschichtschreiber der Thaten der Bischöfe sich verdient gemacht.

Johann Georg v. Eckhart, ein um die deutsche Geschichte höchst verdienter Schriftsteller, wurde zu Duingen im kalenbergischen Amte Lauenstein als der Sohn des dortigen Oberforstbeamten und dessen Ehefrau, einer gebornen Barring, am 7. Sept. 1674 geboren und besuchte, nachdem er im elterlichen Hause den ersten Unterricht genossen hatte, dann die Klosterschule Pforta. Er wendete hier, von glücklichen Anlagen unterstützt, seine ganze Aufmerksamkeit dem Studium der ältern lateinischen Dichter zu und brachte es bald dahin, daß er in 2 Stunden 300 lateinische Verse zu fertigen im Stande war. Auf der Universität Leipzig, wo er bis 1696 studirte, benützte er die dortige paulinische Bibliothek, um in eingehender Weise Geschichte, Numismatik, Diplomatik, Archäologie und ältere Geographie und Geschichte sich zu eigen zu machen. Vom kursächsischen Minister und Feldmarschall Grafen Flemming zum Sekretär angenommen, erweiterte er auf den mit demselben gemachten großen Reisen seine Kenntnisse zur gründlichen historischen Ausbildung, und nahm endlich, nachdem er eine Ernennung zum sächsischen Rittmeister und einen zweimaligen Ruf als Professor in Wittenberg ausgeschlagen, die Professur der Geschichte zu Helmstädt an, die er durch die Empfehlung des großen Leibnitz, den er in

Braunschweig kennen gelernt hatte, erhielt. Hier lehrte er v. J. 1706 bis 1717, während welcher Zeit (1713) er vom Kurfürsten von Hannover zum Rath und Historiographen ernannt wurde.

Ein Zeichen der hohen Achtung, in der er zu jener Zeit schon stand, ist, daß ihm nach Leibnitzens Tode dessen Stelle als Bibliothekar in Hannover ertheilt wurde. Während dieses Zeitraumes bearbeitete er mit Leibnitz die „origines guelphicae (erschienen 1750), seine „epistola de nummis Theodorici regis 1720", die „leges francorum et ripuariorum" 1720, die „origines Austriacae" 1721 (in Folge derer er von Kaiser Karl VI. in den Adelsstand erhoben wurde), die „historia genealogica principum Saxoniae" 1722, in demselben Jahre „Leibnitzens Leben." Unzulänglicher Gehalt, der ihn vor Noth nicht schützte („Meine Frau hat mir eine gute Summe Geldes und einige tausend Thaler werthe Kleinodien zugebracht, diese sind alle daraufgegangen. Man hat, da ich Thränenbrod genossen, meiner gespottet. Ich kann meine Frau und Kinder vor meinen Augen nicht Hungers sterben sehen" sagt er in einem Berichte an das Ministerium), Anfeindungen aus Neid über seine Erhebung in den Adelsstand, endlich der Drang seiner Gläubiger bewogen ihn, 1723 heimlich im Bettlergewande Hannover, Frau und Kinder und seine 80jährige Mutter zu verlassen, und gänzlich hilflos in das Kloster Corvey zu flüchten. Es ist wahrscheinlich, daß hier schon in ihm der Gedanke sich feststellte, seine Religion zu verlassen, und dem katholischen Glauben sich zuzuwenden, welchen Entschluß er 1724 bei den Jesuiten in Köln ausführte, wo er sich der besten Aufnahme zu erfreuen hatte. Obgleich ihm nun hier in Folge des Rufes seiner Gelehrsamkeit durch die Kardinäle Spinola und Passionei die besondere Achtung des Papstes Innocenz XIII., der auch seinen beiden Söhnen geistliche Pfründen versprechen ließ, versichert, der Ruf nach Rom, andere Anträge nach Mailand, Dienste bei den Kurfürsten von Köln, Mainz und der Pfalz, dem Fürstabte zu Fulda, dem Fürstbischofe zu Passau rc. angeboten wurden, so nahm er sie doch nicht an, sondern folgte dem Anerbieten des hochgebildeten Gönners der Wissenschaften, des Fürstbischofs Johann Philipp Franz v. Schönborn in Würzburg, der ihn zum Hof- und Universitätsbibliothekar mit dem Range eines Hofrathes ernannte, welcher Würde dessen Nachfolger den Titel eines geheimen Rathes beifügte. Indem er nun die Bibliothek förmlich neu sowohl im Bau als Einrichtung begründete, und unter Bischof Christoph Franz das außerordentlich reiche Domkapitelsarchiv ordnete und benützte, beschäftigte er sich voll Eifer mit geschichtlichen Arbeiten, von denen hier sein „corpus historiarum medii aevi" 1723 in 2 Bdn. fol., die „Nachricht von der alten Salzburg" 1725, eine Widerlegung von Schannats fuldaischer Geschichte 1727, sein „Commentar zur fränkischen Geschichte" in 2 Theilen fol. 1729 und mehrere kleine Abhandlungen genannt sein sollen. Alle seine Schriften zeugen von seiner tiefen und gründlichen Kenntniß der Geschichte und sind auf die besten Quellen, namentlich auf die alten Chroniken und Urkunden der Archive, von denen er

viele abdrucken ließ, gebaut. Seine Geschichte von Ostfranken und dem Bisthume Würzburg, so wie der bedeutendsten Begebenheiten in Deutschland von den Zeiten der Wanderungen der alten Franken an, (commentarii de rebus Franciae Orientalis etc.) gedieh zwar nur bis zu König Conrad I. und Bischof Dietho von Würzburg, doch hat sie außer der Gediegenheit seiner Schriftweise einen großen historischen Werth, da er eine Menge facsimilirter Schriftproben, älterer Denkmäler, Gemälde, Siegel, Münzen und Urkunden in Kupfer, eine Abhandlung über die sächsische Sprache und mehrere Glossarien abdrucken ließ; sie würde, von ihm vollendet, einzig in ihrer Art gewesen sein. Eben als er in der Vorrede zum Commentar die Grenzen des Bisthums zur Zeit Bischofs Burcard beschrieb, entfiel ihm im Schreiben des Wortes: ex (currit wahrscheinlich) die Feder, er erlag in wenigen Tagen dem plötzlichen Anfall einer tödtlichen Krankheit am 20. Sept. 1729 im 55. Lebensjahre, und fand seine Ruhestätte in der St. Peterskirche zu Würzburg.

Seine beiden Söhne aus seiner Ehe mit Rosine Elisabetha von Berthun wurden mit den Edelknaben erzogen und traten später in Kriegsdienste, seine Tochter zog sich in das Kloster der Ursulinerinen zurück.

Noch bewahrt das Archiv zu Würzburg das eigenhändige Manuscript seines Commentars.

Franz Joseph von Unertl,

kurfürstl. geheimer Rath und Conferenzminister.

> „Ich kenne eure Capacitaet und merita, die letzten aber vor mich und das Kurhaus seind nicht in Bayern also angesehen, ausser bei etlich wenigen, die in Sekret seind."
>
> Schreiben Kurfürst Max Emanuels an Unertl.

Ein Beispiel treuer, uneigennütziger und unerschrockner Pflichterfüllung und einer tief eingreifenden Einwirkung in die Geschichte unsres Landes bietet das Dienstleben F. J. v. Unertl's unter zwei Regenten des Kurstaates Bayern, die er in den bedrängtesten Zeiten, die das Land je durchzumachen hatte, mit seinem Rathe und seiner Sorge umgab und aus ihren Leiden herauszuwickeln wußte.

Franz Joseph von Unertl, Sohn des Sekretärs Georg Unertl und seiner Frau Regina, war zu München 1675 am 21. Februar geboren und genoß mit seinem Bruder Johann Benno, der später durch ihn Landschaftskanzler wurde, in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht, trat dann in öffentliche Dienste, und scheint schon zur Zeit, als Kurfürst Max Emanuel in Brüssel sich aufhielt, dessen Vertrauen genossen zu

haben, da dieser ihn dorthin berief, ihn 1696 zum wirklichen geh. Rath, dann zum geistl. Rathsdeputirten ernannte, ihm auch zugleich die Administration des geheimen Archivs anvertraute. Als der Kurfürst 1704 bei der Occupation von Seite Oesterreichs das Land verließ, flüchtete Unertl das Archiv und den ganzen Schatz, französische Haute-lisse-Tapeten ꝛc. nach Burghausen in's dortige Schloß, brachte diese aber auf des Kurfürsten Befehl wieder heimlich nach München zurück und verbarg sie während der ganzen zehnjährigen Occupation so schlau, daß er sie mit zwei Gemälden von Correggio im Werthe von 40,000 fl., die er in seinem Hause verborgen hatte, unversehrt seinem Herrn wiedererstatten konnte. Hiebei gerieth er aber durch die Aussage des geheimen Rathssekretärs Neusönner und später durch die Drohungen eines Karmeliten in solche Gefahr der Entdeckung, daß er gelobte, wenn er glücklich die Sache beende, eine Kirche bauen zu lassen, was er auch in's Werk setzte, nachdem er den Schatz glücklich gerettet hatte, indem er eine Kirche in Schönbrunn (bei Dachau), einem Gute, das er von seiner Frau, einer gebornen Freiin von Schmid, zu administriren hatte, erbauen ließ.

Unter der österreichischen Occupation wurde er zum kaiserlichen Reichshofrathe (1709) ernannt und zu mancherlei Diensten gebraucht, was ihn in den Verdacht vorherrschender Neigung für Oesterreich brachte, wobei er aber nur seines Herrn Vortheil zu wahren wußte.

Er leistete seinem Kurfürsten während seines Exils und nach seiner Zurückkunft nicht nur durch seinen guten Rath, sondern auch durch seine persönliche Anwesenheit in Wien, Regensburg ꝛc. die ersprießlichsten Dienste, und hatte sich daher auch dessen vollsten Vertrauens und ehrender Anerkennung zu erfreuen, was sich durch seine Ernennung zum wirklichen geheimen Conferenzrath (11. April 1715), dann zum Obristlehensprobst und Pfleger zu Reyßach und durch das Geschenk des Gutes Mattsies (25. Sept. 1718) beurkundete.

Berücksichtigend seine treuen Dienste, ernannte ihn Karl Albrecht, als er nach seines Vaters Max Emanuel Tode, 26. Febr. 1726, zur Regierung kam, zum geh. Rathskanzler und Conferenzminister (3. März 1726) unter den lobendsten Ausdrücken: „in Beherzigung seiner mehr denn 30jährig mit Löblichster Treu, Klug und Angelegenheit zu Allen, sogar auch denen widerigen Zeiten dem Durchl. ganzen Kurhause so nüz- als ihm selbst gefährlich, Sorgfältig und distinguirter folgsam mit Verschaffung vollständiger Vergnügung wichtig geleisten Dienste, dann der ihm weiters beiwohnenden sonderbaren Capacität, und schönen Eigenschaften, wie auch in Ansehung der von demselben mit dem Archiv vorgehabt öftern manipulation, und der daraus gezogenen nicht gemeinen Wissenschaft der Sekret- und Archivalien, dann weiters in Erwägung des besonderen in seiner Person setzenden gnädigsten Vertrauens ꝛc.“; er übernahm die oberste Leitung aller Geschäfte, suchte durch einen umfassenden schon Max Emanuel vorgelegten Schuldentilgungsplan Ordnung in den Haushalt zu bringen, besorgte

die Staatsangelegenheiten und Haussachen, wie z. B. die Bischofswahlen zu Köln, Trier, Lüttich und Münster zum Besten bayerischer Prinzen und die Vermählungs- und Verlassenschaftsverhandlungen anderer Prinzen des Hauses mit aller Treue und Einsicht. Auch die Reichsvikariatsgeschäfte nach dem Tode des Kaisers Karl VI. wurden von ihm für seinen Landesherrn als Kurfürsten geführt. Als vor der Wahl des neuen deutschen Kaisers der König von Frankreich dem Kurfürsten Karl Albrecht versprochen hatte, durch Geld und Truppen seine Ansprüche auf Oesterreich und Böhmen zu unterstützen, und ihm zur Kaiserkrone seine Hilfe zu gewähren, hielt es Unertl für seine Pflicht, dem Kurfürsten in einer Conferenz mit den Ministern zu rathen, die deutsche Kaiserkrone nicht zu suchen und anzunehmen, gab ihm zu bedenken, daß schon sein Großvater Ferdinand Maria aus gewichtigen Gründen, die Unertl darlegte, der ihm öfters angetragenen Krone entsagt habe, und erklärte sich offen gegen einen Krieg mit Oesterreich, da den Versprechungen Frankreichs nicht zu trauen sei; er möge lieber seine Ansprüche auf Oesterreich auf dem Rechtswege beim Reichstage geltend machen —, welche Erklärung tiefen Eindruck auf den Kurfürsten und die Minister machte. Der Staatsminister Graf Törring-Jettenbach aber, von anderen Ansichten ausgehend, wußte den Kurfürsten zu einer zweiten Conferenz am 18. Mai 1741 unter Beiziehung des französischen Gesandten, Marschalls v. Belle-Isle, zu veranlassen, von der Unertl ausgeschlossen sein sollte. Nachdem er hievon Kenntniß erhalten hatte, eilte er sogleich nach Nymphenburg, wo die Conferenz stattfand, und da ihm hier auf Befehl des Kurfürsten der Eintritt verweigert wurde, begab er sich, entschlossen, seinen Herrn und sein Vaterland vor Unglück zu bewahren, in den Hofgarten, ließ eine Leiter an ein Fenster des Conferenzsaales anlegen, stieg hinauf, schlug mit seinem Chapeau-bas eine Glastafel ein und rief zur Oeffnung hinein: „Um Gottes willen, kurfürstliche Durchlaucht, nur keinen Krieg, sonst sind Sie, Ihre Familie und Land verloren. Trauen Sie den Franzosen nicht! Graeca fides! Denken Sie an Ihren hochseligen Herrn Vater und an das Loos, das ihm und Bayern wurde! Nur keinen Krieg!“ Graf Törring aber legte seinen Degen auf den Tisch und rief: „Krieg!“

Der Krieg wurde beschlossen, der Kurfürst nahm die Kaiserkrone an (24. Jan. 1742) und der Erfolg bewies die Richtigkeit der Warnung Unertls; nach einigen Siegen gegen Oesterreich drang dieses vor und eroberte die Kurlande, die nun wieder unter den vollen Leiden des Krieges in feindliche Administration geriethen. Der Kurfürst mußte flüchten, und nur ein Bündniß mit Preußen und dessen Unterstützung brachte ihn wieder in sein Land zurück. Als er am 19. April 1743 in München eintraf, erkannte er das Verdienst Unertls an und bemerkte ihm in Beisein der Prinzen und vieler Hofbediensteten, daß er Alles, was er wisse und vermöge, von ihm wisse und gelernt habe, und daß er übel gethan, bei der römischen Kaiserwahl seinen so gutgemeinten Rath nicht befolgt zu haben; er wünsche ihm allzeit dankbar zu sein.

Unertls unermüdete Thätigkeit ließ ihn aber seinen eigenen Nutzen dabei ganz vergessen, so daß er allein an Besoldungen, die ihm nicht ausbezahlt worden waren, 70,832 fl. zu fordern hatte, und er vergaß, das ihm vom Kurfürsten Max Emanuel geschenkte Gut Mattsies in Besitz zu nehmen.

Unertl war im Umgange äußerst einfach und gerade, dabei aber ebenso schlau, ein vollendeter Geschäftsmann; da er nicht von Adel war, auch bei diesem nicht beliebt, aber darum unbekümmert; seinen einmal gefaßten Entschluß emsig verfolgend, im vollen Vertrauen seines Kurfürsten, zugleich von mächtigem Einfluß auf die Landstände, zu deren Kanzler er seinen Bruder zu befördern durchgesetzt hatte; düster, selten sichtbar, immer mit seinen Arbeiten beschäftigt, empfing er nur Diejenigen, die er selbst gerne sehen wollte, und diese mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Er hatte trotz der Kriegszustände so günstig gewirkt, daß die Landstände anerkennen mußten, das Land sei, als es 1745 der Kurfürst wieder erhielt, in blühendem Zustande.

Unertl überlebte seine beiden Herrn und starb am 22. Januar 1750 in hohem Alter; er wurde an der Ostseite der Frauenkirche in München in einer von seinen Eltern erkauften Grabstätte begraben.

Von seines Namens Theilhabern fügen wir noch bei:

Der Sohn des Landschaftskanzlers Johann Beno, Franz Anton, trat in dessen Fußstapfen und begleitete 31 Jahre dieselbe Ehrenstelle, der sein Vater mit so viel Ruhm vorgestanden war; dessen Schwester Maria Theresia Unertl, Franz Xaver und Johann Anton von Joner mit ihren Frauen, gleichfalls Unertl'scher Familie, widmeten den vorangegangenen berühmten Gliedern ihrer Familie auf dem Grabmale der Unertl 1788 eine dankbare Inschrift.

Zur selben Zeit finden wir: Anton Cajetan von Unertl, Dr. juris, kurköln. und kurbayer. geistl. Rath und Vicedirektor des Collegiatstiftes Habach, Probst und Dechant bei St. Peter in München (1774), dann Joseph Ignaz von Unertl, Dechant zu St. Peter in München, Dr. juris, infulirter Probst des Collegiatstiftes St. Wolfgang in Burgholz (1753), geistl. Rath und Vicedirektor in München, Domherr zu Freising, † 1759.

Ignaz Kögler,

Präsident des mathematischen Tribunals und Mandarin zweiter Klasse zu Peking

Vita mortuorum in memoria posita est vivorum.

In der Erinnerung der Lebenden besteht das Leben der Gestorbenen.

Ignaz Kögler wurde als der Sohn des Kürschners Andreas Kögler und seiner Ehefrau Elisabeth zu Landsberg in Oberbayern geboren und am 11. Mai 1680 getauft. Seine erste Ausbildung scheint er in

seinem Geburtsorte erhalten zu haben. Mit seinem 16. Jahre (1696) trat er in den Jesuitenorden, wo er sich vorzüglich mit Mathematik beschäftigte, und zwar mit solchem Erfolge, daß ihm 1712 die Lehrstelle der Mathematik und der von ihm genau gekannten orientalischen Sprachen zu Ingolstadt ertheilt wurde. Im Jahre 1715 verließ er die Universität, um im Auftrage seiner Obern als Glaubensprediger nach China zu wandern.

Am 30. August des nächsten Jahres erhielt er wegen seines Rufes in allen Theilen der Mathematik und Astronomie vom Kaiser Kang-hi einen Ruf nach Peking und von demselben die Vorstandschaft des mathematischen Tribunals mit der Würde eines Mandarins zweiter Klasse. Unter dem folgenden Kaiser Yong-Tsching († 7. Okt. 1735) wurde er (1731) zum Beisitzer des dritten höchsten Reichstribunals der Gebräuche (Li-pu) ernannt, welches die Ceremonien, Künste und Religionsübungen umfaßt, die im chinesischen Reiche erlaubt sind. In dieser seiner wichtigen und ehrenvollen Stellung war er im Stande, während der gefährlichsten Christenverfolgung des Kaisers Yong-Tsching allein ausreichenden Schutz den Christen Chinas zu gewähren. Seine astronomischen Beobachtungen in China, die er nach Bayern an Eusebius Amort übersandte, und seine Schriften über die Geschichte der Juden und ihre heiligen Bücher in Sina haben hohen wissenschaftlichen Werth.

Während er zum Drittenmale Vorsteher der Missionen von China und Japan war, ereilte ihn, 66 Jahre alt, im Jahre 1746 am 29. März der Tod zu Peking. Er wurde nach römisch-katholischem Ritus mit großen Feierlichkeiten und auf Kosten des Kaisers daselbst beerdigt. Seine Vaterstadt Landsberg bewahrt noch auf dem Rathhause sein Porträt.

Balthasar Neumann,

fürstl. würzburgischer Obrist, Baumeister.

> Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
> In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
> Dein Wissen theilest du mit vorgezogenen Geistern,
> Die Kunst, o Mensch, hast du allein.
>
> Schiller.

Wer je die prachtvolle Residenz in Würzburg zu sehen Gelegenheit hatte, die an äußerer Schönheit des Styls wenige, an zweckmäßiger Eintheilung und solider Bauart keine neben sich hat, dem wird der Name Neumann nicht neu sein, und es ist Ehrensache, seiner hier zu gedenken, dem wir außer dem genannten Bau noch eine Menge vorzüglicher, dem Lande zur Zierde dienender Bauten zu verdanken haben, der, wenn er auch nicht bei uns geboren wurde, dennoch den weitaus größten Theil seines Lebens bei uns zugebracht hat, und in unserer Erde ruht.

Balthasar Neumann, zu Eger in Böhmen 1687 geboren, der Sohn eines Kaufmanns Johann Christoph Neumann, kam schon in früher Jugend nach Würzburg, wo er bei dem Stück- und Glockengießer J. Ignaz Kopp lernte, und als Geselle 1711 seinen Lehrbrief „in der Büchsenmeister Ernst- und Lustfeuerwerkerei" erhielt. In dieser Zeit widmete er sich vorzüglich dem Studium der Mathematik, bildete sich im Zeichnen aus und verfertigte verschiedene physikalische und mathematische Instrumente. Nachdem er im Jahre 1712 als Gemeiner in die Artillerie eingetreten war und mehrere Feldzüge mitgemacht hatte, wurde er dann zum Offizier ernannt, und vom Bischofe Joh. Philipp Franz v. Schönborn, der sein Talent und seinen Fleiß ehrte, zu weiterer Ausbildung in der Baukunst nach Italien, Frankreich und den Niederlanden geschickt. Nach seiner Rückkehr übertrug ihm der Fürstbischof den Entwurf eines Planes zur Erbauung einer neuen fürstlichen Residenz, den er auch dann, so prachtvoll, wie die Residenz jetzt steht, in den Jahren 1720—1744 ausführen durfte; er hatte hiebei das eigene seltene Glück, daß drei Fürsten, die sich folgten, ihm erlaubten, nach gleichem Plane fortzubauen. Während des Baues war er 1720 zum Hauptmann, 1729 zum Obristlieutenant, nach dem Bau 1744 zum Obrist in der fränkischen Kreisartillerie und Oberbauinspector befördert worden.

Außer diesem herrlichen Bau wurden nach seinen Plänen ausgeführt und theilweise geleitet: die Façade (und Kuppel) des Neumünsters, des Jesuitencollegiums, die schönbornische Todtenkapelle am Dom zu Würzburg die Schlößer zu Werneck, Bruchsal und Coblenz, das Reichskammergerichtsgebäude zu Wetzlar, die Wallfahrtskirchen zu Gößweinstein und Frankenthal (begonnen 1743), zu Marienweiher in Oberfranken und Closberg, die Pfarrkirchen zu Wiesentheid, Hollfeld, Höchstädt, Neresheim, Neckarelz und Neckargemünden, die Deutschordenskirche zu Mergentheim, die Klosterkirchen zu Schwarzenberg und Schönthal und andere, mehr als 70 an der Zahl; außerdem fertigte er Pläne zu einem Kaisersitze in Wien, für die Residenzen zu Stuttgart, Karlsruhe und Schwetzingen, so zur Deutschordenskirche in Nürnberg, baute viele Privathäuser, wie z. B. den hutten'schen Hof in Würzburg, vollendete die Fortifikationen um die Stadt Würzburg am Sander- und Neuenthore, sowie den Mascicolisthurm an der Festung Marienberg, und sammelte sich um die Anlage der Saline zu Kissingen, der Glasfabrik zu Schlaichach im Steigerwalde, die Spiegelfabrik und die Brunnenwerke in Würzburg und auf der Feste Marienberg unvergängliche Verdienste. Nebenbei ertheilte er in der Civil- und Kriegsbaukunst Unterricht, an dem nicht nur einheimische, sondern selbst kaiserliche und preußische Offiziere und andere Standespersonen Theil nahmen, und war so die Veranlassung, daß der Fürstbischof Friedrich Karl einen eignen Lehrstuhl an der Universität für Civil- und Kriegsbaukunst, welche unentgeltlich von einem Artillerieoffizier gelehrt wurde, gründete.

Aus seiner 1725 mit der Tochter des geheimen Rathes Schild zu

Würzburg eingegangenen Ehe hinterließ er bei seinem am 19. Aug. 1753 erfolgten Tode einen Sohn Franz Ignaz v. Neumann, der, gleichfalls Artillerieobrist und ausgezeichneter Architekt, die nun niedergelegte Klosterkirche in Münster-Schwarzach baute, das Portal der St. Jacobskirche in Bamberg und die Pläne zur zweckmäßigen und entsprechenden Restaurirung des 1689 von den Bluthunden des französischen Königs Ludwig XIV. niedergebrannten und zerstörten, 1722 wiederzubauen begonnenen, Speyerer Domes entwarf. Er starb im 52. Jahre 1785.

König Ludwig nahm Neumann's Büste in die Ruhmeshalle mitauf.

Urban Heckenstaller,

geheimer Rathssekretär

und die Isarsocietät.

Aequam memento rebus in arduis servare mentem.
Horat. II. 3.

Gleichmuth erhalte in des Lebens Stürmen.

Hundertsechsundachtzig Jahre nach der durch Aventin gestifteten gelehrten Gesellschaft in Ingolstadt wurde in München in schon kriegsbewegter Zeit (1702) die zweite gelehrte Vereinigung geschlossen, deren patriotischer Zweck die Vertheidigung des Ruhmes des Kurhauses Bayern, Verbannung und Widerlegung schädlicher, Verbreitung nützlicher, Bücher, und Aneiferung der Mitbürger zur Theilnahme an den Wissenschaften war. Die Mitglieder dieser gelehrten Verbindung, 20 an der Zahl, theils weltlichen, theils geistlichen Standes gaben sich willkürliche Namen, wie Siegfried von Glückshofen zu Hohenburg, Emanuel von Heldenmark, Augustus von Lorbeernstauf, Ehrenwerth von Sigensburg zu Wolfrathshausen, P. Friedrich Friedenthaler zu Neustift u. s. f., wohl um unter dem Schutz dieser Namen mit mehr Freimuth sich aussprechen zu können, und nannten die Vereinigung: „die Nutz und Lust erweckende Gesellschaft der vertrauten Nachbarn am Isarstrom, das ist, etlicher in selbiger kurb. Revier wohnenden guten Freunde." Ihre in Gesprächsform gefaßten, in 5 Bändchen 1702—1704 veröffentlichten Abhandlungen wurden in einer Zeit herausgegeben, die die unglücklichste und schmachvollste war, die Bayern seit seinem Bestehen durchzumachen hatte, in einer Periode, in welcher das Land unter dem Druck der fremden österreichischen Macht knirschend sich beugen mußte, die opfermuthigen Oberländer Bauern von den kaiserl. Panduren geschlachtet wurden, der Kurfürst Max Emanuel in fernem Lande seinen Leidenschaften unbekümmert um des Landes Unglück fröhnte, seine Gattin nach Venedig verbannt, seine Kinder als Gefangene abgeführt waren. — Freimüthig sprachen sich diese „vertrauten Nachbarn" gegen die Gewaltherrschaft aus, und hielten so den Funken des

Vaterlandsgefühls, der noch im Volke lebte, wach. Die Folge dieses patriotischen Muthes der geistigen Erhebung gegen fremde Uebermacht war das schärfste Verbot und die Confiscation des 4. Bandes dieser Abhandlungen durch die kaiserl. Administration.

Von den Mitgliedern der Lust erweckenden Gesellschaft sind bekannt geworden:

1) Urban Heckenstaller, kurf. geh. Rathssekretär, begleitete bei der Gesandtschaft, welche Kurfürst Max Emanuel 1694 nach Polen an den König Johann Sobiesky wegen Vermählung seiner Tochter Therese Kunigunde mit dem Kurfürsten in zweiter Ehe abgesendet hatte, die Stelle eines Sekretärs. Als im Jahre 1705 der Aufstand der bayerischen Bauern gegen Oesterreich erfolgte, wurde nach ihm, der wohl nicht ohne Grund der Theilnahme verdächtig war von dem Feinde gefahndet. Er floh nach Freising, fand dort im Kloster der Franziskaner auf Fürbitte seines Schwagers und anderer Bekannten Aufnahme und bekam die Erlaubniß, den Ordenshabit anzulegen. Er diente zum Schein in der Küche als der Bruder Urbel. Nach der Rückkehr des Kurfürsten Max Emanuel (1715) in sein Land fand sich Heckenstaller ungebeugt wieder in München ein, um dort mit unvermindertem Eifer für die Verbreitung der Wissenschaften zu leben.

2) Joh. Cändler, früher Sekretär bei der bayer. Reichstagsgesandtschaft in Regensburg, wurde auf Fürwort des allen Gelehrten freundlichen geh. Kanzlers Korbinian v. Prielmayer zum geh. Rathsregistrator in München berufen und ihm dann die Verwaltung der Hofbibliothek übertragen, deren reichen Schatz er für sich und im Zusammenleben für Andere trefflich zu nützen und so den Wissenschaften Vorschub zu leisten wußte. Er starb in seinem 75. Jahre am 5. Okt. 1718 und hinterließ einen Sohn Agnellus Cändler, der sich gleich ihm verdient gemacht hat.

3) Joh. Gg. Lütich, kurbayer. Hofrath, geboren zu München, erhielt seine literarische Bildung auf der Schule der Jesuiten daselbst, seine Ausbildung in der Rechtswissenschaft und Weltweisheit auf der Universität in Ingolstadt. Er widmete sich auch mit nicht geringem Erfolge der Dichtkunst in deutscher und lateinischer Sprache. Aus seiner Stelle als Sekretär bei dem kurfürstl. Hofrathe zu München wurde er als Rath nach Mannheim ernannt, und dort unglücklicher Weise erstochen.

Es scheint, daß die dichterischen Arbeiten in den Abhandlungen von ihm sind.

Die wirklichen Namen der übrigen Mitglieder sind bisher nicht zu erforschen gewesen.

Eusebius Amort,

Dechant des Klosters Polling, und die Academia Carolino Albertina.

> Es wirkt mit Macht der edle Mann
> Jahrhunderte auf seines Gleichen.
>
> Göthe.

Tüchtige geistige Kraft, einem edlen Ziele zustrebend, wirkt segensvoll, selbst wenn sie vereinzelt das zu erringen sucht, was die höchsten menschlichen Interessen: die höhere Bildung, verlangen. Anregend und umfassend aber ist ihre Wirkung, wenn sie im engen Anschluße mit Gleichgesinnten, Gleichbeseelten zerstreute Talente sammelt, und in bestimmter Richtung nutzbringend leitet. Wie Conrad Celtes durch die Stiftung der Donau- und Rheingesellschaft, wie Cändler und Heckenstaller durch die Gründung der „Nutz und Lust erweckenden Gesellschaft der vertrauten Nachbarn am Isarstromme, der 1702 gestifteten Isarsocietät", der Aufklärung und Verbreitung der Wissenschaften bedeutenden Vorschub leisteten, so ging von Eusebius Amort eine neue Periode höhern Aufschwungs, ein neuer Anstoß zur Vereinigung zerstreuten Wissens und geeinigter Thätigkeit aus, die weithin ihre goldenen Früchte spendete.

Eusebius Amort, am 15. Nov. 1692 auf der Bibermühle, unweit Tölz (Oberbayern), geboren, erhielt seine erste klassische Bildung auf den gelehrten Schulen zu München und trat nach deren Vollendung in den Orden der regulirten Chorherrn zu Polling (bei Weilheim). Mit regem Eifer gab er sich hier dem Studium der Weltweisheit, Gottesgelehrtheit und Geschichte der Wissenschaften, nicht minder der Erlernung der hebräischen, griechischen, italienischen und französischen Sprache mit solchem Eifer hin, daß er 1717 Priester und dann Lehrer der Weltweisheit, Theologie und des Kirchenrechtes wurde.

Nicht zufrieden mit dem selbsterrungenen Schatze, suchte er bei den Mitgliedern seines Klosters die Liebe zu den Wissenschaften zu erwecken, und diesen einen bleibenden Herd durch eine Gesellschaft zu bilden, die in gelehrten Abhandlungen auf das geistige Leben des bayer. Volkes zu wirken im Stande sei. Er verband sich daher mit gleichgesinnten Männern und gründete mit diesen, den Augustinern Gelasius Hieber[1]) und Agnell Cänd-

1) Gel. Hieber, geb. zu Dinkelsbühl (Mittelfranken), ein gelehrter Theologe aus dem Orden der Augustiner, zeichnete sich durch seine Kenntnisse und Schriften in Mathematik, Geschichte, Geographie, Dichtkunst und in der lateinischen, französischen, italienischen, griechischen und hebräischen Sprache, sowie durch Kanzelberedsamkeit, die er 18 Jahre als Prediger seines Ordens beurkundete, höchst vortheilhaft aus. Er wurde 1724 als Superior nach Aufkirchen berufen, welches Amt er wegen geschwächter Gesundheit 1730 wieder verließ, um nach München zurückzukehren, wo er am 12. Februar 1731 im 60. Jahre starb.

ler[1]), dann dem fürstl. freisingischen Leibarzte Dr. Jos. Grünwald[2]), dem Augustiner Joh. Bapt. Inninger[3]), Korb. Mauerer[4]) und der Hofkammerrath Joh. Adolph Spätt[5]) im J. 1720 die academia Carolino-Albertina,

1) Agnellus Cändler, der Sohn des bayer. Reichsgesandtschaftssekretärs zu Regensburg, später geh. Reichsregistrators und Bibliothekars in München, Joh. Cändler, war zu Regensburg 16. Aug. 1692 geboren, trat 1707 in den Augustinerorden und lehrte die Theologie und Philosophie in seinem Kloster, dessen Bibliothek er vorstand. Im Jahre 1739 wurde er Nonnenbeichtvater in Viehbach, wo er die Urkunden des Klosters sammelte und eine Geschichte desselben schrieb, und 1743 empfing er einstimmig die Würde eines Provinzials. Viele mit großer Gründlichkeit gefertigte biographische und historische Abhandlungen im parnassus boicus, dann viele geschichtliche handschriftliche Arbeiten zeugen von seinem tiefen Wissen und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Er starb 19. Februar 1745 zu München.

2) Franz Jos. Grienwaldt (Grünwald), geb. 1708 zu Wolfrathshausen als der Sohn eines Gürtlermeisters, zeichnete sich bei außerordentlichen Anlagen schon in den untern Schulen auf's Vortheilhafteste unter seinen Mitschülern aus. In Ingolstadt studirte er die Weltweisheit und Arzneiwissenschaft und gab so verschiedene Proben seines gediegenen Wissens, daß ihm von der medizinischen Fakultät die ganz ungewöhnliche Erlaubniß ertheilt wurde, in öffentlichen Disputationen mit und neben den ordentlichen Lehrern miturtheilen zu dürfen. Ein von ihm mit Genehmigung der Censur herausgegebenes Buch: medicus novitius scrupulosus, in das er einige Sätze der von Dr. Morasch aufgestellten, von ihm vertheidigten atomistischen Philosophie aufgenommen hatte, zog ihm eine, auch nach seiner Rückkehr von Altdorf, wo 1732 er den Doktorgrad erlangte, dauernde Verfolgung bis zur Confiscation seiner Schrift zu, was jedoch die Verbreitung seines Rufes keineswegs hinderte, in Folge dessen er zum Mitgliede der kais. leopoldinischen Akademie curiosorum naturae ernannt, von dem Fürstbischof von Freising zu seinem Leibarzte und von den Landständen zu München als Landschaftsphysikus erwählt wurde. Seine vortrefflichen biographischen, arzneigeschichtlichen und medizinischen Schriften, und seine gesellschaftlichen Vorzüge erwarben ihm die allgemeine Achtung, der die heftigen Verdrießlichkeiten wegen der atomistischen Philosophie und ein böses Weib das Gegengewicht bildeten. Er starb 1743 11. Juli an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen bei einem Krankenbesuche in Bayerberg.

3) J. B. Inninger, Sohn bemittelter Eltern zu München, war 1656 geboren und trat in seinem 21. Jahre in den Augustinerorden, in dem er seinen Mitbrüdern mehrere Jahre Philosophie und Theologie lehrte. Seine hervorragenden Kenntnisse bewirkten, daß er erst zu Ramsau, dann zu München, zum Obern, dann zum Bibliothekar und endlich dreimal zum Provinzial erwählt wurde. Er war Meister in der Mathematik und in der Musik, und geschätzte Werke aus diesen beiden Wissenschaften machten ihm einen ehrenvollen Namen. Außerdem, daß er die Bibliothek seines Klosters mit nützlichen Büchern versah, kann noch von ihm gerühmt werden, daß er den großen s. g. Augustinerstock, einen Theil seines Klosters, von Grund aus neu erbaute. Er segnete das Zeitliche am 18. Febr. 1730.

4) Korb. Mauerer, dieser fleißige und gelehrte Mann, geboren 1678 zu Otterfing (nun Gerichts Wolfrathshausen), war besonders in der Astronomie und Mathematik erfahren und stand beihelfend dem Pater Cändler bei dessen vielen literarischen Arbeiten für den parnassus boicus zur Seite. Er begleitete mehrere Ehrenstellen in seinem Orden und starb den 23. Okt. 1727.

5) Joh. Ad. Spätt, kurfürstl. Hofkammerrath, der hauptsächlich biographische

die sich als Beschützer den Kurprinzen Karl Albert erbeten hatte, und sich nach ihm nannte, die in nacheinander folgenden 24 Unterredungen, in den Jahren 1722—37 den parnassus boicus (dessen 2. Band dann, neu fortgesetzt, 1740 gedruckt erschien), „d. i. neu eröffneter Musenberg" herausgab, in welchem eine große Anzahl gelehrter und gründlicher geschichtlicher, theologischer und biographischer Aufsätze, namentlich aber über physikalische, sowie astronomische Fragen von Amort enthalten sind. Der Zweck der Gesellschaft war, den Gelehrten des Vaterlandes über das Neue in der gelehrten Welt Bericht zu erstatten, und alle Manuscripte, wo sie zu finden seien, zur Veröffentlichung zu bringen, das Streben so viele danieder liegende schöne Talente aufzumuntern, „ihnen Lustreitzendes Feder zu allerhand Künsten und Wissenschaften vorzulegen, und die sogenannten belles lettres in unserm Vaterlande desto baß floriren zu machen wenigist in unserer Muttersprach", Amort's gelehrte Arbeiten erwarben ihm bald nicht nur in Bayern, sondern auch im Auslande einen solchen Ruf, daß ihn der Kardinal Lercaro nach Rom berief und ihn zu seinem Theologen ernannte. Seinen Aufenthalt daselbst benützte er, um die Alterthümer und Bibliotheken zu durchforschen und Verbindungen mit den tüchtigsten Männern einzugehen. Hochgeachtet von Papst Clemens XII. und den Kirchenfürsten daselbst, bereichert mit den schönsten Kenntnissen, kehrte er 1735 in sein Vaterland und sein Kloster wieder zurück, wo ihn die Wahl seiner Mitbrüder zum Dechant berief. Mit der ihm eignen Milde und Charakterfestigkeit, mit dem besten Beispiele der Liebe zu den Wissenschaften und zu seinem geistlichen Berufe stand er, der diese seine neue Würde nicht gesucht hatte, derselben vor, indem er seine Ordenspflicht mit gesteigerter Thätigkeit für die Fortsetzung des parnassus boicus, der durch Hiebers Tod und seine Abwesenheit in Rom in Stockung gerathen war, unter des von ihm ermuthigten Cändlers Beihilfe verband.

Da aber mit der Würde eines Dechants die Besorgung ökonomischer und anderer Geschäfte verbunden war, die ihm für seine wissenschaftlichen Bestrebungen die nöthige Zeit raubten, so fühlte er sich gedrungen, zweimal dieser Stelle zu entsagen, um ungestörter seinen schriftstellerischen Arbeiten sich widmen und den geistigen Verkehr mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit, mit Manfredi, Brucker, Bianchini und Andern frisch und lebendig betreiben zu können. Seine großen Verdienste um Ausrottung von

---

Arbeiten für das Gesellschaftswerk lieferte, wurde am 7. Juli 1740 zu dieser Stelle ernannt und ihm bei der Hofkammer das Referat über Jagdbarkeitsangelegenheiten übertragen und starb 15. Juni 1770.

Ohne eigentliche Mitglieder zu sein, arbeiteten an dem parnassus boicus mit: der kurfürstl. Leibarzt Dr. Wolfgang Bergbauer, der Jesuit Theodor Schmackers, die regulirten Chorherrn von Polling Philipp Sailer, Prosper, Goldhofer, Herculan Vogel und der Chorherr v. Bayerberg Benno Zaißberger.

Nach Grünwalds Tode, der den sechsten und letzten Band der Schriften der Gesellschaft 1740 herausgegeben hatte, erlosch diese gelehrte Vereinigung.

Vorurtheilen und um Verbreitung nützlicher Kenntnisse veranlaßten die bayer. Akademie der Wissenschaften im J. 1759 und die gelehrte Gesellschaft zu Roveredo, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Papst Clemens XII. würdigte seine Abhandlung über den Ursprung, den Werth und die Früchte der Ablässe mit dem Ausspruche: „Ganz Rom ruft Heil deinem Werke zu", Papst Benedikt der Große zollte ihm Beifall über seine Beweise von dem Ungrunde mancher Erscheinungen und Offenbarungen, die nur das Werk des Betruges und überreizter Einbildungskraft seien; und der Bischof Joseph von Augsburg, Landgraf von Hessen, verehrte ihm bei der 1767 stattgefundenen Jubelfeier seines 50jährigen Priesterstandes einen prächtigen Kelch mit der lateinischen Inschrift: „Dem Eus. Amort, hochverdient nicht nur um die augsburgische Kirche, sondern auch um die Wissenschaften." Nicht unberührt von der Ungunst, die Bemühungen entgegentritt, welche langverjährte Vorurtheile und Mißstände heben wollen, doch unbeirrt, verfolgte er den reinen Pfad, den er einmal mit lauterm Sinn betreten, bis ihm, umgeben von seinen Schülern, die Stunde nahte, von der er sagte: „ich fürchte sie nicht", und ihn der Tod am 5. Febr. 1775 in seinem 83. Jahre seiner ersprießlichen Thätigkeit, seinem Orden und seinem Vaterlande entriß.

Reger Eifer für Aufklärung, hohes wissenschaftliches Streben, Milde, Sanftmuth und Duldsamkeit waren die Grundzüge seines edlen Charakters.

Johann Michael Gschray,

preußischer Generalmajor.

> Schön ist's, unter'm freien Himmel
> Stürzen in das Schlachtgetümmel,
> Wenn die Kriegstrompete tönt.

Wenn auch Gschray nicht gerade zu den um Bayern Verdientesten gehört, so ist sein Lebenslauf vom Gerichtsdiener bis zum Generalmajor doch ein so merkwürdiger und hat er als Parteigänger in den Lauf großer Ereignisse so auffallend mithineingegriffen, daß sein Name hier Erwähnung verdient.

Johann Michael Gschray war zu Monheim (nun Kreises Schwaben) als der Sohn eines Eisenamtmanns (Gerichtsdiener) im Jahre 1692 geboren. Der Dienst seines Vaters war ein so geringer, daß er nur mit Mühe sich durchbringen konnte; deßwegen verließ Gschray in seinem 17. Jahre sein väterliches Haus, um als Gerichtsknecht Dienste zu suchen. Es gelang ihm in seinem 30. Jahre (1722) durch die Heirath der Wittwe des Eisenamtmanns zu Schierling, die ihm ein Kind zubrachte, dessen Dienst zu erhalten, später diente er in gleicher Stellung in Mitterfels, dann in Deggendorf.

Als im Jahre 1741 bei Eröffnung des österreichischen Erbfolgekrieges die mit den Bayern verbundenen Franzosen unter Grafen Moritz von Sachsen nach Deggendorf und Umgegend kamen, hatte Gschray Gelegenheit, sich durch seine Kenntniß des Landes ihnen nützlich zu machen, namentlich hatte seiner Leitung der Truppen der Markt Viechtach seine Befreiung von den Panduren Trenks zu danken. Bei dem Vorrücken der Ungarn unter Khevenhüller zogen sich die Franzosen nach Straubing zurück und Gschray folgte ihnen zu seiner eignen Sicherheit, und hatte nun, an die Spitze von Freiwilligen gestellt, Anlaß, während der jetzt folgenden Belagerung von Straubing durch Bernclau mittels mit Tapferkeit geführter Ausfälle diesem viel Schaden zuzufügen, weßhalb ihn auch die Bürgerschaft und der französische Commandant mit Beweisen ihres Dankes beehrten, und ihm nach Beendigung der Belagerung ein ehrenvolles Zeugniß ausstellten. Mit diesem begab er sich zum Kaiser Karl VII. nach Frankfurt, um die Erlaubniß zur Errichtung eines Freikorps zu erbitten, welche er auch als Lieutenant erhielt; er sammelte nun ein Freikorps von 50 Reitern, das nach einigen geschickt ausgeführten Streifzügen bis auf 300 Reiter sich vergrößerte. Es bestand anfangs aus den Söhnen und Knechten der Gerichtsdiener und war bald auf das Trefflichste von ihm organisirt. Zwar erlitt er durch einen Hinterhalt der Oesterreicher bei Pfarrkirchen auf einem seiner Züge den Verlust seiner Pferde und Equipagen, dann seiner beiden Söhne, die gefangen wurden; allein schon im nächsten Jahre (1743) zum Hauptmann ernannt, hatte er seine Truppen neu rekrutirt, und überfiel die Besatzung von Wasserburg, die er theils gefangen nahm, theils niedermachte.

Nach Ergänzung seines Korps zu Wemding im Winter dieses Jahres folgte er der Armee 1744 in das Elsaß, wurde später bei einem mit aller Tapferkeit geführten Sturm in Donauwörth durch einen Schuß schwer verwundet, und mußte das Commando seinem von ihm aufgenommenen Lieutenant, dem spätern Marschall Luckner übergeben. Nach seiner Wiederherstellung wurde er zum Major (Sept. 1744) mit dem Auftrage ernannt, seine Mannschaft um 150 Mann zu vermehren. Seine letzte Waffenthat in bayerischen Diensten war ein Gefecht bei Ismanning (März 1745), wo sein Korps von 300 Dragonern durch ein gleichstarkes Detachement ungarischer Husaren unter Barthonay angegriffen und geschlagen wurde; er verlor 60 Mann und wäre beinahe selbst gefangen worden, doch wurde der größte Theil der Truppen durch Luckners Tapferkeit gerettet. Nach dem eingetretenen Frieden 1746 wurde er zum Obristlieutenant ernannt und ihm das Commando von 100 Mann seines Korps, die als Grenzwächter und Gensdarmen Dienste leisten sollten, übergeben. Da aber gegen diese im Lande laute Klagen erhoben wurden, löste der Kurfürst sie auf; Gschray zog sich erst nach München, dann nach Augsburg zurück, und suchte nun in ausländische Dienste zu kommen. Es gelang ihm auch (Juli 1747) durch den französischen Marschall Grafen Moritz von Sachsen, den er in

Deggendorf kennen gelernt hatte, als Obrist das Commando eines zu errichtenden Freikorps von 300 Reitern und 600 Mann Fußvolk zu erhalten. Im März 1748 hatte er zu Straßburg und Neubreisach sein Freikorps vollständig beisammen und rückte nun mit demselben vor gegen Brüssel und zur Belagerung von Mastricht, dessen Eroberung aber und der darauf geschlossene Friede zu Aachen seine Laufbahn abbrach; sein Korps wurde auf 120 Mann zurückgesetzt, er selbst mit 3000 Livres pensionirt und mit dem Ludwigsordenskreuz belohnt. Er ließ sich in Straßburg nieder, nachdem er seine Verwandten nach und nach durch Offiziersbestallungen und Heirathen versorgt hatte, und suchte nun wieder in bayerische Dienste zu kommen; allein seine Ueberschätzung der französischen militärischen Einrichtungen und sein übertriebener Stolz waren ihm hier hinderlich. Er ging nach Straßburg zurück, verschwendete hier sein Vermögen, und lebte dann tief in Schulden und nahe dem Elend zu Donauwörth.

Beim Ausbruche des 7jährigen Krieges erbot er sich, in königl. polnische oder sächsische Kriegsdienste zu treten; es wurde angenommen; als er aber in das sächsische Lager nach Pirna (1756) reisen wollte, wurde er von preußischen Husaren gefangen und vor den König gebracht; er verglich sich mit ihm, ein Freibataillon von 600 leichten Reitern zu werben und erhielt hiezu als Werbeplatz Merseburg. Statt aber dahin zu gehen, kehrte er nach Bayern zurück und schickte seinen Vertrag unter dem Vorwande zurück, er müsse zurücktreten, da seine Familie in Straßburg ihr Vermögen verliere, wenn er in preußische Dienste trete. Er suchte nun Dienst in Bayern, wieder in Frankreich, in Oesterreich und Württemberg, und erlangte endlich in Preußen durch Thürrigl (Febr. 1761), daß er 6 Escadrons leichte Reiterei und 6 Compagnien Infanterie errichten, deren Chef er als Generalmajor, Thürrigl aber Obristlieutenant sein sollte. Nach kurzer Zeit entstanden zwischen ihm und Thürrigl, der sich durch seine Klugheit und ehrenwerthen Charakter hervorthat, Mißhelligkeiten; er ließ Letzteren als Verräther verhaften und nach Magdeburg bringen. Damit war das Glück von ihm gewichen, nach einigen Tagen schon, in denen er in Lust und Freude gelebt, wurde er von den Franzosen überfallen und mit den 330 Pferden und vieler Mannschaft gefangen nach Landau gebracht (Febr. 1762), später aber (August) wieder auf Ehrenwort entlassen, da der König ihn nicht auslösen wollte. Er ging nach Leipzig (Sept. 1762), um das Commando über den Rest seines Korps zu übernehmen. Thürrigl hatte inzwischen Gelegenheit gefunden, seine Unschuld zu beweisen, und dagegen Anklagen gegen Gschray erhoben, die den König von Preußen so überzeugten, daß er Gschray verhaften und in Untersuchung nehmen ließ. Thürrigl wurde in Freiheit gesetzt (Januar 1763) das Korps des Gschray abgedankt, er selbst aus dem Dienste entlassen (1. April). —

Er zog sich nun nach Wemding zurück, wo er in Armuth im 70. Jahre in demselben Jahre starb.

War sein Benehmen gegen seinen braven Landsmann Thürrigl

höchst verwerflich, sein Leichtsinn und sein Uebermuth tadelhaft, so muß doch seine Kühnheit und Tapferkeit anerkannt werden.

Franz Joseph Hahn,

fürstlich bischöflicher Generalvikar, Weihbischof, geheimer Rath und Stifts-Dechant zu Bamberg.

> Historia testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis.
>
> Cicero lib. II. de oratore.

Ist die Geschichte die Zeugin der Zeiten, die Leuchte der Wahrheit, das Leben des Gedächtnisses, die Lehrmeisterin des Lebens, die Kunde der Vergangenheit, also das leitende Princip unseres Thuns und Trachtens in geistiger Beziehung, so können wir jenen Männern, die dieselbe bis in die äußersten uns erreichbaren Grenzen in ihren Denkmälern verfolgten, und zur Aufhellung derselben ihres Geistes Kraft verwendeten, unsere Anerkennung nicht versagen, und deßhalb nennen wir hier den Namen Hahn, dessen ganzes Leben der Sammlung wissenschaftlicher und hauptsächlich geschichtlicher Behelfe und der Erleuchtung der ältesten Zeiten unseres Landes mit edler Aufopferung gewidmet war.

Franz Joseph Hahn, der Sohn des fürstl. würzburgischen Rathes und Lehenprobstes Marx Philipp von Hahn, war zu Würzburg am 13. Juli 1699 geboren, und wurde von seinem Vater schon in der Jugend den Wissenschaften zugeführt. Nach Vollendung der philosophischen und juridischen Studien auf der Universität seiner Heimathstadt erwarb er sich den Doktorgrad beider Rechte; allein seine Vorliebe für geschichtliche Studien veranlaßten ihn mit Empfehlungsbriefen des Geschichtschreibers von Fuld und Worms Schannat, den er bei seinem Aufenthalte in Würzburg 1721, während er die dortige Bibliothek und das Archiv benützte, hatte kennen gelernt, sich nach der berühmten österreichischen Benediktinerabtei Mölk zu begeben, um dort unter Leitung der rühmlichst bekannten Benediktiner Petz eingehende geschichtliche Studien zu machen, die unter Benützung der dortigen vortrefflichen Bibliothek von größtem Erfolge für ihn waren. Von hier mit Empfehlungen an den Abt Gottfried Beßel von Göttweih versehen, der selbst zu Buchen geboren aus Franken war, betheiligte er sich mit angestrengtestem Fleiße an der von dem Abte Beßel mit Hilfe der Benediktinercongregation in Angriff genommenen Chronik seines Klosters, die, allen Geschichtschreibern rühmlichst bekannt, ein höchst schätzbares Werk, das nur einer Vereinigung von einer solchen schwierigen Arbeit sich ganz hingebenden Männern möglich war, und welches unter Aufführung und Abdruck von Urkunden und Manuscripttheilen, wissenschaftliche Erläuterung der ältesten

deutschen Sprachdenkmale und der staatlichen Verhältnisse des deutschen Landes im Mittelalter in seiner Gau- und Gerichtsverfassung enthält.

Er überwachte drei Jahre lang daselbst die Arbeiten der Urkundenabschriften und die Nachbildungen der Handschriften im Kupferstiche und gab sich ganz diesem ausgezeichneten den ersten Ausarbeitungen der Diplomatik gleichstehenden Werke mit solchem Eifer und so großer Sachkenntniß hin, daß Abt Beßel von ihm sagt: „ein Mann, gemacht, geistige Bestrebungen zu heben, es wäre wegen seines Fleißes, seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit und gründlichen Kenntniß der deutschen Alterthümer und Geschichte zu bedauern, sollte die Wissenschaft durch andere ihm übertragene Geschäfte die glänzende Befähigung eines solchen Mannes verlieren, dessen Andenken in unseren dankbaren Herzen keine Zeit erlöschen wird.“ Während seines Aufenthaltes in Göttweih lernte ihn der bischöflich bambergische Coadjutor und Reichsvicekanzler Friedrich Karl von Schönborn, der auf seinen Reisen nach Wien öfter in Göttweih verweilte, kennen, und ernannte ihn, seinen hohen Werth richtig erkennend, 1727 zu seinem geheimen Sekretär. Er ließ sich an demselben Tage mit ihm zum Priester weihen (1728), übertrug ihm ein Canonicat bei St. Gangolph in Bamberg und, als er am 30. Jan. zum Bischofe von Bamberg und am 18. Mai 1729 einstimmig zum Bischofe von Würzburg erwählt worden war, übergab er ihm eine Präbende im Stifte Haug daselbst und erwählte ihn zu seinem Rathe und Referenten. Er war aber auch zugleich seines Fürsten vertrauter Freund und Rathgeber und einflußreich in allen Staatsangelegenheiten. Später, am 19. Sept. 1734, erhob ihn derselbe zum Weihbischof und Generalvikar zu Bamberg und Pfarrer von St. Martin und übertrug ihm 1739 das Dekanat im Stifte St. Gangolph. Er benützte seine intime Stellung zu seinem fürstlichen Herrn zur Verbesserung der Universität in Bamberg, überhaupt zur Emporhebung der Wissenschaften und wo es nöthig war, zum Schutze der oft angefeindeten Gelehrten, wie ihm denn auch Ickstadt viel zu danken hatte. Während dieser Zeit versäumte er aber nicht, dem Studium der Alterthumswissenschaften obzuliegen und seine werthvollen und lehrreichen Sammlungen von Alterthümern und Münzen fortzusetzen, die nach seiner eigenen Schätzung in seinem Testamente einen Werth von 60000 fl. hatten, während seine Erstlingsdrucke (Incunabeln), Bücher und Manuscripte, die auf seine Brüder als Fideikommiß übergegangen und später nach Augsburg verkauft wurden, einen gleichen Betrag wohl erreichten; dabei stand er mit den gelehrtesten Männern in Italien, Deutschland, namentlich mit Johann Jakob Moser, Ungarn, Schweden und Rußland in wissenschaftlicher Verbindung und lieferte ihnen zahlreiche Beiträge zu ihren geschichtlichen Werken.

Mit dem am 25. Juli 1746 erfolgten Tode des Fürsten Friedrich Karl war, wie oft zu geschehen pflegt, sein Einfluß gebrochen, und es traten für ihn viele traurige Ereignisse ein, die Kummer und Gram im Gefolge hatten, denen er, nachdem er in seinem Testamente liebreich noch

der Armen in Bamberg und Würzburg und der Kirche, an der er präbendirt war, gedacht hatte, kaum 49 Jahre alt, am 4. Juli 1748 erlag. Er wurde zu Bamberg, wo er gestorben war, in der Pfarrkirche zu St. Martin begraben.

Kein Grab aber deckt Geister zu.

Ferdinand Orban,

Jesuit.

Selig sind die Barmherzigen.

Ferdinand Orban aus Landau an der Isar war einer der für geistige Bildung besorgtesten Wohlthäter der Stadt Landshut, der geistlichen Corporation der Jesuiten angehörig, und Beichtvater des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz zu Neuburg, früher längere Zeit Hofprediger zu Innsbruck. Von seinem Kurfürsten hatte er eine in Holland liegende, längst schon aufgegebene Summe von 180000 fl. zum Geschenke erhalten, von der es ihm auch gelang, durch persönliches Betreiben wirklich 100000 fl. zu retten. Nach seiner Rückkunft nahm er mit päpstlicher Dispens, nicht an die Ordensregeln gebunden zu sein, seinen Aufenthalt im Jesuitencollegium zu Landshut und war nun bestrebt, sein Capital durch Anlage einer umfassenden Naturalien-, Antiquitäten- und Kunstsammlung, welche Theile der organischen Natur, physikalische und mathematische Instrumente, Gemälde und Kupferstiche, eine ethnographische Sammlung ägyptischer und chinesischer Merkwürdigkeiten ꝛc. enthielt, und unter dem Namen des „orbanischen Saales“ seiner Zeit sehr berühmt war, anzulegen, zu deren wissenschaftlicher Begründung er durch seine Kenntniß alter Sprachen, der Archäologie, Geschichte und Münzkunde, und durch seinen geistigen Verkehr mit den Gelehrten seiner Zeit namentlich mit Leibnitz vor Allen geeignet war.

Aber nicht nur als Stifter einer belehrenden, allgemein nützlichen, zum großen Theile noch an der Universität München bestehenden Sammlung verdient er unsere Anerkennung, viel mehr müssen wir ihm wegen seines wohlthätigen Sinnes unsern Dank aussprechen, der ihn bewog, jedem Armen, von dessen üblen Zuständen ihm Kenntniß zukam, Unterstützung zu senden, Studirende völlig zu erhalten, ja in größeren Summen für die Zukunft wirksam zu sein, indem er 20000 fl. dazu hergab, nach Herstellung des Spitals zu Landshut, 20 Pfründnern jährlich je 50 fl. auszuzahlen; 20000 fl. schenkte, um mit den Zinsen arme Bürger zu unterstützen, dann weitere 20000 fl. für die Wittwen und Waisen armer Kanzleibediensteter bestimmte, und zum Bau eines neuen Spitals mit dem kurfürstl. Rentzahlamt 1946 fl. zusammenschoß.

Schon lange hatten die Jesuiten mit Ungunst das Gebahren ihres Ge-

nossen angesehen, der das ihm zur Verfügung stehende Vermögen für solche Zwecke und nicht für sie verwendete; die Gelegenheit ihn ihre Kraft fühlen zu lassen blieb nicht aus. Eine Gräfin Taufkirchen zu Landshut ließ ihn an ihr Sterbebett rufen und setzte ihn unter Beiziehung von 7 Zeugen zu ihrem Erben ein, und zwar so, daß er mit ihrem Vermögen nach Belieben zu schalten im Stande sei. Da sie aber arme Verwandte hatte, so beredete sie Orban, ihr Vermögen an diese zu vererben.

Die Jesuiten, aufgebracht darüber, daß ihnen diese Erbschaft von etwa 30000 bis 40000 fl. entging, beschuldigten ihn verletzter Ordenspflichten. Plötzlich wurde er von zwei Jesuiten in einen bereit stehenden Wagen gebracht, wohlverwahrt nach Ingolstadt abgeführt, und dort so strenge bewacht, daß es selten Jemand gelang, ihn zu sprechen, und er an jedem Fluchtversuch gehindert war. Mit vieler Mühe erhielt er seine Sammlungen nach Ingolstadt nachgeschickt, mit denen er nun ausschließlich bis zu seinem im Januar 1732 erfolgten Tode sich beschäftigte.

Johann Adam Freiherr von Ickstadt,

geheimer Rath.

Vir sapiens non omnis moritur, sed per opera sua in aeternum vivit.
Ein weiser Mann stirbt nicht ganz, er lebt durch seine Werke immer.

Diese Worte des Weltweisen Seneca setzte der Akademiker Graf Anton von Törring-Seefeld seiner Rede über den Verlust eines weisen Mannes beim Tode Ickstadt, voraus, und wohl mit Recht; denn seine Thätigkeit für Aufbesserung zweier nun bayerischer Hochschulen, seine staatsmännischen Leistungen und seine mit seltener Gelehrsamkeit und tiefem Rechtsstudium verfaßten Werke werden seinen Namen ruhmvoll erhalten, sein Leben und Wirken wird unvergessen sein.

Johann Adam Ickstadt war zu Bockenhausen bei Eppstein im Erzbisthum Mainz als der Sohn eines nicht unbemittelten Hammerschmieds 6. Jan. 1702 geboren. In der Schule daselbst und zu Oberursel erhielt er seine erste Bildung, und zeichnete sich bald in der lateinischen und griechischen Sprache vor seinen Mitschülern aus. Da ihn aber sein Vater zu seinem Handwerke bestimmt hatte, und davon nicht abgehen wollte, entwich Ickstadt heimlich nach Mainz, wo er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Talente sich bald Freunde und Wohlthäter erwarb, um seine Studien fortsetzen zu können. Sein Vater aber suchte ihn hier ernstlich seinen Studien zu entreißen; er entfloh daher auch von Mainz und begab sich, mit einem Empfehlungsschreiben seines Lehrers versehen, zu Fuße nach Paris. Peter v. Varignon und Fontenelle unterstützten ihn hier in seinen Studien der Philosophie, des Cartes in der Geometrie, während

er in ihrem Umgange und durch das Lesen französischer Schriftsteller sich diese Sprache ganz zu eigen machte. Was ihn veranlaßte, mit 18 Jahren in französische Kriegsdienste zu treten, ist unbekannt, das aber ist gewiß, daß er auch hier seinen Studien treu blieb. Als er einstmals Wache stehend sein Gewehr bei Seite setzte, um im Telemach zu lesen, beobachtete ihn der General Bonneval, der ihn sogleich ablösen und vor sich bringen ließ. Sein dienstwidriges Benehmen rügend, fragte er ihn, was er gelesen habe. Ickstadt zog seinen Telemach mit Homer und Horaz hervor unter den Worten: „Sie nehmen mir Alles, wenn sie mir dieses nehmen." Bonneval, überrascht, ein solches Streben bei einem gemeinen Soldaten zu finden, ernannte ihn zu seinem Sekretär und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Jener, ein Sonderling, entschloß sich später, durch eine Beleidigung, die er erfahren mußte, erzürnt in Constantinopel zum Islam überzutreten, und begab sich deßhalb nach Venedig, um von dort aus seine Unterhandlungen mit der Pforte zu betreiben. Ickstadt begleitete ihn dahin und fand im Umgange mit dortigen Gelehrten und im Studium der Büchersammlungen und Kunstwerke daselbst neue Anregung. Als aber Bonneval wirklich seinen Schritt ausführte, schloß sich Ickstadt nicht an, sondern blieb obgleich ohne alle Unterstützung zurück. Unerschrocken, nur dem Durst nach Bildung folgend, machte er sich auf den Weg nach England, um seinem sehnlichsten Wunsche zu genügen, den großen Newton zu sehen und von ihm zu lernen. Nachdem er vorerst in Holland Mathematik, griechische und lateinische Sprache zu seinem Unterhalte gelehrt und sich so Einiges erworben hatte, kam er nach England und suchte Newton auf, der ihn freundlich aufnahm und ihm selbst über die schwierigsten Stellen seiner Schriften Aufklärung gab. Indem er hier die englische Sprache erlernte, und die Werke der größten englischen Schriftsteller las, mit Addison, Swift, Bolingbroke, Pope in wissenschaftliche nähere Berührung trat, erweiterte er seine durch ein reiches Gedächtniß unterstützten ungemeinen Kenntnisse. Auf einer nach Schottland und Irland unternommenen Reise wurde er in Edinburg vom Fieber befallen und fand hier bei dem berühmten Arbuthnot Freundschaft und Unterstützung.

Im Jahre 1725 kam er nach London zurück. Hier ging ihm die Nachricht zu, daß der berühmte Philosoph Christian Wolf in Marburg eine neue philosophische Schule gegründet habe. Er verließ, nun 23 Jahre alt, London, und bald saß er zu den Füßen dieses hellsehenden Weltweisen, der, die volle Begabung und die umfassenden Kenntnisse seines Schülers würdigend, seines nähern Umganges und seiner tiefer eingehenden Lehren ihn theilhaft machte. Er erhielt durch Wolf die Magisterwürde und das Recht, Vorlesungen über Philosophie und Mathematik zu halten, doch wandte er sich nun zur Rechtsgelehrsamkeit mit gleichem Eifer, mit gleichem Erfolge. Im Jahre 1729 siedelte er von Marburg nach Mainz über und errang dort den Doktorgrad der Rechtsgelehrsamkeit; es gelang ihm aber nicht,

öffentliche Vorlesungen halten zu dürfen, und so gerieth er, da es ihm an Mitteln fehlte, bald in großen Mangel. Ein günstiger Zufall, der ihn auf einem Spaziergange den kurmainzischen Großhofmeister Grafen Stadion kennen lernen ließ, entriß ihn dieser ungünstigen Lage. Stadion, einer der größten Männer seiner Zeit, durch seine hohe wissenschaftliche Bildung, seinen Muth, seine Entschiedenheit und großartige Unterstützung der Gelehrten ausgezeichnet, erkannte aus den mit ihm geführten Gesprächen das tiefe Wissen Ickstadt's und wurde ihm inniger Freund.

Als daher der Fürstbischof Friedrich Karl von Würzburg zur Hebung der Universität dortselbst tüchtige Rechtslehrer suchte, empfahl ihn Stadion und so wurde er 1731 mit dem Charakter eines Hofrathes öffentlicher Lehrer des Rechtes zu Würzburg und begann seine Thätigkeit über deutsches Staats-, Natur- und Völkerrecht mit einer gründlichen Abhandlung über die juristische Methodologie, die sich auf seine mit dem Rechtsgelehrten Freiherrn v. Cramer in Marburg gemachten Studien stützte. In seinem 29. Jahre, mit den reifsten auf seinen Reisen gesammelten Erfahrungen, mit geläutertem Wissen in Mathematik, Rechtsgelehrsamkeit und alten Sprachen ausgerüstet, in mancher trüben Stunde seines Lebens gehärtet, trat er in seine neue Würde ein, und die neun Jahre seiner Thätigkeit auf jener Universität waren Zeugen seiner außerordentlichen Wirksamkeit, eines völlig neuen geistigen Aufschwungs und eines durch seinen Ruf gegründeten großartigen Besuches. Noch lebt dort das Andenken an ihn dankbar und unvergänglich.

Diesem heilsamen Wirken entzog ihn ein wichtigerer Beruf, als ihn 1740 auf Empfehlung seines Gönners, des Grafen Stadion hin, der Kurfürst Karl Albrecht zum Erzieher seines Kurprinzen Maximilian (des Dritten) bestimmte, und ihn zum Rechtslehrer an der Universität zu Ingolstadt als Hofrath ernannte. Die hohe Achtung, die vielen Beweise der Freigebigkeit gegen ihn und der tiefe, nicht verleugnete Schmerz Maximilians, des Vielgeliebten, bei der Nachricht seines Todes bezeugen den Dank, den ihm dieser vortreffliche Fürst für seine Belehrungen zollte, ein Dank, dem sich Bayern für die Leitung des großen Stifters der Akademie der Wissenschaften und des erleuchteten, wohlwollenden Fürsten mit Stolz anzuschließen verpflichtet ist.

Nachdem Kurfürst Karl Albrecht als Karl VII. den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, wurde er von demselben (10. Febr. 1743) zum Reichshofrath ernannt, welche Würde er zwar nach dessen Tode (1745) verlor, dagegen er von Maximilian III. in den Reichsfreiherrnstand erhoben und zum geheimen Rath und Vicekanzler des von dem Kurfürsten selbst geleiteten Revisionsrathes erwählt wurde. Die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war, sowie die Universität zu Ingolstadt, welcher er als langjähriger Lehrer und Rektor angehörte, danken ihm viele gelehrte Abhandlungen, letztere namentlich eine neue Epoche wissenschaftlicher Erhebung durch Errichtung neuer Lehrstühle, Fürsorge für die Bibliothek, Vermehrung

der Einkünfte 2c. Die später trefflichsten Männer Bayerns waren seine Schüler, wie Lori, Linbrunn, Bergmann, Lipowsky, Morawizky. Wie als Rechtslehrer so auch als Staatsmann bewies sich Ickstadt, indem er in auswärtigen Staatssachen theils rathend, theils selbstthätig, wie bei dem Streite über die bayerischen Ansprüche auf die österreichischen Staaten, wo er das bayerische Erbfolgerecht mit der ganzen Fülle seiner Kenntnisse und der überzeugenden Kraft seiner Darstellung vertheidigte, und der Beilegung der Grenzstreitigkeiten mit Oesterreich 1767, nützlich war.

So lebte er von 1766—1771 zu München dann zu Ingolstadt wirksam und anregend, bis er am 17. August 1776 in Waldsassen, wo er zur Zeit verweilte, plötzlich von einem Schlaganfalle betroffen, starb, und seine Grabstätte daselbst fand.

Seine auf einem starken mittelgroßen Körper ruhende, durch Leibesbewegung gestärkte Gesundheit war selten gestört worden, seine freie hohe Stirne, seine in hellen klaren Augen strahlende Heiterkeit kennzeichnete den in sich zufriedenen geordneten Mann. — Er war vermählt mit einem Fräulein von Weinbach, doch kinderlos, weßhalb sich seine ganze Liebe einem Neffen, der gleichfalls Professor war, und den Verwandten seiner Frau zuwandte. Der frühe Tod dieses hoffnungsvollen jungen Mannes war wohl der größte Schmerz des einsamen, wenn auch hochgestellten Mannes, der ihn als den Erben seiner Grundsätze und seiner Strebungen gewünscht hatte. Als öffentlicher Lehrer, als Erzieher, als Staatsmann, als Gelehrter und Gesetzgeber gleich groß, konnte Ickstadt für sich all' den Segen als von ihm ausgehend beanspruchen, den sein Zögling Max III. beglückend über sein Land ausgoß.

Alois Wiguleus Freiherr von Kreittmayr, auf Offenstetten und Hatzkofen,

kurfürstl. bayer. Staatskanzler und Akademiker.

> „Der Mensch, welcher der Welt nützen will, muß denken, suchen, vergleichen, überlegen, und dann erst aus dem Besseren wählen, und dieß Gewählte zweckmäßig anlegen und durchzuführen suchen."
>
> Tenax recti, nefasti osor!
>
> Des Rechten Freund, des Unrechts Feind.

Die Grundlage eines geordneten Staatslebens ist eine dem Bildungsgrade der Bevölkerung, den Bedürfnissen der Zeit und der Lage entsprechende Gesetzgebung, und unsterblich ist das Verdienst jener Männer, durch deren Fleiß eine gesetzliche Ordnung über Sicherheit der Person und des Eigenthums unter Verdrängung unbrauchbar gewordner Maßregeln und Anordnungen entsteht.

Wahrhaft bewundernswerth ist es aber, wenn es dem Fleiße und dem Talente eines Mannes gelingt, Gesetzbücher über die wichtigsten Rechtstheile, über Mein und Dein und die öffentliche Sicherheit in so ausgezeichneter Weise zu bearbeiten und in Gang zu bringen, daß noch nach Menschenaltern bei veränderter Zeit und Sachlage solche mit Würde gehandhabt und aus ihnen Urtheile geschöpft werden können.

Solch ein Mann, der Tribonian Bayerns, von dem berühmte Gelehrte sagten, daß „seine Gesetzbücher vielleicht einzig in ihrer Art sind, und daß man schwerlich von allem Dem soviel Brauchbares als hier in einem Buche beisammen treffen werde," und: „man wisse Keines von unsern deutschen Fürstenthümern, das sich noch eines ähnlichen und ebenso brauchbaren Werkes zu rühmen hätte" — war Alois Wiguleus v. Kreittmayr, der, einfach im Leben, hellen und kräftigen Geistes, von umfassendem Gedächtnisse, gründlichen Studien und schneller Auffassung, in seinem Charakter voll Liebe gegen seine Mitmenschen, offen, gerade, uneigennützig, glücklich im Wohlthun, der Kriecherei und Schmeichelei unzugänglich, hilfreich gelehrten, thätigen Männern, unempfindlich gegen äußere Anerkennung, strenge gegen Untüchtige, sittliche Würde des Charakters mit hoher Auszeichnung des Geistes verband.

Kreittmayr wurde am 14. Dez 1705 zu München als der Sohn des kurbayer. Hofrathes Franz Xaver Wiguleus Kreittmayr und dessen Gattin Barbara Degen, die außer ihm noch einen Sohn Benno und acht Töchter zu ihrem Familienstande zählten, geboren. Die tiefe Erniedrigung seines Vaterlandes, das, zur Zeit seiner Geburt von Oesterreichs feindlichen Schaaren überfluthet, seine Auferstehungshoffnung durch die wenige Tage nach seiner Geburt am Kirchhofe zu Sendling erfolgte Niedermetzlung der zur Rettung des Landes herbeigeeilten verrathenen Oberländer Bauern auf lange vereitelt sah, das, durch die gezwungene Flucht seines Kurfürsten verwaist, unter dem langjährigen Drucke der Fremdherrschaft seufzte, mußte auf den angeborenen Rechtssinn und die Vaterlandsliebe des tieffühlenden Knaben nachhaltenden Eindruck machen und den Entschluß in ihm befestigen, sein Alles daran zu setzen, um seinem bedrängten Vaterlande nach Kräften eine bessere Zukunft zu bereiten. Mit eifrigem Fleiße besuchte er die niederen Schulen am Jesuitencollegium zu München, lernte die französische und italienische Sprache, dann Philosophie in Salzburg und Rechtsgelehrsamkeit in Ingolstadt. Nach einer mit den bayerischen Prinzen im Jahre 1723 nach Frankreich gemachten Reise begab er sich behufs des Studiums der auf der bayerischen Universität vernachlässigten Geschichte und des Staatsrechtes nach Leyden, nahm dann die Rechts- und Reichsgerichtspraxis am Reichskammergericht zu Wetzlar und kehrte, nachdem er seine Studien vollendet hatte, wohlausgerüstet mit Kenntnissen nach München zurück, wo er vom Kurfürsten am 23. August 1725, noch nicht zwanzig Jahre alt, zum Hofrathe ernannt wurde.

Hier hatte er Gelegenheit, bei dem ausgedehnten Geschäftskreise dieser

Stelle in Justiz- und Verwaltungssachen die Bedürfnisse des Landes und die fühlbaren Mängel der Gesetzgebung kennen zu lernen. Anerkennende Folge seiner Thätigkeit und seiner geistigen Begabung war es, daß er im Jahre 1741 zum pfalzbayerischen Reichsvikariatshofgerichtsbeisitzer nach dem Tode Kaisers Karl VI. ernannt wurde und am 15. Mai 1741 die Reichsritterwürde erhielt, zu welcher Auszeichnung Kaiser Karl Albrecht seine Wahl als Reichshofrath fügte.

Unter'm 6. Juli 1745 erhielt er durch Kurfürsten Max Joseph III. das Reichsfreiherrndiplom. Als Kaiser Franz I. zur Regierung kam, berief er Kreittmayr als Reichshofrath nach Wien mit einem jährlichen Gehalte von 12000 fl. Allein er zog vor, seinem Vaterlande seine Dienste zu weihen, und sich begnügend mit einem Gehalte von 2400 fl. nahm er die ihm angetragene Stelle eines Hofrathskanzlers und geheimen Rathes in Bayern an. Im Jahre 1745 verehelichte er sich mit Sophie von Heppenstein, die ihm 2 Kinder gebar, aber schon im Jahre 1749 starb.

Seine im Jahre 1750 erfolgte Verbindung mit Maria Romana von Frönau auf Offenstetten brachte ihm ein bedeutendes Vermögen, das er mit seiner sparsamen und häuslichen Gattin, mit der er im liebevollsten Vereine lebte, zur Aufbesserung seiner Güter verwendete. Kurfürst Maximilian, der Kreittmayr's seltenes Talent und seinen Charakter hochschätzte, ernannte ihn 1758 zum geheimen Staatskanzler und obersten Lehensprobst, sowie zum Kanzler der neugestifteten Akademie der Wissenschaften, und behandelte denselben mit der größten und zartesten Aufmerksamkeit bis zu seinem Tode. Sein Nachfolger Karl Theodor bestätigte Kreittmayr in allen seinen Würden, erhöhte seinen Gehalt und ernannte ihn zum Präsidenten der Schulkuratel.

Trotz der mit seiner Stellung verbundenen laufenden Geschäfte und Arbeiten blieb seiner Arbeitskraft doch noch soviel Raum, daß er die umfassendsten und tiefgelehrtesten legislatorischen Arbeiten unternehmen konnte, Arbeiten, die ihm unsterblichen Ruhm bereiteten, und die, was wissenschaftliche systematische Durchführung, Auffassung, Detailkenntniß und präzisen Ausdruck angeht, bei genauer Kenntniß der Bedürfnisse des Landes unübertroffen sind.

Vor Allem muß hier der von ihm bearbeitete Criminalkodex, veröffentlicht am 7. Okt. 1751, benannt werden, der statt der bisherigen willkürlichen und mangelhaften Malefizordnung von 1616 und der subsidiär geltenden unmenschlichen peinlichen Halsgerichtsordnung Kaisers Karl V. als ein dem Zeitgeiste und dem Bildungsgrade seines Volkes Rechnung tragendes, wissenschaftlich geordnetes Gesetzbuch eintrat, und den er mit gelehrten und scharfsinnigen Anmerkungen begleitete. Man hat diesem Kodex die Beibehaltung der Verbrechen der Ketzerei, Zauberei und Hexerei rc. und des entsetzlichen Beweismittels der Tortur vorgeworfen; die grausame Härte der beibehaltenen Strafen ist nicht zu leugnen, allein der Gesetzgeber, wenn vielleicht auch in seinen Anschauungen höher stehend, mußte doch der Ansicht

seiner Zeit entsprechen und konnte nicht, wollte er seinen Absichten nicht gänzlich entgegenarbeiten, geradezu die bisher gehegten und gepflegten Grundsätze aufgeben. Im Sprunge ist keine Gesetzgebung noch geändert worden, nur nach und nach haben andere Grundsätze Eingang gefunden. Wohl durchbebte den gütigen Max Joseph III. schmerzliches Gefühl, wenn er die auf dieß Gesetzbuch gegründeten häufigen Todesurtheile unterschreiben mußte; allein die Zeitansicht, so unrecht sie war, daß nur in einer großen blutigen Schärfe das Heil des Staates gegen Verbrechen zu finden sei, mußte wohl bei ihm auch Eingang sich erzwungen haben. Kreittmayr mag, von dem Standpunkte der Jetztzeit gesehen, noch weniger zu tadeln sein, wenn heut zu Tage, bei weit vorangeschrittnen Ansichten der Milde, die Todesstrafe noch gesetzlich besteht, obgleich sich eine große Anzahl der wissenschaftlichen Autoritäten gegen sie ausgesprochen hat.

Dem Strafgesetzbuche folgte am 14. Dezember 1753 der Judiciarkodex, die bayerische Gerichtsordnung, im Jahre 1754 die sie begleitenden Anmerkungen. Durch dieses Gesetzbuch wurde die nach Verdrängung des auf Mündlichkeit und Oeffentlichkeit gegründeten altgermanischen Gerichtsverfahrens eingeführte Prozeßform von 1616, die, voll Weitläufigkeit und Förmlichkeit, die Erlangung des Rechtsspruches mehr erschwerte als erleichterte, nach der Verhandlungsmaxime verbessert, in ein wissenschaftliches System gebracht und im gesetzgeberischen Ausdrucke der Worte präcisirt, und so durchgeführt, daß nach dieser Prozeßform heut zu Tage noch, unter einigen in den Jahren 1819 und 1837 getroffnen Verbesserungen, das gerichtliche Verfahren konnte geleitet werden. Gänzlich umgestaltete öffentliche wie Privatverhältnisse, der in's Unglaubliche vermehrte Handel und Verkehr bedingen zwar nun eine vollkommene Umwandlung des Prozesses, aber immer wird der kreittmayr'schen Arbeit ihr Verdienst, ein Jahrhundert lang dem öffentlichen Wesen nützlich gedient zu haben, nicht genommen werden können.

Diesem Gesetzbuche folgte 1756 der Codex Maximilianeus bavaricus civilis, das neuverbesserte und ergänzte bayerische Landrecht mit Anmerkungen in fünf Theilen, die im Jahre 1768 erschienen. Hier verband Kreittmayr den Gerichtsbrauch mit den Eigenthümlichkeiten der bayerischen Gesetzgebung in den früheren Landrechten, behielt aber leider die auf Herkommen gegründeten Rechte der privilegirten Stände, selbst die Leibeigenschaft bei. Das Gesetzbuch zeichnet sich durch klare Bestimmung der Begriffe und lichtvolle Darstellung aus; die Anmerkungen sichern nicht gänzlich bestimmten Gesetzesausdrücken klare Deutung. Diesen folgten die Nachtragsgesetze zum Landrechte und zur Gerichtsordnung.

Seiner unermüdeten Thätigkeit entsproßte 1765 die neue Mauthordnung, im Jahre 1768 das Compendium zu den drei Gesetzbüchern, 1769 sein Grundriß des allgemeinen deutschen und bayerischen Staatsrechtes, 1771 die Sammlung der Verordnungen in der inneren Verwaltung, 1785 die erneuerte Wechselordnung.

Diese riesenhaften, neben seinen Berufsgeschäften entstandenen Arbeiten zeugen von der außerordentlichen Begabung, den tiefen Kenntnissen in beinahe allen Zweigen des Staatslebens und dem immergleichen, ausdauernden Fleiße dieses großen Mannes; sie waren aber auch nur möglich vermittels einer durch die einfachste Lebensweise gekräftigten Körperconstitution. So durchlebte Freiherr von Kreittmayr 85 Jahre lang ein für Bayern höchst segensreiches und verdienstliches Leben, bis ihn am 27. Oktober 1790 der Tod abrief, dem er bei vollem Bewußtsein ruhig und ohne Schmerz entgegensah. Große und allgemeine Trauer verbreitete die Nachricht seines Hinscheidens im ganzen Lande, und der Kurfürst Karl Theodor, der vierte Landesherr, dem er gedient hatte, und der ihm gleich seinen Vorgängern volles Vertrauen gewährte, rief schmerzlich bewegt bei der Kunde seines Ablebens aus: „Nun habe ich meinen besten Freund verloren.“ Für Bayern ist er nicht gestorben, er lebt in seinen Werken und in der dankbaren Erinnerung seiner Verdienste und seines vortrefflichen seltenen Charakters. Er ruht in der Familiengruft zu Offenstetten, wo ihm seine Gemahlin ein aus Blei gegoßnes Denkmal setzte. Seine beiden Söhne errichteten ihm einen Obelisken mit seinem Brustbilde in Erz auf dem Dorfplatze zu Offenstetten. Das dankbare Vaterland setzte ihm ein durch freiwillige Beiträge gegründetes Monument in einer Statue von Erz in München, modellirt von Schwanthaler, gegossen von Miller, enthüllt am 27. Oktober 1845. König Ludwig nahm seine Büste in die Ruhmeshalle auf.

Andreas Felix Oefele,

kurfürstl. Rath und Hofbibliothekar.

> **Semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt.**
> **Virgil. Aen. I.**
> Deine Verehrung, dein Name, dein Lob werden nie enden.

Solange das Interesse an Bayerns Geschichte rege bleibt, solange bayerischer Gelehrter gedacht wird, solange die k. Hof- und Staatsbibliothek als unerschöpflicher Quell besteht, ebensolange wird der Name Oefele's dauern, dessen seltene gründliche Kenntnisse, unermüdeter Fleiß und eingreifend nützliches Wirken sein Dasein unvergänglich gemacht haben.

Andreas Felix von Oefele war als der Sohn des Kammerrathes Franz Christoph Oefele am 17. Mai 1706 zu München geboren. Seine Familie stammte aus einem alten edlen Geschlechte, das aus Rhätien nach Bayern gekommen war. Schon in den untern Schulen zeichnete er sich durch seinen außerordentlichen Fleiß aus, und eilte allen seinen Mit-

schülern durch eigenes Tag und Nacht fortgesetztes Studium so weit voraus, daß er schon in der dritten Klasse Cicero's und Virgil's Werke erklären, in der fünften Homer in das Lateinische übertragen konnte und in der Philosophie die alten wie die neuen Systeme kannte. Hiedurch zog er die Aufmerksamkeit des sehr gelehrten Edelmanns, seines spätern Stiefvaters (von dem er sagte: „der mich, meinen Bruder und Schwester mit väterlicher Liebe umfing") Ehrenfried von Schollenberg auf sich, der ihn, seine Anlagen und das Bestreben, sich nach allen Seiten hin auszubilden, richtig schätzend, auf seine Reisen nach Oesterreich, Böhmen, Schlesien, Ungarn und Franken mit sich nahm. Um diese Zeit begann er die französische und italienische Sprache zu erlernen, und sich mit der Geschichte seines Vaterlandes vertraut zu machen. Er las Aventin, Welser und Andere, und wo er Lücken oder zur bayerischen Geschichte Interessantes zu finden glaubte, legte er sich Sammlungen und Aufzeichnungen an, die er von seinem sechzehnten Jahre bis zum Jahre 1761 fortsetzte, und so in seinen: adversariis historiae boicae, die 23 Bände umfaßten, sich einen Grundstock bayerischer Geschichte baute. Im nächsten Jahre (1723) begann er die Lebensgeschichten der gelehrtesten Männer Bayerns zu schreiben, die er bis 1732 auf 10 Bände, aber nicht zum Druck gebracht hat.

Vom Jahre 1724 bis Juli 1726 besuchte er die Universität Ingolstadt, wo er Jurisprudenz, Geschichte und Theologie studirte. Unterstützt von dem Obersthofmeister Grafen Fugger, den er sich als Gönner erworben hatte, gelang es ihm, 1726 (7. Juni) in das Collegium miliarium auf der hohen Schule zu Löwen zu kommen.

Hier war offenes Feld für sein Streben in der vorzüglichen Bibliothek und im erregenden Umgange mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit, und er benützte auch mit aller Kraft diese Gelegenheit, um in den Geist der alten Klassiker, in die Geschichte des Alterthums und der Literatur einzudringen. Solch mächtige Begeisterung in so jungen Tagen und hohe wissenschaftliche Befähigung bewirkten (1727) seine Ernennung zum Bibliothekar der dortigen deutschen Nationalbibliothek. Nachdem er hier unter Fortsetzung seiner Studien und der historischen Sammlungen die Erstlinge seines Fleißes in einer mythologisch-historischen Abhandlung über die Minerva veröffentlicht hatte, kehrte er 1730 nach München zurück, um bald darauf als Reisegefährte den jungen Freiherrn Franz Xaver von Lerchenfeld nach Frankreich zu begleiten. Der Aufenthalt in Paris, wo er in den Bibliotheken und Kunstsammlungen, in freiem freundlichen Umgange mit Männern wie Fontenelle, Desmarais, Duprès, Montfaucon, Moncrif etc. reiche Aneiferung fand, seinem Wissensdurst zu genügen, war besonders geeignet, seinen Geschmack zu bilden, und seine Kenntnisse zu erweitern und zu vervollkommnen, die eine neue Folie durch die Unterweisungen des berühmten Malers Vivien in der Kunst erhielten. Diese Anleitungen waren der Grund seiner bedeutenden Sammlungen von Kupferstichen und Gemälden, deren erstere sich auf 20000 belief. Vor

seiner Abreise nach den Niederlanden 1734 wurde ihm die Ehre eines korrespondirenden Mitgliedes der französischen Akademie angetragen, von ihm in edler Bescheidenheit aber abgelehnt. Ende des Jahres 1735 nach seiner Rückkehr nach München wählte ihn Herzog Ferdinand zum Erzieher und Lehrer seiner beiden Prinzen Max und Clemens. Mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit und Fürsorge übernahm er diesen ehrenvollen Auftrag; er fertigte für sie eine Moralphilosophie und eine Geschichte von Kaiser Karl dem Großen bis Karl VII. und wußte durch seinen lehrreichen und liebenswürdigen Vortrag so für sich einzunehmen, daß ihn der Kurfürst August zum Hofrathe (1737), Herzog Clemens nach seiner Volljährigkeit zum geheimen Cabinetssekretär (1738), ja zu seinem Freund und Rathgeber erwählte. Am 24. Nov. 1743 verehelichte er sich mit Maria Anna Bliemelmair, die in einer musterhaften Ehe ihm 4 Kinder schenkte.

Immer thätig, setzte er seine literarischen Arbeiten fort, vermehrte er seine Kunstsammlung, fertigte einen Katalog der Bibliothek der Kaiserin Amalie, unterrichtete die kaiserliche Prinzessin Antonia in der Münzkunde und ertheilte gern auf Aufforderung seinen nützlichen Rath selbst in auswärtigen auf das Staatsrecht gegründeten Angelegenheiten. In Erwägung solcher Leistungen ernannte ihn Kurfürst Max III., der Gönner der Wissenschaften, zum Bibliothekar der von Albrecht dem Weisen gestifteten Hofbibliothek zu München, 1746 zum Aufseher des Antiquariums und zum Hofrathe.

Mit Feuereifer widmete er sich dieser seiner Aufgabe, gab der Bibliothek eine neue Einrichtung, fertigte einen Katalog derselben, erwarb Manuscripte und werthvolle Bücher, und stellte sie so glänzend her, daß sie einen weitverbreiteten Ruf erhielt und kein Gelehrter nach München kam, der sie nicht besuchte und ihre neugeordneten von Oefele genau und mit aller Sachkenntniß erläuterten Schätze bewunderte; dabei betrieb er mit allem Fleiße die englische, syrische und chaldäische Sprache, um auch in diesen Sprachen seiner Aufgabe gewachsen zu sein.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß nur unter dem gegenseitigen Austausche der Ideen und wechselseitiger Belehrung nachhaltiger Nutzen für die Wissenschaften sich anstreben lasse, veranlaßte er 1746 wöchentlich mehrere Zusammenkünfte in seinem Hause, zu welchen er die ersten Gelehrten Münchens und der Umgegend Lori, Linbrunn, v. Haimhausen, Lipowsky, Bergmann, Töpsl, Merz, beizog, und hier wurden in vertraulichen, von seinen reichen Sammlungen unterstützten Besprechungen die ersten Keime zu der Akademie der Wissenschaften gelegt, die später durch Lori und Linbrunn (1759) ins Leben trat, und ihn zu einem ihrer ersten Mitglieder zählte.

Erwirbt ihm schon sein geistigen Bestrebungen gewidmetes Leben und sein Verdienst um Emporbringung und Bereicherung der Hofbibliothek ein Anrecht auf unsere Anerkennung, so wird diese noch gesteigert durch seine

Herausgabe der ältern bayerischen Geschichtschreiber (rerum boicarum scriptores nusquam antehac editi etc. 1763 fol. in 2 Bänden), in welcher er handschriftliche in Kloster- und andern Bibliotheken befindliche Chroniken und sonstige geschichtliche Aufzeichnungen, begleitet von gelehrten Anmerkungen und Einleitungen, der Oeffentlichkeit übergab, und somit der ganzen gelehrten Welt zugänglich machte. Wie dieses Werk mit dem größten und gerechten Beifall aller Gelehrten empfangen wurde, beweist dessen charakterisirende Anführung in den Regensburger gelehrten Nachrichten: „Eine reizende Schreibart, eine weitläufige Belesenheit, eine ausgesuchte Literatur, ein feiner Geschmack, eine gesunde Kritik, eine tiefdringende Einsicht, eine aufrechte Wahrheitsliebe, eine großmüthige Bescheidenheit, ein patriotischer Eifer für die Ehre und den Nutzen des Vaterlandes und ein wahrhaft gelehrter Heldenmuth sind die vorzüglichen Eigenschaften dieser anmuthigen und nützlichen Einleitungen ꝛc." Zu bedauern ist, daß eine große Zahl von ihm hinterlassener handschriftlicher Werke nicht in Druck kam, und so dem Volke entzogen bleibt.

Nach zweiunddreißigjährigem der Hofbibliothek wie der Wissenschaft äußerst nützlichem Wirken zog er sich, nachdem ihn im Jahre 1776 ein Schlagfluß betroffen hatte, zurück, und lebte nun einsam, gelähmt an seinen Geisteskräften, bis zum Jahre 1780, wo ihn am 24. Febr. ein wiederholter Schlaganfall vom Leben abrief.

Wie Oefele als Gelehrter in seinem unablässigen Bemühen, die Schachten des Alterthums auszubeuten und durch seine Schriften der Mit- und Nachwelt zu nützen ehrenwerth war, so verdient er die höchste Achtung auch als Mensch durch die stäte Freundlichkeit seines Benehmens, seine Bescheidenheit, Gastfreundschaft, Wohlthätigkeit, Einfachheit des Wandels, Wahrheitsliebe und Charakterfestigkeit.

Adam Joseph Hueber,

Stadtrath in Würzburg.

Adam Joseph Hueber, geboren am 15. März 1708 zu Würzburg, Kaufmann und ältester Stadtrath daselbst, stiftete mit seinem durch Legate seiner nächsten Verwandten vermehrten Vermögen von 250,000 fl. mittels testamentarischer Bestimmung eine Anstalt, in welcher 12 arme weibliche Dienstboten, ledig und unbescholtenen Rufes, die wenigstens 20 Jahre lang bei Würzburger Bürgerfamilien treu gedient hätten, unentgeltlich verpflegt und monatlich mit einem Reichsthaler beschenkt werden sollten. Zur Ausführung seiner Stiftung wurde statt seines wenig geeigneten Wohnhauses der Freih. v. Zobelische Hof mit Garten erkauft und dort die dem h. Jo-

seph gewidmete Anstalt eingerichtet. Sie verpflegt jetzt, gestützt auf das nunmehr durch Vermächtnisse namentlich der Familie Laudensack auf 450,000 fl. gesteigerte Vermögen, 130 Pfründnerinnen, von denen 30 Wohnung und volle reichliche Verpflegung im Hause, 100 aber Unterstützung genießen und zwar in 2 Klassen, die erste aus 60 Personen bestehend mit 100 fl., die zweite 40 Theilnehmer zählend mit je 75 fl. Der Stifter dieser außerordentlichen und äußerst wohlthätigen Anstalt, welchem Fürstbischof Adam Friedrich an der Fronte des Hauses ein Hautrelief errichten ließ, welches ihn lebensgroß, mehreren alten Dienstboten die Stiftungsurkunde darreichend, vorstellt, starb 86 Jahre alt am 31. Dez. 1794 als der Letzte seines Geschlechtes. Eine weitere Stiftung von ihm, der in seinem letzten Willen auch seine Dienerschaft reichlich bedachte, und den Armen seiner Vaterstadt 1000 fl., jenen von Veitshöchheim die gleiche Summe zuwendete, darf noch berührt werden, welche die Abgabe eines silbernen Bechers mit der Aufschrift:

Des Namens du gedenk
Der fundirt hat dies Geschenk

an Söhne und Töchter von Stadt- (Magistrats-) Räthen bei ihrer Verehelichung festsetzt.

Sigmund Joseph, Graf von Haimhausen,

geheimer Rath und Präsident des Münz- und Bergwerks-Collegiums und Obermünzmeister in München.

Unus dies hominum eruditorum plus patet, quam imperitorum longissima aetas. Seneca, epist.
Ein Tag eines gebildeten Mannes enthält mehr, als das längste Leben eines Ungebildeten.

Ein Mann, der den Adel der Geburt und der Seele durch edles Streben noch erhöht, und der die Resultate einer durch günstige Verhältnisse ihm gewordenen besseren Erziehung zum Vortheile des Staates und im Interesse seiner Mitbürger verwendet, verdient die vollste Anerkennung seiner Zeit, und wenn seine Thätigkeit auch dem Staate noch nach seinem Tode Nutzen schafft, auch die der Nachwelt. Ein solcher Adeliger in dieses Ausdrucks reinster Bedeutung war der Graf Sigmund von Haimhausen. Der Stammvater der von Haimhausen war Theodor Viehböck, geheimer Rath des Herzogs Maximilian I., der unter'm 14. Juli 1619 den Titel von und zu Haimhausen erhielt. Bei dem im Jahre 1724 erfolgten Tode ihres Großvaters kamen seine Brüder Karl, geboren 11. Jan. 1708, und Sigmund, geboren 28. Dez. 1708 zu München, unter die Vormundschaft ihres Onkels, des Grafen Thierheim, da ihr Vater, Graf Joseph, dem Kurfürsten Max Emanuel als Kämmerer

nach Paris gefolgt und dort gestorben war. Sie besuchten 1715 die Jesuitenschule in München und wurden dann nach Salzburg beordert, wo sie am Hofe des damaligen Erzbischofes von Salzburg, Grafen Harrach, lebten, der die dort bei den Benediktinern studirenden jungen Edelleute unter seine besondere Aufsicht genommen hatte, und sie namentlich in Sprachen und körperlich tüchtig durch Reiten, Fechten ꝛc. ausbilden ließ. Nachdem sie hier unter den geschicktesten Lehrern zwei Jahre ihrer Ausbildung gewidmet hatten, reisten sie nach Prag, dann unter Begleitung ihres Hofmeisters Schmid 1728 nach Dresden, Norddeutschland und Holland, hörten in Leyden unter dem berühmten Professor Vitriarius Jurisprudenz, und setzten dann ihre Reise durch Belgien, England und Frankreich fort, um endlich 1730, reich ausgerüstet mit Welterfahrungen und Kenntnissen in ihr Vaterland heimzukehren.

Durch das rechtskräftige Testament seines Großvaters war Graf Sigmund, der jüngere Bruder, in den ganzen Besitz der Güter desselben getreten, während dem älteren Bruder, mit dem er im zärtlichsten brüderlichen Verhältnisse stand, nur sein rechtmäßiger Theil zu 80,000 fl. zugefallen war. Mit seltnem Edelmuthe ließ Graf Sigmund durch den damals berühmten Doktor Schmadl das ganze Vermögen, welches in böhmischen und bayerischen Gütern bestand, in zwei völlig gleiche Theile trennen, und das Loos über den Besitz des Einen oder des Andern entscheiden. Ihm fielen die böhmischen, seinem dankbar gerührten Bruder, der bald kinderlos verstarb, die bayerischen Güter zu. Gerade dieser Umstand, daß er die böhmischen Güter, bei denen große Bergwerke sich befanden, überkam, übte auf seinen Lebensgang einen entscheidenden Einfluß; denn indem er dieselben, zu welchen er sich nach seiner 1734 geschehenen ehelichen Verbindung mit einem Fräulein von Wolf到msdorf begeben hatte, bewirthschaftete, wendete er, von seinen Unterthanen in Kuttenplan, die ein Kupferbergwerk betrieben, um Theilnahme angegangen, der Wissenschaft des Bergbau's seine volle Aufmerksamkeit zu, ließ den Professor der Metallurgie Stör selbst nach Kuttenplan kommen, um von ihm Unterricht zu nehmen, trat in schriftliche Verbindung mit den gelehrtesten Fachmännern jener Zeit, sammelte sich die besten Schriften über Berg- und Hüttenwesen, und suchte sich so theoretisch und praktisch hierin auszubilden.

Nachdem er mit den böhmischen Ständen dem Kurfürsten Karl Albrecht als König von Böhmen gehuldigt hatte, begleitete er diesen zur Kaiserkrönung nach Frankfurt. Nach des Kaisers Tode aber berief Kurfürst Max Joseph III. ihn nach München, um ihn, den schon Karl Albrecht zum böhmischen Obermünzmeister bestimmt hatte, an die Spitze des Berg- und Münzwesens zu stellen, indem er die gestellten Bedingungen der vollkommenen Unabhängigkeit des zu errichtenden Bergwerks-Collegiums und seine direkte Unterordnung unter den Kurfürsten (1751) freudig genehmigte. Mit Energie und Sachkenntniß betrieb er nun vor Allem das Münzwesen, ließ vier neue Pressen anfertigen, und unterstützte den Stempel-

schneider Schega, der bisher in dürftiger Lage sich durchbringen mußte, durch Verbesserung seines Gehaltes, wodurch er diesem Gelegenheit gab, durch seinen Fleiß und seine Kunst als Münzgraveur sich einen im In- und Auslande gefeierten Namen zu machen. Er hob die Münze dergestalt, daß nun in Einer Woche 200,000 fl. geschlagen werden konnten, während die Arbeit einer Woche früher nur einige 1000 fl. betrug. Ebenso verbesserte er die von ihm selbst bereisten Bergwerke durch Herbeiziehung tüchtiger Bergleute aus seinen Bergwerken, und durch Verwendung wissenschaftlicher Kräfte bei denselben, z. B. Linbrunn, in solchem Grade, daß das jährliche Produktionsquantum von 7000 fl. auf 250,000 fl. erhöht wurde. — Gestützt auf seine Kenntnisse in der Geognosie, suchte er die in Bayern bisher wenig oder gar nicht benützten mineralischen Produkte zum Nutzen des Staates auszubeuten; er ließ mit einer Porzellanerde, die bei Passau gefunden wurde, Versuche anstellen, und bewog den Kurfürsten, da diese Versuche glücklich ausgefallen waren, zu genehmigen, daß eine Porzellanmanufaktur errichtet wurde, mit der auch 1758 zu Nymphenburg begonnen wurde, und die sich bald durch ihr wegen Feinheit und Güte ausgezeichnetes Fabrikat so trefflich emporschwang, daß sie jährlich für 20,000 fl. verkaufte und noch für 130,000 fl. Lagergut anfertigen konnte.

Weit voraussehend seiner Zeit, und das allmählig nicht mehr zureichende Quantum des jährlichen Holzverbrauches wohl würdigend, widmete er auch den Surrogaten des Brennmaterials seine Aufmerksamkeit, indem er aus Lüttich Ziegelbrenner nach München kommen ließ, die mit den aus Miesbach und Tölz beigeschafften Steinkohlen Versuche anstellten, um durch deren gelungene Arbeiten auch hier für seine Nachfolger vorzusorgen, die jetzt in benannten Orten den Betrieb eröffneter kunstmäßig bebauter Steinkohlen-Bergwerke zu ihrem und der großen Hauptstadt nicht geringem Nutzen in's Werk gesetzt haben.

Wie nun Graf Haimhausen für den materiellen Nutzen seines Vaterlandes rastlos thätig war, so interessirte er sich auch für die wissenschaftliche Hebung seines Volkes und übernahm, als einige treffliche Männer: Lori, Linbrunn, Osterwald ꝛc. die Bildung einer wissenschaftlichen Vereinigung für Verbindung geistiger Kräfte behufs der Verbreitung der den Menschen adelnden Wissenschaften betrieben, gerne deren Vertretung bei seinem Landesherrn, und nach Genehmigung derselben die Vorstandschaft dieser Akademie der Wissenschaften, welche ehrenvolle Stelle er, zum Nutzen dieser Gesellschaft, durch seine umfassenden Kenntnisse und seine immer bereite Theilnahme bis in's hohe Alter behauptete, wo er dann zum Ehrenpräsidenten ernannt wurde. In den Jahren 1770—72 unternahm er noch eine Reise nach Italien, um mit reiferem Geiste an den klassischen Schätzen des Alterthums und der Kunst seinen Geist zu erfrischen und zu kräftigen. Seinen Kunstsinn bewährte er durch eine reiche Kupferstichsammlung und durch Erwerb vieler Kunstwerke, die er in seinen Schlössern aufstellte.

So erreichte er in edler Thätigkeit das hohe Alter von 85 Jahren und starb am 16. Jan. 1793 in Folge einer Brustwassersucht als der letzte seines Stammes; sein Sohn war ihm schon längst vorangegangen.

Der ganze Umfang der Güter und Ehren, deren er sich zu erfreuen hatte, geht aus der Aufschrift seines Grabdenkmales hervor, welches ihm seine beiden Töchter, Johanna, verehelicht an den Grafen Fugger von Zinneberg, und die zweite an den Baron von Perglas, am vordern Eingange der im Anfange dieses Jahrhunderts (1802) eingelegten Franziskanerkirche dahier setzen ließen:

Wandrer, beth für mich!

„Hier liegt der Hochgebohrne Herr Sigismund Joseph, des hl. R. Reichsgraf von und zu Haimhausen, auf In- und Ottershausen, Herr der Herrschaft Kuttenplan, Kotten, Khoau, h. Kreuz, Neudorf und des Rittergutes Herrnberg in Böhmen, S. K. Durchl. in Bayern Kämmerer, wirkl. geh. Rath und des hohen Ritterordens des h. Hubertus Kommenthur, Bergwerks-Collegiums-Präsident, Oberst-Münzmeister und Ober-Bergdirektor in Bayern und der obern Pfalz, auch der kurfürstl. Porzellainfabrik Direktor und der kurfürstl. Akademie der Wissenschaften in München Präsident" ꝛc.

Seine Güter gingen an die Grafen v. Buttler über.

Sein Porträt befindet sich in der Akademie, seine Büste nahm König Ludwig I. in die Ruhmeshalle auf.

Frobenius Forster,

Fürstabt des Schottenklosters St. Emeran in Regensburg.

> „Ich will machen, daß meine Leute mehr lernen, als ich gelernt habe; und sie sollen auch mehr lernen können, als ich lernen konnte. Mein Ruhm soll vergehen, aber die Ehre und das Glück der Meinigen soll ewig leben."

So sprach Frobenius Forster, und undankbar würde das Vaterland sein, würde es den Namen eines Mannes vergessen, der mit vollem Rechte in der Kulturgeschichte Bayerns einen ehrenvollen Platz durch sein Beispiel, seine Humanität und Wohlthätigkeit, durch seine wissenschaftlichen Bestrebungen, wie durch seinen Einfluß auf die sittliche Veredlung seiner Genossen und seiner Mitwelt einnimmt, dessen Name nicht nur bei seiner Congregation, sondern auch in der gelehrten Gesellschaft einen guten Klang hat.

Er war geboren am 30. August 1709 zu Königsfeld (Ldg. Pfaffenhofen) als der Sohn verständiger und wohlbemittelter Bauernleute, die ihm und seinen Brüdern, von denen der eine später Rektor eines Jesuiten-Collegiums, der andere Abt von Scheyern wurde, eine seinen vorzüglichen Anlagen entsprechende Erziehung angedeihen ließen. Nach in ausgezeichneter Weise vollendeten Vorstudien zu Freising und Ingolstadt trat er in

seinem achtzehnten Jahre, da er den geistlichen Beruf gewählt hatte, am 8. Dez. 1727 in das Benediktinerstift zu St. Emeran in Regensburg, und nach einjährigem Noviziat am 8. Dez. 1728 in den Benediktinerorden. Nachdem er hier die höheren Studien vollendet und am 18. Okt. 1733 die Priesterweihe erhalten hatte, wurde er in seinem Kloster mit der Seelsorge und mit den verschiedenen Klosterämtern betraut, in Anbetracht seiner wissenschaftlichen Kenntnisse dann zum Professor der Philosophie im Stifte ernannt (1735), nach neun Jahren aber an die Universität Salzburg auf den Lehrstuhl der Weltweisheit berufen, den er im Jahre 1745 als ordentlicher Professor betrat. In jener Zeit, wo in unsern Gegenden eine freiere Anschauung der Philosophie noch wenig gekannt, ja verpönt war, wagte er es in seinen Vorlesungen und durch seine Schriften, die vorgeschrittenen Ansichten eines Christian Wolf, und die Grundsätze eines Leibnitz und Locke zu lehren und so für sie Bahn zu brechen, — und trat mit dem Muthe der Ueberzeugung, mit leidenschaftsloser Ruhe und mit Entschiedenheit den Anfeindungen Derer entgegen, die mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die freiere Regung der Geister zu hindern suchten. Auch über Experimentalphysik, die auf jener Universität bisher vernachlässigt worden, hielt er nach eigenen Heften Vorlesungen.

Nach drei Jahren verließ er Salzburg, um in seinem Stifte gleichfalls seine Vorträge fortzusetzen. Das Kloster übertrug ihm die Aufsicht auf die Bibliothek und 1750 das Priorat, und er benützte diese seine Stellung, um sich mit allem Eifer auf das Studium der Geschichte zu werfen; er unterhielt mit den ersten gelehrten Gesellschaften und mit den hervorragendsten Gelehrten aller Länder einen wissenschaftlichen ununterbrochenen Briefwechsel, um gegenseitig die Ansichten auszutauschen. Im eilften Jahre seines Priorates überkam er die Probstei zu Hohengebraching, mit der die Seelsorge und manche ökonomische Geschäfte verbunden waren. Seine wissenschaftlichen und wirthschaftlichen Verdienste bewogen die Congregation, ihn am 15. Juli 1762 zum Fürstabt seines Stiftes zu wählen, welche Würde er zum Wohl seines Klosters und seiner Umgebung, zum Gedeihen der Wissenschaften dreißig Jahre lang bis zu seinem Tode behauptete.

Obgleich seine Zeit durch die Geschäfte, die mit diesem bevorzugten Amte verbunden waren, viel in Anspruch genommen war, betrieb er doch mit rastlosem Fleiße seine Studien in der Geschichte und namentlich richtete er seine vollen Kräfte auf die Werke Alcuins, des Zeitgenossen Karls des Großen; er sammelte Alles, was hierauf Bezügliches in Bibliotheken und Archiven sich vorfand, und es gelang ihm, eine vortreffliche in der Druckerei der Abtei selbst gefertigte Ausgabe von Alcuins Werken im J. 1777 dem Kurfürsten Max Joseph, dem er sein Werk zugeeignet hatte, zu übergeben. Schon früher hatte er in einer Abhandlung über das Concil zu Aschheim in den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu München seine Forschungen niedergelegt. Diese wie jene zu Göttingen erwählten ihn zu ihrem Mitgliede.

Wie er aber durch seine Schriften für die Wissenschaften thätig war, so suchte er auch seine Religiosen denselben zuzuwenden, er berief ohne Scheu der Kosten tüchtige Lehrer für sie, unter andern den berühmten Benediktiner C. Lancelot, der von 1751—1755 im Kloster die orientalischen Sprachen lehrte, er unterstützte die Conventualen zu wissenschaftlichen Reisen, er errichtete ein mathematisches und physikalisches Cabinet, zu dem der berühmte Mechanikus Brander in Augsburg die Instrumente lieferte, dann eine Sternwarte, legte eine Naturalien-, Gemälde- und Münzsammlung an, und vergrößerte mit ansehnlichen Kosten die Bibliothek durch die seltensten und bedeutendsten Werke, er öffnete die Archive und unterrichtete seine Schüler in der Diplomatik und im Staatsrechte; dabei war seine Verwaltung der Klostergüter eine ausgezeichnete, er verbesserte die Landgüter, erbaute selbst am Stifte bedeutende und zweckdienliche Gebäude, neue Kirchen, und war ein Vater und Rather der Klosterunterthanen, die er unterrichtete und unterstützte.

Schmückte ihn der Glanz der Gelehrsamkeit und das Verdienst der Verbreitung der Wissenschaften, so war nicht minder groß sein Ruhm als Mensch; denn ihn zierte bei der einfachsten Lebensweise ausgedehnte und herzliche Gastfreundschaft, immer im Stillen offene Hand für Nothleidende und Dürftige, die höchste Bescheidenheit väterlicher Liebe zu seinen Untergebenen und eine wahre ungekünstelte Frömmigkeit.

Solchen vorzüglichen Eigenschaften und Verdiensten konnte bei aller Anspruchslosigkeit Forster's äußere Anerkennung nicht fehlen. Kurfürst Max Joseph widmete ihm seine Zuneigung, Herzoge und Fürsten und die ersten Männer seiner Zeit standen mit ihm in Briefwechsel und besuchten den ehrwürdigen Abt, selbst der Papst übersandte ihm die Werke des h. Maximus als ein Zeichen seiner Verehrung.

Nachdem er noch in einfachster Weise in stiller Sammlung am 8. Dez. 1778 das Jubeljahr seines Eintritts in den Orden und in gleicher Weise am 18. Dez. 1783 das seines 50jährigen Priesterthums gefeiert und bis in die letzten Jahre seines Lebens segensreich gewirkt hatte, beschloß er, tiefbetrauert von Hoch und Nieder, schmerzlich beweint von seinen Genossen, in seinem dreiundachzigsten Jahre am 11. Okt. 1791 sein verdienstvolles Leben.

„Frobenius hat sich zu einem Grade der Liebe geschwungen, den kein Sterblicher sobald erreichen wird", sagt der Abt Rupert Kornmann von ihm.

Johann Georg Dominikus von Linbrunn (Linprun),

kurfürstl. Oberlandesregierungsrath zu München, Akademiker.

Murio el ombre, mas nosu nombre.
Der Mensch stirbt, sein Name aber lebt fort.

Dieser um sein Vaterland hochverdiente Mann, Sohn des Pfleg- und Landgerichtsschreibers Johann Georg Linbrunn, war am 10. Januar 1714 zu Viechtach (Niederbayern) geboren. Nachdem er auf der Schule zu Straubing den Grund seiner wissenschaftlichen Ausbildung gelegt hatte, setzte er seine Studien theils zu Prag, theils zu Salzburg und Ingolstadt fort und wurde nach deren Vollendung, nachdem er zeitweise als Bergverweser am Rauschenberg funktionirt hatte, mit dem Pflegamte zu Neumarkt betraut.

Im bayerischen Erbfolgekriege nach Karl Albrecht's Tode hatte er durch seine Abführung als Geisel nach Linz viel Unangenehmes zu ertragen; doch berief ihn das Vertrauen auf seine Kenntnisse nach Eintritt des Friedens in seine Geburtsstadt als Pfleger zurück. Neben seinem Berufsgeschäfte beschäftigte er sich mit so leidenschaftlichem Eifer und so gutem Erfolge mit Physik, Mineralogie und Bergwerkskunde, daß er 1750, durch Grafen S. v. Haimhausen bei Errichtung des Bergwerks- und Münzcollegiums als Rath vorgeschlagen, zu dieser Stelle, dann zum wirklichen Hofkammerrath, endlich zum Oberlandesregierungsrath ernannt wurde.

Im Jahre 1757 zu einer Münzconvention in Wien, dann 1787 zu einer gleichen in Ulm entsendet, erwarb sich Linbrunn bei ersterer die Zufriedenheit der Theilnehmer in solchem Maße, daß ihn Kaiser Franz I. in den Adelsstand erhob und daß er von der Kaiserin Maria Theresia mit einer goldenen Kette mit ihrem Brustbilde beschenkt wurde.

Linbrunn darf mit Lori als Begründer der Akademie der Wissenschaften genannt werden, welcher er als erster Direktor der philosophischen Klasse für ihre Druckschriften seine scharfsinnigen und genauen Beobachtungen sogleich übergab.

Kaum von seiner letzten Sendung nach Ulm zurückgekehrt, starb er am 14. Juni 1787 an einem Schlagflusse zu München. Ausgezeichnet durch reifen Verstand, bedächtliche Klugheit, tiefes und praktisches Wissen, in fortwährendem Verkehr mit den ersten Gelehrten seines Faches: Brander, Lambert rc. war er für theoretisch in Mathematik und Physik Gebildete durch seine Erfahrungen und Kenntnisse Lehrer und bereitwilliger Rathgeber, dabei von seltner Bescheidenheit.

Seine Abhandlungen über ein von ihm erfundenes Meßinstrument, seine Entdeckung einer römischen Heerstraße und deren Beschreibung und seine Arbeit über das Sterbejahr Jesu Christi beurkunden seinen Scharfsinn und unermüdeten Forschungseifer.

Im tiefgefühlten Dank für seine Verdienste setzte ihm seine Vaterstadt

(15. August 1857) ein Denkmal von Stein; ein solches im Herzen der Gebildeten unserer Nation hat er sich selbst durch seinen Antheil an Gründung der bayerischen Akademie und durch seine wissenschaftlichen Leistungen erworben.

Christoph Ritter von Gluck,

Tondichter.

„Ich wollte alle Mißbräuche verbannen, gegen welche sich längst der gesunde Menschenverstand aufgelehnt hat."

Nicht nur jene Männer, welche dem Staate und seinen Bürgern materiellen Nutzen brachten, sind zu preisen, sondern auch die, und sie vor Allen, die der geistigen Wohlfahrt ihrer Mitbürger durch die Kultur jener Künste, die den Menschen erheben, das Dasein verschönern und des Geistes Schwingen beleben, förderlich gewesen, sie genährt und gepflegt haben: nämlich der Wissenschaften und der Kunst in Ton, Farbe und Form; sie nehmen gleichfalls unter den Ersten jeder Nation vollberechtigt ihren Platz ein. Auch Bayern darf sich rühmen, unter den ersten deutschen Künstlern Namen seiner Söhne prangen zu sehen, deren Reihe Christoph Gluck eröffnen möge, der durch seinen langen, heftigen, aber endlich siegreichen Kampf gegen bestehenden Ungeschmack eine neue Aera der klassischen Musik bereitete, indem er den bisher vernachlässigten Text in der Opernmusik zur Geltung brachte, die Musik ihm unterordnete, diese von allen schädlichen und unedlen Entstellungen reinigte, die Ouverture als Inbegriff und vorläufige Andeutung des Operninhaltes behandelte und zweckmäßig die Chöre und Blasinstrumente anbrachte, hiedurch aber eine völlige Umbildung der Opernmusik begründete.

Christoph Wilibald Gluck wurde zu Weidenwang (nun Landg. Beilngries in Mittelfranken) geboren und am 14. Juli 1714 getauft. Sein Vater, Alexander Gluck, der damals als Förster und Jäger daselbst, später (1717) in Diensten des Grafen Kaunitz in Neuschloß, dann (1722) in jenen des Fürsten Lobkowitz in Eisenberg war, endlich als Forstmeister des Großherzogs von Toskana in Reichstadt starb, nahm ihn 1717 nach Böhmen mit. Nachdem er die niederen Schulen durchgemacht, zu Komotau das Gymnasium besucht und dort den Grund seiner Ausbildung in Violin, Klavier und Orgelspielen und in den Wissenschaften gelegt hatte, begab er sich nach Prag, wo er, seine Studien fortsetzend, durch Musikunterricht im Gesange und auf dem Violoncelle seinen Unterhalt erwarb, und sich schon damals auf diesem Instrumente auszeichnete. Im J. 1736 reiste er nach Wien, gastlich von dem Fürsten von Lobkowitz aufgenommen; hier lernte ihn der Fürst von Melzi kennen, ernannte ihn zu seinem Kam=

mermusikus und nahm ihn mit nach Mailand, wo er noch vier Jahre unter dem berühmten Kapellmeister San Martini Unterricht in der Komposition nahm. Hier komponirte er seine erste Oper „Artaxerxes", welche 1741 mit großem Beifall gegeben wurde. Im Jahre 1742 folgte dieser die Oper „Demetrius" und in einem Zeitraum von 18 Jahren 40 Opern. Er begleitete seinen Gönner, den Fürsten Lobkowitz, auf einer Reise durch Italien, Frankreich und England, wo seine Oper „der Sturz der Giganten" 1745 zur Aufführung kam.

Aus England heimgekehrt, trat er 1746 in die kurfürstliche Kapelle zu Dresden schon mit einem ziemlich bedeutenden Gehalte ein, verließ diese aber wieder, um bleibend in Wien sich niederzulassen, wo er sich am 15. September 1750 mit Maria Perg, der Tochter eines sehr wohlhabenden Wechslers, verheirathete. In diesem Jahre schrieb er nach einer Einladung von Rom für das Theater Argentina seine Oper „Telemaco." Seine Stelle als Kapellmeister am Hoftheater in Wien mit 2000 fl. erlangte er vier Jahre später. Nach einer in diesem Jahre (1754) gemachten zweiten Reise nach Rom und nach Aufführung seiner Oper „Il triomfo di Camillo" wurde er vom Papste Benedikt XIV. zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt, von welcher Zeit an er sich Ritter von Gluck nannte.

Von der Oberflächlichkeit der italienischen Komposition, die den Kehlenkunststücken besondern Vorzug gab, und von der mangelhaften Instrumentirung der Opernmusik überzeugt — auch aus den Opern Rameau's in Paris und den Kompositionen Händel's in London manches Nützliche für sich schöpfend — begann er um diese Zeit die Umbildung der Opernkomposition, indem er sich bestrebte, auf Grund eines tüchtigen Textes ein in sich gegliedertes Ganzes, das mit hoher Einfachheit und Wahrheit Tiefe des Ausdrucks verbinde, die Musik dem Texte anpassend, zu schaffen.

Obgleich seine Opern „Orfeo e Euridice" 1762—63, „Alceste" 1764, und „Helena und Paris" 1765 namentlich an den Bühnen in Italien ihm großen Beifall erworben hatten, so brach erst die zu einem neuen Texte seines Freundes Bailli du Rolliet gesetzte Oper „Iphigenie in Aulis" vor deren Aufführung in Paris er mit allen kleinen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und die nur durch den Schutz seiner ehemaligen Schülerin, der Dauphine Marie Antoinette und des Herzogs Christian von Zweibrücken-Birkenfeld, der ihm in seinem Palais Wohnung eingeräumt hatte, ermöglicht wurde, 1774 siegreich für ihn die Bahn. Schon vor Aufführung der Oper hatte sich gegen Gluck ein hitziger Kampf der Musiker erhoben, indem die Anhänger der alten französischen Musik unter Rameau und die Freunde der italienischen Oper unter Marmontel heftig gegen ihn aufgetreten waren; noch lebhafter entspann sich der Streit nach deren Aufführung (19. April 1774), da man als Gegner den berühmten italienischen Kompositeur Piccini beigerufen hatte, und nun die Parole: „Piccini oder Gluck!" hieß.

Gluck's am 23. September 1777 aufgeführte Oper „Armida" schlug

seine Gegner durch den ihr gewordnen immensen Beifall gänzlich nieder. Sechstausend Livres lebenslänglicher Gehalt und ein reiches Honorar waren außer dem Ruhme seines unsterblichen Werkes seine Belohnung. Dieser Oper sich anreihend erschien von ihm 1778 „Iphigenie in Tauris", dann „Echo und Narzissus" 1779.

Nach mehrmaligem Aufenthalte in Paris behufs der Inscenesetzung seiner in's Französische übertragenen Opern, namentlich des Orpheus, zog sich Gluck wieder nach Wien zurück, um im Genusse eines theilweise durch seine Arbeiten errungenen Vermögens von 300,000 fl. als kaiserlicher Kammerkompositeur, wozu er am 18. Okt. 1774 mit einem Gehalte von 2000 fl. ernannt worden war, von seinen Mühen und Drangsalen des Lebens auszuruhen.

Er starb am 15. Nov. 1787 daselbst in Folge eines Schlaganfalles und wurde auf dem Friedhofe an der Matzleinsdorfer Linie begraben.

König Ludwig XVI. von Frankreich ließ seine Büste im Vorsaale der großen Oper aufstellen, König Ludwig von Bayern nahm ihn unter die Genossen der Walhalla und seine Büste in die Ruhmeshalle auf und errichtete ihm ein Standbild in München.

Gluck's Opern zeichnen sich durch kräftige Instrumentirung, volltönende Chöre, zweckmäßige Einführung der Blasinstrumente, edle Einfachheit, tiefes wahres Gefühl und ergreifende dramatische Wirkung der Singstimmen aus. — Nicht minder preiswürdig sind seine Liederkompositionen, namentlich zu Klopstock's Gedichten.

Johann Peter Uz,

Dichter.

> Ich liebe Feld und Bach, der Sonne Morgenstrahl,
> Ein schwarz beschattet einsam Thal,
> Und jenen stillen Lorberwald,
> Wo keuscher Musen Flöte schallt;
> Ich mische mich in ihre Chöre,
> Sie weihen mich zum Priester ein,
> Und sollten Wünsche mindrer Ehre
> Mein ruhig Herz entweihn?

In der Reihe der deutschen Dichter behauptet unter seinen Zeitgenossen durch seine gemüthvollen, in edler, kräftiger und zart behandelter Sprache gefaßten, mit Liebe behandelten, von hoher Phantasie, von Freiheits- und Vaterlandsliebe begeisterten Dichtungen Uz einen ehrenvollen Platz.

Johann Peter Uz wurde zu Ansbach in Mittelfranken am 3. Okt. 1720 als der Sohn eines Goldschmieds geboren. Schon während seiner Studien an dem Gymnasium daselbst zeigte der fähige Knabe die entschie-

denste Befähigung zur Dichtkunst und Malerei, und Horaz und Anakreon waren seine Vorbilder und beständigen Begleiter. Um die Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte zu hören, bezog er im Jahre 1739 die Universität Halle, wo er mit den dort zu gleicher Zeit ihren Studien obliegenden Dichtern Gleim und Götz, mit deren Ersterm er in ununterbrochenen freundschaftlichen Beziehungen blieb, in seinen Erholungsstunden dichterischem Schaffen sich hingab, und mit Letzterem die Gedichte Anakreons in's Deutsche übersetzte. Hier machte er zuerst den Versuch, in reimlosen Versen zu dichten, gab dieß aber später wieder auf und indem er sich gegen die Nachahmung des alten Versmaßes und die phantastischen Dichtungen Klopstock's aussprach, arbeitete er seine Dichtungen in Reimen aus. Drei Jahre nach seiner im Jahre 1743 nach Ansbach erfolgten Rückkehr wurde er zum Sekretär bei dem dortigen Justizcollegium ernannt. Obgleich ohne Besoldung, lebte der genügsame Mann nur aus den Mitteln seines Vermögens, dennoch mit Fleiß seinen Berufsgeschäften und seinen dichterischen Arbeiten, die er immer zur Durchsicht an Gleim sendete, sich widmend, und so konnte er schon im Jahre 1749 einen Band lyrischer Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben. Seine schönsten Gedichte aber entstanden während seines Aufenthaltes in Römhild, wo er als Mitglied einer kaiserlichen Commission längere Zeit verweilte. Durch seine im Jahre 1763 erfolgte Anstellung als Assessor des kaiserlichen Landgerichtes am Burggrafthum Nürnberg und als gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Ansbach und Brandenburg veranlaßt, widmete er sich den von ihm mit allem Fleiße und tüchtig gefertigten Arbeiten seiner neuen Stellung; dabei sammelte und veröffentlichte er seine Gedichte, die er noch vermehrt hatte, und übersetzte mit seinen Freunden Junkheim und Hirsch den Horaz in ungebundener Sprache (1773) und gab mit Ersterem das ansbachische Gesangbuch heraus.

Die Bemühungen Gleim's, seinen Freund in preußische Dienste nach Berlin zu bringen, scheiterten an seiner Vorliebe für seine Vaterstadt, in der er unverheirathet aber von theilnehmenden Freunden umgeben, seinen Musen leben konnte. Durch den Papst Clemens XIV. auf einer Reise nach Rom darauf aufmerksam gemacht, daß ein so großer Dichter in seinen Staaten lebe, ließ ihn Markgraf Alexander nach seiner Rückkunft vor sich kommen und übertrug ihm 1790 die Stelle eines burggräflichen Direktors und den Titel eines geh. Rathes, den Uz aber nicht annahm. Als nach der Verzichtleistung des Markgrafen die ansbachischen Lande an den König von Preußen kamen, wurde er zum wirklichen geheimen Justizrathe und Landrichter zu Ansbach ernannt, welche Nachricht er wenige Stunden vor seinem am 12. Mai 1796 erfolgten Tode empfing.

Sein großer Ruf als Dichter gründete sich auf seine lyrischen und geistlichen Lieder, seiner Oden, namentlich jene über den Frühling und das Lehrgedicht über die Kunst, stets fröhlich zu sein.

In seiner Vaterstadt wurde ihm zur Anerkennung im Schloßgarten 1825 ein schönes Denkmal errichtet.

Johann Kalb,

amerikanischer General.

„Nicht der letzte Platz unter den Helden unseres Volkes gebührt dem Bauernsohne von Hüttendorf."

Friedr. Kapp.

Einem zu New-York in Amerika lebenden, für sein Heimathland noch warm fühlenden Deutschen, Friedrich Kapp, ist es zu danken, daß der Name eines ruhmreichen Bayern, der schon der Vergessenheit anheim gefallen schien, wieder in Ehren genannt wird, und es ist Pflicht, wo von den edlen Söhnen Bayerns geredet wird, seiner mit Achtung und Auszeichnung zu gedenken.

Johann Kalb, geb. am 29. Juni 1721 zu Hüttendorf (nun k. Ldg. Erlangen in Mittelfranken) als der Sohn der Bauerneheleute Johann Leonard Kalb und Margaretha, verwittibte Putz, geborne Seitz, erhielt den ersten Unterricht in der Schule zu Kriegenbrunn, ging dann, sechzehn Jahre alt, als Kellner in die Fremde, und trat später in französische Militärdienste, wo er im Jahre 1743 als Lieutenant des Infanterie-Regiments Löwendal, das damals in Flandern stand, Jean de Kalb genannt wird. Mit diesem Regimente, in dem er 1747 zum Hauptmann und Regimentsadjutant mit der Dienstleistung eines officier de détail (welcher Verwalter und Richter des Regiments war), nahm er an den Belagerungen und Eroberungen von Menin, Ypern, Furnes, Freiburg, Huy, Namur, Ecluse, Bergen op Zoom und Mastricht, und an den Gefechten und Schlachten bei Augenheim, Fontenoy in den Jahren 1744—1748 Theil, während welcher Zeit er in seinem Regimente (1746) zum Major vorrückte. Ein von ihm in dieser Zeit angelegter Plan zur Errichtung eines Marine-Regiments aus Fremden erhielt, obgleich er alle Vortheile einer solchen Truppe genau bezeichnete, die Genehmigung nicht.

Während des siebenjährigen Krieges focht er in den Schlachten bei Roßbach (1757) und bei Bergen (1759) mit, und wurde im nächsten Jahre bei der Auflösung seines Regimentes von dem Marschalle Herzog von Broglie, der ihm besonders wohlwollte und ihn immer um sich behielt, zum Generalquartiermeister, Adjutanten und Oberstlieutenant befördert (19. Mai 1761), in welcher Stelle er sich durch Einsicht, Eifer und Umsicht auszeichnete. Beim Eintritte des Hubertsburger Friedens wurde seine Stelle eingezogen und er als Hauptmann, welche Stelle er 1790 gekauft hatte, in's Regiment Anhalt versetzt. Bei einem Aufenthalte in Paris, wohin er sich, um eine Obristlieutenantsstelle zu erhalten, begeben hatte,

lernte er die Tochter eines reichen frühern Tuchfabrikanten, Anna Elisabeth von Robais, kennen, und führte sie, mit der er bis an seinen Tod im zärtlichsten Verhältnisse stand, als Gattin heim (10. April 1764).

Im Jahre 1767 wurde er vom Herzoge von Choiseul als diplomatischer Agent nach Holland, England und Amerika gesandt, um Nachricht über die Absichten und Hilfsmittel der englischen Colonien einzuziehen. Er schiffte sich im Oktober 1767 zu London ein, und kam am 12. Jan. 1768 zu Philadelphia an. Auch in dieser seiner Mission bewies er seinen praktischen Verstand und seine ihm eigene Energie und Beobachtungsgabe. Nachdem er aber auf seine Berichte keine Antwort erhielt, kehrte er im Frühjahre 1768 nach Paris zurück, erkaufte hier eine in der Nähe von Versailles gelegene Baronie Milon la Chapelle und brachte die nächsten Jahre mit seiner Familie daselbst zu. Im März 1777 schiffte er mit Lafayette, nachdem er 6. Nov. 1776 ein Patent als Brigadegeneral für die Inseln erhalten hatte, nach Amerika über, um den Amerikanern in ihren Befreiungsversuchen von den Engländern beizustehen. Dort anfangs kalt aufgenommen, und von den einheimischen Befehlshabern als Fremder angefeindet, wurde er doch durch den Einfluß einiger mit ihm bekannt gewordener Congreßmitglieder zum Generalmajor (15. Sept. 1777) ernannt, und vom Congresse mit der Aussicht auf eine Division am 4. Okt. bestätigt, welch letztere ihm auch nach seiner Ankunft bei der Armee (Nov.) übertragen wurde. Nun betheiligte er sich mit aller Anstrengung unter der Oberleitung des trefflichen Washington und unter Lafayette an dem großen, unter tausenderlei Entbehrungen und Mühseligkeiten, Eifersüchteleien der Offiziere, schlechter Verproviantirung und übler Leitung der Truppen ohne Entmuthigung geführten Befreiungskriege der Amerikaner im Staate New-York, Pennsylvanien und im Süden, und fand den Heldentod in der von General Gates ohne entsprechende Truppenmacht und Vorsicht begonnenen Schlacht bei Camden (am 16. August 1780), wo er nach der Flucht Gates als commandirender Befehlshaber der Truppen Marylands und Delawares an der Spitze seiner Treuen mit dem Degen in der Faust mit 11 Wunden, von mehrern Kugeln tödtlich getroffen, und von den Engländern geplündert, auf dem Schlachtfelde in strömendem Blute dahinsank, und am 19. August 1780 starb. Der Congreß beschloß, ihm in Anapolis, der Hauptstadt des Staates Maryland, ein Denkmal mit der auf dasselbe zu setzenden Inschrift, welche seine Verdienste kennzeichnet, setzen zu lassen: „Geweiht dem Andenken des Freiherrn v. Kalb, Ritters des k. Kriegsverdienstordens, Brigadiers der französischen Armee und Generalmajors im Dienste der vereinigten Staaten. Nachdem er mit Ruhm und Ehre drei Jahre lang gedient hatte, gab er einen letzten und glorreichen Beweis seiner Hingebung für die Freiheit des Menschengeschlechtes und für die Sache Amerikas in der Schlacht bei Camden in Süd-Carolina, indem er dort die Truppen Marylands und Delawares gegen überlegene Streitkräfte anführte, und sie durch sein Beispiel zu heroischen Thaten be-

geisterte, wurde er mehrfach und schwer verwundet und starb am 19. August 1780 im 48. Lebensjahre. Der Congreß der vereinigten Staaten hat ihm in dankbarer Anerkennung seines Eifers, seiner Dienste und seiner Verdienste dieses Denkmal errichtet."

Die Errichtung des Denkmals gerieth aber in Vergessenheit. Von schöner hoher Gestalt, jugendlich frischer Gesichtsfarbe, durch weise Mäßigkeit gesund und kräftig, im Umgange freundlich und heiter, klar an Verstand, treu in seiner Pflicht, ruhig und besonnen, liebevoll seiner Familie, war er von Jedem geliebt und geachtet, der ihm zu nahen Gelegenheit hatte.

Dr. Joseph Franz Xaver von Hoppenbichl
und die burghauser Landes-Oekonomie-Gesellschaft
(sittlich-ökonomische Gesellschaft).

Nutrit, foecundat et ornat.
(Umschrift des Siegels der ökonomischen Gesellschaft.)

Dieser thätige, gelehrte und fleißige Mann, geboren zu Burghausen in Oberbayern (i. J. 1721) als der Sohn eines dortigen Regierungsrathes, Doktor der Theologie, geheim. geistl. Rath, päpstl. Protonotar, Ritter des portugiesischen Ritterordens Christi, Mitglied mehrerer auswärtiger landwirthschaftlicher Gesellschaften, und Inhaber des kurkölnischen Beneficiums zu Altötting widmete sein ganzes Leben neben der Seelsorge der Hebung der Wissenschaften, indem er gelehrte Sammelwerke über den deutschen Adel, die Reihenfolge der deutschen Kirchenfürsten und der gelehrten Geistlichen bearbeitete, manche praktische Schrift herausgab, eine schöne Bibliothek, eine ansehnliche Naturalien- und Kupferstich-Sammlung erwarb, und sie den Gelehrten zur Verfügung stellte; sein Hauptverdienst aber dadurch sich errang, daß er die Akademie zu Burghausen stiftete.

Schon im Jahre 1759, dem Stiftungsjahre der Akademie der Wissenschaften in München, hatte er der Idee Leben gegeben, einen Verein zur Verbesserung der deutschen Sprache zu gründen, und dadurch dem Zweck der Akademie in seinem Umkreise näher zu kommen; äußere Umstände aber nöthigten ihn 1766, diesem Vereine, der anfangs zu Altötting bestand, den Zweck der Verbesserung und Förderung der rationellen Landwirthschaft und der damit verbundenen Naturwissenschaften vorzusetzen. Anfangs waren nur Geistliche Mitglieder seines gegen viele Anfeindungen ankämpfenden Vereines; bald aber, nachdem Kurfürst Max III. auf einer Durchreise durch Altötting ihn mit den Worten aufmunterte: „Ich habe von eurer Gesellschaft gehört, sie gefällt mir wohl. Fahrt nur so fort!" traten nun auch Adelige in ziemlicher Anzahl bei. Die Gesellschaft constituirte sich nun mit einem Präsidenten, der immer ein Cavalier von Ansehen sein mußte, einem Vicepräsidenten, Direktor und

Sekretär, und legte eine Bibliothek und eine Naturaliensammlung an, die in kurzer Zeit sich durch Beiträge in- und ausländischer Gelehrter beträchtlich erweiterte. Nachdem sie durch landesherrliche Bestätigung 1769 (19. Nov.) als „kurbayerische Landes-Oekonomie-Gesellschaft" die Rechte der Münchner Akademie, deren Mitglied sie wurde, das Recht ein Siegel zu führen, und Abhandlungen drucken und veröffentlichen zu lassen, erhalten hatte, suchte sie nun durch zweimalige jährliche öffentliche Reden und durch eine Gesellschaftsschrift: „Der bayrisch-ökonomische Hausvater" (8 Bände v. 1779 bis 1788) ihrem Zwecke gerecht zu werden. Sie verbreitete sich über die Wechselwirthschaft, für Kleebau, gegen Güterzertrennung ꝛc., und umfaßte sehr lehrreiche Abhandlungen über alle Zweige der Landwirthschaft, zog alle dahin einschlägigen Gegenstände in ihr Bereich und setzte Preise für Lösung von landwirthschaftlichen Fragen aus.

Im Jahre 1772 verlegte sie, immer unter der Direktion Hoppenbichl's, ihren Sitz nach Burghausen und wirkte so nutzbringend, daß sie der kurbayerische Minister Graf v. Berchem in ihrem praktischen Einflusse selbst der Akademie in München vorzusetzen sich bemüssigt glaubte.

Nach Hoppenbichl's am 27. Jan. 1779 erfolgtem Tode nahm der Vicepräsident von Hartmann die Leitung der Gesellschaft ausschließlich an sich, und veranlaßte durch diese Exclusivität ein allmähliges Zurückziehen der übrigen Mitglieder von dem Vereine, der bei Aufhebung der Regierung zu Burghausen am 8. Febr. 1802 auch sein Ende erreichte.

Von ihren Mitgliedern seien hier nur Frhr. v. Cronegg, Däzl, Göhl, Graf Haslang, Hübner, v. Ingenheim, Kohlbrenner, Kohlhas, Rousseau, v. Krenner vor den Uebrigen genannt.

Joseph Kaspar Thürrigl,

spanischer Obrist.

Pascitur in vivis livor, post fata quiescit.

Am Lebenden nagt der Neid, den Todten verschont er.

Nicht die Verdienste bayerischer Söhne um das Vaterland allein, auch jene um das Ausland verdienen hohe Anerkennung, namentlich, wenn sie friedlichen Zwecken dienend, der Kultur des Geistes oder des Landes förderlich waren, und deßhalb muß der Namen hier oben mit Ehren genannt werden, der in fernen Landen deutsche Colonien zur Urbarmachung des Bodens gründete, die heute noch blühen.

Zu Gossersdorf (Ldg. Mitterfels in Niederbayern) ist Joseph Kaspar Thürrigl als Sohn eines Halbbauern am 31. Juli 1722 geboren. Nachdem er in der Dorfschule zu Konzell den nothdürftigsten Unterricht erhalten, kam er als Schreiber zu dem Brauverwalter Vogel,

dann in das Pfleggericht zu Mitterfels. Er entzog sich dieser Beschäftigung beim Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges, trat als Freischütz unter die Fahne und that sich so hervor, daß er von Kaiser Karl VII. mit Geld belohnt und ihm Aussicht auf Beförderung in dem bayerischen Heere eröffnet wurde. Im nächsten Jahre aber trat er in die verbündete französische Armee als Kadett des deutschen Infanterie-Regiments La Mark. Er suchte nun durch eifriges Studium, namentlich der französischen Sprache, sich auszubilden, und erwarb sich so viele Anerkennung, daß er wegen seiner Anstelligkeit von dem Marschall von Sachsen zur Ueberwachung der Kundschaften empfohlen, und zum Lieutenant befördert wurde; hiedurch aber kam er aus dem Feld- zum Schreiberdienst, nicht zu seinem Vortheile. In solchem Verhältnisse machte er den ganzen bayerischen, brabantischen und siebenjährigen Krieg mit, und durfte sich in dieser Zeit wegen seiner bewiesenen Geschicklichkeit auch bei auswärtigen Missionen der Beförderung bis zum Obristlieutenant (1760) erfreuen. Der Durst nach Ruhm und schnellerer Auszeichnung, vielleicht gehoben durch die Erfolge seines Landsmanns Luckner, bewog ihn, dem Vorschlage des Obristen Gschray Gehör zu geben, bei dem Marschall de Belle-Isle die Errichtung eines Freikorps zu erwirken.

Als nun der Marschall seine Vorschläge ablehnte, trug er, nach einer Unterredung mit dem damals schon altersschwachen und tauben Gschray zu Donauwörth ihre Dienste dem Könige von Preußen Friedrich II. an, zugleich forderte er seinen Abschied aus französischem Dienste, den er nebst einigen Forderungen in Paris selbst betrieb. Am 9. April 1761 schloß er mit der Krone Preußen Namens des Gschray einen Vertrag dahin ab, daß er und Gschray ein Korps von 600 Mann Reitern und 1000 Mann Fußvolk anwerben sollten, deren Chef Gschray als Generalmajor, dessen Obristlieutenant und Kommandant Thürrigl sein sollte. Gschray hatte bei seinen Verbindungen in Bayern geglaubt, mit Leichtigkeit eine große Anzahl tauglicher Individuen zu erhalten, allein es gelang nicht; er warb nun was ihm in die Hand lief an, und erhielt so einen Haufen unsichern Gesindels, dessen Ausschweifungen er dann seinem Kommandanten Thürrigl, der sich, so lange er die Truppe führte, überall durch sein uneigennütziges und freundliches, wenn auch gegen Unbotmäßige strenges Benehmen, die höchste Achtung und allgemeines Zutrauen errungen hatte, zuschob, wogegen sich dieser natürlich erhob. Hieraus entstanden nun Mißhelligkeiten, die Gschray bewogen, Thürrigl, als der Korrespondenz mit dem französischen Hofe verdächtig, verhaften (20. Aug. 1761) und nach Magdeburg bringen zu lassen, ohne ihm die Gründe solchen Verfahrens mitzutheilen.

Thürrigl mußte ein Jahr lang in Gefangenschaft verbleiben, bis endlich der wenige Tage nach seiner Verhaftung von den Franzosen gefangene Gschray wieder freigelassen war, und er nun seine Vertheidigung gegen ihn führen konnte. Er wurde dann aus seinem Gefängnisse entlassen, als Obristlieutenant beabschiedet (1. Jan. 1763), das Freikorps auf-

gelöst. Er ging nun nach Bayern zurück, erst nach München; da ihm aber hier keine Aussicht geboten war, vorwärts zu kommen, begab er sich, von Mitteln entblößt, nach Frankfurt 1763. Hier entwarf er nach Anschauungen, die er auf einer 1754 nach Minorka unternommenen Reise gefaßt hatte, einen bereits von den Spaniern Aranda und Grafen Pablo Olivades beabsichtigten Plan, die unwirthlichen Gegenden der Sierra Morena durch deutsche Ansiedelungen der Kultur zu übergeben. Er legte diesen Entwurf dem spanischen Gesandten bei der Kaiserkrönung (1764) vor, dieser schickte ihn an seinen Hof ein, und der Erfolg seiner auf eigene Anschauung und die spanische Verwaltung gegründeten Vorschläge war der, daß er an den spanischen Hof berufen wurde.

Ohne Mittel, mußte er zu Fuß nach Madrid wandern, und brachte daselbst den Vertrag mit der Krone dahin zu Stande, daß ihm für die Beischaffung von 6000 deutschen Colonisten und 4000 Soldaten 60,000 Piaster ausbezahlt werden sollten. So vortheilhaft für ihn dieser Vertrag war, so wenig war er anfangs im Stande, ihn wegen Mangels an hinreichenden Mitteln zu erfüllen, bis ihn ein Kaufmann in Lyon mit diesen unterstützte. Es wurden nun namentlich in Süddeutschland überall Werbeplätze errichtet; Colonisten strömten in Menge herbei, so daß die bayerische Regierung selbst den Galgen den Anwerbern drohte (Verordnung vom 3. Jan. 1766). In den Jahren 1766—1769 brachte er 7321 Familien in Deutschland, hauptsächlich aus Bayern, zusammen, die zur Bevölkerung der bisher sterilen Gegenden der Siera Morena abgingen. Zum spanischen Obristen ernannt, leitete er nun die Einrichtung der Ansiedelungen und die Kultur des Bodens, und so entstanden die jetzt im blühendsten Zustande befindlichen Orte und Gegenden, die Hauptstadt Carolina, eine der schönsten Städte Spaniens, im Viereck mit einem runden Markte mit 3000 Einwohnern, Carlota mit 1000 Einwohnern, und Louisiana, zu denen 1828 noch S. Calixto hinzukam, sämmtlich in der Provinz Jaen.

Zur Charakteristik Thürrigl's und seiner Gesinnung gehört, daß er noch in demselben Jahre, in welchem ihm die obenberegte Summe ausbezahlt wurde, seinen Geschwistern in Gossersdorf 10,000 Livres zusandte, und in der Schenkungsurkunde, die in den liebevollsten Ausdrücken abgefaßt ist, die zweckdienlichsten Anordnungen traf, ja selbst seiner Heimathsgemeinde, damit sämmtliche Gossersdorfer sich mit seinen Blutsverwandten zu erfreuen Ursache haben möchten, ein h. Christfeiertagsgeschenk von 150 fl. machte. Nachdem er seinerseits seinem Auftrage genügt hatte, zog er sich Anfangs der 1780er Jahre erst nach Valencia, dann nach Madrid zurück, associirte sich dort mit einem Kaufmann, verlor, da derselbe des Schmuggels überwiesen wurde, sein ganzes Vermögen 1787 und wurde, in dessen Prozeß mitverwickelt, auf 10 Jahre in die Festung Pamplona eingesperrt, wo er in Mitte der 1790er Jahre starb. Er hinterließ seiner Gattin einen Sohn, der Soldat wurde, und eine Tochter, die 1813 sich mit einem französischen Offizier vermählte.

Die Colonien, die freilich wie alle solche Versuche anfangs viel zu leiden hatten, und das geträumte Glück nicht sogleich in Wirklichkeit vor sich sahen, bestehen noch, trefflich bebaut; leider ist die deutsche Sprache ihnen ganz ausgegangen. Der letzte der dort im Jahr 1774 eingewanderten Deutschen, Paul Firmenich, starb, 121 Jahre 6 Monate 8 Tage alt, im Jahre 1852.

Geschichtschreiber neuer Zeit haben Thürrigl auf das Härteste wegen seiner Anwerbungen beurtheilt, allein solche Verhältnisse müssen mit dem Maße ihrer Zeit gemessen werden; die Werbungen zu fremdem Kriegsdienste, die Subsidienverträge, ja selbst der Verkauf der Unterthanen, waren damals weder als schmählich, noch als unehrlich angesehen, selbst Grausamkeiten, wie sie die Geschichte der Potsdamer Garde in großer Anzahl nachweist, waren an der Tagesordnung; warum soll dann die auf Selbstanschauung und Ueberzeugung des Glücks gegründete Werbung im eignen Lande unglücklicher, von einer fernen Ansiedlung Glück hoffender Leute verwerflich sein?

Nikolaus Graf v. Luckner,

französischer Marschall.

„Mein Leben achte ich nicht, ich habe es oft an Geringes gewagt, mein Eid, meine Pflicht, meine Ehre aber sind mir theuer. Ich schätze mich glücklich, wenn ich für eine so schöne Sache sterbe."

Zu Cham, nun Landg. Cham im Kreise Oberpfalz und Regensburg, wurde 1722 11. Januar dem Hopfenhändler und Bierbräuer, zugleich Stadtkämmerer und Kirchen- und Spitalverwalter Samuel Luckner ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Nikolaus erhielt. Von seinem Vater, der schon (1730 30. Juni) früh verstarb, war er dem geistlichen Stande bestimmt, und wurde daher von seiner Mutter erst in die Schulen zu Cham, dann 1737 nach Passau geschickt, um sich in dem dortigen Jesuitencollegium weiter auszubilden. Allein er scheint wenig Neigung zum Stillsitzen, desto mehr Lust zu Unternehmungen und Jugendmuth gehabt zu haben, was ihn veranlaßte, beim Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges die Waffen zu ergreifen, und da er vermögend war, als Unteroffizier in das kaiserlich bayerische Infanterie-Regiment Morawizky einzutreten, in dem er als Fähndrich aufdiente. Er machte den böhmischen Feldzug 1743 mit und ging, während sein Regiment 1744 in Philippsburg lag, in das Reiterkorps des Hauptmanns Gschray über, wo er bald als Lieutenant befördert wurde. Er betheiligte sich nun bei allen Gefechten und Streifereien dieses kühnen Parteiführers, und zeichnete sich durch seinen Muth, Geistesgegenwart, kluge Führung und Kriegskenntniß so aus, daß Gschray, als er bei Donauwörth schwer verwundet wurde, ihm das

Kommando übertrug, was ihm Luckner dadurch vergalt, daß er als Rittmeister bei dem Ueberfall bei Ismanning, wo Gschray in Gefahr war, von Barthonay's ungarischen Husaren gefangen zu werden, deren weiteres Vordringen hinderte und so ihm die Freiheit erhielt.

Nachdem aber das Gschray'sche Korps aufgelöst und zu Gensdarmdiensten verwendet worden war, trat er in das vom Kurfürsten von Bayern durch Vertrag mit den Seestaaten England und Holland gegen Anzahlung errichtete frangipanische Husarenregiment (1745) und focht in den Niederlanden nicht ohne Ruhm. Bei dem Friedensschlusse zu Aachen 1748 erhielt er hier seinen Abschied als Obristwachtmeister und Pension. Um diese Zeit verehelichte er sich mit einer Dame aus einer alten und reichen holsteinischen Familie und lebte auf einem schönen Landgute in Holstein der Landwirthschaft. Als aber der siebenjährige Krieg begann, da warf er den Spaten weg und griff wieder zum Schwerte. Er erhielt die Erlaubniß, ein Freikorps von 200 Reiter zu errichten, und trat schon im Dez. 1757 als Chef des mit Aufwand von 70,000 Thalern errichteten Husarenregiments in die hannöver'sche Armee als Obristwachtmeister. In den nächsten sechs Jahren bewies er sich durch seine vielen ebenso kühnen kleineren und größeren, als schnell und plötzlich ausgeführten Ueberfälle und seine persönliche Tapferkeit als Meister des kleinen Krieges in den Waffenthaten bei Warenholz, wo er einen französischen Obristen und fünf Offiziere gefangen nahm, bei Crefeld, Holzhausen, Lippstadt, Lage, Minden, Ober- und Nieder-Weimar, Niederbrechen, Ober-Wilten, Butzbach, Ernsdorf ꝛc. — schon der Name „die Luckner'schen Husaren", war die Losung zur Flucht des Feindes. In Anerkennung seiner Tapferkeit wurde er 17. Juli 1758 zum Obristlieutenant, 13. Juli 1759 zum Obristen, 25. Jan. 1760 zum Generalmajor ernannt.

Durch seine auf allen Seiten der Feinde auftauchenden mit Tollkühnheit ausgeführten Streifzüge, die mit Blitzesschnelle sich bewegten, und bei denen er keine Gefahr scheute, hatte der Chef wie seine Husaren den Franzosen Achtung und Furcht eingejagt, und sich einen berühmten Namen auf dem ganzen Continent erworben. Dieß bewog auch den König Ludwig XV., nachdem in Folge des Hubertsburger Friedens vom 6. Febr. 1763 sein Regiment abgedankt wurde, seine von ihm angebotenen Dienste anzunehmen, und ihn als Generallieutenant mit einem Gehalt von 30,000 Livres anzustellen. Bis zur Zeit der Revolution lebte er nun, da Friede war, auf seinen bedeutenden Gütern in Holstein, durch welche er als Baron in die dänische Ritterschaft (22. April 1778), dann in den Grafenstand (31. März 1784) aufgenommen wurde.

Wie hoch in Ehren damals Luckner stand, beweist seine Aufnahme in der Nationalversammlung zu Paris, wo er das französische Staatsbürgerrecht behauptete, indem ihn der Präsident mit den Worten empfing: „Frankreich war es müde, Sie zum Feinde zu haben, und wünscht sich täglich Glück, Sie heute unter seine Vertheidiger zu zählen", und das

hohe Vertrauen, mit dem ihm die französische Regierung neben dem berühmten und in Amerika verdienten Lafayette und Rochambeau die Führung der drei Armeen zum Schutze der Grenzen (die Nordarmee Rochambeau, die Centralarmee Lafayette, die Rheinarmee Luckner). übertrug, welche Ernennung von der Nationalversammlung und von ganz Frankreich mit Jubel begrüßt wurde, endlich der ihm vom König gesandte, vor einer Truppenaufstellung von 10,000 Mann zu Metz durch den Kriegsminister Narbonne feierlich überreichte Marschallstab von Frankreich (28. Dez. 1791).

Luckner begab sich nach Straßburg, dem Sammelpunkte der Rheinarmee, die 50,000 Mann zählen sollte, effektiv aber kaum 25,000 Mann stark, und in bedauernswerthem Zustande war, da die Offiziere unfähig und unzuverlässig, die Mannschaft schlecht gekleidet und ausgerüstet, ebenso auch kein Geld vorhanden war, dem Uebelstande abzuhelfen. Der Krieg begann 1792 mit einer Niederlage Rochambeau's bei Mons und des Generals Dillon bei Lille; da fielen als Retter in der Noth die Augen auf den tapfern Marschall Luckner, und der brave Luckner, die Hoffnung der Nation, angebetet von allen Patrioten (dem von Rouget de Lisle in diesem Jahre der Kriegsgesang für die Rheinarmee, die Marseillaises, gewidmet worden war), wurde nach Paris gerufen, um über die Uebernahme des Kommandos der Armee Rochambeau's mit ihm Abrede zu treffen. Allein Luckner erklärte, lieber der Adjutant Rochambeau's sein zu wollen, als durch Uebernahme des Oberbefehls Uneinigkeit in's Heer zu bringen. Er kam am 17. März nach Valenciennes, um mit Rochambeau sich zu berathen. Dieser aber, der auf die demoralisirte Armee nicht vertraute, trat vom Schauplatz zurück, und Luckner war gezwungen, den Oberbefehl der Armee zu übernehmen. Durch Proklamationen suchte er den militärischen Geist wieder zu heben, ersetzte die Waffenrüstung, disciplinirte seine Regimenter, und bestrebte sich, Eintracht herzustellen. Am 18. Juni ging Luckner mit 20,000 Mann über die Grenze und nahm die von den Oesterreichern auf's Hartnäckigste vertheidigte Stadt Courtray in den Niederlanden, dann Menin. Als er aber keine Verstärkungen erhielt, die Brabanter sich auch nicht für die Franzosen erhoben, erkannte Luckner die Unzulänglichkeit seiner Macht, sich zu halten, verließ Courtray (30. Juni) und zog sich in's Lager von Famars zurück. Um diese Zeit wurde zu Paris bestimmt, daß er das Kommando der Armee des Centrums zu übernehmen habe; er eilte daher nach Paris und bat um Verstärkung, begab sich dann nach Straßburg, wo er mit Enthusiasmus empfangen wurde, dann nach Metz, auch hier auf's Herzlichste empfangen, und schlug bei Richemont ein Lager, um seine herabgekommene Armee auf besseren Fuß zu bringen. Schon aber waren Verdächtigungen gegen ihn in die Nationalversammlung gedrungen; drei Kommissäre fanden sich im Lager ein, deren einstimmige Berichte über ihn seine schon beabsichtigte Absetzung hinderten, ja sogar seine Ernennung zum Generalissimus der drei Armeen

(28. August) bewirkten. Er reiste nach Chalons als seinem Hauptquartier, allein er fand hier kein Heer; erst nach einigen Tagen fanden sich nach und nach 60000 unbewaffnete, ungeübte junge Bauern ein, die er bei gänzlichem Mangel an Mitteln wieder entlassen mußte, dann erschienen einige gänzlich unbotmäßige Truppen aus Paris, endlich 10000 Nationalgarden, denen er allenfalls vertrauen konnte. Plötzlich wurde er nach Paris berufen, angeblich um einen Feldzugsplan mit ihm zu berathen; er trat (27. Sept.) vor die Nationalversammlung, um ihr seine Treue zu versichern, erhielt aber, ohne Einleitung einer Untersuchung gegen ihn, Stadtarrest, dann aber auf Ansuchen seinen Abschied mit einer Pension von 36000 Livres (Jan. 1793). Er begab sich in Folge dessen nach Straßburg; da aber die Rentbeamten der Provinz ihm seinen Gehalt auszuzahlen sich weigerten, eilte er (Oktbr. 1793) nach Paris, um dort die Befehle hiezu zu erholen.

Hier war aber nicht die Absicht, Verdienste zu belohnen und Geld auszuzahlen, Robespierre ließ ihn verhaften. Er wurde als Urheber und Mitschuldiger einer Verschwörung, welche zwischen Capet (dem Könige Louis XVI.), mehreren Generälen, den Ministern und auswärtigen Feinden Frankreichs bestanden und den Zweck hätte, das Eindringen der Truppen der verbündeten Mächte durch alle möglichen Mittel und Wege zu erleichtern und die Fortschritte derselben durch Preisgebung der Städte und Grenzfestungen zu begünstigen, angeklagt, verurtheilt und am 5. Jan. 1794 guillotinirt. „Ich zweiundsiebzigjähriger Greis sterbe im Bewußtsein meiner Unschuld" waren seine letzten Worte.

Das war der Lohn des zweiundsiebzigjährigen Greises für alle seine Mühen, für alle kriegerischen Thaten.

Johann Georg von Lori,

Hof- und Bergrath zu München, Akademiker.

„Es ist halt doch gut sterben, wenn man ehrlich gelebt hat!"

Wenn wir die Männer auszeichnen, welche in richtiger Würdigung des Segens wissenschaftlicher Bildung die Idee zu Vereinen gaben, durch welche diese gepflegt und befördert werden soll, wenn wir Conrad Celtes als den Stifter der sodalitas rhenana und danubiana, Joh. Aventinus unter Kanzler L. v. Ecks Schutze als Gründer der sodalitas angilostadiensis, Cändler und Heckenstaller als die hauptsächlichsten Theilnehmer der nutz- und lusterweckenden Gesellschaft der vertrauten Nachbarn am Isarstrome, Eusebius Amort als Stifter der academia carolo-albertina, mit hoher Achtung und Liebe umfassen, so müssen wir Joh. Georg von Lori's mit gleichem Gefühle gedenken, dessen Feuergeist der Idee einer Wiedervereinigung der gelehrten Kräfte seiner Zeit Le-

ben einhauchte, und der mit der ihm gewohnten Thatkraft diesem Gedanken Körper, Ansehen und Würde verlieh.

Johann Georg von Lori, geboren am 17. Juli 1723 im Wirthshause am Gründl in der Pfarrei Prem (im königl. Landger. Schongau), entstammte einem alten, mit den welfischen Herzogen nach Bayern eingewanderten italienischen Geschlechte. Seine erste Ausbildung erhielt er im Kloster Steingaden, setzte dann seine Studien an der Jesuitenschule in Augsburg, an der Universität Dillingen als Rechtsbeflissener und in Würzburg fort. Von hier, durch den berühmten Professor Barthel, der ihn als ein seltsames Phänomen, als einen jungen Mann von ganz herrlichen Kenntnissen und Grundsätzen, die in Bayern noch gar nicht zu Hause wären, bezeichnete, an v. Ickstadt empfohlen, kam er nach Ingolstadt und wurde durch diesen (1748) zum Repetitor der Rechtsgelehrsamkeit, und auf Verwenden des berühmten geistl. Raths F. X. Zech vom Kurfürsten Maximilian (Juni 1749) zum außerordentlichen Professor des Criminalrechtes und der Rechtsgeschichte und zum Assessor beim kaiserlichen Landgerichte zu Hirschberg ernannt. Schon im Jahre 1748 hatte er eine treffliche Abhandlung über den Ursprung und Fortgang des alten bayerischen Civilrechtes veröffentlicht. Nachdem er im folgenden Jahre eine Reise nach Italien zur fleißigen Durchforschung der vatikanischen und der wenig zugänglichen pfälzischen Bibliothek in Rom benützt hatte, kam er nach Ingolstadt zurück, um hier im Herbste 1751 seine Vorträge als ordentlicher Professor (26. Nov. 1751) fortzusetzen. Die Pedanterie, mit der in jener Zeit auf den gelehrten Schulen die Philosophie betrieben wurde, verachtend, bestrebte er sich, reinere und nützlichere Grundsätze nach der sog. wolfischen Philosophie zur Geltung zu bringen, zog sich aber durch den Eifer, der alle seine Bemühungen durchdrang, den Haß und die Verfolgung der Jesuiten zu, denen es durch gründliche Verläumdung gelang, seine Entfernung von der Universität zu bewirken, der jedoch seine durch seine Freunde, namentlich von Ickstadt, bevorwortete Berufung als Hofrath und Bergrath nach München (1752) folgte, wodurch Lori in eine Bahn gebracht wurde, die, weniger beschränkt als die Lehrthätigkeit an einer Hochschule, dem feurigen, vor keiner Mühe und keinen Hindernissen zurückschreckenden Manne Großartiges zu erstreben und zu festigen Gelegenheit bot.

Seine im Jahre 1755 nach Wien, Prag, Leipzig, Berlin ꝛc., 1756 nach der Schweiz zur Abschließung eines Salzcontraktes gemachten Reisen und die dort empfangenen Eindrücke belebten feurig den früher schon in ihm entstandenen Gedanken, eine Vereinigung gelehrter Männer zur Hebung und Verbreitung der Wissenschaften zu begründen. Wohl bewußt der [illegible] einem solchen Unternehmen entgegenstehenden Hindernisse, aber [illegible] dadurch in seinem Muthe gehoben, versicherte sich Lori zuerst der ihm zur Seite stehenden Kräfte, und fand an dem bedächtigen Dominikus v. Linbrunn, Münz- und Bergrath, dem Hof- und Commerzienrath F. X. von Stubenrauch, Professor Stigler und Hofkaplan Joh. Wagenegger

bald freudige Theilnehmer. Am 12. Okt. 1758 hielten diese Männer ihre erste Sitzung in der Wohnung Linbrunn's in der Burggasse zu München, von Lori mit einer feurigen begeisterten Rede empfangen. „Alles, was Ruhm und Vortheil Bayerns, ja des gesammten Süddeutschlands beziele, sowie die Verbreitung nützlicher Kenntnisse überhaupt, sollen alle Mitglieder erstreben, unermüdlich, beharrlich, ohne Eigennutz, ohne Falsch!" — „Verbesserung des Vorhandenen, Entdeckung des Neuen, schnelle und aufrichtige Mittheilung aller Versuche und Erfahrungen, unumschränkte Freiheit, aber auch redliche Unbefangenheit in Beurtheilung fremder Meinungen sei Gesetz; des Bayerlandes vergessene Denkmale und Geschichtsquellen an's Licht zu fördern, die hellen Köpfe der Heimath wie der Nachbarlande zu ermuntern, zu verbrüdern, das liebste Geschäft." Er übernahm durch Wahl die Stelle eines Sekretärs der Akademie, dem die Führung der Geschäfte und Korrespondenz der Akademie oblag, die wohl in keiner emsigeren und umsichtigeren Hand sein konnte.

Der freudigen Unterstützung der für die Künste und Wissenschaften lebhaft sich interessirenden Kurfürstin von Sachsen und Schwester Max Joseph's III., Maria Antonia, der Mitwirkung des geheimen Rathes Grafen von Haimhausen, vor Allem aber der regen Theilnahme, die der Kurfürst Max Joseph III., Bayerns vielgeliebter Fürst, diesem neuen gelehrten Institute widmete, dann dem Beitritte vieler angesehener und gelehrter Männer, verdankt die noch blühende Akademie der Wissenschaften ihr gesetzmäßiges, geordnetes Bestehen durch die kurfürstl. Sanktion vom 28. März 1759. In der ersten ordentlichen Versammlung am 21. Nov. 1759 übernahm Lori die Stelle eines Direktors der historischen Klasse, welcher mit der des Sekretärs verbundenen Funktion er bis zu seinem freiwilligen Rücktritt 2½ Jahre mit großem Erfolg vorstand, den ihm die Akademie bei seiner Entlassung durch das Zeugniß: „daß sie seinen vortrefflichen und wichtigen Diensten ihre dermalige Consistenz und gute Verfassung zu danken habe", beurkundete. Neben diesen Arbeiten für die Akademie, und als Staatsmann beschäftigt, vertrat Lori Bayern auf dem Münzprobationstage zu Augsburg 1760, begleitete er 1761 den berühmten Cassini de Thury auf dessen Reise durch Bayern zur Triangulirung des Landes und war 1762 bayer. Kommissär, um in Regensburg mit dem preußischen Gesandten eine Convention abzuschließen. Seine in Begleitung des Grafen von Baumgarten 1764 als Gesandtschaftsrath zur römischen Königswahl Joseph's II. gemachte Reise hatte ihn als tiefen Kenner des bayerischen Staatsrechtes bewährt, in Folge dessen er 1768 zum Vorstand des kurfürstl. äußeren Archives, wirklichen geh. Rathe und geh. Referentär der auswärtigen Geschäfte ernannt wurde. Auch im Archivwesen beurkundete er seine Kenntnisse und bewunderungswürdige Thätigkeit, indem er die Fürstensachen, die Neuburger Copialbücher, die Privilegiensammlung und die über 1200 Bände (Folio) begreifende Geschichte des dreißigjährigen und spanischen Krieges im Archiv ergänzte. Als bei der Aufhebung des Jesui-

tenordens 1773 ihm die Direktion dieses mißlichen Geschäftes übertragen wurde, bewährte Lori seinen großmüthigen Charakter durch die möglichste Milde gegen Diejenigen, die in früherer Zeit durch ihre Machinationen seinen Lebensgang zu hindern versucht hatten, deren künftige Existenz er aus Achtung für Einzelne nach Kräften zu erleichtern suchte.

Im Jahre 1775 wurde Lori an den Schauplatz seines frühern Wirkens, an die Universität Ingolstadt, als Condirektor versetzt und 1776 nach Ickstadt's Tode zum wirklichen Direktor derselben ernannt; als aber nach dem Tode seines gütigen Gönners, des Kurfürsten Max Joseph III. (30. Dez. 1777), das Kurthum Bayern an Karl Theodor von der Sulzbacher Linie überging und Oesterreich seine Ansprüche auf das Straubinger Erbe wiederholte, wurde eine eigne Commission deßhalb niedergesetzt, deren Mitglied Lori war. Hier widersetzte sich Lori, im Verein mit Obermaier, unterstützt durch die für den Besitz des Hauses Bayern und dessen Ruhm lebhaft thätige Herzogin Maria Anna, mit patriotischem Eifer dem schon im Auftrage Karl Theodors durch dessen Gesandten, den Freiherrn von Ritter in Wien, abgeschlossenen Vergleiche, Niederbayern für die Oberpfalz einzutauschen und hiedurch die Rechte des Hauses Pfalz-Zweibrücken zu vernichten. Seinen Bestrebungen und der Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit des Geheimraths des Herzogs Karl von Zweibrücken, Christian v. Hofenfels, war es zu danken, daß Herzog Karl von Zweibrücken dem Vergleiche nicht beistimmte, und daher die Sache nach dem bayerischen Erbfolgekriege durch den Frieden von Teschen (13. Mai 1779) beendet, der Anspruch des pfälzischen Hauses gegen Abtretung des Innviertels gerettet wurde. Obgleich nun Lori für das Bestehen und den unversehrten Besitz des Hauses Bayern mit seinen Gesinnungsgenossen gewirkt hatte, so trieb doch die Ungnade Karl Theodor's, der in dem Gebahren Lori's Ungehorsam und Widersetzlichkeit sah, diesen und seine Genossen in die Verbannung; es wurde ihm aufgegeben, binnen drei Tagen nach Neuburg sich zu verfügen.

Im stolzen Bewußtsein erfüllter Pflicht gegen seines Herrscherhauses Stamm ging Lori in die Verbannung, gefolgt von der Liebe und Achtung aller Derer, denen Ehre und Pflicht nicht Schein war. In Neuburg, 16. Juni 1779, angekommen, benützte er seine freie Zeit, seine bayerische Geschichte zu vollenden (1782) und für die monumenta boica die Urkunden des Klosters Niederschönenfeld vorzubereiten, nachdem er schon früher, 1772, eine Abhandlung über Ludwig den Reichen, 1764 seine Sammlung des bayerischen Bergrechtes und Einleitung in die bayerische Bergwerksgeschichte und seine Geschichte des Lechrains herausgegeben hatte.

So lebte er in wissenschaftlicher Thätigkeit, in der Ueberzeugung, endlich noch als gerechtfertigt zu erscheinen, in Neuburg, bis ihn am 23. März 1787 — 64 Jahre alt — der Tod abrief, den er mit der Aeußerung freudig empfangen konnte: „Ist halt doch gut sterben, wenn man ehrlich gelebt hat!“

In Lori's hoher Gestalt, seinen großen blauen Augen, die nur Offenheit verkündeten, in seinem raschen Gange, seinen schnellen Handbewegungen und dem einnehmenden Wesen, traten Festigkeit, Muth und Entschiedenheit, Treue und Intelligenz unverkennbar zu Tage. Das Feuer, das ihn durchglühte, der Ausfluß seines Geistes, der jeden seinen Bemühungen entgegenstehenden Widerstand mit aller Macht zu bewältigen suchte, veranlaßte ihn öfter zur Rücksichtslosigkeit gegen seine Umgebung, deren Eindruck durch seine Beredsamkeit, seinen Witz und seine Unterhaltungsgabe aufgehoben oder doch gemildert wurde. Er war ein eifriger Freund seines Vaterlandes, ein reich gebildeter, gründlicher Schriftsteller, ein unbestechlicher, gewissenhafter, entschiedener Beamter und unter Bayerns Söhnen gebührt ihm nicht nur wegen seines Antheils an Gründung der ersten wissenschaftlichen Anstalt seines Vaterlandes, sondern auch wegen seines muthigen Auftretens bei Wahrung und Erhaltung des bayerischen Stammgutes einer der ersten Plätze unter seinen denkwürdigen Männern mit vollstem Rechte. Möge des Mannes immer ehrend gedacht werden, der unter Hintansetzung seiner gesellschaftlichen Stellung unbestechlich mit Mannesmuth und unwandelbarer Treue der Wissenschaft und seinem Vaterlande diente.

Ihm wurde folgende Grabschrift gewidmet:

Notus omnibus ignotus morior, quem mater ejecit, filia recepit, in angulo delituit, cujus lumen patuit, ut Scipio vixi ut Scipio morior. Laudes odi, requiem inveni. Ingrata patria! Nec ossa mea quidem teneas!

Dr. Heinrich Braun,

bayerischer Schuldirektor zu München.

> Lebensgeschichten, wahre, über Männer, wie Kreittmayr, Obermaier, Braun u. A. waren, müssen für uns und alle Zeitalter, in denen unsere Sprache noch vorhanden sein wird, unendlich wichtig, unterrichtend und stärkend sein.
> Westenrieder.

Nicht glänzende Thaten sind es allein, die einen Mann berechtigen, als denkwürdig bezeichnet zu werden, das stille Wirken, der von ihm mit Liebe und Sorgfalt ausgestreute Same des Guten, der kräftig wuchernd goldene Früchte dem Vaterlande trug, und das nachahmenswerthe Beispiel hat die volle Berechtigung des zu erntenden Lohnes dankbarer Erinnerung bei den Nachfolgern, und wer sein Vaterland liebt, wird gerne Derjenigen gedenken, die auf die wissenschaftliche und sittliche Bildung seiner Mitbrüder eingewirkt, und dem mühvollen und undankbaren Geschäfte der Verbesserung

der Schulen und damit der Hebung des geistigen Zustandes des Volkes sich hingegeben haben.

Ein solcher Mann, dessen ganze Lebensaufgabe es war, durch Wort und Werk in unausgesetzter Thätigkeit seines Volkes geistige Heranbildung zu fördern, war Heinrich Braun, Consultor der Congregation des Index zu Rom, Comthur des Malthefer Ordens Probstei Aham, Canonicus zu U. L. Frau in München, geistlicher Büchercensurrath, Direktor der lateinischen und deutschen Schulen und der gelehrten Gesellschaft zur Beförderung der geistlichen Beredsamkeit und Katechetik, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und anderer gelehrter Gesellschaften.

Geboren zu Trostberg (Oberbayern) am 17. März 1732, der Sohn eines Bäckers, genoß er einer sorgfältigen Erziehung, die namentlich durch seine Mutter, die er zärtlich liebte und kindlich verehrte, nach seines Vaters Tode auch nach ihrer zweiten Verheirathung geleitet wurde. Der zart gebaute, äußerst lebhafte Knabe wurde, da er zum Studium große Neigung zeigte, zu einem Verwandten, einem Pfarrer zu Tittmoning, gegeben, von dem er zu den Anfangsgründen der Wissenschaften hingeleitet wurde. Genugsam vorbereitet, besuchte er die lateinischen Schulen der Benediktiner in Salzburg, errang daselbst nach vollendeten Gymnasialstudien die Magisterwürde in der Philosophie, und trat dann, nachdem er noch geistliches Recht gehört hatte, mit achtzehn Jahren 1750 in den Benediktinerorden im Kloster Tegernsee. Nach einjährigem Noviziate studirte er im Kloster Rott unter Scholliner die Theologie und erwarb sich 1756 den Doktorgrad dieser Wissenschaft. Nach drei Jahren, die er in Freising vom Jahre 1758 an als Lehrer der schönen Wissenschaften verlebte, wurde er als Professor der Theologie in sein Kloster (1761) zurückgerufen und ihm zugleich die Aufsicht über die Bibliothek übertragen, deren reicher Schatz ihm die Möglichkeit gab, sich in der deutschen Sprache, die sein Lieblingsstudium war, sowie in den morgenländischen Sprachen gründlich und umfassend auszubilden. Hier entstanden seine ersten literarischen Arbeiten über die römischen Klassiker und die Mythologie, die ihm einen so ehrenvollen Namen bereiteten, daß ihn Kaiser Joseph II. nach Wien berief, wo ihm glänzende Aussichten eröffnet wurden. Allein ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürsten Maximilian Joseph (1765), der ihm das Canonicat zu U. L. Frau antrug, bewog ihn, seine Dienste seinem Vaterlande zu weihen, um bei der neuerrichteten Akademie der Wissenschaften Vorlesungen über Verbesserung der deutschen Sprache, über Sprach-, Rede- und Dichtkunst zu halten, zu deren Förderung er mehrere Lehrbücher (Anleitungen zur deutschen Sprach-, Rede- und Dichtkunst), dann Sammlungen von guten Mustern herausgab und durch öffentliche Reden für seine Lieblingsidee, die Hebung der deutschen Sprachkunst und die Besserung des deutschen und lateinischen Schulwesens durch seine Ordnung für die deutschen Schulen zu wirken suchte, die er zu seines Lebens Zielpunkt gemacht hatte. Seine Anstellung als Rath im geistlichen Collegium (1768), dann 1777 als Direktor sämmtlicher Lyceen,

Gymnasien und Landschulen gab ihm erwünschte Gelegenheit, auch in der That das vernachlässigte deutsche und lateinische Schulwesen in den Städten, wie auf dem Lande durch einen tüchtigen Plan zu verbessern und durchgreifend zu reorganisiren. Durch ihn wurden Schulrektoren angestellt, öffentliche Prüfungen gehalten, Preise ausgetheilt, Schulbücher unentgeltlich abgegeben, die Schullehrer besser besoldet, wie er denn auch durch seine vielen und praktischen Schriften über die Erziehung, Philosophie und Theologie zur Verbreitung der Wissenschaften immer thätig war. Die seinen nützlichen und dankenswerthen Bestrebungen entgegengesetzten Hindernisse der jeder Aufklärung Feindlichen besiegte er durch seinen sittlichen Ernst, seine Bescheidenheit und seinen rastlosen Eifer.

Zur Hebung des geistlichen Zustandes gründete er (1777) ein Prediger-institut behufs der Förderung geistlicher Beredsamkeit und Katechetik, dessen Vorstandschaft er übernahm. Von der heil. Congregation des Index zu Rom wurde er zum Mitgliede, und nachdem die Schulen an die Klostergeistlichen übergingen, nach Einführung des Maltheserordens in Bayern zum geistlichen Comthur in Aham (1782) ernannt. — Somit hatte seine ersprießliche Thätigkeit für das Schulwesen geendet und er benützte seine Muße, um nun theologische Bücher zu veröffentlichen und namentlich mit einer Uebersetzung der Bibel und der Psalmen sich zu beschäftigen, die er mit besonderem Eifer betrieb: „denn die heiligen Schriften sollen mir herrlich werden, sollen erst mich, dann andere erbauen und aufrichten", bis ihn am 8. Nov. 1792 ein Schlagfluß aus diesem Leben abrief.

Seine äußere Erscheinung, sein wohlgestalteter Körper, seine offene, Vertrauen erweckende Miene, seine reine Gesichtsfarbe standen in harmonischem Einklange mit seinem Innern, seinem geraden und anregenden Charakter, seiner Freundlichkeit gegen Jedermann, seiner aufopfernden, sich selbst vergessenden Freigebigkeit und Menschenliebe, die freilich am Abende seines Lebens durch die oft erfahrnen Unbilden und Kränkungen umdüstert wurden. Was er mit Liebe begann, wurde von Andern fortgesetzt, doch danken wir seiner Thatkraft einen mächtigen Aufschwung unseres Schulwesens.

Engelbert Klüpfel [1]),

Doktor der Philosophie und Theologie, Professor zu Freiburg.

„Persuasissimum habeo, mortuis non esse displicituram voluntatem hanc nostram, studiumque, quo adnitimur, cupimusque, aeterna ut sint et immortalia, quae de illis tradidimus."

„Es ist meine innigste Ueberzeugung, daß den Todten mein Wille und mein Beginnen, ihr Leben zu schildern, nicht mißfallen wird, und ich wünsche, es mögen meine Nachrichten über sie ewig und unsterblich sein."

Einer der ersten Theologen seiner Zeit, wegen seiner klassischen Latinität berühmt, mit der Bezeichnung „Doctor Germaniae" beehrt, unter den Gelehrten Frankens hochgeachtet, erscheint Klüpfel in der Reihe der denkwürdigen Bayern als vollberechtigt.

Johann Andreas Klüpfel, geboren am 18. Januar 1733 zu Wipfeld (nun k. Landgerichts Werneck), als der Sohn eines Ortsnachbars und Zöllners, zeichnete sich schon in früher Jugend durch seinen wissenschaftlichen Eifer aus. Als siebenjähriger Knabe wurde er der Aufsicht seines ältern Bruders, der zu Würzburg studirte, übergeben, um dort die lateinische Sprache zu erlernen, die er auch so erfaßte, daß er bereits im zehnten Jahre in das damals von den Vätern der Gesellschaft Jesu geleitete Gymnasium eintreten konnte, welches er bis zum Uebertritt auf die Universität mit Auszeichnung besuchte. Zwei Jahre lang studirte er dann Philosophie, schon als Student ein Freund ernster Studien und stiller Einsamkeit. Diesem innern Zuge folgend, wählte er bereits im siebenzehnten Jahre das stille Klosterleben, trat unter dem Klosternamen Engelbert 1750 in den Orden der Augustiner-Eremiten daselbst und kam in das Noviziat zu Oberndorf am Neckar, wo er 1751 seine Gelübde ablegte.

Bald darauf ging er nach Freiburg in der Schweiz ab, um in der dortigen Klosterschule in der Philosophie sich weiter auszubilden; aber schon nach kurzen Aufenthalte ging er nach Erfurt. In Constanz ward er im April 1756 zum Priester geweiht und vollendete hier seine theologischen Studien, die er zu Freiburg im Breisgau im Augustinerkloster begonnen hatte.

Seine hohe wissenschaftliche Befähigung veranlaßte seine Obern, ihm eine Lehrstelle am Gymnasium zu Münnerstadt zu übertragen, welcher er fünf Jahre (1758—1763) mit Ehren vorstand, ausschließlich den klassischen Studien lebend. Hier hatte er nun das Glück, dessen er immer dankbar erwähnte, in der Person des Augustiners P. Possidius Zitter, der fast durch ein halbes Jahrhundert Präfekt (Studienrektor) der Anstalt war († 1802), einen Collegen zu finden, dem er in pädagogisch-didaktischer Beziehung ungemein viel zu verdanken hatte, sich so für sein akademisches Lehramt vorbereitend.

Von hier wurde er als Lektor der Philosophie nach Oberndorf in

[1]) Von Dr. A. Ruland.

Schwaben gerufen, worauf er zwei Jahre danach in Mainz, dann in Constanz Theologie lehrte. Noch vor Aufhebung des Jesuitenordens hatte die große Kaiserin Maria Theresia den Entschluß gefaßt, das Monopol der theologischen Wissenschaften, welches sie an den österreichischen Universitäten besaßen, aufzuheben und ihnen Augustiner und Dominikaner als Lehrer beizugesellen. Es erhielt sofort der Augustiner-Orden den Auftrag, einen dieser Aufgabe vollkommen gewachsenen Ordensmann aus seiner Mitte zu benennen. Er benannte Klüpfel. So folgte er nun im Jahre 1767 dem ehrenvollen Rufe als Professor der dogmatischen Theologie nach Freiburg.

Schwer war hier seine Aufgabe einem damals noch mächtigen Orden gegenüber, der nicht säumte, seine Rechtgläubigkeit — in Folge von ihm aufgestellter Thesen — anzugreifen. Klüpfel blieb die Antwort nicht schuldig, indem er ein eigenes Buch „De eximiis dotibus naturae humanae ante peccatum" veröffentlichte, welches freilich noch in alter scholastischer Form geschrieben war.

Mit Aufhebung der Jesuiten brach eine neue Aera an, und Klüpfel glaubte derselben nicht besser dienen zu können, als durch eine in Verbindung mit seinen Collegen, dem trefflichen Rechtslehrer Riegger und dem Kirchenhistoriker Dannenmayer, herauszugebende Zeitschrift „Nova Bibliotheca ecclesiastica Friburgensis", erschienen in 7 Bänden von 1775 bis 1790, die ein ungemeines Aufsehen in Deutschland machte, besonders als Klüpfel die Institutio ad doctrinam christianam liberaliter discendam des berühmten Professors Dr. Semler in einer fortlaufenden Reihe trefflicher lateinischer Briefe derart bekämpfte, daß selbst der preußische Hof bei der Kaiserin gegen Klüpfel Klage führte. Allein diese ehrte ihren treuen Diener, dessen Ergebenheit für das kaiserliche Haus sie ohnehin kannte, mit einer goldenen Ehrenmünze und Kette, durch welche Auszeichnung sich Klüpfel so verpflichtet fühlte, daß er sich selbst nicht mehr entschließen konnte, Oesterreich und Freiburg, sein zweites Vaterland, zu verlassen, als ihm der Fürstbischof Franz Ludwig von Würzburg 1782 unter den ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen die Professur der Dogmatik an seiner Universität in seinem Vaterlande anbot. Ebenso wenig war er später zu bewegen, Freiburg mit Wien zu vertauschen, nachdem er auf Befehl des Kaisers Joseph sein vortreffliches Buch: „Institutiones theologiae dogmaticae" im J. 1789 (dann 1802, ferner 1807) veröffentlicht hatte, ein Buch, welches das Lehrbuch der Dogmatik für ganz Deutschland geworden war, gleichwie es heute noch das Ideal eines solchen geblieben ist.

Fort und fort unermüdet thätig, hatte Klüpfel seine Sorgfalt auch einem andern Gegenstande — der Biographie seines Landsmannes Konrad Celtes zugewandt, ohne daß es ihm gelungen wäre, dieses wirklich unsterbliche Werk während seiner Lebenszeit gedruckt zu sehen, weil es in lateinischer Sprache — wenn auch in klassischem Lateine geschrieben

war. Es erschien erst lange nach seinem Tode von 1813—1827 unter dem Titel:

„De vita et scriptis Conradi Celtis Protucii . . . opus posthumum — edendum curavit Jo. Casp. Ruef. Editionem absolvit Car. Zell.“ Friburgi 1827. 4⁰.

Achtunddreißig Jahre lang war Klüpfel aktiver Lehrer und eine wahre Zierde der Universität Freiburg gewesen, als er in Folge eintretender Augenschwäche sich bewogen fand, 1805 sich vom Lehramte zurückzuziehen. Allein unthätig war er nicht; eine treffliche Ausgabe des Vincentius von Lerin, war die erste Frucht seiner Zurückgezogenheit, gewidmet dem Erzherzog Rudolph von Oesterreich mit einer rührenden Zuschrift an alle seine vielen Schüler. In der Widmung selbst verleugnete sein Herz die alte Anhänglichkeit an Oesterreich nicht. Das Letzte, was er schrieb „Necrologium sodalium et amicorum“ ist ein liebliches biographisches Denkmal, welches in ungebundner und gebundner Rede (Klüpfel war der lateinischen Verskunst mächtig wie Wenige) kurze Biographien der Freunde enthält, die ihm vorausgegangen waren. Ihnen folgte er am 8. Juli 1811.

Klüpfel war ein durch und durch gebildeter Theologe, dessen Verdienst hauptsächlich darin bestand, dem Lehrstoffe die sachgemäßeste Form in eleganter Weise gegeben, dabei aber eine solche Fülle der Gelehrsamkeit, namentlich in den seinen Schriften beigefügten Anmerkungen niedergelegt zu haben, daß selbe nie veralten können, sondern immer eine Quelle der Belehrung bleiben werden. Daß er nicht einseitiger Theologe war, dafür spricht sein vortreffliches Leben des Celtes, mit ebenso viel Liebe als außerordentlicher Sachkenntniß und mit tiefem Studium der Schriften jener Zeitperiode gefertigt.

Heinrich Theodor Graf Topor Morawizky,

kgl. geh. Rath und Conferenzminister in München.

> Laßt uns loben die berühmten Männer und unsere Vorfahren in ihrem Geschlechte.
>
> Jesus Sirach 44, 1.

Der Graf Heinrich Theodor Topor Morawizky war zu München am 31. Okt. 1735 geboren. Sein Vater Maximilian, kurf. geheimer Rath und Vicestatthalter der obern Pfalz, stammte aus einer polnischen 1742 in den Reichsgrafenstand erhobenen Familie Topor von Morawiz, daher (das angehängte „ky“ ist das deutsche „von“) der Name Morawizky. Seine erste Bildung erhielt er zu Frankfurt am Main, dann am Gymna-

sium und Lyceum zu Amberg; er bezog nach Vollendung der philosophischen Studien daselbst die Universität Ingolstadt, wo er 1754 56 die Rechtswissenschaft betrieb. Nach einer hierauf unternommenen Reise durch Deutschland und Frankreich, auf der er zu seiner weitern Ausbildung alle Bibliotheken und Kunstsammlungen besuchte und mit vielen Gelehrten und Staatsmännern bekannt wurde, ernannte ihn der Kurfürst Max III. von Bayern 1758 zu seinem Kämmerer und frequentirenden Hofrath, 1759 zum St. Georgsritter. Nachdem er in demselben Jahre noch auf sein Ansuchen, um in der Nähe seines Vaters zu sein, nach Amberg versetzt worden war, berief ihn 1765 das Vertrauen des Kurfürsten wieder als Hofrath nach München zurück, dessen Folge seine Ernennung (18. Juni 1766) „in vorzüglicher bedachtsam seiner vortrefflichen Gelehrsamkeit, besondern Fleißes und Justizeifers" zum Revisions- oder obersten Justizrathe folgte. Um diese Zeit (1765) erwählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede und übertrug ihm 1769 die Ehre der Vicepräsidentschaft, wie ihn auch die ökonomisch-sittliche Gesellschaft in Burghausen zu ihrem Präsidenten ernannte. Im Jahre 1776 (8. Juli) wurde er zum Hofrathsvicepräsidenten und (2. Dez.) wirklichen geheimen Rath, 1778 (15. Jan.) zum Hofkammer- und Commerzialcollegpräsidenten „in gnädigster Erwägung seines rühmlichen Diensteifers und hierunter sattsam bewährter Geschicklichkeit, Treue und Integrität" im nächsten Jahre zum Oberlandesregierungspräsidenten, 1780 bei Einführung des Maltheserordens in Bayern zum Comthur zu Biburg ernannt.

Diese raschen Beförderungen zeugen von der Anerkennung seiner Bestrebungen für das Wohl des Landes, dem er treu ergeben war; sie konnten ihn aber nicht befriedigen und auf die Dauer mit der damaligen Regierungsweise befreunden. Er zog sich daher 1791 nach Biburg zurück, legte seine Stelle nieder und ergab sich hier nun dem Studium der Staaten-, Kunst- und Literaturgeschichte; zugleich wandte er sein Auge der Verbesserung der Schulen und der Landwirthschaft zu. Bei der Eröffnung des Rastadter Congresses folgte er dem Rufe seines Fürsten und trat am 22. Febr. 1798 als bevollmächtigter Minister in die Reichsfriedensdeputation als Subdelegat für Bayern ein.

Als Kurfürst Max Joseph IV. nach Karl Theodor's Tode die Zügel der Regierung ergriff, war es ihm Genugthuung des Herzens, die in der letzteren Zeit der vorigen Regierung rückschreitende Bewegung aufzuheben, und überall Verbesserungen auf der Bahn des Fortschrittes eintreten zu lassen. In diesen Bestrebungen wurde er von Montgelas und Morawizky geistreich und energisch unterstützt, deren letztern er in Anerkennung seiner frühern Leistungen, namentlich während seiner Gesandtschaft in Rastadt, bei seinem Regierungsantritte zum geh. Staats- und Conferenzminister ernannte und ihm die Leitung des geistlichen Departements übertrug (22. Februar 1799), dessen Geschäftssphäre die Aufsicht über den Kultus, das Studienwesen und die Künste und Wissenschaften zugewiesen war.

Morawizky's Sorge war es nun, die von Ickstadt an der Universität Ingolstadt begonnenen Verbesserungen, die in der Folge durch die jeden Fortschritt im politischen Leben beargwohnende Regierung wieder gelähmt worden waren, zu beleben, und „eine dem Geiste der Zeit anpassende und mit dem Bedürfnisse des Staatsdienstes übereinstimmende Einrichtung" zu geben; es wurde eine umfassende Instruktion (1799) erlassen, durch Beiziehung tüchtiger Lehrkräfte die Wirksamkeit erhöht, das Einkommen vermehrt und nach Verlegung der Universität nach Landshut (1800) und Umgestaltung veralteter Schäden ihr (26. Jan. 1804) eine erweiterte Thätigkeit, entsprechend der nun allgemeinen Regsamkeit, gegeben. Auch für die Gymnasien wurde gesorgt, „aus der innersten Ueberzeugung, daß die auf Erhöhung des Nationalwohlstandes berechneten Regierungsanstalten vorzüglich auf eine bessere Bildung Ihrer Unterthanen gegründet werden müssen", da der Kurfürst, „weit entfernt zu glauben, daß es der bayerischen Nation an natürlichen Anlagen zum gelehrten Stande fehle, des festen Zutrauens war, daß die Geistesanlagen derselben, wenn sie gehörig geweckt und gebildet werden, in kurzer Zeit dem Zustande der bayerischen Literatur allgemeine Bewunderung zu verschaffen im Stande sein werden." Eben solche Würdigung wurde den deutschen Schulen zugewendet, indem für taugliche Lehrer gesorgt und die innern Einrichtungen zweckmäßiger getroffen wurden. Groß und umfassend war auch die Aufgabe des Ministers, einer durchgreifenden freisinnigen Richtung in kirchlichen Dingen, eingewurzelten und heftig vertheidigten Mißbräuchen gegenüber, Bahn zu brechen. Die während seines Amtes in dieser Hinsicht erlassenen Verordnungen sind mit möglichster Schonung und Ruhe, doch auch mit Entschiedenheit gefertigt. — Ein neues frisches regeres Leben war in Bayern eingetreten.

Im März des Jahres 1806 vertauschte er dieses Ministerium mit jenem der Justiz und Polizei, welch' ersteres bei der neuen Organisation (21. Nov. desselben Jahres) auf die gesammten königlichen Staaten ausgedehnt wurde, die bisher dem auswärtigen Ministerium unterstellt waren. In diesem Jahre (6. April) konnte er sich, zu der ihm früher verliehenen Statthalterei des Großpriorates des Johanniterordens und (1802) des Großcomthurats im St. Georgsorden, noch der Verleihung des k. Hubertusordens erfreuen, zu welchen Ehren noch im Jahre 1808 die Ertheilung des Großkreuzes des Civilverdienstordens der bayer. Krone und vom Auslande jenes der französischen Ehrenlegion hinzukam.

Trotz seines vorgerückten Alters übernahm er 1810 bei zeitweiser Abwesenheit des Ministers Grafen Montgelas die Leitung der diesem zugetheilten Ministerien des Aeußern, des Innern und der Finanzen, und führte diese mit angestrengtestem Eifer bis zu seinem Tode fort, der am 14. Aug. 1810 erfolgte. Klassisch gebildet, ein genauer Kenner der Kunst, wohlwollend und human im Umgange, als Staatsmann besonnen und ruhig, war er eine Zierde seiner Zeit.

„Ihm folgte in das Grab die Schätzung seines Monarchen, die Ver-

ehrung und Liebe Aller, die ihn kannten, und die Thränen manches Unglücklichen, der nun der sonst bei ihm gefundenen Hilfe und Unterstützung entbehrt" so ruft ihm noch das öffentliche Organ der Regierung des Jahres 1810 nach.

Michael Ignaz Schmidt,

Direktor des k. k. österreichischen Haus- und Staatsarchivs in Wien, Geschichtschreiber.

„Mit dem Charakter und den Sitten hängen Künste, Wissenschaften und die Handlung auf das Engste zusammen. — Wer die letzteren kennt, wie weit sie bei einer Nation gekommen, kann auch den Schluß auf die beiden ersteren machen." (Vorrede Band I. seiner Schriften S. 10.)

Michael Ignaz Schmidt wurde am 30. Jan. 1736 zu Arnstein (in Unterfranken) als der jüngste unter 4 Brüdern und 2 Schwestern, von denen die Brüder sämmtlich in den geistlichen Stand traten, seinem Vater, der Waldgegenschreiber und Oberzöllner war, geboren. Von ihm lernte er die Anfangsgründe der Musik und der lateinischen Sprache, besuchte dann nach seines Vaters Tode (1749) das Gymnasium zu Würzburg und zeichnete sich dort so rühmlich unter seinen Mitschülern aus, daß er jährlich die ersten Preise in den Gymnasialschulen, in der Philosophie den Magistergrad erhielt. Nach dem ersten Jahre des philosophischen Kurses trat er, da er den Weltpriesterstand erwählt hatte, in das bischöfliche Clerikalseminar, welchen sorglosen Aufenthalt er zum Studium der Philosophie, Geschichte, Theologie und der Sprachen mit allem Fleiße verwendete. Nach fünf Jahren konnte er dasselbe als Licentiat und Priester verlassen, um eine Kaplanei zu Haßfurt zu übernehmen. In dieser Stellung lernte er die Schäden des Schulwesens kennen und hatte Gelegenheit, sich Erfahrungen zu sammeln. Von hier rief ihn der Antrag, eine Hofmeisterstelle bei dem jüngsten Sohne des damaligen Großhofmeisters von Rotenhan in Bamberg zu übernehmen, dorthin.

Den Umgang mit v. Rotenhan, der ein Mann von vielen Kenntnissen und hohem Geiste war, und bei dem die Freunde der deutschen und französischen Literatur, namentlich die beiden Domherrn v. Erthal und der ehemalige Minister von Mainz, Graf Wilhelm v. Sickingen, der später auch seine Berufung nach Würzburg bei dem Fürsten Adam Friedrich betrieb, sich versammelten, und der selbst eine ausgesuchte Bibliothek besaß, benützte Schmidt mit allem Eifer, um sich gründlich auszubilden. Als nun v. Rotenhan während des siebenjährigen Krieges sich mit dem bambergischen Hofe überwarf, zog er sich nach Neuhaus, einem seiner Güter in der Nähe Stuttgart's, zurück, wohin ihm Schmidt folgte. Hier genoß er eine ihm von seinem Gönner zugewiesene geistliche Pfründe, deren Ertrag

er rein für Ankauf von Büchern verwendete. Der lebendige Hof Herzogs Karl zu Stuttgart, an welchem Musik und Theater bevorzugt waren, und die dort anwesenden literarischen Kräfte zogen ihn freundlich an und neben seinen Studien gewann er reichen Ueberblick, reiferen Geschmack und Menschenkenntniß. Aus dieser Umgebung riß ihn der Ruf seines Fürsten zur Uebernahme der Stelle eines ersten Vorstehers des adeligen Seminariums in Würzburg, dem (22. Mai 1771) die Ernennung zum Bibliothekar an der Universität folgte. Im Jahre 1772 erschien seine Geschichte des Selbstgefühls, die sich durch psychologischen Beobachtungsgeist auszeichnete. Behufs der durch den Fürstbischof beabsichtigten Reform des Schulwesens wurde eine Schulcommission niedergesetzt und Schmidt wegen seiner theoretischen und praktischen Kenntnisse in ihre Mitte berufen, dann aber zum Beisitzer der theologischen Fakultät und zum Professor der deutschen Reichsgeschichte 1774 ernannt und mit der Würde eines geistlichen Rathes geehrt. Um jene Zeit kam der gelehrte und hochgebildete Mäcen der Wissenschaften, v. Dalberg, nach Würzburg, um dort seine Residenz als Domherr zu machen. dem sich Schmidt anschloß, und auf dessen Empfehlung hin er zum Mitgliede der Akademie in Erfurt gewählt wurde. In dem von dem Fürsten Adam Friedrich gegründeten Schullehrerseminar übernahm er es, junge Lehrer zu unterrichten, namentlich in der Art zu katechisiren, nach seinem ersten im Jahre 1796 veröffentlichten Werke Methodus catechizandi, und ihm wird man mit Recht die ursprüngliche Idee der Gründung dieses Instituts zurechnen; auch zur Verbesserung des Schulwesens entwarf er 1773 einen motivirten Plan und beschäftigte sich eifrig seiner Neigung nach mit dem Erziehungswesen überhaupt. Im Jahre 1778 begann er nach reiflichen Vorstudien seine „Geschichte der Deutschen“ herauszugeben, deren wahrhafter und systematischer Bearbeitung (sie wurde in's Französische und Holländische übersetzt) er einen außerordentlichen Namen und seine Berufung nach Wien als Custos der kaiserlichen Hofbibliothek verdankte.

Nachdem ihm aber der Fürstbischof die Entlassung aus seinem Dienste abschl..g, ihm jedoch erlaubte, für einige Zeit sich nach Wien zu begeben, so reiste Schmidt dahin ab, um die dortigen geschichtlichen Schätze für sein Werk zu benützen. Bemüht, ein solches Talent in kaiserlichen Diensten zu behalten, trug ihm die Kaiserin Maria Theresia, die ihn seiner deutschen Geschichte wegen hochschätzte, so daß sie sich täglich einige Capitel aus seiner Geschichte vorlesen ließ, bald (1780) darauf die Stelle eines wirklichen kaiserlichen Hofrathes und Direktors des Haus- und Staatsarchivs an, die er denn mit Freuden übernahm. „Wir haben eine gute Acquisition gemacht“ äußerte Kaiser Joseph bei seiner Vorstellung, und als er ihm den ersten Theil seiner Fortsetzung der deutschen Geschichte übergab, rief dieser hochsinnige Fürst: „Schonen Sie niemand, auch mich nicht, wenn Sie dereinst bis zu meiner Regierung vorgerückt sind. Meiner Vorfahren und meine Fehler müssen die Nachkommenschaft belehren.“ Er ernannte ihn nicht nur zum Mitgliede des von

ihm neu organisirten Censurcollegiums und der Studiencommission, sondern auch später zum Lehrer seines Neffen und künftigen Thronfolgers Franz II. in der Geschichte.

In freundlicher Geselligkeit mit mehreren der ersten und gelehrten Männer Wien's, so mit der Familie von Heß, Staatsrath v. Löhr, Prof. Dannenmayer, Hofrath Werner u. A., einfach und anspruchslos, nur seinen geschichtlichen Arbeiten lebend, indem er seine deutsche Geschichte in 11 Bänden bis zu 1657, dem Tod Kaiser Ferdinand's III., fortsetzte, doch unter mancher sehnsüchtiger Rückerinnerung an Franken („Vergessen Sie jenen Tag nicht, da wir minder bekannt, aber beide vielleicht glücklicher, auf den weinvollen Ufern von Randersacker hinabglitten, schreibt er an seinen spätern Biographen Oberthür 1781), lebte Schmidt geachtet und geehrt, bis ihn am 1. Nov. 1794, nach kurzem Uebelbefinden, der Tod abforderte.

„Schmidt war der erste, der den glücklichen Gedanken faßte und auszuführen anfing, dem gebildeten deutschen Publikum eine Geschichte seines Vaterlandes in die Hand zu geben, die durch zweckmäßige Kürze, durch geschickte Auswahl der wichtigeren Begebenheiten, durch leichte und faßliche Darstellung, durch den Reiz eines festen und bis an's Ende sich gleichbleibenden Gesichtspunkts, nicht blos den gelehrten Geschichtsforscher, sondern jeden Freund literarischer Unterhaltung an sich zieht." Dieß das competente Urtheil eines seiner Schüler.

Seine deutsche Geschichte wurde durch Milbiller und Dresch fortgesetzt. König Ludwig ließ sein Brustbild in der Ruhmeshalle aufstellen.

Cölestin Steiglehner,

letzter Fürstabt zu St. Emeran in Regensburg.

„Kein Lob über mein Leben durch Menschen Mund. Gottes Urtheile sind anders als die Urtheile der Menschen."

Georg Christoph Steiglehner, geboren am 17. August 1738 zu Sündersbühl (Landg. Nürnberg in Mittelfranken), erhielt von seinem Vater, einem Wundarzte daselbst, den ersten Unterricht und von den Geistlichen des deutschen Hauses in Nürnberg, in welches er 1748 als Singknabe aufgenommen wurde, gründliche Anleitung in Musik, Zeichnen und in der lateinischen und französischen Sprache. Im Jahre 1752 wurde er in das Studentenseminar zu St. Emeran in Regensburg, in dem immer sechzehn bis siebzehn Knaben unentgeltlich Verpflegung und Unterricht genossen, aufgenommen, trat nach sieben Jahren dort (4. Nov. 1759) in den Benediktinerorden unter dem Namen Cölestin und empfing von dem Fürstabte Frobenius 1763 die Priesterweihe. An der Hand der von dem Fürstabte zur Herstellung einer kleinen Akademie der Wissenschaften in das Kloster berufenen tüchtigsten wissenschaftlichen Kräfte und unterstützt von

der ausgezeichneten dortigen Bibliothek, widmete er seinen ganzen Fleiß dem Studium der wolfischen Philosophie, der Mathematik, Geschichte, Theologie, des Kirchenrechtes und der Sprachen, welches er auch nachher als Pfarrer in Schwabelweis (1765) fortsetzte. Der Abt, seine außerordentliche Begabung erkennend, berief ihn 1766 als Professor der reinen und angewandten Mathematik, der theoretischen und Experimentalphysik, der Meteorologie und Astronomie in's Kloster zurück, als welcher er neben seinen Unterrichtsstunden ein meteorologisches Tagebuch führte und ein wohlversehenes physikalisches Cabinet einrichtete, welches von ihm als Abt mit großen Kosten fortgesetzt und mit von ihm verbesserten branderischen Instrumenten versehen, eines der ersten in Deutschland, nach der Auflösung des Klosters der Akademie in München einverleibt wurde.

Während dieser Zeit betrieb er unter dem Benediktiner Karl Lancelot von St. Maurus, den der Abt eigens hatte kommen lassen, die orientalischen Sprachen, Numismatik, Alterthumskunde und Baukunst und übte sich in Musik und Zeichnen; dabei führte er die Aufsicht auf das Seminar des Klosters, gab Lehrstunden über Mathematik und Physik und machte sich namentlich bei seiner gründlichen Kenntniß der Musik um die feierliche Hebung des Gottesdienstes durch Beischaffung reiner Tonwerke und durch eigne Komposition von Hymnen und Kirchengesängen, durch Mitwirkung als Violinist verdient.

Als Kurfürst Karl Theodor 1781 beabsichtigte, eine Maltheserzunge in Bayern einzuführen, und deßhalb einige Klöster der Benediktiner aufheben wollte, um aus ihren Einkünften die Maltheser zu dotiren, konnte die Benediktinercongregation diese Maßregel nur dadurch abwenden, daß sie den Kurfürsten bewog, die Güter der aufgehobenen Jesuiten für diesen Zweck zu benützen, dagegen sie sich anheischig machte, die von dem Jesuitenorden bisher innegehabten Lehrstellen an der Universität Ingolstadt durch ihre Religiosen auf ihre Kosten zu besetzen, und so kam es, daß Steiglehner im Oktober 1781 von seinem Abte als Professor der Astronomie und Experimentalphysik an die Universität Ingolstadt abgesendet wurde. Er benützte Anfangs die Instrumente seines Klosters, da das physikalische Cabinet in Ingolstadt gänzlich vernachlässigt worden war; dann aber erneuerte er als praktischer Mechaniker mit Hilfe eines ihm vom Kloster beigegebenen sehr geschickten Mechanikers Caligari die Maschinen und Hilfsmittel der Universität, verfertigte neue und sinnreich construirte Maschinen und stellte einen vollkommenen physikalischen Apparat her, der 1797 schon den vorzüglichsten in Deutschland ebenbürtig war; er verbesserte die Sternwarte und schaffte für sie die besten Instrumente bei, setzte seine meteorologischen schon früher begonnenen Untersuchungen und Aufzeichnungen fort; dabei leistete er der Wissenschaft durch seine klaren und praktischen, durch eine außerordentliche Geschicklichkeit im Experimentiren selbst der schwersten Versuche unterstützten Vorträge, die von Zuhörern aus allen Fakultäten,

Beamten, Offizieren und Fremden mit dem größten Interesse verfolgt wurden, den entschiedensten Nutzen.

Während einer Reise mit dem ältern Leveling nach Heidelberg (1786), um der Jubiläumsfeier dieser Universität beizuwohnen, erwählte ihn der Senat der Universität Ingolstadt als Rektor, welche Stelle er denn auch ebenso zur Anerkennung des Hofes als zum Gedeihen der Anstalt versah. Bei solchen Verdiensten darf man sich nicht wundern, wenn die Akademie der Wissenschaften ihn 1790, trotzdem daß er selten als Schriftsteller sich bemerklich machte, zu ihrem Mitgliede, das Benediktinerstift St. Emeran nach dem Tode des Abtes Forster ihn einhellig zum Abt (1. Dez. 1791) erwählte, wodurch er als infulirter Prälat in den Reichsfürstenstand eintrat.

Hatte Steiglehner bisher seine Sorge nur geistigen Interessen gewidmet, so betrat er nun ein freies Feld, seinem Stifte und dessen Untergebenen in größerem Maßstabe nützlich zu werden. Er verbesserte die Gebäude desselben, erhöhte durch kluge am rechten Orte angebrachte Sparsamkeit die Einkünfte, sorgte mit aller Liebe für die Unterthanen, indem er die Frohnden abschaffte und Abgaben erleichterte; er überwachte die Dienste der Beamten selbst, und wußte seine Verwaltung so weise einzurichten, daß ihm trotz der während seiner Amtsführung fortdauernd herrschenden Kriege und der damit verbundenen Contributionen, Lieferungen und Einquartirungen doch noch Mittel genug blieben, den Haushalt seines Stiftes ungeschmälert zu bewahren, und die Sammlungen an Büchern, Münzen und Gemälden zu bereichern, dabei als Beförderer und Gönner der Wissenschaften und Kunst in weitern Kreisen um seine Abtei den Unterricht in derselben fortzusetzen, und seine Kapitularen in ihren literarischen Bestrebungen zu unterstützen. Es gereicht ihm zu besonderer Ehre, daß unter ihm der Physiker und Astronom Pl. Heinrich, der Geschichtsforscher Roman Zirngibl, der Alterthumsforscher Bernhard Stark sich heranbildeten, die später als gelehrte Mitglieder der Akademie der Wissenschaften glänzten. Schmerzlich bewegt, doch mit der Ruhe erfüllter Pflicht, übergab er, nachdem durch den Reichsdeputationsschluß vom Jahre 1802 sein Stift aufgehoben wurde, dasselbe am 1. Dez. desselben Jahres in die Hände des Fürstenprimas Karl von Dalberg und lebte nun in den von dem Fürstenprimas ihm zur Wohnung überlassenen Abteigebäuden mit seinen Kapitularen fortwährend seinen Sammlungen an Büchern, Münzen, Oelgemälden, Kupferstichen und Alterthümern, zu deren Bereicherung ihm seine Pension von 10000 fl. hinreichende Mittel bot.

Nachdem aber in Folge des Staatsvertrags zwischen Frankreich und Bayern vom 28. Februar Art. 2 und 9 am 7. April 1810 das Fürstenthum Regensburg von Bayern in Besitz genommen wurde und die Stiftsgebäude als Entschädigung an den Fürsten von Thurn und Taxis kamen, erhielt er das deutsche Haus als Wohnung, wogegen er seine bei der Aufhebung des Klosters vom Fürstenprimas ihm als Eigenthum übergebene Münz- und Gemmensammlung von 1364 städtischen, Königs- und Völker-

münzen, und über 6000 römischen Gold- und Silber- und noch mehr erzenen Münzen, 844 geschnittenen Steinen und über hundert alterthümlichen Broncen, die er durch Ankauf der 1798 versteigerten herzoglich zweibrückischen Sammlung gegründet und ansehnlich vermehrt hatte, an den König von Bayern abtrat, die nun keinen geringen Theil des königl. Münzcabinetes und des Antiquariums bilden.

Eine fortgesetzte Kränklichkeit in den letzten vier Jahren seines den Wissenschaften, der Wohlthätigkeit in aller Bescheidenheit bei seinem hohen Range geweihten Lebens endete der Tod am 21. Febr. 1819. Sein Name aber wird in den Annalen der Akademie und an dem Orte seines Wirkens nie vergessen werden, dem er als ein Muster strenger Moralität, hilfreichen Wohlwollens, als Beförderer der Kunst und jeder ernsten geistigen Regung vorgeleuchtet hat.[1])

Eugen Montag,

letzter Abt zu Ebrach.

> „Noch immer fordert der Geist der wahren Aufklärung Geschichtskenntniß, und nimmt, sowie in den Handlungen aus der Erfahrung, so in freien Vorschriften und Gesetzen aus dieser Quelle den Stoff zur Leitung guter Geschäfte und den Maßstab zur Vergleichung."

Eugen Montag, geboren am 5. März 1741 zu Ebrach (k. Ldg. Burgebrach in Oberfranken), dem Sitze einer reichen Cisterzienserabtei, in welcher sein Vater Syndikus war, trat nach vollendeten Studien in Würzburg als Noviz in Ebrach ein, legte 1760 am 16. Nov. die Gelübde ab, ward Priester 1765, und durfte sich seiner bewiesenen außerordentlichen Begabung und Ausbildung wegen bald der Ehre erfreuen, als Professor und dann als Kanzleidirektor des Klosters ernannt zu werden. Seine Wahl als Abt (1791 21. Febr.) entgalt er durch die größte Obsorge für das materielle Wohl seines Klosters, durch Verbesserung der Oekonomie, der Viehzucht und des Forstwesens in den der Abtei gehörigen 25,000 Morgen Waldes, durch Verschönerung der Klostergebäude und der Kirche, aber auch durch die Vorsorge für seine Mitbrüder mittels Beförderung der Studien, Absendung der Geistlichen auf die Universitäten, Vermehrung der Klosterbibliothek und der Kunstsammlungen.

Wie er persönlich voll Geist, Kraft und wissenschaftlicher Bildung, in der Diplomatik, Geschichte, Literatur und Kunst reich bewandert, den besten Einfluß auf seine Umgebung äußerte, so bewies er auch als Staatsmann

---

1) Der Fürst Dalberg sagte von ihm: „Mit Niemand pflege ich so gerne Umgang, als mit dem weisen, gelehrten und anspruchslosen Fürstabt."

seltene Energie, da er mit Entschiedenheit die Rechte seines Klosters auf Reichsunmittelbarkeit gegen die Ansprüche des Fürstenthums Würzburg vertheidigte, und dann namentlich als erster Landstand des Hochstiftes die Rechte der Landstände mit Kraft und Freimuth vertrat. Als nämlich der Fürstbischof Georg Karl mit Umgehung der Zustimmung der Landstände, die seit dem Jahre 1701 wegen der dauernden Kriegszustände nicht mehr waren eingerufen worden, eine Verordnung über die Zahlung der stiftischen Landesschulden (11. Juli 1802) erließ, wendete der Abt Montag sich in einem Schreiben vom 2. August desselben Jahres an seinen Landesherrn, worin er, die Sorgfalt desselben für seine Unterthanen wohl anerkennend, sagt: „Nur was ich Pflichten halber daran desideriren muß und was E. f. G. treugehorsamste gesammte Landschaft daran abzugehen empfindet, ist die Form, welche die viele Jahrhunderte alte Landesverfassung gänzlich übergeht, und solche Grundsätze voraussetzt, als wenn keine Landstände mehr existirten, oder wenigstens ihr angebornes Recht der Theilnahme in derlei öffentlichen Landesangelegenheiten erloschen wäre. . . . . Es ist aber nicht mehr mit bloßen Verwahrungen fortzukommen. Eine ewige Vertröstung ist keine." (Fürst Franz Ludwig hatte in einem frühern Schreiben an den Prälaten die Nichteinrufung der Landstände mit dem langen Verzug und den vielen Kosten und verschiedenen andern Bedenklichkeiten entschuldigt.) „Der Zeitpunkt großer Entschließung für das Eine oder das Andere ist nah (wohl in Bezug auf den Schatten, den die Säcularisation der Hochstifter vor sich herwarf). Jeder nachkommende Landesherr, wer er immer seie, will nur seinem Vorfahrer nachahmen, und die Sache nehmen, wie er sie gefunden hat; die Eingangs erwähnte Verordnung ist ihm schon genug, keine Landesstände anzuerkennen, denn wenn bei der wichtigsten Landesangelegenheit von Tilgung von 5 Millionen Schulden kein Gebrauch landständischer Verfassung mehr sichtbar, wenn seit einem Jahrhundert keine Einberufung der Stände zum Landtag geschehen ist, da wird ohne weiters in die nemlichen Fußstapfen eingetreten und fortgefahren werden. Die angebornen Gerechtsamen der Landstände gehen verloren und mit diesen die Freiheit des Landes", er bittet ihn, durch öffentliche Erklärung die Fortdauer des Rechtes der Landstände anzuerkennen und den Ausschuß einzuberufen.

Der Fürstbischof Georg Karl, den rechtlichen Grund der Forderung würdigend, erklärte hierauf in edler Anerkennung der Rechte seines Volkes (9. Aug. 1802), es sei ihm nicht unbekannt, daß eine landständische Verfassung im Hochstifte bestehe, und daß die Rechte der Landstände bis auf die neuesten Zeiten gewahrt worden seien, entschuldigte die Nichtberufung derselben durch die Anwesenheit fremder Truppen im Lande, und der von ihm angenommenen Zustimmung der Stände, da er ja selbst mit Beiträgen aus seiner Hofkammer vorangegangen sei.

„Wir säumen indessen nicht, in der Ueberzeugung, daß Unser Hochstift ein wohlerworbenes Recht auf die Beschränkung des Regenten durch die nothwendige Einwilligung der Landstände habe, so oft neue Schatzungen oder Steuern zu erheben, Landesschulden zu kontrahiren, Verpfändungen oder Veräußerungen hochstiftischer Güter oder Gerechtsame vorzunehmen sind, wie hiemit geschieht, feierlich und in bester Form Rechtens zu erklären, daß alle bisherigen in dem Sturm des Krieges ohne förmliche Einwilligung unserer Landstände vorgenommenen Abgaben, Erhöhungen und alle sonstigen zur landständischen Berathung verfassungsmäßig gehörigen Handlungen den unbestreitbaren Rechten unserer Landstände unnachtheilig sein und bleiben sollen."

„Im Vertrauen wollen Wir Euch nicht verhalten, daß Wir unsern Bevollmächtigten bei der bevorstehenden Reichsdeputation bereits vor Einlangung Euerer Vorstellung den Auftrag ertheilt haben, sich auf den schlimmsten Fall nemlich jenen der Säcularisation Unsers fürstl. Hochstifts für die völkerrechtliche Versicherung und Befestigung aller unsern treuen Landständen zustehenden Rechte nach allen Kräften zu verwenden [1]).

Das Hochstift wurde säcularisirt und dann Kurbayern einverleibt, die ererbten landständischen Rechte des Territoriums ruhten und traten erst mit der Verfassung des Jahres 1818 wieder in erneutes Leben.

Eugen Montag's Werke über die Unmittelbarkeit seiner Abtei und seine „Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit", gestützt auf ein reiches Quellenstudium, zeugen von seinem tiefen Eindringen in die Geschichte altdeutscher Institutionen.

Als am 5. Mai 1803 die Abtei Ebrach, die eine Rente von 125,000 fl. hatte, aufgelöst wurde, zog sich Montag mit einem Jahresgehalte von 8000 fl. nach Oberschwappach nahe bei Eltmann auf ein früheres ebrachisches Schloß zurück, wo er am 5. März (seinem Geburtstage) 1811 starb, und dann in Folge seiner früheren Bitte mit königlicher Bewilligung seine Ruhestätte in der Kirche seines ehem. Klosters fand. —

Je mehr jetzt die Charaktere sich verflachen, je mehr Selbstsucht und innere Haltlosigkeit feige äußern Verhältnissen sich schmiegt, desto erfreulicher und erhebender tritt ein Beispiel von Selbstständigkeit, Festigkeit und Manneswürde vor die Augen.

1) Rührend ist der Abschied, den dieser hochachtbare Fürst von seinen Unterthanen nahm: „Unsern getreuen Unterthanen mit landesväterlicher Liebe zugethan, können Wir die schmerzlichen Empfindungen nicht unterdrücken, welche Uns die Trennung von dem, was Uns lieb und theuer war, abzwinget. . . . . Wir werden nie aufhören, die innigsten Wünsche für das Beste Unserer bisherigen treuen Unterthanen zu hegen. . . . Wir werden an dem Wohlstande und an der Zufriedenheit derselben den lebhaftesten Antheil nehmen, und nicht minder das Ziel Unserer Wünsche für erreicht ansehen, als wenn Wir nie aufgehört hätten, als Landesherr an der Wohlfahrt derselben zu arbeiten." Und dieß waren bei der Persönlichkeit des Fürsten nicht nur Worte.

Der frühere Bestand ausgedehnter landständischer Rechte, sowohl in den vererbten bayerischen Ländern, als in den erworbenen fränkischen Fürstenthümern beweist, daß die Verfassungen vom J. 1808 und vom J. 1818, letztere abgesehen von ihrer innern Geschichte, nicht freiwillige Geschenke waren, sondern nur die Fortsetzung des Volksrechtes und die Folge des Drangs übler pekuniärer Verhältnisse.

Bernhard Erasmus Graf von Deroy,

General der Infanterie.

> Ich sterbe in meinem Berufe, ergeben in den Willen des Allmächtigen, Gott erhalte den König.
> Seine letzten Worte.

Unauslöschlich eingetragen in die Annalen der bayerischen Kriegsgeschichte ist der Name Deroy, der, voll Pflichttreue, ohne Furcht vor Gefahr, lebhaften heitern Geistes, gerecht und besonnen, seinen Soldaten ein Freund und Sorger, seinem Vaterlande ein tapferer Kämpe bis auf den letzten Lebenshauch, seinem Fürsten ein treu ergebener Krieger, zeitlebens der Abgott seiner Untergebenen, in Liedern gefeiert, von seinen Zeitgenossen geachtet und geehrt wurde, von den Nachkommen in dankbarem Andenken bewahrt werden soll.

Als der Sohn des kurpfälzischen Generals Matthäus de Roye am 11. Dez. 1743 zu Mannheim geboren, trat er schon in seinem siebenten Jahre als Fähndrich in das Regiment Zweibrücken, mit welchem er in seinem fünfzehnten Jahre in der Schlacht bei Roßbach (1757) im Treffen stand. Nachdem er 1761 zum Lieutenant befördert worden war, durchmaß er alle Grade bis zu seiner 1788 erfolgten Ernennung zum Obristen.

Beim Ausbruch des Krieges gegen die französische Republik leitete er, 1794 zum Generalmajor ernannt, als Stadt- und Festungskommandant, die Vertheidigung der von den Franzosen belagerten Stadt Mannheim, erhielt aber, als dieselbe durch Capitulation des Ministers Grafen Oberndorf an die Franzosen überging, ehrenvollen Abzug mit Geschütz und Fahnen (1795).

Als der Feldzug im Jahre 1800 begann, hielt er als Befehlshaber der 1. Brigade unter Generallieutenant v. Zweibrücken im Treffen bei Diedenhofen (5. Juni) den ganzen Anprall der französischen Truppen unter Richepanse und Ney auf, und deckte den Rückzug des Feldzeugmeisters Kray mit seinem obgleich erschöpften braven Heerhaufen; mit gleicher Tapferkeit und Festigkeit focht er in der Schlacht bei Neuburg (27. Juni), bis er durch die Uebermacht des Feindes zurückgedrängt wurde. In der Schlacht bei Hohenlinden (3. Dez.) versuchte er, mit drei Bataillonen

die Division Grandjean zu durchbrechen, gerieth aber verwundet mit 38 Offizieren in Gefangenschaft, welcher ihn erst der Friede vom Jahre 1801 wieder entzog. An der in dieser Zeit erfolgten Organisation des bayerischen Heeres betheiligte er sich mit einsichtsvoller Sachkenntniß.

Im Jahre 1803 wurde ihm das Kommando der niederbayerischen Brigade, 1804 die Inspection der niederbayerischen Infanterie übertragen und nach seiner Beförderung zum Generallieutenant das militärische Ehrenzeichen ertheilt.

Schon beim Anfange des Krieges vom Jahre 1805, als Bayern sich mit Frankreich gegen Oesterreich verbündete, erhielt Deroy (15. März) in Anerkennung seines Werthes durch Napoleon die seltene Auszeichnung, als Großadler der französischen Ehrenlegion ernannt zu werden. Mit seiner Division gegen Tyrol beordert, bemächtigte er sich in einem hitzigen Treffen bei Lofer des Strubpasses (2. Nov.), wurde aber, indem er an der Spitze der Seinigen mit dem Degen in der Hand sich gegen den zweiten Strubpaß wandte, durch eine Kugel so verwundet, daß er, erst nach Lofer, dann nach München gebracht, längere Zeit zu seiner Heilung bedurfte. In richtiger Würdigung seines Heldenmuthes ernannte ihn König Max bei Stiftung des militärischen Max-Joseph-Ordens (1. März 1807) zum Großkreuz desselben, während Napoleon sich die Zustimmung des Königs erbat, ihm aus französischen Geldern einen jährlichen anständigen Gehalt aussetzen zu dürfen Nach seiner Wiedergenesung erhielt er das Oberkommando in dem neuerworbenen Tyrol und Vorarlberg.

Beim Beginn des Krieges des Rheinbundes gegen Preußen (1806) wurde die Division Deroy mit den Württembergern unter Jerome bestimmt, die Festungen Schlesiens anzugreifen; er rückte mit seinen Truppen durch Sachsen dahin, beschoß die von Lefebre blokirte Festung Glogau während vier Tage, mußte aber auf höhern Befehl vor Uebergabe der Festung gegen die Weichsel abziehen (25. Nov.), um Breslau zu belagern. Hier vollendete er die von Lefebre begonnenen Batterien, ließ einen Ofen für glühende Kugeln bauen und beschoß nun vier Tage lang diese Festung, — ein Sturmangriff (22. und 23. Dez.) wurde vereitelt, worauf er wieder die Beschießung fortsetzte, bis sich am 3. Jan. 1807 die Festung an Vandamme übergab. Die hierauf von ihm belagerte Festung Brieg übergab sich nach 8 Tagen am 16. Jan.; er rückte nun vor Kosel, das er vom 4. Febr. mit Kugeln und Bomben heftig angriff; allein Mangel an Mannschaft und das durch Thau- und Regenwetter unter Wasser gesetzte Terrain zwangen ihn, die Belagerung aufzugeben und die Festung nur zu blokiren, die dann später (18. Mai) an Raglovich übergeben wurde. Glatz übergab sich nach einem Sturm auf dessen festes Lager ihm und Vandamme (25. Juni). Die Belagerung Silberbergs endete der eingetretene Friede. Vor Kosel und in Breslau bewies er seinen Edelmuth in glanzvoller Weise, da er den an Allem Noth leidenden preußischen Offizieren und ihren Familien Lebensmittel zusandte, in Breslau die ihm angebotenen üblichen

Tafelgelder mit der Aeußerung zurückwies: „Leid ist es mir, daß Sie mich unter jene Zahl rechnen konnten, welche derlei Uebelstände gut heißen. Mein König besoldet mich so großmüthig, daß ich mir das Vergnügen machen werde, täglich recht viele Gäste bei mir zu sehen." (Wie anders benahmen sich die französischen Generäle!) Nach diesen Waffenthaten kehrte er mit seinen Truppen in's Vaterland zurück, wo ihm der König zum Lohn seiner Thaten das Generalkommando Bayern in München (24. Dez. 1807) übertrug, und ihn bei der Organisation des geheimen Rathes (27. Nov. 1808) zum geheimen Rath ernannte.

Im Kriege vom Jahre 1809 gegen Oesterreich stand anfangs die Division Deroy unter Lefebre bei Landshut, um dort die Brücke und den Uebergang über die Isar zu vertheidigen, zog sich aber, der Uebermacht Radetzky's weichend, mit der größten Ordnung zurück, so daß selbst die Feinde sie bewundern mußten. In der Schlacht bei Abensberg (19. April) hatte er die Reserve zu decken, focht tapfer bei Schirling (21. April), wo er den Feind durch das Bataillon Buttler aus dem Orte treiben ließ, in der Schlacht von Eggmühl (22. April) eroberte er durch die Reiterbrigade Seydewitz, die mit Todesverachtung in das heftigste Kanonenfeuer einsprengte, eine ihnen sehr gefährliche große österreichische Batterie von 16 Kanonen. Bei dem Vorrücken Napoleon's gegen Wien wurde Deroy nach Tyrol abgesendet, wo das Volk sich empört hatte. Er zog mit seiner Division über Rosenheim gegen Kufstein, um diese Festung, die von Bayern besetzt und von den Bauern blokirt war, zu entsetzen; es gelang, die Rotten des Feindes zu vertreiben und die Festung frei zu machen, worauf er am rechten Innufer gegen Innsbruck zog. Da ihm durch die Entfernung von Truppen unter Wrede, die nach Linz abmarschirten, der größte Theil seiner Macht entzogen war, so drängte er seine Mannschaft um Innsbruck zusammen. Hier sah er sich aber mit seiner geringen Truppenzahl von 6000 Mann und 20 Kanonen einer weit überlegenen Anzahl von 17,000 Tyrolern, 900 Oesterreichern und 6 Geschützen gegenüber. Von Hofer und den Oesterreichern mit Muth angegriffen, vertheidigten sich die Bayern (25. Mai) mit der größten Tapferkeit. Nachdem aber nun auch die Oberinnthaler herangezogen, ein großer Theil seiner Truppen dienstuntauglich geworden war und die Lebensmittel ihm ausgegangen waren, und er nicht daran denken konnte, gegen eine solche Uebermacht, wie sie ihm gegenüberstand, sich zu halten, so zog er sich am 30. Mai Nachts in aller Stille zurück und gelangte nicht ohne die größten Anstrengungen der Mannschaft auf grundlosen Wegen, bei zerstörten Brücken, in zwei Tagen nach Kufstein, von da nach Rosenheim, wo er Stellung nahm. Auf kurze Zeit mit der Hälfte seiner Division nach Linz berufen, kam er schon Mitte Juli wieder zurück, um mit einer französischen Division unter Rouyer und der bayer. Division Kronprinz den Tyrolern die Spitze zu bieten. Er drang durch das Unterinnthal vor, und hatte bald die Freude, nach einigen glücklichen Gefechten am Paß Lueg, bei Taxenbach und Wald (am

1. August) seine frühere Stellung bei Innsbruck wieder einzunehmen. Am 13. August wurde er, nach einer fehlgeschlagenen Rekognoszirung Lefebre's nach Brixen, von den Oesterreichern und Tyrolern mit aller Macht angegriffen; er hielt sich mit äußerstem Aufgebot der Kräfte und der höchsten Tapferkeit, allein er konnte sammt seinen Verbündeten nicht widerstehen, und abermals wurde der Rückzug gegen Rosenheim angetreten. Bei allen in diesem blutigen und fanatisirten Kriege gegen die Bayern vorgekommenen Grausamkeiten bewährte er dennoch wieder seine edle und milde Gesinnung, unter Anderm, indem er der Frau Speckbacher's beruhigende Nachrichten über das Schicksal ihres gefangenen Sohnes Anderl zusendete.

Nachdem dieser Krieg durch Gefangennehmung Hofer's beendet war, lebte Deroy nun wieder zu München. Am 1. Januar 1811 zum General der Infanterie ernannt, ergriff er bei dem Zuge Napoleon's nach Rußland als Kommandirender des Contingents der 30000 Bayern selbst gegen den Wunsch des Königs („Scher er sich zum Teufel, mach er aber, daß er glücklich wieder kommt", erwiderte der König auf seine Aeußerung, daß er nicht unthätig sein könne) wieder den Degen. Er sammelte seine Truppen bei Bayreuth, stellte sie am 14. Juli vor Wilna dem Kaiser vor, wo er die eifrigsten Achtungs- und Zufriedenheitserklärungen desselben empfing, und verband (7. Aug.) sich nun mit Oudinot vor Polozk. Am 16. August hatte die Division Wrede das Dorf Spas besetzt und wehrte sich auf das Tapferste gegen die Russen, Deroy löste sie aber ab, um nicht unthätig zusehen zu müssen.

Zu der auf den 18. von Gouvion St. Cyr festgesetzten Schlacht hatte sich Deroy in voller Uniform gestellt; Wrede eröffnete Abend 4 Uhr die Schlacht mit einem heftigen Geschützfeuer gegen Prismenitza, Deroy's fünfte Division stand im Dorfe Spas in geschlossenen Kolonnen, aus denen er Raglovich vorsandte, um die Schlachtlinie zu bilden; aber nach seinem Vorrücken aus dem Dorfe wurde Raglovich verwundet, die Russen stürmten mit Gewalt heran, das vierte Regiment warf sie zurück, Deroy verfolgte sie an der Spitze der zweiten Brigade, und indem er sie anfeuerte, den fliehenden Feind auf seine Hauptlinie zurückzutreiben, traf ihn die tödtliche Kugel in den Unterleib. Die Nachricht seiner Verwundung erregte unter den Truppen allgemeine Bestürzung und Trauer, aber Wrede leitete das Treffen glücklich weiter. Deroy wurde nach Polozk gebracht, wo er am 23. August Morgens mit den Worten, wie sie oben angegeben sind, starb. Mit ihm wurde am 25. August sein alter Freund, der General Siebein, die Obristen Wrede, Graf v. Preysing und Andere begraben, so reiche Ernte hatte der Tod unter den Tapfern gemacht. Bald nach seinem Tode traf ein Schreiben Napoleon's vom 27. August an ihn ein, nach welchem er ihn zum Reichsgrafen ernannte, ihm eine auf seine Kinder übertragbare Dotation von 30,000 Frc. und seiner Frau 6000 Frc. Pension aussetzte. Zu spät für ihn; seine Familie konnte sich des Lohnes seiner Thaten nur erfreuen.

König Max II. ließ ihm eine Statue in der Maximiliansstraße setzen, sein Name aber lebt in der bayer. Armee glänzend fort.

Christian Freiherr von Hofenfels,

kurpfälzischer Minister der auswärtigen Geschäfte.

In Treue fest.

Im dankbaren Andenken unserer hervorragenden Männer ehren wir uns selbst und erhalten zur würdigen Nachfolge ihr Gedächtniß in unserm Volke, indem wir es erregen, bewundernd die Charakterstärke seiner Ahnen, ihnen gleich zu sein in edler Aufopferung für unseren heimathlichen Boden und dessen Geschicke. Deßhalb müssen wir auch einen Namen feiern, an den sich der reine Begriff der Uneigennützigkeit und Hingebung knüpft, es ist dieß der Name Hofenfels.

Johann Christian Freiherr von Hofenfels, Sohn des lutherischen Pfarrers Jakob Simon zu Meisenheim, wurde im letzteren Orte am 25. Dez. 1744 geboren, studirte die Rechte an der Universität zu Jena, begleitete in seinem 25. Jahre die Stelle eines Oberamtmanns zu Zweibrücken und wurde schon nach einigen Jahren durch das Vertrauen seines Herzogs zum geheimen Rathe und Minister der auswärtigen Geschäfte ernannt. Seine Verdienste anerkennend, erhob ihn Kaiser Joseph II. durch einen Adelsbrief vom 15. April 1776 in den Freiherrnstand und verband damit den Namen von Hofenfels.

Am 10. April 1782 vermählte er sich mit Friederike Freiin von Closen, Tochter des französischen Generals Christian Karl Freih. von Closen auf Haydenburg, damals Kommandant des pfalzzweibrücken'schen Regimentes Royal-Deux ponts.

Hofenfels war gerade in München im Interesse seines Herzogs anwesend, als der Wiener-Hof auf Grund eines Belehnungsbriefes des Kaisers Sigmund an seinen Eidam, den Herzog Albrecht von Oesterreich, vom Jahre 1426 (10. März) Ansprüche auf Niederbayern, beziehungsweise die Oberpfalz, die böhmischen Lehen, die Grafschaft Mindelheim, die Landgrafschaft Leuchtenberg und andere Grafschaften erhob, und diese Theile von Bayern als nach dem Tode des Kurfürsten Max Joseph III., der ohne männliche Erben verstorben war, an Oesterreich heimgefallen erklärte. Vom Kurfürsten Karl Theodor, Max Joseph's Nachfolger in Bayern, gleichfalls kinderlos, waren diese Forderungen anerkannt und durch den Vertrag vom 3. Januar 1778 befestigt worden.

Zur völligen Gültigkeit dieser Uebereinkunft fehlte nur noch die Zustimmung des Herzogs Karl von Zweibrücken, als nächsten Verwandten,

ohne dessen Consens nach den bayerischen Hausverträgen keine Veräußerung des Stammgutes geschehen konnte.

Die Herzogin Maria Anna, Wittwe des Herzogs Clemens Franz von Sulzbach, Tochter des Herzogs Joseph Karl Emanuel, Schwägerin des Kurfürsten Karl Theodor, voll glühender Vaterlandsliebe, kluger Mäßigung, muthig und entschlossen, für Erhaltung des Stammgutes ihres Hauses Alles zu thun und zu wagen, hatte sich, unterstützt von dem eifrigen und uneigennützigen Rathe von Lori's und von Obermaier's, durch vertraute Boten an den Herzog Karl, als den muthmaßlichen Erben Karl Theodor's, gewendet, um ihn zu bestimmen, den schon eingegangenen Vertrag nicht zu genehmigen; allein der Herzog, seiner Hilfelosigkeit bewußt, wagte nicht, dem Kurfürsten zu widersprechen, und beauftragte Hofenfels, den Vertrag zu unterschreiben. Hofenfels aber, den die Bitten der Herzogin und das wohlverstandene Interesse seines Herzogs leiteten, unterstützt von dem Pfalzgrafen Wilhelm, späteren Herzog von Birkenfeld, protestirte nun dagegen, obgleich ihm eine halbe Million Gulden versprochen worden war, wenn er seinen Herzog zur Unterzeichnung berede, — und unterzeichnete nicht.

Als nun Herzog Karl von München aus veranlaßt wurde, selbst dahin zu kommen, und schon auf dem Wege dahin war, reiste ihm von Hofenfels entgegen, und seinen Anstrengungen und den Gründen der eifrigen Herzogin Maria Anna in einer geheimen Unterredung in München unter Beiziehung ihrer Räthe, des Ministers von Hofenfels, des kurpfälzischen Rathes von Esenbeck und des preußischen Gesandten Grafen von Görz, gelang es, den Herzog trotz aller angewendeten Versprechungen und Drohungen Karl Theodor's zu bestimmen, die Unterzeichnung des Vertrages zurückzuweisen. Dieß gab dem Könige Friedrich von Preußen, an den die Herzogin Maria Anna hilferufend schon vorher sich gewendet hatte, die ersehnte Veranlassung, ein entscheidendes Wort gegen die beabsichtigte Vergrößerung Oesterreichs auf Kosten Bayerns einzusprechen; er gewährleistete die bayerischen Hausverträge und unterstützte sein Wort mit seinem Heere. Die Folge war der bayerische Erbfolgekrieg und der Friede von Teschen 1779, durch den das bayerische Stammgut erhalten blieb.

Auch der zweite Versuch, Bayern gegen ein Königreich Burgund einzutauschen, mißlang dem Hause Oesterreich durch die Aufmerksamkeit und Sorge des Ministers von Hofenfels und die Festigkeit des Herzogs Karl. Unter der für die bayerische Dynastie folgenreichen Thätigkeit dieses edlen Mannes entstand der zwischen ihm, Namens des Herzogs Karl von Zweibrücken, und dem Pfalzgrafen Wilhelm, seinem Bruder, zu Paris geschlossene Apanagialvertrag für denselben und der gleiche zu Berlin verlautbarte Vertrag über die Apanagenverhältnisse der Birkenfeld'schen Brüder, 1773. — In Anerkennung der ihm und seinem Hause geleisteten Dienste verlieh später Herzog Karl seinem Minister von Hofenfels unter Würdigung der: „von jeher in denen ihm anvertrauten wichtigen Staats-

und Familiengeschäften und deren glücklichen Fortgang Uns und Unsrem pfalzgräflichen Gesammthause geleisteten treuen und interessanten Dienste" eine jährliche, auf seine Kinder übergehende Rente von 6000 Livres oder 2750 fl., hypothezirt auf die Aemter und Rentei Selz und Hagenbach, gewährleistet von dem späteren König Max als nächsten Verwandten des Herzogs. Diese Rente, später in eine Pension von 1500 fl. für die Wittwe des Grafen, Gräfin Ludolf, verwandelt, bezog dieselbe bis zu ihrem Tode im Jahre 1820, von wo an ihrer Tochter eine Pension von 1000 fl. gewährt wurde. Hofenfels hatte, auf dringenden Wunsch des Herzogs Karl, an eine Geliebte desselben, die Gräfin Nobili, eine geborne von Montigny, später vom Revolutionstribunal in Metz guillotinirt, seine ihm liebgewordenen Güter Kirchheim sowie auch das Kalenberger Hofgut abtreten müssen, wogegen ihm der Herzog zwei andere, jedoch in sehr unwirthbarer Gegend gelegene Güter übergab. Auf den Rath des Herzogs trat nach dem Tode des Ministers von Hofenfels seine Wittwe letztere Güter wieder an den Herzog gegen eine Summe von 80,000 fl. ab, welche auf die Abtei Tholey hypothezirt wurden; bald darauf brach die französische Revolution aus, alle Klöster wurden aufgehoben, für Staatsgut erklärt, alle Reklamationen der Wittwe sowohl bei der französischen wie bei der bayerischen Regierung waren erfolglos und das ganze Capital war verloren, und so kam sie mit ihrem Sohne, dem 1839 zu Zweibrücken verstorbenen Landkommissär Karl von Hofenfels, und ihrer Tochter, der im Mai 1863 verstorbenen Wittwe des österreichischen Gesandten von Hruby-Geleny, Karolina Amalia, in einen Zustand, der an Mangel grenzte, dem auch spätere, bis an die bayerische Ständeversammlung im J. 1846 erhobene Reklamationen nicht abhalfen. Man setzte solchen Ansprüchen die Verjährung entgegen!!

Minister von Hofenfels starb am 24. Juli 1787 (zweiundvierzig Jahre alt). Mancherlei Aerger und tiefe Kränkungen, die er in Folge der am pfalz-zweibrücken'schen Hofe herrschenden Verschwendung und Sittenlosigkeit, gegen welche er stets ankämpfte, zu erleiden hatte, waren bei seinem lebhaften, etwas heftigen Charakter die Ursache seines so frühen Todes. — Den Erben seines rühmlichen Namens mag die Gewißheit beruhigend zur Seite stehen, daß, wenn ihm seine Uneigennützigkeit auch keinen Vortheil, ja eher Nachtheil eintrug, doch seine Verdienste gewürdigt wurden, was die Worte eines Briefes des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Birkenfeld beweisen:

„Auch im eisigen Alter nähre ich mit dem wärmsten Danke jene Erinnerung und man wird eine Schrift finden, worinnen meine allerspätesten Nachkommen aufgefordert sind, den Namen Christian v. Hofenfels als des Retters ihres Stammlandes zu verehren", und in einer anderen Stelle:

„so könnte ich es mir nicht verzeihen, wenn ich nicht meine Nachkommenschaft zur ewigen Verehrung des Namens von Hofenfels aufforderte. Er, nur er hat Bayern unsrem Hause erhalten."

Bayerns Dynastie wird, so hoffen wir, den Namen dieses edlen und uneigennützigen Staatsmannes dankend im Herzen bewahren.

Die Benediktiner in Bayern [1]).

Viribus unitis.
Mit vereinten Kräften.

Obgleich ein großer Theil des Bodens, den wir nun in Bayern bewohnen, von den Römern bebaut und der Kultur übergeben war, deren Spuren wir heute noch, namentlich in Altbayern, sehen, so blieben doch noch weite Strecken wüst und erträgnißlos liegen. Erst jene Männer, die unter unsäglichen Entbehrungen und Gefahren es unternahmen, unter den Heiden das Christenthum zu verbreiten, sorgten für die Urbarmachung solcher Gegenden, welche in rauhen Strichen liegend bisher unangebaut waren, oder solcher, welche, der Kultur zugänglicher, durch Fleiß und Geschicklichkeit höheres Erträgniß versprachen.

So entstanden die Klöster, deren Einwohner im gemeinsamen Leben gegenseitigen Schutz, gegenseitige Unterstützung, durch Arbeitstheilung leichtern und sichern Erwerb und Vergrößerung ihrer Habe, errangen. Aber nicht nur die Pflege des Bodens war ihr Bestreben und ihre Aufgabe, auch die Pflege des Geistes lag ihnen nahe, da sie zur Erreichung ihres Zweckes der Belehrung besser Herangebildeter bedurften und daher für Lehrer und Hilfsmittel sorgen mußten, um dem Stamme, den sie bildeten, kräftige Aeste einzusetzen, die nach ihnen das schwere Werk, das sie begonnen hatten, in gleichem apostolischem Eifer und Erfolg fortsetzen könnten. Ein Hauptverdienst, namentlich in letzterer Beziehung, muß dem von dem hl. Benedikt von Nursia († 544) gestifteten, durch den hl. Bonifacius in Bayern eingeführten Orden der Benediktiner zugeschrieben, und die Anerkennung, die wir seinen Gliedern für die Pflege der Wissenschaften schuldig sind, darf nicht übergangen werden.

In den von dem hl. Bonifacius selbst oder auf seine Veranlassung gestifteten Klöstern Ober- und Niederaltaich (gest. 731), Tegernsee (746), Benediktbeuern (740), Osterhofen, Schliersee (760), Chiemsee (776) wurden schon bei ihrem Beginne Schulen gegründet, aus denen und ihrer Fortbildung in allen Klöstern der Congregation Gelehrte entstanden, deren in Gelehrsamkeit und reicher wissenschaftlicher und künstlerischer Ausstattung unnachahmliche Werke nur aus vereinten, von früher Jugend in Abgeschiedenheit und in voller reiner Vorliebe für geistige Arbeiten gewidmeten

---

1) Unter ihren eignen Namen sind von den Benediktinern geschildert: Forster, Imhof, Kenedy, Meichelbeck, Steiglehner, Werner, Eckehard v. Aura, Conrad von Scheyern, Hermann v. Altaich.

Kräften hervorgehen konnten. Diesen Bestrebungen des Benediktinerordens verdanken wir das von der Congregation vom h. Maurus herausgegebene mit Hunderten von Facsimiles älterer Schriften in Kupfer geschmückte traité de diplomatique und das Chronicon Gottwicense, gedruckt in Tegernsee (siehe Hahn), und andere mehr.

Die aus dem Süden bezogenen Handschriften der Kirchenväter (es war eine Nothwendigkeit für die ersten Schulen, vor Allem der Erhaltung und Verbreitung der Handschriften die größte Aufmerksamkeit zu widmen, weßhalb ihr Streben dahin ging, dieselben rein und zierlich abzuschreiben und so zu vervielfältigen) und alten Klassiker bildeten den Grundstock der reichen und kostbaren Bibliotheken, durch die sich die Benediktinerklöster auszeichneten, und die sie durch die namentlich in Tegernsee errichteten Buchdruckereien vergrößerten und verstärkten. Als tüchtige und kunstreiche Abschreiber werden Othlon, Babo, Sigibold, Adalbert und der Abt Ellinger von Tegernsee in älteren Zeiten genannt.

In den Schulen wurde außer der Theologie auch Mathematik und Astronomie, Philosophie nebst den Künsten der Malerei und Bildhauerei getrieben, und viele Namen damaliger Gelehrter und Künstler sind uns erhalten. Von der großen Anzahl hochgebildeter und um die Wissenschaften verdienter Benediktiner heben wir nur Einige aus.

In der Mathematik und Astronomie verdienen vor allen genannt zu werden: Um 1470 Nikolaus von Donis aus dem Kloster Reichenbach, der außer der lateinischen und griechischen Sprache auch Weltweisheit und Mathematik betrieb und die verlornen Tabellen des Ptolomäus wieder auffand und verbesserte, dann die Aebte Engelhard und Johann Valkensteiner desselben Klosters; der durch seine mathematischen Schriften bekannte Professor Gabr. Knogler aus Kloster Scheyern, (geb. 1. Januar 1759 zu Pfaffenhofen), der 1784 zu Freising als Professor der Grammatik, 1786 als Professor der Mathematik zu Amberg, 1792 zu Neuburg, und dann zuletzt 1794 an der Universität zu Ingolstadt lehrte; der gelehrte Abt der Schotten zu Regensburg, Benedikt Arbuthnot, (geb. zu Rora 5. März 1737, † 19. April 1800), Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, der über die Kraft der Körper und der Elemente, über das Licht und die Barometer u. dgl. schrieb; — Ulrich Schiegg, (geb. 3. Mai 1752 zu Gosbach, † 4. Mai 1810 zu München), aus dem Kloster Ottobeuern, ein höchst talentvoller und gebildeter Mathematiker und Astronom, wegen seiner Gelehrsamkeit und vieler praktischer Verdienste als Mitglied der Akademie der Wissenschaften aufgenommen; — Thaddäus Siber, Benediktiner zu Scheyern, (geb. 8. Sept. 1774 zu Schrobenhausen, † 30. März 1854 als Professor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München), ein ausgezeichneter Lehrer der Mathematik an der Universität daselbst; — Leonhard Gruber, Benediktiner aus Metten, dessen Abhandlungen über die Theorie der Centralkräfte, über Kometen, über die Polhöhe in die Schriften der Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurden; — Andreas Gordon, aus dem

Schottenkloster zu Regensburg, (geb. 15. Juli 1712 zu Coforoch in Schottland), der als Professor zu Erfurt am 22. Aug. 1750 starb, nachdem er durch seine Schriften über Physik und Philosophie sich einen berühmten Namen gemacht hatte; — Placidus Heinrich, Benediktiner zu St. Emeran und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, war ein berühmter Lehrer der Physik, Astronomie und Meteorologie in Ingolstadt und mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied, er war geboren zu Schierling in Niederbayern am 19. Okt. 1758, gest. 18. Jan. 1825 zu Regensburg.

Als Geschichtschreiber zeichneten sich aus außer den ältern schon Angeführten:

Der Akademiker Hermann Scholliner aus dem Kloster Oberaltaich, (geboren 15. Jan. 1722, † 16. Juli 1791), durch seine Schriften über die Concilien zu Neuenheim und über genealogische Fragen der Dynastie Wittelsbach rühmlich bekannt — der Akademiker und letzte Abt zu Benediktbeuern, Karl Klocker, (geb. 13. Jan. 1748), der sich in rechts- und kirchengeschichtlichen Abhandlungen hervorthat; — Cölestin Leuthner aus Wessobrunn, (geb. 23. Nov. 1695 zu Traunstein, † 9. Jan. 1759), Verfasser einer Chronik seines Klosters; — der Abt des Klosters zum hl. Kreuz in Donauwörth, Cölestin Königsdorfer, (geb. zu Flotzheim 18. Aug. 1756, † 16. März 1840), durch eine Geschichte seines Klosters verdient; — der Professor der Universität Bamberg, Joh. Bapt. Roppelt aus dem Kloster Banz, (geb. 17. Dez. 1744, † 11. Febr. 1814), wegen seiner geographischen und mathematischen Schriften und seiner gründlichen Gelehrsamkeit hochgeachtet; — der Benediktiner zu Oberaltaich und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Benno Ganser, (geb. 15. Nov. 1728 † 5. Aug. 1778), der durch seine geschichtlichen und naturgeschichtlichen Werke gleiche Bewunderung verdient; — der Abt des Klosters Ensdorf, Anselm Desing, (geboren am 15. März 1699 zu Amberg, † 1772), der sich durch seine geschichtlichen, geographischen und philologischen Unterrichtsbücher rühmlich verdient gemacht hat; — Seb. Günthner, (geb. 22. Sept. 1773 zu Benediktbeuern, † 9. April 1820 zu München), aus dem Kloster Tegernsee, der in seiner Geschichte der literarischen Anstalten in Bayern und seinen genealogischen Arbeiten tiefes und umfassendes Wissen und reine Liebe zu seinem Vaterlande beurkundete; — Joseph Moriz, Benediktiner zu Ensdorf, (geb. 16. Febr. 1769 zu Ensdorf, † 13. März 1834 zu München), dessen Geschichte der Grafen v. Formbach durch die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war, preisgekrönt wurde; — Beda Appel aus dem Kloster Oberaltaich, (geb. 1744 zu Ingolstadt, starb 11. Juni 1773); seine historischen Schriften über die bayerischen Gaue sind von hohem Werthe; — Ignaz Gropp, Benediktiner zu Würzburg, (geb. 12. Nov. 1695 zu Kissingen, gest. 19. Nov. 1758 zu Würzburg), verdient durch seine Sammlung würzburgischer Geschichtschreiber und seine Würzburger Chronik.

Als Schriftsteller über klassische Sprachen und der Weltweisheit dürfen benannt werden:

Marian Dobmayer aus dem Kloster Weißenohe, (geb. 24. Okt. 1753 zu Schwandorf), der als Professor der Philosophie in Ingolstadt wirkte und schrieb; — Ludwig Babenstuber aus dem Kloster Ettal, geboren 1660 zu Deining, gest. 5. April 1726), durch seine theologischen und philosophischen Schriften an der Universität Salzburg verdient; — Ottmar Frank, geb. 8. Mai 1770 zu Bamberg), Benediktiner zu Banz, Akademiker zu München, lehrte 1802 an der Universität zu Bamberg, 1821 als Professor der hebräischen und indischen Sprache zu Würzburg und glänzte durch seine gelehrten Schriften über indische Sprache und Religion, † 16. Sept. 1840 zu Wien. — Rupert Kornmann, Abt zu Prifening, lehrte Philosophie und orientalische Sprachen, errichtete ein mathematisches Museum und eine Sternwarte in seinem Kloster; er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München und vieler gelehrter Gesellschaften; er war geboren zu Ingolstadt 22. Sept. 1757 und starb 23. Sept. 1817 zu Kumpfmühl.

Daß es der Congregation der Benediktiner im Allgemeinen um Unterstützung und Verbreitung der Wissenschaften zu thun war, beweisen ihre schon in frühesten Zeiten gestifteten und dann großartig erweiterten Schulen, die Sendung ihrer Geistlichen auf die Hochschulen zur Ausbildung und auf den Lehrstuhl, vorzüglich aber die auf Betrieb des eifrigen Abtes Rupert von Prifening auf einem zu Tegernsee am 23. Aug. 1797 abgehaltenen Generalkapitel der Congregation unter den Benediktinern festgesetzte gelehrte Gesellschaft, welche bestimmte, daß von den Gliedern des Ordens jährlich eine scripturistische und historische vaterländische, dann im zweiten Jahre eine philosophische und humanistische Preisfrage bearbeitet und von Gelehrten des Ordens geprüft und mit Preisen gekrönt werden sollten, womit auch begonnen und bis zur Auflösung der Klöster mit Eifer fortgefahren wurde.

Auch für die Künste und Gewerbe that früh schon sich ein hohes Interesse in den Benediktinerklöstern kund, da schon 1160 im Kloster Weltenburg und in St. Emeran ein Hermann Sach, sein Bruder Heinrich und Salomon Wirt als Goldarbeiter genannt werden, unter Abt Gozbert in Tegernsee eine Glockengießerei und eine Glashütte entstand, und 1077 Dietrich Flanchrider dem Kloster Weltenburg eine Orgel fertigte. Auch in der Malerei und Musik werden viele Glieder der Congregation mit nicht geringem Ruhme genannt.

Franz Oberthür,

Doktor beider Rechte, der Philosophie und Theologie, geistlicher Rath und Domkapitular zu Würzburg.

„Alle Wissenschaften müssen den Menschen veredeln und glücklicher machen."

Franz Oberthür, der Sohn braver wenig bemittelter Gärtnersleute, geboren zu Würzburg am 6. August 1745, erhielt im Hause seiner fleißigen und frommen Eltern die erste religiöse und wissenschaftliche Erziehung. Durch Zufall in das Haus des Kanzlers Reibelt, in dem sich damals die gebildete Welt seiner Vaterstadt versammelte, gekommen und dort wegen seiner Naivität gerne gelitten, lernte er den Domkapitular Grafen Adam Friedrich von Seinsheim kennen, der ihn liebgewann und der ihm, nachdem er Bischof geworden, ein immer freundlicher Gönner geblieben ist.

Von diesem in das Juliusseminar gebracht, vollendete er dort die Gymnasialstudien mit Auszeichnung und hörte die Philosophie, wenn sie ihm auch, wie sie vorgetragen wurde, nicht gerade zusagte. Nachdem er den geistlichen Stand gewählt hatte, trat er in seinem achtzehnten Jahre in das Klerikalseminar (1763), studirte Theologie, Jurisprudenz und unter M. J. Schmidt's, des gelehrten Geschichtschreibers der Deutschen, Anleitung die deutsche Literatur, disputirte als Baccalaureus und Licentiat der Theologie, und trat dann 1769 als Kaplan des Juliusspitals in die Seelsorge. Tüchtig vorbereitet, schickte ihn 1771 sein Gönner, der Fürstbischof Adam Friedrich nach Rom, den Curialstyl kennen zu lernen. Er benützte seinen Aufenthalt in Rom, Neapel, Mailand rc., wo er überall in Folge der Empfehlungen seines Gönners auf's Beste aufgenommen wurde, um nicht nur dem ursprünglichen Zweck seiner Reise, sondern auch seiner weitern Ausbildung gerecht zu werden. Am 9. Juli 1773 kehrte er nach Würzburg zurück, und wurde noch in demselben Jahre zum geistlichen Rath und zum Professor der Theologie ernannt (8. Nov.).

Im nächsten Jahre erwarb er sich den Doktorgrad in der Jurisprudenz (4. Juli) und der Theologie (11. Juli) und erhielt eine Präbende in dem Collegiatstifte Haug, deren Einkünfte die Quelle für seine Reisen, Sammlungen und mildthätigen Werke war. Nicht ohne harten Kampf, doch unterstützt durch seine eigene Charakterfestigkeit und seinen Gönner, bestrebte er sich als Professor der Theologie, seine Wissenschaft klar, gründlich und lebendig zu verbreiten, und als Vorstand der Elementarschulen (1781) diese freisinnig zu verbessern und die Jugend für das bürgerliche Leben tauglich zu erziehen. Im Jahre 1782 (24. Juli) zum wirklichen geistlichen Rath ernannt, nahm er Theil an der Verbesserung des Armenwesens, und indem er einen wesentlichen Theil desselben sich zu eigen machte, entwarf er eine Dienstbotenordnung, einen Plan zu einer Versorgungsanstalt derselben beabsichtigend. Während der Ferien machte er regelmäßig Reisen

in Deutschland umher, namentlich in protestantische Städte und Hochschulen, um deren Anschauungen kennen zu lernen, ungerechte Vorurtheile zu entfernen, seine Kenntnisse zu erweitern, und sich an den Naturschönheiten zu erfreuen.

Mit dem Eintritte der bayerischen Regierung wurde er (1803) in den Ruhestand versetzt, doch 1805 wieder auf den Lehrstuhl berufen, den er (14. Sept.) 1809 jedoch verließ, um nun in Ruhe seinem gemeinnützigen Streben, der Wissenschaft und der Geschichte seine ganze Thätigkeit zu widmen. In der Ueberzeugung, daß die dem Gewerbstande zugehörige Jugend eine hiefür passende Erziehung und Ermunterung genießen müsse, um dem verrotteten Gewerbswesen aufzuhelfen, gründete er mit dem Freiherrn v. Hutten, dem Orthopäden Heine und Andern eine Gesellschaft zur Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, aus welcher der jetzige polytechnische Verein hervorgegangen ist, der durch seinen regen Eifer und seine lebhafte Thätigkeit schon im Jahre 1830 tausend Schüler zählte, und bisher unberechenbaren Nutzen stiftete.

Während er in der Theologie, Biographie und Geschichte schriftstellerisch thätig war, legte er den Grund zu einer Naturaliensammlung und belebte die Geschichte seines Vaterlandes, indem er Münzen, Porträte fränkischer merkwürdiger Männer, Sculpturen und Abbildungen denkwürdiger Ereignisse, wo er nur immer konnte, erwarb, um so das Andenken an berühmte Männer zu bewahren, und die Liebe zum Vaterlande durch Erhaltung und Anschauung der seine Geschichte erläuternden Abbildungen zu kräftigen. Seine sehr umfassende und interessante Porträtsammlung ging größtentheils an den historischen Verein zu Würzburg über, und ist eine seltene Zierde der Sammlungen desselben.

Am 27. Dez. 1819 feierte er sein 50jähriges Jubiläum als Priester mit großer Festlichkeit, und trat dann im Jahre 1821, als im Vollzuge des Art. X. des Concordats die bischöflichen Domkapitel besetzt wurden, als erster Canonicus ernannt, in das Domkapitel ein.

Seine im Rückblick auf die vielen Verdienste, die er sich während eines neunundfünfzig Jahre langen Zeitraumes theils als Lehrer und Schriftsteller, theils als Geschäftsmann, namentlich durch den thätigen Antheil, den er an der Errichtung der in Würzburg bestehenden polytechnischen Schule nahm, erworben hatte, am 26. Jan. 1829 erfolgte Ernennung zum geheimen geistlichen Rathe gab seinen Freunden willkommne Gelegenheit, den verdienten Greis durch eine feierliche Danksagung zu ehren.

Im hohen Alter von sechsundachtzig Jahren, die er dem allgemeinen Nutzen mit ganzer Hingebung gewidmet hatte, starb der edle Greis am 30. August 1831, nachdem er noch in seinem Testamente die Armen seines Geburtsortes zu Erben seines Vermögens durch eine Stiftung von 24,000 fl. bestimmt und so den ächten Schlußstein seines wohlthätigen Lebens eingesetzt hatte. Lebhafte Phantasie, getreues Gedächtniß, Heiterkeit des Gemüthes, Güte des Herzens, offener Sinn für alles Gute und Schöne, tiefe

und wahre Religiosität, eifriges Streben zu nützen, wahrer Ehrgeiz, waren seine vorzüglichsten Eigenschaften.

Adrian von Riedl,

Legationsrath, Direktor des statistischen Bureaus und Oberst in München.

„Noscas in patriis labentia flumina terris."
Des Vaterlandes Ströme mußt du kennen!

Adrian Riedl, geboren zu München am 6. Mai 1746 wurde von seinem Vater, dem Ingenieurhauptmann und frühern Mathematiklehrer an der Ritterakademie zu Ettal, schon in früher Jugend in die Naturlehre und mathematischen Wissenschaften eingeführt. Nach einer an der Akademie der Wissenschaften zu München erstandenen Prüfung wurde er (1766) als Adjunkt im mathematischen Fache angestellt, und da er seine Brauchbarkeit in hohem Maße bewährte, in schneller Folge 1767 zum Ingenieurlieutenant, 1769 zum Hauptmann und auf Antrag des ersten Ministers Grafen v. Baumgarten 1771 zum wirklichen Hofkammerrath ernannt. Beim Regierungsantritte Karl Theodor's erhielten die Verdienste dieses in seiner Wissenschaft gründlich gelehrten, kunsterfahrnen, bei allen wichtigen Grenzberichtigungen beigezogenen Mannes dadurch Würdigung, daß er 1790 zum Generalstraßen- und Wasserbaudirektor und in den Ritterstand erhoben wurde. Viele und großartige, höchst nützliche Bauten sind durch ihn entstanden, von denen hier nur aufgeführt werden sollen: die Ausebnung der steilen Straßen bei Dachau, Friedberg und Eurasburg, die Erweiterung der Straße von Postsaal nach Abbach durch Sprengung der Felsen an der Donau und das Monument daselbst, die theilweise Trockenlegung des Donaumooses bei Neuburg und Ingolstadt, die Leitung der Donau zwischen diesen beiden Städten in eine geradere Richtung, und in einer Länge von 3 Stunden, das durch Sprengung von Felsen hergestellte bessere Fahrwasser bei Fall unweit Tölz ꝛc, große und umfassende Arbeiten, die er anspruchslos mit den möglichst geringsten Kosten ausführte. Wie seine Bemühungen bei den Durchzügen russischer und französischer Truppen durch Bayern 1796 als Obermarschkommissär und Oberst des Generalstabs durch den russischen St. Anna-Orden (1800) gelohnt wurden, so erkannte die Wissenschaft seine Leistungen durch seine Wahl als Mitglied der Akademie (1796) an. Seine durch mancherlei Beschwerden während der Truppendurchzüge geschwächte Gesundheit bewog ihn 1805, um die Enthebung von seiner Stelle als Generaldirektor des Wasserbaues nachzusuchen, doch trat er 1808 als Legationsrath und Direktor des statistischen Bureaus und der technischen Wasserbauschule wieder hervor.

Seine preisgekrönte Abhandlung: über die besten und wohlfeilsten Mittel, die Ueberschwemmungen zu verhindern, 1791, seine Aufnahme der Römerstraßen, sein 1796 begonnener, 1806 vollendeter Reise-Atlas von Bayern, seine hydrographische Karte 1807, sein Stromatlas von Bayern 1808, seine geographischen Straßen-Conspekte rc. sind bleibende Denkmäler seines Fleißes, seiner Kenntnisse und thätigen Vaterlandsliebe. Die Bescheidenheit seines Charakters leuchtet aus dem Ende der Vorrede zu seinem Stromatlas hervor, wo er sagt:

„Habe ich Stoff zu fernerem Nachdenken gegeben, habe ich Aufschlüsse geliefert, die in der Ausführung hie und da manchen in den Stand setzen, vorurtheilfrei zu denken und zu untersuchen, habe ich zum Wohl meines Vaterlandes auch nur in dem entferntesten Gesichtspunkte beigetragen, so ist der schönste und wärmste Wunsch meines Herzens erfüllt, das, so lange es athmet, Bayern liebt."

Er starb am 18. März 1809.

Lorenz von Westenrieder,

k. geheimer geistlicher Rath und Domkapitular zu München.

> „Wir haben durch Thaten des Krieges und in den Künsten des Lebens gezeigt, was wir vermögen: Laßt uns in einem Streite, dessen Ruhm nie sich verlieren wird, kämpfen, und unsern Brüdern und dem Auslande Ursache geben, daß, wenn sie von dem deutschen Vaterlande sprechen, wo die Wissenschaften und die goldenen Künste sich hervorthun, wo große Köpfe Aufnahme finden, wo die Seligen unter den Sterblichen wohnen, sie die Bayern nennen!"
>
> Jahrbuch der Menschengeschichte S. 7.

Gibt edler Freimuth, begeistert sich hingebende Liebe an's Vaterland, tiefes Gefühl für alles Gute und Schöne in Natur, Kunst und Leben, strenge Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, aufmunterndes rathendes Wort für der Heimath Ruhm und Ehre, Festigkeit des Charakters, umfassende Gelehrsamkeit, gibt unablässiges Streben, unmittelbar des Volkes Heranbildung zu einem sittlich und geistig gehobenen Zustande mit der ganzen Kraft der Ueberzeugung zu fördern, Anspruch auf den Dank und das ewig ehrende Andenken der Nation, so hat Westenrieder durch seine, alle Saiten des menschlichen Herzens und Geistes anschlagenden geschichtlichen und philosophischen Schriften einen so ehrenvollen Platz unter Bayerns Söhnen errungen, daß, wo von einem verdienten Manne die Rede ist, sein Name mitgenannt werden muß.

Lorenz Westenrieder, der Sohn schlichter Kornkäuflers-Eheleute, geboren zu München am 1. Aug. 1748, erhielt den Elementarunterricht in

der St. Petersschule daselbst, besuchte dann, nachdem er in seinem neunten Jahre schon seinen Vater durch den Tod verloren hatte, mit Unterstützung seines Stiefvaters Schlichtinger das Gymnasium und studirte dann von 1764 bis 1766 Philosophie, doch mit wenig günstigem Erfolge, was sich vielleicht durch seinen schwächlichen Körperbau erklären läßt. Schon während der nächsten Jahre, in denen er sich der Theologie widmete, zeichnete er sich vortheilhaft aus, indem er unter den Tüchtigsten genannt wurde. Nachdem er durch den Magistrat der Stadt München den Tischtitel erlangt hatte, erhielt er (21. Sept.) 1771 die Priesterweihe, und trat dann als Kaplan der Frauenkirche in die Seelsorge, zugleich als Hofmeister lehrend und die Wissenschaften betreibend.

Bei der nach Aufhebung des Jesuitenordens vorgenommenen Organisation der Schulen wurde er als Professor der Dichtkunst in Landshut (23. Okt. 1773) ernannt, welche Stelle er aber schon nach einem Jahre mit dem Lehramte an der Realschule in München vertauschte. In dieser Zeit begann seine literarische Thätigkeit durch eine Rede: „Warum man in Schulen gewöhnlich mehr Wissenschaft als Weisheit erlernt", durch dichterische Versuche, Beiträge zur Schul- und Erziehungsgeschichte in Bayern, über Geographie, Pädagogik und kleinere Werke über die katholische Religion. Diese und andere wissenschaftliche von seinem regen Streben, die Volksbildung zu heben, zeugende Werke bewogen die Akademie der Wissenschaften (19. Juni 1777) und die Gesellschaft zur Ausbildung der geistlichen Beredsamkeit (2. Dez.), ihn zum Mitgliede zu ernennen. Im Jahre 1779 wurde er zum Schulrathe, 1786 zum Mitgliede des geistlichen Rathes und des Büchercensurrathes ernannt, welche Stelle er, obgleich sie ihm nicht zusagte, doch zum Nutzen des Landes durch seine weise Mäßigung und charaktervollen Schutz mancher angefeindeten Schrift 20 Jahre lang versah. Bei dem Tode des Kapitulars v. Scherer wurde Westenrieder als Chorherr in das Kapitel der Frauenkirche (21. Mai 1800), in welches nach seinen Statuten nur Adelige, promovirte Doktoren und Patricier Eingang hatten, in Folge seines von der Stadt München erhaltenen Patriciats aufgenommen, in den nächsten Jahren zum Sekretär der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften, welche Würde er 22 Jahre lang versah, dann im Kapitel zum Scholaster erhoben; nach dessen Auflösung (8. Aug. 1803) aber in Pension gesetzt.

Bei der Gründung des Civilverdienstordens der bayr. Krone erwählte ihn der König Max (19. Mai 1808) zum Ritter dieses Ordens. Als in Folge des Konkordates mit Rom die Domkapitel reorganisirt wurden (1821), wurde er als dritter Domherr eingesetzt, und im selben Jahre an seinem Priesterjubiläum (6. Okt.) ihm der Titel eines geheim. geistl. Rathes, am 12. Nov. die Würde eines Scholasters und domkapitelischen Historiographen, 1827 (30. Nov.) für 50jährige Dienste als Mitglied der Akademie der Ludwigs-Orden ertheilt. Obgleich seit früheren Jahren schon von einem heftigen, nie ganz schwindenden Gesichtsschmerz gequält, war er in der Litera-

tur so emsig, fleißig und thätig, daß er wohl der produktivste Schriftsteller seiner Zeit genannt werden darf. Es kann hier nicht Aufgabe sein, alle seine Schriften zu benennen, aber eine kurze Uebersicht wird seine Vielseitigkeit und sein Bestreben, volksthümlich für die geistige Kultur wirksam zu sein, beweisen. Sein: Leben des guten Jünglings Engelhof — gleich Göthe's Werther — und seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges haben zu ihrer Zeit das größte Aufsehen und allgemeinen Beifall gefunden, und jetzt noch ist letztere eine gute Schrift über jene Periode. Aus seinen anregenden und belehrenden gedruckten Werken: über die deutsche und bayerische Geschichte, seinen: historischen Kalendern, der Geschichte der Akademie der Wissenschaften, der Herzoge Meinhard, Ludwig's des Bayern und des Brandenburger's, seinen: Beiträgen zur Geschichte von Bayern, seiner allgemeinen und bayerischen Geographie, den Beschreibungen von Pfalzbayern, des Gerichtes Dachau, des Starnberger-Sees und der Stadt München; den Gedächtnißreden über Osterwald, Oefele, Lipowsky, Kohlbrenner, Kennedy, Bacchiery, Mederer, seinen Arbeiten über das Rechtsbuch Rupert's von Freising, über das bayerische Glossarium, aus den veröffentlichten Ansichten über Kunst und deren Einfluß auf die Bildung, weht uns wohlthätig der Geist seines reinen Herzens, seines regen Verstandes, der allen seinen Mitbürgern gewidmeten Liebe entgegen, und mit Recht mag auf ihn angewendet werden, was Thiersch über Schmeller sagte: „der Mann, der mit allen Fasern seines Geistes und Herzens in seinem Volke gehaftet, es verstanden und geliebt, und als Träger seiner Kraft und Art, als Dolmetsch seiner Sprache und seiner Gebräuche Ruhm und Ehre gefunden hat."

Mitte Februar 1829 überfiel ihn eine Unterleibskrankheit, der er nach vier Wochen am 15. März unterlag, nachdem er, dem Zuge seines theilnehmenden Herzens folgend, dem Domkapitel seine Bücher, Gemälde und Kupferstiche übergeben, dem Josephspitale und der Versorgungsanstalt für Arme am Gasteig 12,000 fl., dem Knabenseminar zu Freising 5300 fl., dem Priesterhause St. Johann 24,000 fl., zur Errichtung einer Seelsorgerstelle in der Frohnveste ergänzend 400 fl. vermacht hatte. Dem im Leben wie im Tode Geist und irdisches Vermögen seinen Mitbürgern opfernden edlen Sohne Bayerns widmete München ein Andenken in der Benennung einer Straße nach ihm, das Vaterland durch freiwillige Beiträge ein Standbild in München, sein König die Aufnahme seiner Büste in die Ruhmeshalle.

Adam Weishaupt,

Professor zu Ingolstadt.

> „Je höher, allgemeiner, größer, edler der Zweck ist, je mehr er aus den Handlungen der bekannten Mitglieder hervorleuchtet, je einsichtsvoller und untadelhafter diese selbst sind, um so vollkommner, und im Gegentheile um so schlechter ist die Gesellschaft.“

Durch die von Lori und Linbrunn begründete, von Maximilian III., dem Vielgeliebten, bestätigte und gehobene Akademie der Wissenschaften war ein neues und erregteres geistiges Leben in Bayern eingetreten, und hatten sich geistliche und weltliche gelehrte Männer zusammengeschaart, um den Absichten ihres verehrten Herrschers zu genügen: „daß unsere Unterthanen aus dem edlen und ihnen vorzüglich angebornen Antrieb der Liebe des Vaterlandes zu solchen Bemühungen angefeuert werden, welche den Ausländern dem Ruhm der bayerischen Nation gemäße Zeugnisse abnöthigen können“, wie Maximilian in seiner Stiftungsurkunde sagt.

Trotz der frühern Verbote geheimer Gesellschaften waren in Bayern doch wieder viele freimaurerische Vereine, Bauhütten, entstanden, von denen die vornehmste „Theodor zum guten Rath“ unter Privaten, Beamten und Geistlichen mehrere hundert Genossen zählte. Aber ihre Wirksamkeit schien den Freunden eines schnellen Fortschrittes nicht durchgreifend genug, und die Zahl der Mitglieder der Akademie, die nur ihre Zwecke verfolgte, nicht groß genug, und hieher nicht tauglich, um die schnelle Verwirklichung der angestrebten Aufklärung in's Leben zu rufen. Daher verfiel Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt auf den Gedanken, nach Art der Jesuiten, den Worten des französischen Weisen Helvetius „die Welt vom Zimmer aus zu beherrschen“, folgend, eine geheime Gesellschaft zu gründen, in welcher, unter einigen wenigen und zwar den Theilnehmern unbekannten Leitern, die tüchtigsten und kühnsten Männer des Volkes zu gegenseitigen Diensten sich verbinden und nach gewissen Abstufungen dem Zwecke des Vereins dienen sollten, um sich hiedurch mit schnellern Schritten dem geistigen Aufschwunge des Nordens in Deutschland zu nähern. Er nannte diese Vereinigung die Perfektibilisten, später Illuminaten. Ihr ursprünglicher Zweck war die schnellere Verbreitung der Aufklärung, welcher durch ein hierarchisch gegliedertes System der Theilnehmer erfüllt werden sollte, weßhalb verschiedene Klassen in aufsteigender Linie bestanden, je nach dem Eintritte und der Brauchbarkeit.

Die erste Klasse als Pflanzschule erhielt die Vorbereitung, das Noviziat, den Minervalgrad, den Magistratsgrad, die zweite Klasse die Gesellen und Meister, die dritte Klasse die Priester und den Regenten. Unbedingter Gehorsam gegen Oben, periodische Berichte über den moralischen Besserungsgrad der eignen Person und Fremder, das Streben, einflußreiche Personen zu gewinnen, und so auf das Staatsleben Einfluß zu äußern, waren die Grundzüge dieser Vereinigung. Kein Mitglied außer den Ein-

geweihtesten wußte den Namen des Andern, Jeder führte einen Eigennamen, z. B. Weishaupt: Spartacus, Zwackh: Cato, Bassus: Hannibal; ebenso die Städte: München: Athen, Ingolstadt: Ephesus, Freising: Thebä u. s. f.

Adam Weishaupt, am 6. Febr. 1748 zu Ingolstadt geboren, studirte daselbst die Rechte, erhielt 1768 den Doktorgrad und 1775 die Professur des kanonischen und Naturrechtes mit dem Titel als Hofrath. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, und war ein Mann von großen Sprach- und Geschichtskenntnissen, von lebendiger Geisteskraft, klarem Scharfsinn, von bewunderuswerthem Gedächtnisse, im Umgange angenehm und anregend. Seinen durch seine trefflichen Vorlesungen begründeten Ruf benützte er, um seine Ideen seinen Schülern einzuprägen, und aus ihnen Anhänger seines Vereines zu bilden. Er ließ sich 1777 in die Freimaurerloge in München aufnehmen, und bemühte sich mit seinen ihm beigetretenen Gehilfen v. Zwackh, Freih. v. Bassus, Merz und dem Marchese von Costanzo den Orden zu verbreiten. Erst durch den Zutritt des Freiherrn v. Knigge vereinigten sich die Illuminaten mit den Freimaurern in der Art, daß die Erstern den höhern Grad der Maurer bildeten. Im Jahre 1782 besaß dieser Verein schon in Heidelberg, Berlin, Weimar, Wetzlar und andern Orten zahlreiche (bei 2000) Theilnehmer. Aber die in dem Wesen einer solchen geheimen Gesellschaft liegenden Folgen der Geheimnißsucht, des blinden Gehorsams und Ausspionirens anderer Personen, dadurch die Störungen des häuslichen Friedens, die veränderte Tendenz, die nun auf Umbildung der politischen Gesellschaft hinzeigte, Zerwürfnisse unter sich, manche unsittliche That unter dem Schleier des Geheimnisses, Unzufriedenheit mit der äußern Stellung und die Ungewißheit des zu erreichenden Zieles und der eigentlichen Tendenz, besonders auch die einer regern geistigen Thätigkeit feindlich entgegengestellten Verfolgungen mußte ihren Untergang bald herbeiführen.

Als daher im Dezbr. 1783 der Marchese von Costanzo von Utzschneider, der auch Illuminat war, auf angeblichen Befehl des Ordens die Auslieferung gewisser Briefe des Königs von Preußen an die Herzogin Maria Anna, die in Utzschneider's, als Sekretär der Herzogin Maria Anna, Besitz waren, verlangte, trat Utzschneider und mit ihm alle Professoren der marianischen Universität aus dem Orden aus. König Friedrich, von diesem Vorgange in Kenntniß gesetzt, theilte ihn der Herzogin mit, welcher nun Utzschneider alles entdeckte. Die Folge war die Trennung der Freimaurer von den Illuminaten und, nachdem der Kurfürst Karl Theodor Utzschneider drei Stunden lang verhört hatte, das allgemeine Verbot der Freimaurer 2. März und 16. Aug. 1785.

Nun begannen durch den kurfürstlichen Beichtvater Ignaz Frank († 26. Jan. 1795), der ein Feind jeder geistigen Regung war, und seinen Gehilfen, den geistlichen Rath Joh. Kasp. Lippert (geb. 23. Sept. 1724 zu Furth † 10. April 1800 zu München), die ausgedehntesten und erbittertsten und

maßlosesten Verfolgungen gegen Jeden, der freisinnig war oder als solcher verdächtig gehalten wurde, so daß „wer nicht ganz dumm war, sich keine Nacht in seinem Bette sicher wußte." Die Regierung ließ die bei Haussuchungen gefundenen Schriften der Illuminaten drucken und es entspann sich hieraus ein heftiger Federkrieg.

Weishaupt, seines Amtes entsetzt, entsagte der ihm angebotenen Pension, verließ das Land, und fand bei dem Herzog Ernst II. von Gotha freundliche Aufnahme; er erhielt den Titel eines gothaischen Legationsrathes und blieb nun als Privatmann bis an seinem am 18. Nov. 1830 in einem Alter von 82 Jahren erfolgten Tod in Gotha. Er hatte noch, auf Utzschneider's Bitte, von König Maximilian I., wohl nicht ohne guten Grund, einen lebenslänglichen Gehalt und Rehabilitirung seiner Familie erlangt, die aus einer Wittwe, geborne Sausenhover, und vier Söhnen bestand, welch' letztere später in bayerischen Staatsdiensten ehrenvolle Stellung behaupteten.

Das sicherste Verhinderungs- und Heilmittel gegen alle Geheimbünde ist eine weise, wohlwollende und gerechte, den Ansichten und Interessen ihres Volkes entsprechende Regierung.

Georg Joseph Vogler,

Tonkünstler.

Dignos laude viros musa vetat mori.
Die Musen sichern den Bessern Unsterblichkeit.

Wie Gluck im Reich der Töne durch Wiederbringung der Chöre und durch die Stellung der Musik zum Wort eine glücklichere Epoche begründete, so war es die ihm bestimmte Aufgabe Vogler's, durch Zusammenfassung der Grundlehren der Musik eine einfache und wissenschaftliche Harmonielehre festzustellen, und den altchristlichen Choral wieder neu zu beleben.

Georg Joseph Vogler, geboren zu Würzburg in Unterfranken am 15. Juni 1749, erhielt von seinem Vater J. Georg Vogler, der ein geschickter Geigenmacher, dabei ein braver, offener, frommer, einfacher und haushälterischer Mann war, bei trefflichen musikalischen Anlagen den ersten Unterricht im Klavierspielen und andern Instrumenten. Vorzüglich aber zog den jungen Mann seine Neigung zum Orgelspiele, dem nach seines Vaters Tode sein Stiefvater, der Geigenmacher Wenzel Stautinger auch allen Vorschub leistete, indem er ihm unter Anderm an sein Klavier ein Pedal machen ließ. Während er sich nun mit dem angestrengtesten Fleiße dem Studium der Musik hingab, versäumte er nicht, auch die Ausbildung seines Geistes zu betreiben, und seine Anstrengungen hierin sicherten ihm immer die ersten Plätze unter seinen Mitschülern an den gelehrten Anstalten

seiner Vaterstadt, die von den Jesuiten geleitet wurden, von denen die Musik als zum Kirchendienste erforderlich begünstigt wurde. Höchst förderlich war ihm die freundliche Verbindung, in der sein Vater und Stiefvater mit den Chordirektoren der Stadt und den Klöstern des Stiftes Würzburg standen, von denen ihm Theorie und Praxis der kirchlichen Musik lebendig eingeprägt wurden, und die Leistungen der fürstlichen Kapelle, in welcher Künstler ersten Ranges bei den kirchlichen und Opernproduktionen und in Hofkonzerten mitwirkten.

Er gründete in Würzburg ein Liebhaberorchester, in welchem er die besten klassischen Werke einstudirte und selbst dirigirte. Auch in Bamberg, wohin er sich des Studiums des öffentlichen und kanonischen Rechtes wegen begeben hatte, setzte er seine musikalischen Bestrebungen, namentlich im Generalbasse und in der Komposition fort. Allein die in seinem Vaterlande wirkenden Kräfte ein Wasmuth und Kürzinger, genügten ihm nicht; er begab sich daher, schon damals als einer der ersten Orgelspieler bekannt, nach Mannheim, wo unter Karl Theodor die berühmteste Kapelle war. Obgleich hier seine Kunstbildung anerkannt wurde, wünschte er doch tiefer in den Geist der Musik einzudringen und der kunstsinnige Fürst gab seiner Bitte nach und schickte ihn nach Italien, wo er zuerst bei Martini in Bologna, dann bei P. Valloti in Padua, welch Letzterer, durch sein Orgelspiel und seine Lernbegierde, namentlich aber seine mathematische und philosophische Vorbildung, für ihn eingenommen, ihn, obschon er nie vorher Jemand sich mitgetheilt hatte, in seine Theorie der Harmonielehre einführte. Allein auch Valloti's Lehren befriedigten ihn nicht und er reiste daher nach Rom, und dort trat erst für ihn in den herrlichen Chören der päpstlichen Kapelle sein wahrer Beruf für die ernste kirchliche Musik hervor, und eifrig hörte er die Lehren Misliweczeck's über das Gebiet der Melodie und Hasse's über Bearbeitung der Recitative.

Nach seiner Rückkehr (1776) übernahm er, erst 26 Jahre alt, die Direktion der Mannheimer Kapelle, zu der ihm der Titel eines geistlichen Rathes und Hofkaplans ertheilt wurde, dem der Papst den Spornorden und die Ernennung zum päpstlichen Erzzeugen und Kämmerer des apostolischen Pallastes beifügte.

Hier begann nun für Vogler eine Zeit der höchsten Thätigkeit durch Gründung einer Tonschule zur Heranbildung tüchtiger Musiklehrer und durch öffentliche Vorlesungen über Musik, zugleich arbeitete er sein Miserere mit Begleitung der Orgel und Bässe, dann seine Oper „Castor und Pollux", ein Meisterstück der Komposition in Originalität, Wahrheit des Ausdrucks der Gefühle, Kraft, Feuer, Tonberechnung und Empfindung, ferner seine Tonschule, „Tonwissenschaft und Tonsetzkunst 1779", „Stimmbildungskunst 1776", die das Verhältniß und das Ebenmaß der Töne, die Harmonie, in kurzen und gemessenen Sätzen beleuchtete, aus. Unter seinen später berühmt gewordenen Schülern sind hier zu nennen der k. preußische Kapellmeister Anselm Weber, der Hofkapellmeister Peter Winter in

München und der Kompositeur Knecht. Um nun sein System zu verbreiten und in fremden Ländern sich Anhänger zu erwerben, durchreiste er Deutschland, begab sich dann 1780 nach Paris, wo er wie später zu London sein System der Akademie zur allgemeinen Zufriedenheit vorlegte, von da nach Holland (1789), England, Dänemark und Schweden; hier wurde er zum Chef der königlichen Kapelle (1786) ernannt und unterrichtete den Kronprinzen in der Musik, schrieb mehrere Opern, und gründete eine Wittwen- und Waisenkasse für die k. Hofkapelle, der er den größten Theil seiner Einnahme aus seinen 100 Konzerten, die er in Schweden gab, überließ. Auf allen seinen Reisen erregte er durch sein unübertreffliches Orgelspiel, durch das er bisher Unerreichtes leistete, und durch seine tiefe Kenntniß der Musik die größte Bewunderung. Auf seiner Reise in Holland ließ er sich eine tragbare Orgel mit einem Aufwande von 8000 Thalern nach eigner Angabe bauen, die vier Manuale zu 63 Tasten, ein freies Pedal von 39 Tasten, 35 Registerzüge, 900 Pfeifen mit einem crescendo und decrescendo enthielt, und ein ganzes Orchester darstellen konnte, daher er sie Orchestrion nannte; sie galt als das Höchste in der Orgelbaukunst. Ebenso baute er in Stockholm 1797 ein neues Instrument, das Organo-Chordium, von trefflicher Wirkung.

Bei einer Aufführung des Messias von Händel in London 1790 kam ihm die Idee, die Orgel zu vereinfachen, das Simplifikationssystem, indem er alles schwirrende kleine und Gesichts-Pfeifenwerk verbannte, die Pfeifen in der Ordnung wie die Tasten auf dem Klaviere und die Baßpfeifen den Schnauzen der Blasbälge am Nächsten setzte, dabei 1/3 der Kosten ersparte, und ein vollständiges gedecktes Quintenregister schuf; nach diesem Systeme wurden nun von ihm viele Orgeln verbessert, so jene der St. Peters- und St. Michaelskirche zu München, durch den Orgelbauer Frosch, die Orgel in der Domkirche zu Linköping in Schweden, in der Marienkirche zu Berlin und in der Kirche zu Neu-Ruppin und andern gebaut. Um 1797 machte er eine Reise nach Griechenland, um den reinen Choral und die griechischen Tonarten kennen zu lernen, dann nach Afrika, deren Resultate er in seinem Choralsysteme, das zu Kopenhagen 1800 erschien, veröffentlichte.

Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt im Jahre 1800 wünschte er die Pfarrei zu Pleichach, in der er getauft worden, zu erhalten; allein eine damals herrschende, ihm feindliche Partei hintertrieb dieß, und er nahm daher den Ruf als öffentlicher Lehrer der Tonkunst an der Universität Prag 1801 an, zu welchem Behuf er sein Handbuch: „zur Harmonielehre und für den Generalbaß" schrieb, das 1802 veröffentlicht wurde. Ende des Jahres 1803 kam er nach Wien, wo er mit außerordentlichem Beifall neben Beethoven auf dem Fortepiano sich hören ließ. Hier schrieb er auch seine Oper „Samori", für die er neben andern Vortheilen 12000 fl. empfing. Im Jahre 1805 wurde in seinem Beisein in München bei der Vermählungsfeier des Vicekönigs von Italien Eugen mit der Prinzessin Amalia Auguste von Bayern seine Oper Castor und Pollux mit dem

größten Erfolge aufgeführt. Im Jahre 1807 kam er nach Frankfurt und Darmstadt; hier nahm ihn der Großherzog, ein Freund der Musik und des Theaters, mit den größten Ehren auf, und ernannte ihn, der schon früher Ehrenmitglied der bayer. Akademie der Wissenschaften geworden war, zum geheimen geistlichen Rath und Groß=Comthur des Verdienst=Ordens und Vorstand des Hoforchesters bei freier Tafel am Hofe mit einem bedeutenden Gehalte. Als seiner Schüler hier durfte er sich Meyerbeer's und Karl Maria v. Weber's rühmen.

Seine Vaterstadt besuchte er 1809 wieder und wurde auch hier mit aller Freundlichkeit und mit hohen Ehren empfangen. Von hier reiste er wieder über Nürnberg nach München, wo er, wie in Würzburg, in öffentlichen Konzerten auf der Orgel seine Virtuosität zeigte und von dem damaligen Kronprinzen Ludwig sehr geehrt wurde. Im Januar 1813 kam er nach Darmstadt zurück und erlag am 6. Mai 1814 einem Schlagflusse.

Vogler hat sich in seinen theoretischen Schriften über die Grundlehren der Tonkunst und in seinen Kompositionen über Kirchenmusik und in Opern= und Klaviermusik als ein tiefer Kenner der Tonkunst, durch Originalität und Phantasie, in der Ausführung durch bisher unübertroffene Fertigkeit, wenn auch manchmal im Streben musikalischer Malerei mit ästhetisch nicht zu billigenden Kunststücken, ausgezeichnet. Sein Schüler Karl Maria v. Weber sagt von ihm: Es ist ein anerkanntes Schicksal großer Männer, sich bei ihren Lebzeiten verkannt zu sehen, wo möglich Hungers zu sterben und nach ihrem Tode zum Himmel erhoben zu werden. Denn der Mensch strebt nie nach dem ihm zunächst Liegenden, sondern nur das Verlorne hat ihm Werth. So wird es auch mit Vogler gehen. Ein Theil staunt ihn an, weil er seinen Geist nicht zu ergründen wagt, der andere schimpft und schreit, weil er ihn nicht verstehen kann und sich durch ihn in seinen neuen Ansichten vom Monopol des unfehlbaren Contrapunkts und Generalbaßschlendrians verdrängt und zurechtgewiesen sieht.

Johann Michael Sailer,

Bischof zu Regensburg.

Wer den besten seiner Zeit genügt, der lebt für alle Zeiten.

Nur eine farblose Skizze des glänzenden reichen und harmonischen Bildes eines wegen seiner hohen Tugenden, seines begeisternden Beispieles und seines ächt christlichen Wandels ausgezeichneten Mannes läßt sich geben, der eine Leuchte der katholischen Geistlichkeit, ein Muster eines Priesters, ein wahrer Christ war, dessen Andenken und Ruhm wo immer Humanität gilt, nie erlöschen wird.

Johann Michael Sailer, der Sohn eines armen und redlichen Schuhmachers, war zu Aresing (Landg. Schrobenhausen) am 17. Nov. 1751 geboren und wurde schon von seiner ersten Kindheit an von seinen braven Eltern in strenger Religiosität erzogen. Seine Talente und sein außerordentlicher Fleiß veranlaßten den Schullehrer Seitz und den Hilfspriester Simon, die ihm den ersten Unterricht gaben, seinen Vater zu bewegen, ihn dem Studium zu widmen. Er wurde dem damaligen Münzwardein Oeker in München empfohlen, der ihn in sein Haus als Famulus seines Sohnes aufnahm, und so ermöglichte, daß er die Gymnasialstudien durchmachen konnte. Nach Vollendung dieser trat er 1770 zu Landsberg als Noviz in den Jesuitenorden, in dem er bis zu dessen Auflösung (1773) verblieb. In diesem Jahre bezog er die Universität Ingolstadt, hörte hier vier Jahre lang Philosophie und Theologie, empfing 1775 die Priesterweihe und wurde schon kurz darauf als Repetitor der angegebenen Wissenschaften angestellt. Im Jahre 1780 (26. Sept.) wurde er zum Professor der Dogmatik ernannt, welches Lehramt er aber schon im nächsten Jahre wieder verlor, da die Mittel ihn zu besolden nicht hinreichten und durch den Kurfürsten Karl Theodor die Besetzung der Lehrstellen an die Abteien übergeben worden war. Er benützte die nun für ihn eingetretene Muße zur schriftstellerischen Thätigkeit, indem er sein vortreffliches Gebetbuch für kath. Christen und eine Uebersetzung des Werkes über die Nachfolge Christi von Thomas von Kempis veröffentlichte, von seiner geringen Pension von 240 fl. seinen Unterhalt suchend. Nach mehreren Jahren (1786) berief ihn der Fürstbischof von Augsburg als Professor der Philosophie, der Moral und Pastoraltheologie an die Universität Dillingen.

Seine höchst freundliche Aufnahme daselbst lohnte er durch seinen lebendigen anregenden Vortrag, seine freundliche und aufmerksame hingebende Fürsorge für seine Zuhörer, die alle, nicht nur Studirende, sondern auch Offiziere, Beamte und Adelige, von seinem Ruf aus allen Gegenden Deutschlands, der Schweiz rc. um ihn versammelt, mit aufrichtiger Liebe und Verehrung ihm anhingen. Aber auch der Emporhebung des Gymnasiums und der Bildung der jungen Cleriker widmete er fruchtreich seine Aufmerksamkeit, überall wegen seiner Antheilnahme und seines liebevollen würdigen Benehmens voll Zutrauen mit inniger Achtung empfangen. Seine mit Leichtigkeit entworfenen, zu Herzen dringenden, reine Moral athmenden Predigten erwarben ihm weitverbreiteten Ruf und eine große Anzahl gebildeter Verehrer und Freunde. So wirkte er segensreich 10 Jahre, als er in Folge unwürdiger Ränke, einer Verleumdung seiner Standesgenossen im Collegium zu St. Salvator, als sei er ein der katholischen Religion gefährlicher Neuerer, wozu noch als Mitursache eine Geldklemme des Bischofs von Augsburg beitrat, seine später vom Bischof selbst betrauerte Entlassung (1797) erhielt.

Mit der Ruhe des Philosophen, mit dem stolzen Bewußtsein treu erfüllter Pflicht begab sich Sailer nach München und wurde hier von sei-

nen Freunden und Verehrern auf's Herzlichste empfangen. Gerade diese Ungerechtigkeit, gerade der ihm gemachte Vorwurf zog die Gebildeten zu ihm hin und größer und weitverbreiteter wurde der Ruhm des Mißhandelten. Bei seinem Aufenthalte in München wurde er in den vorzüglichsten Kirchen zu Predigten eingeladen, die allgemeinen Beifall fanden; einen kurzen Besuch auf seinem Benefiziate Aislingen, welches er schon mit seiner ersten Professur erhalten hatte, benützten die sämmtlichen Studirenden Dillingens, um ihm in festlicher Kleidung in langem Zuge ihre dauernde Liebe und Verehrung zu versichern. Auf Einladung des Pflegers Theodor Beck zu Ebersberg brachte er mehrere Jahre bei diesem mit schriftstellerischen Arbeiten zu. Dieser unfreiwilligen Muße entzog ihn 1799 der Ruf des Kurfürsten Max Joseph als Professor der Moral und Pastoraltheologie, der Pädagogik und Homiletik, später noch der Katechetik und Liturgie an der Universität zu Ingolstadt. Auch jetzt wieder konnte er sich des allgemeinsten Vertrauens und einer zahlreichen aus allen Ständen bestehenden Zuhörerschaft in seinen Vorlesungen über Religion erfreuen, zugleich aber auch der höchsten Achtung seiner Lehrgenossen, die ihn 1804 (4. Nov.) zu ihrem Rektor erwählten.

Als Kronprinz Ludwig die Universität Landshut, wohin sie von Ingolstadt verlegt worden war, bezog, erwarb er sich dessen ganzes Vertrauen, so daß er Privatunterricht über Religion bei ihm nahm und beständigen Umgang mit ihm pflog. Wie in Dillingen, so war er auch hier der Freund und Rathgeber der studirenden Jugend, der mit Begeisterung empfangene Verkünder des göttlichen Wortes, der fertige Helfer in der Noth des Armen. Sein Name hatte zu dieser Zeit in ganz Deutschland eine so große Achtung sich erzwungen, daß er 1801 einen Ruf als Canonicus an die Kathedrale zu Klagenfurth in Kärnthen, 1802 als Professor in Heidelberg, 1805 in gleicher Eigenschaft an die neugegründete Universität zu Münster in Preußen mit 2000 fl. erhielt; alle diese mit reichen Gehalten versehenen Stellen schlug er aber aus, um seinem Vaterlande zu dienen, ebenso verzichtete er auf die ihm von dem Könige von Preußen angetragene Würde eines Erzbischofes von Köln. Der Kronprinz Ludwig dagegen, es als eine Ehrensache Bayern's betrachtend, ihm eine seinen Verdiensten entsprechende Würde zu verleihen, bewirkte seine Ernennung (1821 19. Okt.) zum Domkapitular in Regensburg, welcher trotz der wiederauftauchenden durch den Kronprinzen selbst widerlegten Einflüsterungen in Rom seine Wahl zum Weihbischofe von Germanikopolis, als Coadjutor und Generalvikar (28. Okt. 1822), als Probst 1825 folgte.

Als Bischof Wolf in Regensburg (23. Aug. 1829) starb, bestieg er, nun schon über 78 Jahre alt, den bischöflichen Stuhl. Bei der Feier seines achtzigjährigen Geburtstages war ihm noch die Freude gegönnt, das Großkreuz des Verdienstordens der bayer. Krone, nachdem er früher schon das Ritter- und Comthurkreuz erhalten hatte, mit einem höchst anerkennenden Schreiben seines Königs zu erhalten, das Beide gleich ehrt:

„Lieber innigst geschätzter Sailer! Bayern wünsche ich Glück, daß es Sie fünfzig Jahre besitzt, wünsche, daß es Sie noch lange in der fortwährend segenvoll wirkenden Geisteskraft besitzen möge. Als Merkmal meiner Gesinnung, meiner Gefühle für Sie empfangen Sie, der Verdienstreiche, das Verdienstordensgroßkreuz. Auf solch treuer Brust zu glänzen, das erhebt den Orden. Ja, treu dem Guten hat sich Sailer bewährt in allen Lagen des Lebens; zu jeder Zeit leuchtete er wohlthätig in den Jahren der Finsterniß, die der Wahn für Licht ausgab, und segenvoll wirkten Sie auf künftige Geschlechter durch die Männer, die Sie bildeten, die Andere bilden werden in gleicher Gesinnung, der unserer heiligen Religion. Leben Sie lange Jahre noch für Staat und Kirche fort! Dieß wünscht der, Ihren hohen Werth, mein sehr geachteter Bischof, erkennende Ludwig.“ —

Mit Befriedigung auf seine ganze Lebensbahn zurückschauend, gab Sailer am 20. Mai 1832 seinen Geist in die Hände Dessen zurück, der ihm denselben zum Wohl seiner Mitmenschen gegeben.

In einundvierzig Bänden philosophischen, pädagogischen, theologischen, seelsorgerischen und biographischen Inhaltes ist seine wissenschaftliche Wirksamkeit niedergelegt, in den Herzen unzähliger seiner Schüler der Same seiner rein christlichen Gesinnung. Er kann nicht besser geschildert werden, als ihn sein Secretär, der nachmalige verehrte Bischof Melchior v. Diepenbrock, kennzeichnet:

„Sailer genoß weithin durch Deutschland bei den Edelsten und Besten den wohlverdienten Ruf und Ruhm eines ausgezeichneten Lehrers, eines beredten Predigers, gelehrten Theologen, fruchtbaren Schriftstellers, erleuchteten Seelenführers, frommen Priesters und apostolischen Bischofs, kurz eines trefflichen großen Mannes; er war dieß Alles in hohem Grade, aber noch viel größer erschien er mir im täglichen vertrauten Umgang als Mensch und Christ“ und als der protestantische Bürgermeister v. Schäfer von ihm rühmte:

„Wenn alle ihre und auch wohl unsere Geistliche so gesinnt wären, so würde die unglückselige Trennung zwischen Katholiken und Protestanten bald ein Ende nehmen.“

König Ludwig ließ ihm im Dom zu Regensburg durch Eberhard's Meisterhand ein schönes Denkmal (2. Sept. 1837) errichten, und nahm seine Büste in die bayerische Ruhmeshalle auf.

Benjamin Tompson Graf von Rumford,

kurfürstl. bayer. Generallieutenant, des kgl. polnischen weißen Adler- und Stanislaus-Ordens Ritter.

> Er wollte Aufklärung nicht um des Lichtes göttlicher Liebe willen, sondern um der Heiligkeit staatlicher Ordnung und materiellen Behagens.
>
> Mar tius.

Dankbare Anerkennung gebührt einem Manne, der, nicht auf unserem Boden geboren, seine Stellung und reiche Fülle seines Geistes, intensive Bildung, Erfahrung und Thatkraft für Einrichtung der nützlichsten und wohlthätigsten Anstalten Bayern's und seiner Hauptstadt benützte, der, vor keinem Hindernisse zurückschreckend, mit schnellem Entschlusse und rascher Ausführung ebenso wissenschaftlich als praktisch thätig war.

Benjamin Tompson, geboren zu Woburn (Massachusetts) am 26. März 1753, hatte schon im Kriege zwischen England und Amerika als Major und Oberst eines Kavallerie-Regiments sich ausgezeichnet, weßhalb er zum Ritter ernannt worden war. Während seines Aufenthaltes in England, nach Schluß des Krieges, beschäftigte er sich als Unterstaatssecretär und Mitglied der k. Gesellschaft in London mit physikalischen Untersuchungen über die Triebkraft des Schießpulvers und die Widerstandsfähigkeit bestimmter fester Körper. Auf Empfehlung des damals am britischen Hofe bevollmächtigten Ministers Grafen Sigmund von Haslang hin, der seine wissenschaftliche und praktische Befähigung erkannt hatte, wurde er vom Kurfürsten Karl Theodor nach München berufen, wo er (1784), überall wegen seiner Kenntnisse freundlich aufgenommen, nun für's Erste bestimmt war, den jungen Fürsten Bretzenheim, einen natürlichen Sohn des Kurfürsten, auf seinen Reisen im mittelländischen Meere zu begleiten, welche Reise aber, da der junge Mann keine Lust dazu hatte, unterblieb.

Seine gründlichen militärischen und naturhistorischen Kenntnisse, sowie sein geistreicher Umgang machten auf den Kurfürsten einen so vortheilhaften Eindruck, daß er ihn 1785 zum Kämmerer und Leibadjutanten, 1787 zum wirklichen geh. Rath ernannte. Auch die Wissenschaften würdigte ihn ihrer Anerkennung dadurch, daß die Akademie der Wissenschaft zu München ihn zu ihrem Mitgliede, jene zu Mannheim zum Ehrenmitgliede erwählte. Da nun unter dem Chef des Kriegsbureaus Grafen von Belderbusch der nur für Ersparung, nicht aber für Herstellung eines tüchtigen Heerkörpers besorgt war, viele Mißstände im bayerischen Heerwesen[1]) eingerissen waren, beauftragte der Kurfürst ihn, dieselben zu untersuchen und Vorschläge zur Besserung zu machen. Tompson legte seine Ansichten in einer Denkschrift (7. Febr. 1788) nieder, die, von Sachverständigen geprüft, ihren vollen Bei-

1) Das bayerische Heer bestand damals in 19964 Mann und 720 Pferde, die einen jährlichen Kostenaufwand von 2,700,000 fl. verursachten.

fall erhielt und den Kurfürsten bewog, nunmehr ihm die Leitung des Kriegswesens als Chef des geheimen Kriegsbureaus zu übertragen (1789), ihn dann zum Generallieutenant und Oberstinhaber des Artillerieregiments 1790 zu ernennen und ihn unter dem Namen Rumford in den Reichsgrafenstand zu erheben (1792).

Seine erste Sorge war nun, tüchtige Ober- und Unteroffiziere zu bilden, er reconstruirte das aufgehobene Kadettenkorps als Militärakademie, vereinigte die zu Mannheim bestandene Hauptkriegsschule mit ihr, besetzte sie mit guten Lehrern und übernahm selbst deren Leitung (1789), er errichtete in den Garnisonsstädten weibliche und männliche Militär- und Arbeitsschulen (20. Mai 1789), vertheilte gesunde und kräftige Militärpferde unter das Landvolk zur Pferdezucht, errichtete die Veterinäranstalt (26. März 1790), sorgte für bessere Besoldung, Bewaffnung und Uniformirung, betrieb die Gewehr- und Säbelfabrikation, gründete das Militärfuhrwesen und den Generalstab, verwendete die Kavallerie als Landessicherheits-Cordon, und führte Militärgärten und Arbeitshäuser (in München in der Vorstadt Au) ein. Der in München in den früher sumpfigen und verwahrlosten Isarauen von ihm angelegte Militärgarten, in dem die Eleven der Militärakademie im Festungsbau unterrichtet wurden, gab ihm die Veranlassung, denselben zu einer großartigen englischen Anlage mit einer Schweizerei, Militärmühle und andern dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Gebäulichkeiten zu versehen, und dadurch den Bewohnern Münchens einen nie genug zu dankenden öffentlichen weitausgedehnten Spaziergang zu schaffen, zugleich aber auch durch die Anlage des Gieß- und Bohrhauses (1794) den Anfang der Vorstadt Schönfeld zu bilden. Zugleich führte er die Aufsicht über den Abbruch der Festungswerke in München, mit denen am Neuhauserthore 1789 der Anfang gemacht wurde, an dessen Stelle das Karlsthor mit den außer demselben befindlichen Gebäuden im Halbzirkel trat, und setzte diesen gegen das Sendlinger- und Schwabinger-Thor fort. Im Jahre 1796 leitete er unter Morawizky die Vertheidigung der Stadt München an der Spitze von 14000 neutralen Truppen gegen die k. k. Armee unter dem Feldmarschall Grafen La Tour und das französische Korps des Prinzen Condé mit solcher Geschicklichkeit, daß Kurfürst Karl Theodor nach seiner Rückkunft in München ihm seine volle Zufriedenheit aussprach.

Aber nicht nur militärischen Zwecken war seine Thätigkeit gewidmet, auch die Armenpflege verdankt ihm Ordnung und zweckmäßige Anstalten. Auf seinen Antrag hin wurde ein Armeninstitut gegründet, alle Bettler wurden aufgezeichnet, entweder in Armenversorgungshäuser untergebracht oder mit periodischen Beiträgen unterstützt; eine Anstalt für Abgabe einer gesunden und kräftigen Suppe für Arme und Unbemittelte wurde von ihm eingerichtet (die rumfordische Suppenanstalt) die sich bis auf den heutigen Tag auf's Wohlthätigste bewährt hat; dazu übernahm er mit der ihm eignen Energie die Leitung der Stadtpolizei, des Zuchthauses und wußte sich die hiezu tüchtigsten Männer zur Seite zu stellen. Während er sich um das

öffentliche Wohl so hoch verdient machte, blieb er der Wissenschaft, namentlich seinen physikalischen Forschungen treu, deren praktische Bedeutung in seinen Arbeiten über Construirung holzersparender Oefen, Kochherde und Sudwerke, Lufterneuerung und Beleuchtung von Gebäuden, Heizung mit Dampf ꝛc. auch heut zu Tage nicht zu unterschätzen ist. Sein Versuch, ein ungebohrtes Kanonenrohr mit 18¾ Pfund Wasser, welches eine Temperatur von 60 Grad Fahrenheit (12 Grad Reaumur) besaß, zu umgeben und mit Benützung von Pferdekraft den Lauf ausbohren zu lassen, bei welcher Arbeit nach 2 Stunden und 20 Minuten das Wasser auf 200′ Fahrenheit erhitzt und 20 Minuten später siedend wurde, war die Grundlage der späteren Entdeckung des Naturgesetzes, daß Kraft und Wärme sich äquivalent verhalten, daß ein Grad Fahrenheit einen mechanischen Werth von 772 Fußpfund habe; gleichfalls machte er zuerst auf die Thatsache aufmerksam, daß ein Flintenlauf viel heißer wird nach einem blinden Schuß, als nach einer scharfen Ladung, Bemerkungen des Verhältnisses zwischen Kraft und Wärme.

Sein weiteres Verdienst, daß er es war, der den Kurfürsten vermochte den Ingenieurlieutenant Georg Reichenbach, dieses mechanische Genie und späteren Erbauer der Soolenleitungen, nach England zu weiterer Ausbildung zu senden, und der selbst den Maler und Galleriedirektor Georg Dillis ermunterte nnd unterstützte, um die Gallerie zu Dresden und Wien und die Kunstschätze Roms zu sehen, und dessen Berufung zum britischen Vicekönig von Corsika Elliot, um dort Costume und Ansichten zu zeichnen veranlaßte, darf hier nicht umgangen werden.

Trotz aller dieser Verdienste sollte ihm aber die bittere Erfahrung auch nicht erspart werden, daß jedes Bestreben und Durchführen eingreifender, wenn auch nützlicher Maßregeln zugleich auch Feindseligkeit und schleichende Verfolgung im Gefolge hat, deren Wirkung, durch Streitigkeiten mit dem Magistrate der Stadt München und die Mißgunst der Oberbeamten zum Ausbruch gekommen, in seinem Falle seine Entlassung aus seinen Dienstesstellen und die Bestimmung als Gesandter in London (17. Aug. 1798) war, die aber nicht angenommen wurde. Von nun an lebte er wieder den Wissenschaften in London, dann, von Kaiser Napoleon freundlich aufgenommen (1802), in Paris und dessen Umgebung, doch besuchte er zweimal noch Bayern, dessen König Max ihm sehr gewogen war, und ihm selbst eigenhändig die Annahme der Königswürde in einem Briefe kundthat.

Rumford war in erster Ehe mit einer reichen amerikanischen Gutsbesitzerin verheirathet, die ihm eine Tochter Sara geboren hatte, in zweiter Ehe mit der Wittwe des berühmten Chemikers Lavoisier.

Er starb zu Auteuil bei Paris am 22. August 1814.

Seinen Namen erhält bei uns ein ihm im englischen Garten gesetztes Monument, welches ihm in einer Inschrift für sein edles Wirken den Dank der Bewohner Münchens ausdrückt, eine nach ihm benannte Straße und seine von König Ludwig in die Ruhmeshalle aufgestellte Büste.

Dr. Adam Joseph Onymus,

Domdechant und Generalvikar zu Würzburg.

Selig die in dem Herrn sterben; denn sie ruhen aus von ihren Mühen und ihre Werke folgen ihnen nach.

Der hier obengenannte Name ist in Franken noch in so dankbarem Andenken erhalten, daß er unter den denkwürdigen Bayern nicht übergangen werden darf. Die Wirksamkeit dieses trefflichen Mannes auf die zeitgemäße Bildung der jüngeren Geistlichkeit, sowie auf die bessere Ausbildung des Schulwesens, seine stille und umfassende Wohlthätigkeit, seine aufopfernde Hingebung in seinem Amte sowohl, wie in der Beförderung des allgemeinen Nutzens sichern ihm ehrenvolle Anerkennung.

Adam Joseph Onymus, zu Würzburg, eines Zimmermanns Sohn, am 29. März 1754 geboren, zeichnete sich schon während seiner Studien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt durch Talent und Fleiß so vortheilhaft aus, daß er sich in allen Klassen des Vorzugs erfreuen konnte, und trat schon in seinem sechzehnten Jahre in das Clerikalseminar, da er sich den geistlichen Stand als Lebensberuf erwählt hatte (1770). Nach siebenjährigen Aufenthalte daselbst, während welcher Zeit er unter Benützung der umfassenden Universitätsbibliothek sich in den Wissenschaften reifliche Kenntnisse erworben hatte, erwarb er den Doktorgrad der Philosophie (1777 26. Mai) und später (1782) der Theologie, und widmete sich nun als Kaplan in Hausen 1777, dann als Cooperator in Fahr, als Kaplan im Juliusspitale zu Würzburg (1778) der Seelsorge. Nachdem er hierauf eine Hofmeisterstelle bei dem Freiherrn v. Frankenstein in Mainz drei Jahre zur großen Zufriedenheit versehen hatte, folgte er 1782 dem Rufe des Fürstbischofs Franz Ludwig zur Uebernahme der zweiten Vorstandschaft des geistlichen Seminars zu Würzburg, der im nächsten Jahre der Bischof die Professur der Theologie zufügte. Im Jahre 1786 trat er als Kapitular in das Stift Neumünster. Wie sehr sein Fürst seinen Eifer, seine Gelehrsamkeit und Erfahrung schätzte, beweist, daß er ihn (1789) zum geistlichen Rathe, zum Vorstande des damaligen adeligen Seminars und Schuldirektor ernannte und oft und gerne in vollem Vertrauen sich seines weisen Rathes bediente.

Sichtlich erfreuten sich unter seiner Leitung die öffentlichen Schulanstalten eines wesentlichen Erfolgs und freierer Bewegung, und es war nur Anerkennung seiner eingreifenden Leistungen und seines weitverbreiteten Rufes als Gelehrter, wenn nach Aufhebung des Hochstiftes die in Besitz tretende kurbayerische Regierung ihn (1803) zum Landesdirektionsrathe ernannte, ihm das Studienwesen übertrug und ihn im Lehramte der Theologie bestätigte. Als aber am 14. Sept. 1809 in Folge Befehls der großherzoglichen Regierung alle Professoren der Theologie ihr Amt niederzulegen angewiesen wurden, trat auch Onymus von der Professur ab.

Die wiederholte Besitzergreifung Bayerns brachte ihn 1815 dem Lehrstuhl zurück, welchen er bis zum Jahre 1824 inne hatte, wo er, zum Domdechant und Generalvikar erhoben, der Universität, deren Rektor er im Jahre 1821 war, Lebewohl sagte. In gerechter Würdigung seiner fünfzigjährigen dem Staate wie der Hierarchie geleisteten Dienste wurde ihm am 20. Oktbr. 1833 das Ehrenkreuz des Ludwigsordens übergeben. Wurde Onymus allen seinen Berufsstellungen durch Einsicht, Thätigkeit, Sachkenntniß und Eifer vollkommen gerecht, indem er als Gelehrter vermittels seiner Werke von anerkannt wissenschaftlichem Werthe zu wirken suchte, als Geistlicher in tugendhaftem Lebenswandel bis in sein siebenzigstes Lebensjahr das Wort Gottes mit seltener Beredsamkeit predigte, so war er auch als Mensch gleich achtenswerth; denn ihn zierte hohe Einfachheit und bescheidene Wohlthätigkeit. Nie entließ er einen Armen ohne thätige Hilfe; er unterstützte arme Familien und arme Studenten reichlich und im Stillen. Da er wußte, daß in dem Würzburg nahe gelegenen Orte Oberdürrbach keine Kirche und kein Geistlicher war, übernahm er es, den Gottesdienst wöchentlich zur Sommers- und Winterszeit zu halten, ja er erbaute auf eigene Kosten eine Kirche und ein Pfarrhaus daselbst und dotirte sie so, daß später die Gemeinde selbst einen Geistlichen halten konnte. Seine Stiftung von 11000 fl., um aus den Zinsen arme von ihren Vätern verlassene Kinder unterhalten und erziehen zu können, seine ansehnlichen Vermächtnisse für die Kirche und Schule zu Oberdürrbach, für die Beschaffung von Holz für die Armen, für die Armenbeschäftigungsanstalt, das Krankengeselleninstitut, die Armenstudentenpflege, das Bürgerspital, den Schullehrerwittwenfond &c., die Bestimmung, daß die Hälfte des Erlöses aus seiner Bibliothek dem geistlichen Seminar zur Austheilung an arme Alumnen, die sich im Predigen auszeichneten, übergeben werden sollte, alle diese wohlthätigen und vernünftigen Stiftungen berechtigen, ihn einen wahren Vater der Armen, Wittwen und Waisen zu nennen.

Er starb am 9. Sept. 1836 in seinem dreiundachtzigsten Jahre und wurde unter Dankesthränen zu Oberdürrbach begraben.

Peter von Winter, Hofkapellmeister zu München,

Tondichter.

> Es schwinden jedes Kummers Falten
> So lang des Liedes Zauber walten.
> Schillers Macht des Gesanges.

Peter Winter, einer unserer ersten Kompositeure, ein Mann von imponirender Gestalt, äußerer Rauhheit, aber bestem Herzen, geboren als der Sohn eines Brigadiers der kurpfälzischen Garde, war zu Mannheim 1755 geboren, wo er erst unter dem Hofmusikus Meyer, dann in seinem zehn-

ten Jahre von dem ersten Violinspieler der Hofkapelle daselbst Wilhelm Cramer Unterricht im Violinspielen erhielt, bald aber durch sein schönes und kräftiges Spiel sich so bemerkbar machte, daß er 1764 als Eleve in die Hofmusik aufgenommen wurde. Mit diesen Erfolgen nicht zufrieden, begann er seiner Neigung in der Tondichtung Ausdruck zu geben, indem er die Musik zu den Balleten: „Priamus und Thisbe", dann „Dido" 1776 und eine Symphonie in D komponirte, nachdem er 1775 Direktor des Orchesters des marchandischen Theaters geworden war. Abt Vogler's belehrender Umgang und die nähere Kenntniß der beim Theater aufgeführten leichten und ansprechenden französischen Opern entwickelten in ihm geläuterten Geschmack und praktische Gewandtheit. Als im Jahre 1788 das kurfürstliche Hoflager nach München verlegt und der größere Theil der Mannheimer Hofmusik dorthin versetzt wurde, behielt auch Winter hier seinen Wirkungskreis und seine tonkünstlerische Richtung bei, die noch durch die Anregung mehrerer die Tonkunst und Theater liebender Männer höhere Weihe erhielt. Von seinen Kompositionen für München sind hier zu nennen: die Musik zu den Balleten: Heinrich IV., der Tod des Hektor 1779, Ines de Castro, der französische Lustgarten, bayerische Lustbarkeiten, Figaro, und Adams Tod; die Melodrame: Leonardo und Blandine mit ergreifenden Harmonien, Cora und Alonzo, Armida, das Hirtenmädchen; dann seine Opern: Helena und Paris (1780), die sich durch treffliche neue Instrumentation und gefühlvollen Gesang, große Chöre durch die Arie mit konzertirenden Instrumenten auszeichnete, Belerophon (1780), die Operetten: der Bettelstudent, Psyche nach Gedicht von Reger, Marie v. Montalban 1800, der Sturm, der Frauenbund (1806) die meisten mit günstigem Erfolge.

Durch den k. k. Kapellmeister Salieri, den er in Wien (1780) aufgesucht hatte, freundlich aufgenommen, wurde er durch dessen Umgang in die Feinheiten seiner Kunst und namentlich in die richtige Behandlung der Singstimmen eingeführt. Von Wien zurückgekehrt, brachte er in einem öffentlichen Konzerte einen lateinischen Psalm, zu dem ihm von seinen Freunden Beistand geworden war, da er die Kirchensprache nicht verstand, zur Ausführung, der so sehr gefiel, daß ihm die Stelle eines kurfürstlichen Kapellmeisters (1788) und zugleich der Auftrag gegeben wurde, eine italienische Oper: „Circe" zu schreiben. Die Aufführung der von ihm vollendeten und bereits mit den scenischen Einrichtungen versehenen Oper mußte aber durch die zeitweise Entfernung des Hofes und dann nach dessen Rückkehr durch den Willen des Kurfürsten Karl Theodor, der keine italienische Musik mehr hören wollte, unterbleiben. Um diese Zeit komponirte er für die Privatbühne des Grafen v. Törring-Seefeld das götheische Intermezzo: „Jery und Bätely" 1789.

Im Jahre 1791 begab er sich nach Italien, wo er für Neapel nach Text von Coldolini die Oper „Antigone", dann für Venedig die Oper „Catone in Utika" nach Text von Metastasio 1791, „il sacrificio di

Creta" 1792, die „fratelli rivali" und „Belisa" mit Text von Pepoli, zu Venedig 1794 aufgeführt, componirte. In die Zeit seiner Rückkunft nach München fallen die nicht günstig aufgenommenen Opern „Psyche" und — „der Sturm."

Winter's damals schon gegründeter Ruf bewog den Unternehmer der kaiserlichen Bühnen Baron Braun, mit ihm Verträge zur Lieferung mehrerer Opern einzugehen, und Winter reiste daher 1794 nach Wien, wo er in den nächsten 2 Jahren nach Text von Huber das ausgezeichnete mit reizenden und gemüthvollen Melodieen und prachtvollen Chören ausgestattete „unterbrochene Opferfest" (1795), den zweiten Akt zu den „Pyramiden" (1797), den zweiten Theil zur Zauberflöte nach Text von Schikaneder unter dem Titel „das Labyrinth" (1798), nach Text von Camera die Oper „Bedovi", und die Ballete: „Polyxena und Terre und Philomele" in Musik setzte. Für Prag schrieb er „il trionfo del bel Sesso", oder Ogus (1791—1792). Bei seinem Aufenthalte in London in den Jahren 1803—1805 beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung dreier großer Opern: „Calypso" mit einer trefflichen Ouverture, Proserpina (1808 deutsch in München aufgeführt) und „Zaire" und schrieb mehrere Canzoni und Canzonetten. Endlich gelang es ihm nach seinem lange gehegten Wunsche, auch für Paris etwas zu schreiben, nach Besiegung vieler Hindernisse einen Text „Tamerlan" zur Bearbeitung für die große Oper zu erhalten, den er 1805 in Musik setzte. Diese Oper, wie sein „Castor und Pollux", den er im Wettkampfe mit Rameau dichtete, erfreuten sich dort guter Aufnahme, vornehmlich wegen der feinen Behandlung der Worte, an die er die Musik anpaßte, und der zweckmäßigen Instrumentirung, die die Worte nur begleitend unterstützte. Letztere Oper wurde zum Erstenmale in München am 22. Febr. 1805 aufgeführt. Aber nicht nur als Kompositeur nahm Winter einen hohen Rang ein, auch als Gesanglehrer hat er große Verdienste durch seine große Gesangschule und durch seine Lehre selbst; unter seinen Schülern und Schülerinen verdienen hervorgehoben zu werden: Bettina Brentano, Mittermayer, und vor Allen Klara Metzger, die er auf allen ihren von immensem Beifall belohnten Künstlerreisen begleitete. Aus seinen einzelnen Kompositionen sind „Timotheus oder die Macht der Töne" mit herrlichen Chören, die „Tageszeiten" 1811 und dann die prächtige obwohl übertriebene „Schlachtsymphonie" mit Chören 1814 zu nennen.

Am 23. März 1814 feierte er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, bei welchem ihm der Verdienstorden der bayer. Krone ertheilt und ihm zu Ehren ein großes Konzert von der Hofmusik veranstaltet wurde. Schon von Alter gebeugt, schrieb er noch die Opern „Mahomed" mit glänzenden Cavatinen und Finales 1817, dann „I due Wladimire" 1818, dann als letztes Werk die Operette: „der Sänger und der Schneider" (2. Juli 1820 das Erstemal aufgeführt). Außer diesen Theaterkompositionen schrieb er aber auch dreiundzwanzig vollständige Messen, zwei Pastoralmessen, eine Contrapunktmesse, zwei Requiems, dann eine Menge einzelner Messentheile, Hymnen, Cantaten und mehrere Oratorien, welche sämmtlich im würdevollsten

Style, in einfacher Größe, von harmonischer Instrumentirung getragen, den Zweck der Erbauung und Rührung nie verfehlten, außerdem noch viele Konzerte für einzelne Instrumente, Lieder, Sonaten für Klavier 2c.

Seine Musik zeichnet sich durch wahre Empfindung, Ernst, Harmonie des Tons mit dem Texte, Schonung der Singstimme, treffliche Wirkung der Chöre und richtige Einsetzung der einzelnen Instrumente, sowie wirkungsvolle Behandlung der Blechinstrumente und weiche anmuthige Melodien aus.

In hohem Alter endete er sein thätiges Leben am 17. Okt. 1825 zu München, und wurde im allgemeinen Kirchhofe daselbst begraben.

Dr. Samuel Theodor Sömmering,

königl. bayer. geheimer Rath,

Physiolog.

„Nichts, nichts geht über Gelehrsamkeit."

Ist auch gleich Sömmering nicht in Bayern geboren und hat er auch seine Ruhestätte an einem Orte gefunden, der nicht in Bayern's Grenzen liegt, so hat er doch als Mitglied unserer höchsten wissenschaftlichen Körperschaft fünfzehn Jahre in unserer Hauptstadt zugebracht und zwar die Zeit seiner höchsten Blüthe und seiner folgenreichsten und interessantesten Forschungen und Erfindungen, und deßwegen nehmen wir ihn für uns auch in Anspruch, indem wir dankbar ihm unsere Anerkennung zollen.

Samuel Theodor Sömmering, ein Mann so ausgezeichnet als Staatsdiener, wie als Gelehrter, Familienvater und Freund, voll reiner Wahrheitsliebe, umfassender Kenntniß, klaren Forschergeistes und künstlerischer Begabung, war zu Thorn (dem Ort der Geburt des Copernikus) am 18. Jan. 1755 als des praktischen Arztes und Stadtphysikus Johann Thomas Sömmering und seiner Gattin Regina Geret, eines Predigers Tochter, neuntes unter eilf Kindern geboren. Schon in der frühen Jugend entwickelte sich bei ihm die Liebe zu naturgeschichtlichen Gegenständen, er malte Blumen und Kräuter und wurde schon damals durch den Rektor des von ihm von 1769—1774 besuchten Gymnasiums, Gries, einen Zögling der gesnerischen Schule, zur Anatomie hingeleitet. Im Jahre 1774, neunzehn Jahre alt, bezog er die Universität Göttingen, an der er unter der Leitung der trefflichsten Lehrer, Wrisberg, Baldinger, Gmelin, Feder, Erxleben, Richter, Blumenbach in einfachster Lebensweise sich seinem Lieblingsstudium, der Anatomie, widmete und Chemie, Botanik, Physik und fremde Sprachen mit anhaltendem Eifer betrieb. Seine behufs des Doktorgrades geschriebene von ihm selbst wie die meisten seiner Werke mit den getreuesten Zeichnungen begleitete und am 1. April 1778 verthei-

digte Dissertation über die Basis des Gehirns und den Ursprung der Hirnnerven (de basi encephali et originibus nervorum cranio egredientium) machte unter den Gelehrten aller Nationen das ehrendste Aufsehen und Wrisberg, einer der größten Anatomen, schrieb deßhalb seinem Vater, er dürfe stolz sein auf seinen Sohn, den als Professor zu besitzen die größte und blühendste anatomische Schule glücklich sein werde.

Geschmückt mit dem Doktorhute, ging er nun (17. Mai 1778) zu weiterer Ausbildung nach England, wo er unter Monro zu Edinburg Anatomie hörte und präparirte und der gelehrten Brüder Hunter Vorlesungen in London hörte. Nach Jahresfrist zurückgekehrt, betrat er als Professor der Anatomie in Kassel den Lehrstuhl, im Umgang mit Georg Forster Belehrung und Anregung findend und an literarischen Arbeiten in den Göttinger gelehrten Anzeigen theilnehmend. Forster's Abgang nach Wilna und der geringe Gehalt von 400 Thalern bewog ihn, einem durch J. P. Weidmann veranlaßten Ruf an die Universität Mainz zu folgen, wo er denn auch (Okt. 1784) mit einem Gehalte von 1500 fl., ganz seinen Untersuchungen des menschlichen Körpers, namentlich des Hirns, und der Sammlung von Präparaten lebend, in vertrautem Verkehr mit Wilhelm Heinse und den beiden Humboldt stand. Während seines Aufenthaltes in Mainz und Frankfurt erschienen seine Schriften über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer 1784, über Hirn- und Rückenmark 1788, vom Bau des menschlichen Körpers (abgeschlossen 1796), über das Organ der Seele 1796, das menschliche Auge 1801, Prüfung der Schutz- oder Kuhblattern durch Gegenimpfung mit Kinderblattern 1801 ꝛc., Darstellungen des weiblichen Skelets und Abbildungen menschlicher Embryonen und Eygebilde von wissenschaftlicher und künstlerischer Vollendung.

Von einer mit seiner ihm (März 1792) neu vermählten Gattin Margaretha Grunelius nach Wien gemachten Reise zurückgekehrt, fand er Mainz von den Franzosen belagert, und blieb daher in Frankfurt, übernahm zwar 1797 auf kurze Zeit sein Lehramt wieder, nahm aber dann seine Entlassung und lebte nun der medizinischen Praxis in Frankfurt. Der Tod seiner Gattin (11. Jan. 1802), von dem er so angegriffen wurde, daß er in ein heftiges Nervenfieber verfiel, verleidete ihm den Aufenthalt in Frankfurt, und gerne nahm er, vielfältige Berufungen nach Jena, Braunschweig, Halle, Würzburg, Erlangen, Heidelberg, London und als Akademiker nach Petersburg ausschlagend, den Ruf an die Akademie zu München an, um dort mit dem ihm befreundeten geh. Rath Schenk und F. H. Jacobi wieder zusammenzutreffen. Seine Berufung nach München als geheimer Rath und Akademiker mit einem Gehalte von 4000 fl., 500 fl. Wohnungsentschädigung, Pensionsbestimmung für Frau und Kinder nebst 1000 fl. Reisegeld war gleich ehrenhaft als annehmbar und er ging am 4. April 1805 dahin ab.

Groß und vielfach sind seine nun geleisteten Arbeiten, rasch folgten sich seine Forschungen und Abbildungen über das Gehör 1805, den Geschmack

und die Stimme 1806, lateinisch 1808, den Geruch 1809, 1810 über verschiedene fossile Thierreste; preisgekrönt: über den Bau der Lunge 1808, über die Krankheiten der Harnblase und Harnröhre alter Männer 1810, über die Bauch- und Beckenbrüche 1811, dann jene über den Nervensaft 1811, über die Schädlichkeit der Schnürbrüste 2c., über Verdünstung des Weingeistes durch Häute von Thieren.

Die größte seiner Geistesthaten aber ist die Erfindung des Telegraphen, die er im Juli 1809 machte. Auf den, während Sömmering bei ihm am 5. Juli 1809 in Bogenhausen speiste, von Grafen Montgelas ausgesprochenen Wunsch, Vorschläge zu einem Telegraphen von der Akademie zu erhalten, war Sömmering, der sich behufs seiner anatomischen Forschungen viel mit der voltaischen Säule abgegeben hatte, sogleich eifrig damit beschäftigt, den Telegraphen durch Gasentbindung, galvanisch, zu realisiren. Ununterbrochene emsige Versuche gelangen und er konnte schon am 22. Juli schreiben: „Endlich den Telegraphen geendigt;" im August überzog er die Leitungsseile mit Kautschuk und zeigte den Telegraphen am 28. Aug. 1809 in der Sitzung der Akademie vor. Gauß und Weber in Göttingen machten den ersten praktischen Versuch, zwei Punkte: das physikalische Cabinet und die Sternwarte zu Göttingen 1833, Professor Steinheil die Akademie in München und die Sternwarte zu Bogenhausen (die Ausgangspunkte der Idee und der Ausführung) miteinander telegraphisch zu verbinden (1837).

Wie groß muß der Dank sein, den wir dem Genie schulden, der diese Erfindung machte, deren elektromagnetische weitere Ausführung durch Oersted 1820 und derzeitige immense Ausdehnung und praktische hohe Bedeutsamkeit wie bewunderungswürdige Leistung alle bisherigen Erfindungen weit hinter sich läßt!

So lebte er der Wissenschaft zum Heile, und sie durch seine in den Schriften der Akademie niedergelegten Untersuchungen fördernd, bis zum Jahre 1820, wo ihn die Ueberzeugung, in dem rauhen Klima Münchens nur zum Schaden seiner Gesundheit leben zu können, manche den fremden beigerufenen Gelehrten kund gethane Widerwärtigkeiten, endlich auch der Tod mehrerer seiner Freunde, namentlich Jacobi's und Fischer's, und das Wegziehen mancher Anderer bewog, München zu verlassen. Mit dem größten Theile seines Gehaltes (3000 fl.), schon in seinem sechsundsechzigsten Jahre, siedelte er nun nach Frankfurt am Maine über; doch blieb er dabei immer noch in wissenschaftlicher Berührung mit der bayerischen Akademie, welcher er verschiedene Abhandlungen über den menschlichen Magen und Fortsetzungen früherer Untersuchungen zuschickte. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er mit der Fortsetzung seiner umfassenden Sammlung von Versteinerungen urweltlicher Thiere, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit den gelehrtesten und bedeutendsten Männern seiner Zeit, beschäftigte sich zuletzt noch mit Astronomie, namentlich mit Beobachtung der Sonnenflecken und mit physikalischen Versuchen, zu deren Behufe, zum

Zeichnen mikroskopischer Objekte er sich des „Sömmeringischen Spiegelchens" bediente, welches von seinem Sohn Wilhelm angegeben, von Fraunhofer und Plößl in Wien gefertigt worden war.

Am 7. April 1828 feierten seine Freunde und Verehrer sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum, bei welchem ein Preis für die bedeutendste Leistung in der Physiologie gegründet, und eine ihm zur Ehre geprägte Medaille vertheilt wurde, und an welchem viele Gelehrte persönlich, wie auch akademische Corporationen durch Stellvertreter theilnahmen. Alter und mehrfache Verkältungen bei seinen am offnen Fenster vorgenommenen Beobachtungen der Sonnenflecken führten endlich durch Entkräftung seinen von ihm mit der Ruhe des Weisen erwarteten Tod am 2. März 1830 herbei; er wurde auf dem Frankfurter Kirchhof begraben.

Sömmering war Mitglied der Akademie zu München, Wien, Göttingen, Paris, Stockholm, St. Petersburg, Turin, Neapel, Amsterdam, Wien und London, Adjunkt der kais. Leopoldo Carolinischen Akademie der Naturforscher, einer großen Anzahl gelehrter in- und ausländischer Vereine Mitglied, Ritter des Verdienstordens der bayer. Krone, des kais. russischen St. Annenordens II. Klasse und des k. hannoverschen Welfenordens. Bei seinem Doktorjubiläum wurden ihm viele gelehrte Schriften gewidmet, Naturprodukte mit seinem Namen der Wissenschaft einverleibt.

Der große Geograph Karl Ritter, Schüler Pestalozzi's, schrieb nach Sömmering's Tode an seinen Sohn: „Sein ganzes Leben und Wirken war ein göttlicher Lichtstrahl, leuchtend und lehrend und zur Wahrheit führend viele Tausende seiner Zeit; sein Ruhm ist unsterblich, aber noch unendlicher ist die Größe und Güte seiner Seele, seines Herzens, dessen zartes Gewebe nur von Wenigen erkannt werden konnte."

Maximus von Imhof,

Hofbibliothekar, Professor der Physik und Chemie, Direktor der physikalischen Klasse an der k. Akademie der Wissenschaften zu München.

> Sein Charakter war fürtrefflich. Er war so gut, daß, wer ihm nicht gut war, kaum unter die guten Menschen gezählt werden darf.
>
> Clemens Baader.

Wer die Früchte seines Talentes und Fleißes für die Emporhebung der Wissenschaften selbst in den untern Schichten der Bevölkerung verwendet, wer der Ausbildung der den Gewerben nöthigen Kenntnisse seine Kraft verleiht, und dadurch geistiges Leben solchen Klassen, die sonst höherer Kultur ferne stehen, einhaucht, wer allgemein Nützliches mit Ausdauer einzuführen strebt, damit aber die große Masse des Volkes mit in das Bereich

der Intelligenz zieht, der hat um sein Vaterland sich hoch verdient gemacht; denn seinen Fußstapfen entsproßt reicher Segen für Kinder und Kindeskinder, und wie die Mitwelt in Verehrung und Liebe ihn umgibt, so hält die Nachwelt dankend seinen Namen fest.

Eines Mannes wollen wir hier gedenken, dessen ehrenwerther Charakter, dessen immerbereite Unterstützung seiner Mitbürger sowohl durch die Macht seines Geistes mittels seiner populären Vorlesungen, als durch Liebesgaben, dessen eifriges Streben, gemeinnützige Verbesserungen allgemein durchzuführen, dessen reine Wahrheitsliebe, Bescheidenheit, heiterer, redlicher und offener Sinn ihm zu seiner Zeit ehrende Anerkennung, für den Staat auch nach seinem Tode bleibenden Nutzen gestiftet hat.

Johann Imhof, geboren am 26. Juli 1758 im Markte Reisbach (Ldg. Landau in Niederbayern) als der Sohn eines Schuhmachers und Krämers, erhielt den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache in seinem Heimathsorte, später (1770) an der Schule zu Landshut, wo er als Singknabe an der Klosterkirche der Dominikaner theilweise sich seinen Unterhalt erwarb, und mit Auszeichnung seine Studien vollendete. Als er zu den Jahren kam, die ihn bestimmen mußten, die Zukunft seiner Laufbahn zu wählen, entschied er sich für den geistlichen Stand und trat 1780 (7. Nov.) in den Augustinerorden in München, wo er den Namen Maximus erhielt. Hier 1782 zum Priester geweiht, nachdem er sich fünf Jahre dem Studium der Philosophie und Theologie unter Theophil. Huebpauer, mit dem er für sein ganzes Leben in freundlichem Verkehre blieb, gewidmet hatte, übernahm er 1786 in seinem Kloster das Lehramt der Philosophie, Mathematik und Physik, dem er mit eigener Aufopferung drei Jahre lang zum großen Vortheile seiner Zuhörer, aus denen wieder sehr tüchtige Lehrer hervorgingen, vorstand. Seine reiflich durchdachten, wissenschaftlich und mit seltener Klarheit und Schärfe des Geistes gehaltenen Vorträge und Disputationen sicherten ihm reichen Erfolg. Doch fanden sich seine Obern (vielleicht wegen seiner Vorliebe für die bei ihnen nicht sehr beliebte kantische Philosophie) bewogen, ihn zum Professor der Theologie (1790) zu ernennen, dagegen die Akademie der Wissenschaften (März 1790), auf Vorschlag des Professors Baader hin, ihn zu ihrem Mitgliede zu erwählen.

Schon im nächsten Jahre (1791, 15. Nov.) vertauschte er diese Professur mit jener der Physik, Mathematik und Oekonomie am kurfürstlichen Lyceum, in welcher Stellung er sieben Jahre lang Vorlesungen und am Ende des Jahres öffentliche Prüfungen abhielt, zum Beweise der gemachten Fortschritte. Ein neuer Wirkungskreis wurde ihm eröffnet, als die Akademie der Wissenschaften, eingedenk der Forderung des ersten Artikels ihrer Statuten: „alle nützlichen Wissenschaften und freien Künste in Bayern auszubreiten", durch ihn einen öffentlichen Lehrstuhl für Vorlesungen aus der Experimentalphysik und Chemie errichtete, die er wöchentlich zweimal viele Jahre hindurch für junge Naturfreunde aus allen Ständen, namentlich

aus dem Handwerkerstande zu nicht geringem Nutzen hielt. „Heute habe ich nicht weniger als zwölf Vorlesungen gehalten, eine gab ich den Studenten im Lyceum, eine dem Verordneten, die Blitzableiter zu setzen, eine dem Hofbrunnenwärter, und neun meinen guten Freunden, den Bürgern, deren elektrische Zündmaschinen ich selbst fülle und reparire. Es ist der Tag darauf gegangen; aber wie kann die Wissenschaft keimen, wenn man sie nicht säet?" Diese an den Hofrath v. Martius gemachte Aeußerung Imhof's, charakterisirt seine edle Natur und seine uneigennützige Opferwilligkeit. Wie er mit aller Liebe seiner sich selbst gestellten Aufgabe, nützliche Kenntnisse zu verbreiten, sich hingab, so riß er seine Zuhörer zu den edelsten Bestrebungen hin, und wußte ihnen Eifer und Neigung zu ihrem Berufe in vollem Maße einzuflößen. In seinem siebenunddreißigsten Jahre (20. Sept. 1794) erwählte ihn das Provinzialkapitel zu seinem Sekretär, als welcher er freundlich und liebevoll die Klöster seines Ordens in allen ihren Angelegenheiten unterstützte, dagegen ihm auch von ihnen alle freundliche Zuneigung wurde.

Wegen Kränklichkeit gab er 1798 sein Lehramt am Lyceum auf, behielt aber, obgleich er nun zum Prior seines Klosters erwählt worden war, doch die Professur der Physik und Chemie an der Akademie bei. Diese Vorstandschaft seines Klosters gab ihm Gelegenheit, fähige Köpfe seiner Untergebenen heranzuziehen, und für seine Wissenschaft wie die vorzüglichsten Werke, so viele kostbare mathematische und physikalische Instrumente zu erwerben. Auf's Neue betrat er nach höherm Ruf 1799 den Lehrstuhl der Physik am kurfürstl. Schulhause, indem er zugleich in der ihm 1791 schon übertragenen Funktion eines Büchercensurrathes (10. April) bestätigt wurde. „So wesentlich die beiden Grundpfeiler des öffentlichen Wohls, Religion und Sittlichkeit sind, eben so nothwendig ist die Erforschung jeder nützlichen Wahrheit als Hülfsmittel dazu, welches nicht nur keineswegs erschwert, sondern vielmehr befördert werden muß", dieß war das Motiv zu der damals regenerirten Büchercensurkommission, der Westenrieder, Flurl, Klein, Babo und Mann mit ihm angehörten.

Die Ueberzeugung von seiner praktischen Lehrmethode bewirkte (1800) seine Wahl als Lehrer der Physik bei dem damaligen Kronprinzen Ludwig, den Prinzen Pius und Karl und der Prinzessin Charlotte und Auguste.

In demselben Jahre (März) wurde er zum Direktor der physikalischen Klasse der Akademie erwählt, deren Sammlungen er bis zum Jahre 1817 zu verwalten hatte, und, als die Hofbibliothek mit der Akademie verbunden wurde, zum zweiten Bibliothekar ernannt. Die Aufhebung der Klöster, die Vereinigung der Akademie in Mannheim (1802) mit jener zu München, die damit verbundene Einbringung der reichen Bibliotheken und Sammlungen derselben, und deren Vertheilung und Aufstellung nahmen nun seine volle Thätigkeit und Aufopferung in Anspruch. Nach Aufhebung seines Klosters trat er mit päpstlicher Bewilligung aus dem Orden und

erhielt dagegen ein Kanonikat an der Liebfrauenkirche zu München. Als dann im Jahre 1808 der Civilverdienstorden durch König Max errichtet wurde, war Imhof einer der Ersten, der in gerechter Würdigung seiner Leistungen mit demselben geschmückt wurde.

Bei der Stiftung des landwirthschaftlichen Vereines in Bayern (1809) war er auch mitthätig und übernahm im nächsten Jahre dessen Vorstandschaft mit eben der Hingebung, mit der er bisher in allen seinen Lebensstellungen Jedem ein Vorbild gewesen war.

Da endlich nach all den langjährigen Anstrengungen seine physischen Kräfte nachließen, legte er sein Lehramt nieder, um sich nur mehr der Akademie und ihren physikalischen Sammlungen zu widmen, den neuern Erscheinungen in der Physik sein Augenmerk zuzuwenden, und die Verbreitung und Verbesserung der Blitzableiter, jener segensreichen Erfindung Franklin's, die er einundzwanzig Jahre lang betrieben hatte, und von denen er 1038 aufstellte, unabläßig zu betreiben. Seine vielen physikalischen Schriften über Elektricität, Verbesserung des Klimas in München, über Physik und Chemie, seine Anweisung zur Anlegung und Erhaltung der Blitzableiter waren von großer praktischer Bedeutung. Die letzte Zeit seines Lebens war nicht ungetrübt durch Streitigkeiten mit Mitgliedern seiner Klasse, die seine Verdienste herabzuwürdigen suchten, und die er nach Pflicht und Ehre zurückzuweisen gezwungen war.

Einer Lungenentzündung, die ihn am 1. April 1817 befiel, erlag endlich der durch ein ganzes Leben lang fortgesetzte Arbeiten und Mühen geschwächte Körper am 11. desselben Monats. Das Begräbniß Imhof's auf dem allgemeinen Kirchhofe in München, dem Tausende von allen Ständen, Adelige, Gelehrte, Handwerker, Taglöhner und Arme in tiefer Trauer beiwohnten, und die von den Bürgern der Stadt in vielen Kirchen für ihn abgehaltenen Seelengottesdienste bezeugen die Allen gemeinsame Theilnahme an seinem Verluste.

Dr. Franz Xaver Häberl,

k. geheimer Rath, Direktor des allgemeinen Krankenhauses in München, Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, dann der k. dänischen Gesellschaft in Kopenhagen, und der societé d'emulation in Colmar, Ritter des Civilverdienstordens der bayr. Krone.

„Immer hat die Vorsehung selbst bei der allgemeinsten Verdorbenheit wohlthätige Gesinnungen unter den Menschen zu erhalten, und von Zeit zu Zeit unter uns Gemüther aufzuwecken gewußt, die mit Empfänglichkeit und Fühlbarkeit für das Leiden ihrer Mitbürger werkthätigen Willen verbanden, demselben nach Maaßgab ihrer Kräfte abzuhelfen.“ Diese Worte,

gebraucht bei Darlegung seiner Wünsche für Errichtung eines allgemeinen Krankenhauses in München, in Beziehung auf seine Mitbürger, haben ihre volle Anwendung auf den Menschenfreund Häberl selbst und sein Name darf da nicht vergessen werden, wo von Bayern's verdienten Männern die Rede ist, da durch seine Anstrengungen den Leidenden nnd Kranken der ärmern Klassen bessere Heilanstalten, Trost und Hilfe wurde.

Als der Sohn eines einfachen Landmanns in Erlkam (Ldg. Miesbach in Oberbayern) am 25. März 1759 geboren, erhielt Franz Xaver Häberl den ersten Unterricht bei den Geistlichen seines Geburtsorts, der dann durch seine Aufnahme in die lateinische Schule des nahe liegenden Klosters der regulirten Chorherrn in Dietramszell, dann im Seminar zu München gekräftigt wurde. Gehoben durch seine trefflichen Geistesanlagen und mit unermüdetem Fleiße vollendete er mit Auszeichnung die Gymnasial- und Lycealstudien und betrat dann die Universität Ingolstadt, zur Belohnung seines Fleißes unterstützt durch das Stipendium des Collegiums Albertinum, um hier die Arzneiwissenschaft zu studiren. Nachdem er hier mit gewohnter Rastlosigkeit in der Theorie seiner Wissenschaft tüchtigen Grund gelegt hatte, begab er sich 1783 nach Wien, der damals berühmtesten ärztlichen Schule, und bildete sich hier unter Leitung des berühmten Dr. Stoll im Dreifaltigkeitsspitale am Krankenbette zum praktischen Arzte aus. Die vielen Krankenbesuche, mehrfache Anstrengung und manche Sorge um Lebensunterhalt schwächten seinen Körper und brachten ihn durch ein Nervenfieber an den Rand des Todes. Doch die Vorsehung rettete ihn und, durch eine freundliche Hand mit dem Nöthigen versehen, kehrte er an die Universität Ingolstadt zurück, dort sich (16. Febr. 1784) die Doktorwürde in der Arzneikunde zu erwerben.

Eingeführt in die praktische Laufbahn seiner Wissenschaft durch den Leibarzt der Kurfürstin Wittwe Maria Anna, Ferdinand Maria Baader in München, konnte er sich bald des Rufes eines der geschicktesten und gesuchtesten Aerzte rühmen, dessen Folge seine Ernennung zum Hospitalarzte im Krankenhause der barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinen vor dem Sendlinger-Thore in München (1788) war. Seine bisher gemachten Beobachtungen, an die medizinische Gesellschaft zu Kopenhagen eingesendet, bewirkten seine Ernennung als Mitglied derselben. In beiden genannten, und damals bestanden wenige ähnliche Anstalten Münchens, wurden sowohl Kranke als preßhafte Pfründner aufgenommen, und sie waren in ihrer Anlage weder groß genug, noch zweckdienlich geeignet, um den Kranken Heilung und Pflege fördernd zu sein. Es fehlte ihnen an richtiger gesunder Lage, an Raum und Größe der einzelnen Lokalitäten, hauptsächlich an Lufterneuerung. Alle diese Mißstände bewogen den menschenfreundlichen, seinem Berufe ganz ergebenen Arzt, nach seinen Erfahrungen die Mittel zur Vorbeugung und Abhilfe zu bezeichnen, und diese in einer Denkschrift: „Entwurf von Verbesserungsanstalten in dem Krankensaal zum h. Maximilian“ (1794), niederzulegen. Zugleich führte er nicht ohne eigne

beträchtliche Kosten, doch durch den Kurfürsten Karl Theodor, der sich persönlich von diesen nützlichen Einrichtungen überzeugte, und durch die bayerische Landschaft vermittels einer Gabe von je 2000 fl., durch den Stadtmagistrat mittels voller unentgeltlicher Ueberlassung von Brunnenwasser unterstützt, die Lufterneuerung in den Krankenzimmern durch eine Methode der Beheizung durch erwärmte Luft und unter den Betten fortlaufender Abzugs- und Lufterneuerungskanäle ein.

In Anerkennung dieser vorzüglichen Leistungen wurde Häberl 26. April 1797 zum wirklichen Medizinalrathe ernannt, und später selbst bei der tödtlichen Erkrankung des Kurfürsten (1799) als Arzt beigezogen. Als Kurfürst Max Joseph IV. seine Regierung in München antrat, übergab Häberl demselben einen nach seinen Erfahrungen und Einrichtungen ausgearbeiteten Plan zur Herstellung eines allgemeinen Krankenhauses in München, der günstig aufgenommen wurde, wenn auch die Ausführung durch die damaligen Kriegszustände nicht sogleich geschah. Wie Mißgunst nimmer ruht, so erhoben sich im bayerischen Intelligenzblatte Verläumdungen gegen sein Streben, die Häberl, gestützt auf die Zeugnisse von Sachverständigen und das Urtheil der k. Akademie, siegreich bekämpfte. Seine Verbesserungen erregten so allgemeines Aufsehen, daß kein Fürst oder der Wissenschaft holder Fremder sich nicht um sie interessirt und den Krankensaal bei den barmherzigen Brüdern besucht hätte, und bald wurde ihm von mehreren Akademien und Hospitälern der Antrag gemacht, sie ihnen mitzutheilen. Er entsprach bereitwillig, und die verdiente Anerkennung im Inlande wie im Auslande konnte nicht ausbleiben. Die k. Akademie in München (1801 22. April), die französ. Akademie der Wissenschaften in Colmar und die medizinische Gesellschaft zu Kopenhagen ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Kaiser Alexander von Rußland übersandte ihm einen werthvollen Brillantring, der König von Schweden (1803) eine goldene Medaille, Kaiser Napoleon besuchte (1806, 6. Jan.) selbst seine Anstalt und übergab 12000 Francs zur Unterstützung der Bedürftigen; mehrere öffentliche Anstalten nahmen seine Einrichtungen an, so: die rumford'sche Suppenanstalt, die Polizeidirektion, das Irrenhaus und das Strafarbeitshaus; der König Max Joseph ernannte ihn zum Ritter des Civilverdienstordens (1808 19. Mai).

Im Jahre 1808 endlich erhielt sein Plan die Genehmigung des Königs, der schon als Kurfürst ihm seinen Schutz hatte angedeihen lassen, und nach fünf Jahren, in denen der Bau auf Befehl des Grafen Montgelas auf's Kräftigste gefördert wurde, konnte am 1. Sept. 1813 das Haus bezogen und seinem wohlthätigen Zweck übergeben werden.

Auf der Stätte des ehemaligen Krankensaales der barmherzigen Brüder erhebt sich nun als allgemeines Krankenhaus auf einem freien Platze vor der Stadt dieses schöne Gebäude in länglichem Viereck, vierundfünfzig Krankensäle, sechsunddreißig Zimmer, eine Kapelle, Apotheke &c. enthaltend,

von einem Garten auf zwei Seiten umgeben, einen großen freien Platz im Vorgrunde,

„aegrorum medelae et solamini benevolentia Maximiliani Josephi regis M. D. CCCXIII.“,

wie die am Portale angebrachte Inschrift lautet.

Nachdem Häberl die Leitung, unterstützt von einem Oberwundarzte, mehreren Unterärzten und Chirurgen übernommen hatte, widmete er sich mit all' der reichen Erfahrung, mit der liebevollen freundlichen Fürsorge und höchsten Theilnahme für seine Kranken, die ihn bisher ausgezeichnet hatte, seiner Stellung. Seine Vorträge am Bette der Kranken waren durch die Schärfe der Krankheitsbestimmung, die Einfachheit der Mittel und die selten trügende Voraussicht des Krankheitsverlaufs eine lehrreiche Schule für seine mit inniger Anhänglichkeit ihm ergebenen Schüler, die den geraden, einfachen, jedes Verdienst gerne ohne Neid anerkennenden Gelehrten mit hoher Achtung umgaben.

So entsprach er zum Heile der von ihm gegründeten Anstalt und zum Trost der in sie aufgenommenen Kranken eilf Jahre seinem segensreichen Berufe, bis im Jahre 1824 eine medizinisch praktische Lehranstalt mit dem allgemeinen Krankenhause verbunden wurde. Sein vorgerücktes Alter, die ihm bei seiner persönlichen Stellung nicht angemessenen Anordnungen, auch wohl die lohnende Ueberzeugung, durch seine Lehren und sein Beispiel tüchtige Nachfolger gezogen zu haben, erregten in ihm den Wunsch, sein Amt niederzulegen und sich in Ruhe zu setzen; der König Max enthob ihn seiner anstrengenden Vorstandschaft gerne (24. Jan. 1824), ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Obermedizinalrath, und ertheilte ihm später (19. Nov. 1828) den erbetenen Ruhestand.

Nach Niederlegung seines Amtes (1824) zog er sich nach Bayerdießen zurück, wo er in den im Jahre 1804 vom Aerar gekauften Klostergebäuden und deren Zugehörungen mit seiner Familie sich aufhielt. Auch hier lebte er nur seinem Berufe als ausübender Arzt und seinen Studien, deren Ausfluß die Erfindung einer mit allgemeiner Auszeichnung aufgenommenen hydrostatischen Maschine war.

Am Abende seiner Tage genoß er noch die Freude, der Feier des Tages seiner fünfzigjährigen Doktorpromotion am 16. Febr. 1834 im Kreise seiner Verehrer in München, getragen von der höchsten Achtung und Liebe seiner Fachgenossen und Schüler, beiwohnen zu können, bei welcher ihn König Ludwig zum geheimen Rath ernannte, und Universität wie Stadtmagistrat mit Beweisen ihrer Verehrung und ihres Dankes ihn zu ehren suchten. Im siebenundachtzigsten Lebensjahre, nachdem ihm seine 1791 angetraute Frau Anna, geb. Freiin v. Seeböck, am 20. März 1834 im Tode vorangegangen war, starb der edle Mann zu Dießen, wo er auch seine Ruhestätte fand. Ein einfaches Denkmal, gesetzt von seinem Sohne, auf seinem Grabe, eine Gedenktafel im Eingange des Krankenhauses, vom Magistrat der Stadt München ihm geweiht, die ihm gebührende Liebe

seiner Schüler, der Dank seines Landes für seine aufopfernde Thätigkeit, der Dank der noch in seinem Testamente bedachten Armen seines Ruhesitzes und dessen Umgebung erhalten ehrend sein Andenken.

Maximilian Graf von Montgelas,

k. b. Staatsminister.

„Die Grundgedanken eines Ministers, von welchen er bei seinem Wirken ausgeht, der Geist und Sinn, in welchem er das gegebene Ziel verfolgt, diese sind und bleiben seine Wahl und sein Eigenthum, und bilden die weitern Anhaltspunkte zur Auffassung und Beurtheilung seines Wesens und Wirkens."

v. Freyberg, Rede I. S. 91.

Die Geschichte Bayerns in der Periode von 1799—1817 ist mit der Lebensgeschichte des obgenannten großen Staatsmannes innig verwebt, der berufen war, das Staatsruder in hochbewegter Zeit mit starker Hand, klarem Geist und unbeirrt zu führen, — dem die Dynastie Wittelsbach die bedeutende Vergrößerung ihres ererbten Besitzes und den Weg zur Königskrone, dem das Land Aufhebung der Leibeigenschaft und der Bannrechte, Verbesserung der politischen und kirchlichen Zustände, Religionsduldung, Hebung der Gewerbe, Landwirthschaft und Kultur, Förderung der Wissenschaft und Kunst, Mehrung der niedern Schulen, Belebung und Ordnung der Finanzen, richtige und gesicherte Stellung des Staatsdienstes, kurz die Rettung aus der Nacht des Druckes und der Gebundenheit zur Morgenröthe der Selbstständigkeit des Gemeinde- und Staatslebens verdankt. —

Da aber hier nicht eine Geschichte Bayern's in dem angegebenen Zeitpunkte gegeben werden kann, so sollen nur die hauptsächlichsten Momente erzählt werden, aus denen sein Lebensgang und seine Einwirkung auf Bayern's Schicksal hervorgehen.

Der uralten edlen Familie der Garnerins, seigneurs de la Thuille aus Savoyen entstammt, der Sohn des bayer. Generalmajors Johann Sigmund v. Montgelas und dessen Gattin, einer gebornen Gräfin von Trauner, war Maximilian Joseph v. Montgelas am 12. Sept. 1759 zu München als der einzige Sohn geboren.

Seine erste Erziehung bei seiner Mutter und dann nach deren Tode bei seinen mütterlichen Großeltern am Freisinger geistlichen Hofe machten in ihm den Wunsch rege, sich dem geistlichen Stande widmen zu dürfen; allein sein Vater, damit unzufrieden, schickte ihn in eine Erziehungsanstalt nach Nancy und dann nach Straßburg, wo er von 1768—1776 seiner Ausbildung lebte. Hier durch den Umgang mit den tüchtigsten Lehrern und der geistreichen höhern französischen Jugend gebildet, in Geschichte, Staats- und Rechtswissenschaft gründlich eingeweiht, ausgerüstet mit außerordentlichem Gedächtnisse, klarer Anschauung, scharfer Auffassungs- und

Beobachtungsgabe, richtigem Treffen des Entscheidenden, raschem Entschluß, mit unermüdeter Kraft und Gewandtheit sein Ziel verfolgend, eignete er sich bald jene ungesucht leichte und angenehme Umgangsweise an, die belebt, anzieht und belehrt. Eben diese war aber auch nicht ohne Einfluß darauf, daß er nach seiner Rückkehr in's Vaterland nur nach kurzem ½jährigem Aufenthalte an der Universität Ingolstadt (1777) erst zum Hofrathe, dann 1779 zum Kammerherrn und Büchercensurrathe ernannt wurde. Als aber (1785) der Illuminatenorden, in den er als Mitglied unter dem Namen Musäus eingetreten war, aufgehoben wurde, und seine Theilnehmer Verfolgung und Verbannung traf, da flüchtete er sich zu Herzog Karl August nach Zweibrücken, bei dem, freundlich aufgenommen, er im Kabinete des Ministers von Hofenfels Beschäftigung fand. Plötzlich entlassen aus ihm nie erklärbarer Ungnade, trat er in den Dienst des jüngern Bruders des Herzogs, des Prinzen Max von Zweibrücken, von dem er bei seinem Regierungsantritte (29. April 1795) zum Legationsrathe und im nächsten Jahre zum geheimen Rathe ernannt wurde. Jetzt mit den Hausgeschäften der herzoglichen Linie Zweibrücken betraut, trat er als kluger und umsichtiger Rath seinem Herzog zur Seite, indem er ihn nach Ansbach zur Feststellung des Hausvertrages mit dem Herzoge Wilhelm (1796), nach Berlin (1797) begleitete, und auf dem Congresse zu Rastadt seine Rechte vertrat. Durch seine Besonnenheit und seinen treuen Diensteifer erwarb er sich das Vertrauen seines Herrn in so hohem Grade, daß ihn dieser bei seinem Regierungsantritte des Herzogthums Pfalzbayern, welches nach dem Tode Karl Theodor's an ihn gefallen war, am andern Tage nach seinem Einzuge in München zum Minister des Auswärtigen (21. Febr. 1799) erwählte, und ihm im nächsten Jahre den höchsten Orden, den Hubertusorden, ertheilte. So an die Spitze eines tiefzerrütteten Staates gestellt, hob er diesen durch alle Gefahren einer hocherregten kriegerischen Zeit hindurch zu einer niegeahnten Höhe nach Außen und Innen.

Geleitet von gerechtem Argwohn gegen Oesterreich wegen der schon zweimal versuchten und noch nicht aufgegebenen Annexionsgelüste von Bayern, und nur im dauernden Anschluß an den Machthaber in Frankreich, welcher Schutz gegen den lüsternen Nachbar zugleich mit Territorialerweiterung und Vermehrung des politischen Einflusses zu geben im Stande war, das Heil des ihm vertrauten Landes sehend, lenkte er dessen Geschicke mit dem Grundgedanken seiner Politik: der Consolidirung und Machterweiterung Bayern's. So undeutsch es war, auf den Schutz des Erbfeindes deutscher Nation statt auf die Allianz mit den deutschen Fürsten, welche gleiche Gefahr von dem fremden, kriegerischen und ehrsüchtigen Herrscher zu fürchten hatten, die glückliche Zukunft des Staates zu bauen, so war leider dieß der Fehler der meisten deutschen Kabinete, die nicht das Wohl ihres Landes, sondern nur die Machtvergrößerung der Dynastie im Auge hatten; es war aber bei der damaligen Isolirung und geringen Machtstellung Bayern's zur Erhaltung der Selbstständigkeit des Landes für ihn geboten.

Darum schloß **Montgelas** den Vertrag mit Frankreich am 26. Aug. 1801 als Grundlage des spätern Alliancetractats vom 23. Aug. 1805, dem Tage, an welchen die österreichischen Truppen München besetzten. Die Folge dieses Vertrages, der Dank für die nun dauernde Hilfeleistung an dem verbündeten Staate war die Königskrone für das Haus Wittelsbach (1806 1. Jan.) und eine bedeutende Erweiterung des Gebietes und Mehrung der Bevölkerung. [1])

Seine Politik auch nach dem Sturze Napoleon's blieb sich, was das Partikularinteresse seines Königs betraf, gleich; statt mit den übrigen deutschen Contrahenten des Vertrages vom Jahre 1815 eine einheitliche

---

1) Im Jahre 1799 beziehungsweise 1801 umfaßten die sämmtlichen kurpfälzischen Lande $938,_{65}$ □ Meilen (Hübner, Zeitungslexikon I. 103) und eine Bevölkerung von 2,328,294 Einwohner. Durch den Luneviller Frieden vom 9. Febr. 1801 und den Reichsdeputationsrezeß vom 25. Febr. 1803 erwarb Bayern gegen Abtretung der alten kurpfälzischen Lande am linken und rechten Rheinufer, der Herzogthümer Zweibrücken und Jülich und der unmittelbaren Besitzungen in Elsaß, Lothringen und Belgien —: die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg, Freising, Eichstädt, Passau, zwölf unmittelbare Abteien und fünfzehn Reichsstädte nebst der Stadt Mühldorf; durch den Preßburger Frieden vom 20. Dez. 1805 gegen Abtretung des Fürstenthums Würzburg —: die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, Tyrol, Vorarlberg, die Herrschaften Tettnang, Königseck, die Stadt und das Gebiet von Lindau und die Reichsstadt Augsburg; durch den Traktat von Schönbrunn vom 15. Mai 1806 gegen Abtretung der Herzogthumes Berg —: das Fürstenthum Ansbach, die Städte Dinkelsbühl und Weißenburg; durch die rheinische Conföderationsakte vom 12. Juli 1806 gegen Abtretung der Herrschaft Wiesensteig und der ehemaligen Abtei Wiblingen —: die Reichsstadt Nürnberg und deren Gebiet, die deutschordenschen Commenden Rohr und Waldstetten und die Souverainität über das Fürstenthum Schwarzenberg, die Besitzungen der Fürsten v. Oettingen, Thurn und Taxis, Hohenlohe, der Fürsten und Grafen Fugger, Schönborn, Castell, Rechtern, Esterhazy (Edelstetten), Sinzendorf (Winterrieden), Ostheim (Buxheim), Stadion (Thannhausen); bei der Aufhebung des deutschen Ordens — 24. April 1809 —: die sämmtlichen im bayer. Gebiet gelegenen deutschorden'schen Besitzungen; durch den Traktat vom 28. Febr 1810 gegen Abtretung eines Theils von Tyrol und mehrerer Landgerichte im jetzigen Unterfranken und der schwarzenbergischen, schönbornischen und castellischen Mediatherrschaften —: Salzburg und Berchtesgaden, das Inn- und einen Theil des Hausruckviertels, die Fürstenthümer Bayreuth und Regensburg, dann einige Theile von Württemberg und Würzburg; durch Vertrag mit Oesterreich vom 29. Juni 1814 gegen Abtretung einiger Theile von Tyrol und Vorarlberg, —: das Großherzogthum Würzburg und das Fürstenthum Aschaffenburg; durch den Vertrag vom 14. April 1816 gegen Abtretung einiger Theile des Hausruck- und Innviertels und des Fürstenthums Salzburg: — einige Theile des Departements Donnersberg, der Saar und des Niederrheins, die fuldaischen Aemter Hammelburg, Brückenau, Weihers, das Amt Redwitz, die hessischen Aemter Alzenau, Miltenberg, Amorbach, einen Theil von wertheimischen Besitzungen; — so daß 1817 bei dem Abtritt des Ministers **Montgelas** bei einem Umfange von $1387,_{497}$ □ Meilen (mit Einrechnung des 1819 erworbenen Amtes Steinfeld) eine Gesammtmehrung von 449 □ Meilen (mit Einrechnung von Steinfeld) und ein Mehr von 1,224,113 Einwohnern gegen die Zeit seines Eintritts sich ergibt. (Rudhart I. 8. Beilage 17.)

Macht des ganzen Deutschlands zu erstreben, war sein Augenmerk eher auf die vollen Souverainitätsrechte seines Königs gerichtet, und daher von der Dynastie mit vollem Danke zu ehren.

Wie er seine ganze Aufmerksamkeit diesen Rechten widmete, so suchte er die innere Stellung Bayern's zu heben und zu kräftigen. Um eine Einheit in's Leben des Staates zu bringen, hob er die verschiedenen, in den einzelnen erworbenen Theilen des Landes bestehenden Verfassungen auf, und gab eine neue, für Alle geltende Verfassung, deren Grundzüge waren: Gleichheit vor dem Gesetze, Gewissensfreiheit, Unabhängigkeit der Rechtspflege, Aufhebung der Leibeigenschaft, der Vermögenskonfiskationen und Steuerbefreiungen. Leider war sie in ihren nähern Bestimmungen über die Rechte der Nationalrepräsentation und das Gemeindeleben so dürftig, daß ihr Nichtin'slebentreten in dieser Hinsicht nicht bedauert wurde.

Seit seiner Uebernahme des Finanzministeriums (1803), dann definitiv nach dem Tode des Ministers Hompesch (1809) bestrebte er sich, die Finanzen des Staates, die durch die frühere üble Verwaltung und durch die Anforderungen des Krieges in sehr verrottetem Zustande waren, zu ordnen; die sämmtlichen direkten und indirekten Steuern wurden durch ihn regulirt, eine Staatsschuldentilgungsanstalt (20. Okt. 1811) geschaffen, mittels einer durchgreifenden und motivirten Verwaltungsorganisation Regel und Ordnung in die Amtsthätigkeit gebracht, die genaue Trennung des Communal- und Stiftungsvermögens vom Staatsvermögen durchgeführt und möglichste Sparsamkeit in Vereinfachung der Verwaltung zum Zielpunkt gesetzt. Nachdem er im Jahre 1806 noch das Ministerium des Innern übernommen hatte, dem zugleich das Kirchen- und Unterrichtswesen zugetheilt war, hob er eine Menge kirchlicher Mißstände und Auswüchse auf, sprach allgemeine Religionsduldung aus (Edikt vom 24. März 1809), sorgte für Vermehrung der deutschen Schulen, rekonstruirte die Akademie der Wissenschaften (4. Oktober 1812), in die er, damit sie dem Lande ersprießliche Dienste leisten könnte, viele der tüchtigsten Gelehrten selbst aus dem Auslande berief, z. B. Sömmering, Gehlen, Jacobs, Jacobi, Niethammer &c., gab der Universität Landshut, deren Curator er war, neue zweckmäßige Einrichtungen und vorzügliche Führer wie Savigny, Mannert, Mittermayer, Hufeland &c., errichtete zur Erhaltung und Fortpflanzung der Künste und zur Bildung des Geschmacks eine Akademie der Künste (13. Mai 1808), und nahm selbst lebhaften Antheil als Mitglied beider an dem Streben der Mitglieder dieser Corporationen; ebenso interessirte er sich für die bayerische Geschichte, und gab mit offner Hand die Mittel, aus den vorhandenen Quellen Veröffentlichungen der bedeutendsten Begebenheiten zu bewirken; zur nachhaltigen Wehrkraft des Landes wurde die Nationalgarde gebildet, und ein Konskriptionsgesetz mit der allgemeinen Verbindlichkeit zum Kriegsdienste erlassen (7. Jan. 1805), dem Armenwesen eingehende und liebevolle Beachtung zugewendet (Verordnung vom 17. Nov. 1816), Preßfreiheit gestattet und die Censur aufgehoben (13. Juni 1803). Nicht das kleinste

seiner Verdienste ist aber die Verordnung über die Verhältnisse der Staatsdiener, welche, in richtiger Erwägung der wahren Wechselbeziehungen der Diener zum Staate, die Würde und den Schutz dieses Standes, einen gerechten und anständigen Besoldungsgrad und ein beruhigendes Schicksal der hinterlassenen Wittwen und Waisen zum Gegenstande hat, und in würdiger und edler Weise für ihn sorgte (1. Jan. 1805).

In Anerkennung seiner richtigen und sorgsamen Leitung des Staatswesens übertrug ihm König Max bei seiner Reise nach Paris 1809 die alleinige Führung des Staates, erhob ihn (7. Nov. 1809) in den erblichen Grafenstand, und belohnte seine Dienste mit einer erblichen Dotation von Gütern im Werthe von 205,000 fl. „in dankbarer Erinnerung sowohl der bewährtesten Treue und Anhänglichkeit, welcher Unser Staats- und Konferenzminister während vieler Jahre Uns und Unserm k. Hause bewiesen, als der wichtigen Dienste, welche derselbe in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, die seiner obern Leitung anvertraut waren, in den gefahrvollsten Zeiten dem Vaterlande geleistet hat, und mit fortgesetztem Eifer durch seine tiefen Einsichten noch wirklich leistet."

Bei den Verhandlungen Bayern's über den Vertrag mit Oesterreich hinsichtlich der definitiven Festsetzung der Grenzen und Verhältnisse zwischen beiden Staaten (14. April 1816) vertrat Montgelas unser Land wie bei früheren ähnlichen mit dem Auslande geschlossenen Traktaten, — beim Zustandekommen des Riedervertrags und beim Wienerkongresse war er nicht.

Am Tage nach der Rückkehr des Königs Max von einem Besuche des Kaisers Franz, seines Tochtermannes, in Wien, dem Tage der Errichtung des noch bestehenden Staatsrathes (2. Febr. 1817), erhielt Montgelas, eben als er den König bei sich zum Frühstück erwartete, plötzlich und gegen Erwartung seine Entlassung mit einem jährlichen Ruhegehalte von 30,000 fl. Die veränderten Zeitverhältnisse, eine ganz veränderte Lage der äußern und innern Politik, seine Hinneigung zu Frankreich, seine Abneigung gegen Oesterreich, hatten wohl diesen Wechsel der Person herbeigeführt. Nach einer Reise in die Schweiz, England und Savoyen betheiligte er sich noch an den Berathungen der durch die Verfassung vom Jahre 1818 eingeführten Kammer der Reichsräthe, deren Mitglied und II. Präsident (1827/28 1831) er war, dann an den Sitzungen des Landrathes zu Regensburg, und lebte nun theils auf seinen Gütern, theils in München, von Oben vielfach in wichtigen Dingen zu Rathe gezogen, immer in fortgesetzter Thätigkeit seiner Familie, bis er mit ungebrochener Kraft und Heiterkeit des Geistes dem Leiden des hohen Alters am 14. Juni 1838 im neunundsiebenzigsten Lebensjahre erlag.

Für Bayern hat kein Staatsmann vor ihm Größeres geleistet, kaum wird je einer ihn erreichen.

Aus seiner Ehe mit der Gräfin Ernestine von Arco, die nicht lange nach seiner Versetzung in den Ruhestand starb, waren ihm drei Söhne und

fünf Töchter hervorgegangen, von welch' erstern der älteste Sohn Maximilian die Reichsrathswürde erbte.

Wie sein König ihn durch seinen Orden als Großkomthur- und Großkanzler des Hubertus- (1800) und des Civilverdienst-Ordens (1808) ehrte, so empfing er Anerkennung auch vom Auslande durch seine Ernennung zum Großoffizier der französischen Ehrenlegion, Großkreuz des österr. St. Stephans- und russischen Alexander-Newsky-, zum Ritter der österr. eisernen Krone I. Klasse, des preußischen rothen Adler- und sächsischen Rautenkranzordens.

Johann Wilhelm Freiherr von Hompesch,

geh. Staats- und Conferenz-Minister in München.

Hompesch!
Namenlos war der Schmerz, ach! welchen die Seele gefühlet,
Als du, Trefflicher, starbst, klage noch immer um dich,
Werde zu Thränen gerührt, wenn von dem Freunde ich rede;
Unter den Sterblichen all' lebet kein Hompesch mir mehr.
König Ludwig's Gedichte. 3. Aufl. I. 129.

Tief betrauert von seinem Freunde, dem Kronprinzen Ludwig, der von ihm sagt:

Tief versunken in Wehmuth füllen mir Thränen die Augen,
Hompesch, denkend an ihn, den ich beweinte, wie nie
Ich noch Jemand beweint, wie keinen beweinen ich werde —

wie gleich schmerzlich bedauert wegen seiner vielen Verdienste um die bayerischen Finanzen, starb am 9. Dez. 1809 der rastlos thätige Staatsmann Johann Wilhelm Freiherr v. Hompesch.

Aus einer niederrheinischen Familie stammend, als der Sohn des kurbayerischen am 1. Aug. 1800 verstorbenen Finanzministers Freiherrn Franz Karl v. Hompesch, (eines Bruders des ersten deutschen und letzten Großmeisters von Malta Ferdinand Joseph, geb. 9. Nov. 1744 † zu Montpellier 1805), zu Oberelvenich (im Herzogthum Jülich) am 14. Sept. 1761 geboren, war er zum geistlichen Stande bestimmt und trat deßhalb (18. Mai 1772) in das Domstift zu Speyer, zwei Jahre darauf (29. Okt. 1774) in das Domkapitel zu Eichstädt, später in das Ritterstift Odenheim ein. Nachdem er aber 1785 durch seinen Eintritt als Accessist beim Hofrathe zu Düsseldorf dem Staatsdienste sich zugewendet hatte, und eine Zeitlang der bayer. Gesandschaft zu Rastadt beigegeben war, wurde er 1798 zum wirklichen geheimen Rathe, am 21. Aug. 1800 zum Präsidenten des geheimen Rathes zu Düsseldorf und außerordentlichen Kommissär

in allen Kriegsvorfällen, und bei der Einsetzung der Landesdirektion des Herzogthums Berg, zu deren Präsidenten ernannt (25. Aug. 1802).

Zur Besitzergreifung der nach dem Reichsdeputationshauptschlusse vom Jahre 1802 an Bayern als Entschädigung gefallenen fränkischen Fürstenthümer wurde er dann als Generalkommissär abgeordnet, übernahm aber schon im nächsten Jahre seine Funktion im Herzogthum wieder, die er bis zur Abtretung desselben an Frankreich (März 1806) behielt.

Als im Jahre 1806 wegen Zunahme der Geschäfte die bisherigen Einrichtungen, nach welcher die oberste Leitung der gesammten Staatsverwaltung in den neu erworbenen Provinzen dem auswärtigen Ministerium zugetheilt war, abgeändert und vier Ministerien gebildet wurden, wurde ihm das Ministerium der Finanzen mit dem Titel und Range eines geh. Staats- und Konferenzministers übertragen (26. Nov. 1806), eine Wahl, die um so geeigneter und treffender war, als die ungeordneten Finanzen des Staates in keine erfahrneren und umsichtigeren Hände hätten gelegt werden können.

Während der Abwesenheit des Königs Max und des mächtigen Ministers Grafen von Montgelas von München, während des Einfalls der Oesterreicher in Bayern in den Kriegszeiten des Jahres 1809 war die oberste Leitung der Geschäfte in seinen Händen, und er führte sie durch seine Stellung zu General Jellachich, durch seine Einsicht und Klugheit so glänzend, daß er nicht nur die Anerkennung des Königs, die allgemeine Verehrung der Bewohner Münchens, selbst die Achtung des Feindes sich erwarb. Seine selbst in den schwierigsten und drangvollsten Verhältnissen durch die Einführung der Schuldentilgungs-Kommission, die Vereinigung der landschaftlichen Steuerkasse mit der k. Staatskasse, durch strenge Einhaltung der stipulirten Zahlungstermine und durch das Streben, Ordnung in das Chaos der durch die Schuldenübernahme der neuerworbenen Gebietstheile regellos gewordenen Staatsfinanzen zu bringen, — die Grundlage der jetzigen Staatsschuldentilgungsanstalt — mit unermüdetem Eifer errungenen Verdienste dürfen nicht vergessen werden. Nach seinem durch die rastlose Thätigkeit, mit der er alle seine Geschäfte ohne Rücksicht auf seine Gesundheit selbst bis zwei Tage vor seinem Tode besorgte, herbeigeführten Tode fand er seine Ruhestätte in Berg am Leim, welches sein Vater 1799 vom Kurfürsten Karl Theodor zum Geschenk erhalten hatte. Aeußere Anerkennung hatte er durch die höchsten bayerischen, holländischen und württembergischen Orden erhalten,, und durch ein in der Kirche jenes Ortes von seinem Freunde von Asbeck in Freundschaft gesetztes Denkmal.

Seinen Vater wie ihn selbst charakterisirt sein von ihm demselben in der genannten Kirche gesetzter Denkstein mit der Inschrift:

Dem edlen deutschen Manne Franz Karl Freiherr v. Hompesch ꝛc., geliebt, geschätzt, betrauert vom Fürsten, vom Vaterlande, dem ausschließlich rastlos bis zum letzten Lebenshauch er sein Leben weihte, das Gute wollend, fest ergreifend, befördernd, streng aber gerecht, verläßig, ausdauernd, liebender Vater, treuer Bürger, weiser Staatsmann, stets be-

folgend seinen Wahlspruch: ehrlich währt ewig, im Bewußtsein edler Thaten den Tod nicht fürchtend, ruhig heiter entgegensehend der Zukunft, setzet dieses Denkmal kindlicher Liebe sein dankbarer Sohn Wilhelm Freih. v. Hompesch.

Georg Michael Wittmann,

ernannter Bischof zu Regensburg.

Sein Andenken wird gesegnet bleiben.
Sirach 45, 1.

Georg Michael Wittmann, geboren am 23. Jan. 1760 zu Finkenhammer nahe bei Pleistein in der Oberpfalz, der Sohn der Hammergutsbesitzers-Eheleute Franz Michael und Anna Wittmann, erhielt von seinen Eltern eine streng religiöse Erziehung, und die ersten Anfänge der Geistesbildung in der Schule zu Pleistein, dann von dem Pfarrer S. Mayer zu Miesbrunn. Auf der Lateinschule und dem Gymnasium zu Amberg, an das er 1770 übergetreten war, betrieb er außer den gewöhnlichen Lehrgegenständen die französische und italienische Sprache und zeichnete sich vor Allen durch seinen regen Eifer und seinen strengsittlich religiösen Wandel aus. Nach Vollendung dieser Studien (1775) widmete er sich drei Jahre hindurch am Lyceum daselbst den philosophischen Wissenschaften, und begab sich dann (1778, Mai), da er am Seminarium Carolinum zu Heidelberg einen Freiplatz erhalten hatte, an diese Universität und widmete sich hier mit so angestrengtem Eifer der Philosophie und Theologie, daß er (1779) erkrankte und zu seiner Erholung eine Reise am Rhein zu machen genöthigt war, die zur Erweiterung seiner Anschauung nicht wenig beitrug. In Heidelberg erwarb er sich den Doktorgrad der Philosophie und das Baccalaureat der Theologie (1779). Im Jahre 1782 zum Priester geweiht, wirkte er als Seelsorger zu Kemnath und Kaltenbrunn, wurde dann (Oktober 1788) von dem Bischofe Max von Regensburg in Anerkennung seines tiefen Wissens und seiner moralischen Haltung als Subregens an das bischöfl. Klerikalseminar daselbst berufen, und ihm die Lehrstelle des Naturrechtes, des Bibelstudiums und der orientalischen Sprachen und 1803 die erste Vorstandschaft des Seminars übertragen.

Sechsundvierzig Jahre — bis zu seinem Tode — leitete er diese geistliche Pflanzschule und über 1000 Priester sind aus ihm, erzogen durch sein Wort, durch sein Beispiel, hervorgegangen. Zu diesem anstrengenden Berufe übergab ihm schon im nächsten Jahre der Bischof die Pfarrei St. Ulrich, die Dompfarrei, die er längere Zeit als Vikar, dann aber als wirklicher Pfarrer mit einer beispiellosen Hingebung besorgte; zugleich wurde

er zum wirklichen Kirchenrathe und Rath beim St. Katharinenspital erwählt. Er besuchte als Dompfarrer die Schulen und nahm sich der Kleinen mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt bis in die kleinsten Verhältnisse an, er ließ Waisen und arme Kinder erziehen, kleidete und nährte Dürftige, zahlte die Lehrgelder für unbemittelte dem Gewerbe sich zuwendende Kinder, ertheilte selbst Religionsunterricht, begleitete die Kleinen auf ihren Spaziergängen in's Freie, kurz er bewahrte und besorgte sie mit der aufopferndsten Liebe. Aber auch den Eltern war er ein hilfreicher und oft rettender Engel; er besuchte die Armen und Kranken und half, wo es nöthig war, er vereinigte mit Liebe getrennte oder streitende Parteien, er besuchte die Gefangenen und brachte ihnen Trost, und als ein verheerendes Nervenfieber 1803 ausbrach, da war er mitten unter den Kranken und stand ihnen bei, bis er endlich selbst von dieser schweren Krankheit ergriffen wurde. Er war eben wegen seiner wahren Frömmigkeit ein Feind der Frömmelei, des Aberglaubens und der Scheinheiligkeit, ein Mann der höchsten Einfachheit in Kost und Kleidung.

Während der Erstürmung Regensburg's durch die Franzosen (23. April 1809) und des damit verbundenen Brandes eines Theiles der Stadt, in welchem hundertundfünfzig Häuser daselbst und fünfundneunzig Gebäude zu Stadt am Hof durch Feuer zerstört wurden, war er unter den größten Gefahren überall, wohin er kommen konnte, thätig zu löschen, und zu ermuntern, und für seine Habe so wenig bedacht, daß er zwar die Kirchenbücher retten konnte, seine ganze Bibliothek aber und sein Eigenthum im Brande verlor. Solche edle Aufopferung als Helfer und Rather in jeder Lage der Eingehörigen seines Pfarrsprengels konnte nicht unbeachtet bleiben, und er wurde daher bei der Besetzung der Domkapitel (1821), obwohl gegen seinen Willen, zum Kanonicus der Domkirche und wirklichen geistlichen Rathe ernannt. Eben so ungern, und nur dem geistlichen Gehorsame folgend, übernahm er die im Jahre 1829 (28. Juni) ihm zugetheilte Würde eines Weihbischofes (erst von Comano, dann von Miletopolis), da er nun seine ihm liebgewordene Pfarrstelle niederlegen mußte. Doch gereichte ihm die Erhöhung seines Einkommens insofern zur Genugthuung, als sie ihm gestattete, in ausgedehnterem Maße seine Wohlthätigkeit auszuüben. Noch in demselben Jahre (24. Sept. 1829) erhielt er, nach der Wahl des bisherigen Probstes Sailer als Bischof, die Dignität eines Domprobstes und das Generalvikariat.

„Ich kann nun ruhig sterben, sagte Sailer, da ich die Sorge für mein Bisthum in die Hände des ehrwürdigen Wittmann niedergelegt habe." Auch in dieser Stellung in gleich einfacher Lebensweise wie bisher, wurde er den Pflichten der Aufsicht über die Diözese vollkommen gerecht, indem er auf seinen Visitations- und Firmungsreisen allen den geistlichen Angelegenheiten sein Auge zuwendete, Mangelhaftes verbesserte, und allen Geschäften mit der größten Sorgfalt oblag. Als König Ludwig nach dem Tode des Bischofs Sailer, am 1. Juli 1832, dessen Grabstätte im Dom

zu Regensburg besuchte, ernannte er an dieser ehrwürdigen Stelle Wittmann zu dessen Nachfolger, indem er ihm sagte: „Sie, Herr Weihbischof, sind Sailer's Freund gewesen, Sie sollen sein Nachfolger sein, ich weiß keinen Würdigern, auf seinem Grabe erneune ich Sie zum Bischof von Regensburg." Als Wittmann dagegen seinen Unwerth und sein Alter in seiner bescheidenen Weise äußerte, erwiderte ihm der König: „Wer sich selbst erniedrigt, wird von Gott, der auch die Kraft verleiht, erhöht." Wenn er auch noch sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum (21. Dez. 1832) zu feiern im Stande war, zu dem ihm das Ehrenkreuz des Ludwigsordens verliehen wurde, so sollte er doch den bischöflichen Stuhl nicht besteigen, da er schon am 8. März 1833 einer qualvollen Krankheit binnen zwölf Tagen erlag, ehe noch die päpstliche Bestätigung seiner Bischofswahl eingetroffen war.

Fromm und in Demuth und Armuth, da er all' sein Einkommen den Armen gegeben hatte, war er gestorben, doch ewig lebt er in deren Andenken fort. Er hat die höchste Tugend geübt, seinen Nebenmenschen mehr geliebt als sich selbst und in Wahrheit mag man von ihm sagen: tu es sacerdos secundum ordinem Melchisedech, d. h. ein wahrer Priester unsers Herrn. Hebr. 5, 6.

Dr. Adalbert Friedrich Marcus,

Vorstand des Medizinal-Comités und Arzt des Krankenhauses zu Bamberg.

Semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt.

Dein Ruhm und dein lobgepriesener Name wird fortleben.

Schmählicher Undank wäre es, würde je in Franken der obengenannte Name in Vergessenheit gerathen, an den sich die Einrichtung und Belebung einer Reihe von wohlthätigen Anstalten knüpft, der wie als Mensch ein Beispiel und Vorbild, ebenso als Arzt und Beamter die weiten Kreise seines Berufes wie selten ein Anderer erfüllte, dem heute noch die leidende Menschheit die Thränen des Dankes nachzuweinen vollen Anlaß hat, der sich die Bürgerkrone aufopfernd und mit Kampf errang.

Marcus, der Sohn jüdischer Handelsleute, geboren zu Arolsen im Fürstenthume Waldeck am 21. Nov. 1753, besuchte 1760 das Gymnasium zu Korbach, nach 3 Jahren das Carolinum zu Kassel, wo er den ersten Grund zu seiner Ausbildung in der medizinischen Wissenschaft, der Mathematik und Philosophie legte, die er dann auf der Universität zu Göttingen (1771) in so hohem Grade sich zu eigen machte, daß er mit der ehrenvollsten Bezeichnung des Doktorgrades gewürdigt wurde. Geziert mit dieser Würde, kehrte er 1775 nach Arolsen zurück um dann im nächsten Jahre in Würzburg unter dem berühmten Siebold sich praktisch auszubilden. Nach zweijähriger Uebung ließ er sich in Bamberg nieder, und sein kluges und

glückliches Heilverfahren bereitete ihm hier in Bälde die ausgebreitetste Praxis, deren beneideten Umfang er durch den freundlichsten Umgang mit seinen Fachgenossen gerne mit Andern theilte. Im Jahre 1781 wurde er vom Fürstbischofe Franz Ludwig zum Leibarzte und Bamberger Hofrath ernannt, und trat, als dieser 1788 nach Bamberg kam, mit ihm durch seinen täglichen ärztlichen Besuch in nähere Berührung, die ihn bewog, sich taufen zu lassen und zur katholischen Religion überzutreten (11. März 1781). Er konnte sich bald des größten Vertrauens seines Fürsten erfreuen, das sich durch seine Ernennung „zum ersten und im wesentlichen Sinne zum dirigirenden Arzt in das neuerbaute Krankenspital", nicht, wie das Dekret des Fürstbischofs vom 8. Nov. 1789 sagt, „weil er Hofrath und Hofmedikus ist, sondern in Rücksicht dessen vortrefflicher Kenntnisse, gründlicher Einsicht, bewährter Geschicklichkeit und noch muntern und kräftigen Alters", dann zum würzburgischen Hofrath, Leibarzt und Hofmedikus (23. Juli 1794) beurkundete.

Hier war ihm nun Gelegenheit gegeben, für das Medizinalwesen des Fürstenthums Bamberg in der ersprießlichsten Weise thätig zu sein. Franz Ludwig, für das Leibeswohl seiner Unterthanen gleich besorgt wie für die Hebung der geistigen Kultur, beabsichtigte für die Stadt Bamberg ein entsprechendes Krankenhaus zu errichten; er kaufte (1786) ein geeignetes Grundstück, erbaute ein großes Krankenhaus und übergab Marcus dessen innere Einrichtung und die Behandlung der Kranken als dirigirender Arzt. Das Krankenhaus wurde mit allen zweckmäßigen Anstalten hergestellt, und in Kurzem sammelte sich um ihn, da er auch eine unentgeltliche klinische Einrichtung damit verbunden hatte (1793), ein strebsamer Kreis von jüngeren und älteren Aerzten, die unter ihm am Krankenbette lernten, und nach ihrem Abgange, von ihm noch unterstützt, den Ruf seiner Anstalt in die weiteste Ferne trugen. Sein wunderbarer Scharfblick in Erkennung der Krankheiten, seine von Glück begünstigte aufmerksame, unermüdete und einfache Behandlung der ihm ganz vertrauenden Kranken neben seiner Praxis hoben ihn so hoch, daß er für einen der ersten Aerzte Deutschlands galt; er bemühte sich durch eine Zeitschrift, das brownische System einzuführen und es mit Röschlaub zu verbreiten, und suchte die Medizin mit Schelling, Schlegel, Stephens und Anderen nach neueren naturphilosophischen Anschauungen umzugestalten, zugleich war er Zeit seines Lebens literarisch thätig durch eine große Anzahl tüchtiger medizinischer Schriften. Er erließ neue Badeordnungen, errichtete ein anatomisches Theater, eine Hebammenschule (1786) und bewirkte für junge Gelehrte Unterstützungen zu Reisen in's Ausland behufs ihrer Fortbildung; er führte die Schutzpockenimpfung ein, und stellte die Heilbäder Kissingen und Bocklet wieder her.

Auch für die Hebung der gesellschaftlichen Zustände Bamberg's war Marcus durch die Gründung einer Vereinigung der obern Stände bemüht, aus deren Bestrebungen erst ein Privat-, dann ein öffentliches Theater

hervorging, dessen Leitung er übernahm. Das Eintreten der bayerischen Regierung nach Auflösung des Fürstenthums Bamberg und seine Ernennung zum Direktor aller Medizinal- und Krankenanstalten Frankens (31. Jan. 1803) erweiterte seinen Wirkungskreis und gab ihm willkommene Gelegenheit, das von ihm gegründete Krankenhaus zu erweitern und zu verbessern; er besorgte die Errichtung eines Entbindungshauses und eines Hauses für Unheilbare, ließ eine ehemalige Probstei St. Getreu in ein Irrenhaus umschaffen, verlieh dem auf den Michelsberg verlegten Bürgerversorgungshaus die beste Anordnung, versammelte die Bewohner der Schwesterhäuser in einem öffentlichen Gebäude und gab sie der Krankenpflege wieder zurück, suchte das Loos der Aerzte durch Aufbesserung ihrer Gehalte zu heben, vermehrte die Apotheken, Wundärzte und Hebammen, errichtete eine medizinisch-chirurgische Schule, die er selbst leitete 2c.

Großes Verdienst erwarb er sich während der Kriegsjahre, wo er die feindlichen Verwundeten und Typhuskranken mit aller Aufopferung behandelte, und durch sein Ansehen bei den Franzosen 1796 eine drückende Contribution von der Stadt abwendete.

Es ist selbstbegreiflich, daß ein Mann, der, wie sich aus dem Vorhergehenden ergibt, rein nur dem allgemeinen Besten lebte, auch seine Neider und Feinde hatte, denen er auch nicht entging, aber ruhige oft sarkastische Widerlegung zu Theil werden, sich dabei aber nicht abhalten ließ, in seinem heilsamen Wirken zu beharren. Dem für alles Gute und Schöne empfänglichen Marcus verdankt man auch die Erhaltung der Altenburg, die der unselige Fürst v. Buseck, der auch das Krankenhaus in einen Schüttboden verwandeln wollte, zerfallen ließ. Marcus kaufte sie, vergrößerte und verschönerte ihre Umgebung, suchte sie wieder herzustellen und gewährte dem Publikum ihre Benützung.

Sein ganzes Dasein war den höheren Zwecken der Menschheit und dem Wohle seiner Mitbürger gewidmet; in seinem Umgange zeichnete er sich durch Heiterkeit des Geistes, Witz und große Herzensgüte, treue Freundschaft, offene Gastlichkeit, als Arzt und Gelehrter durch richtigen Takt, treffendes Urtheil, seltene Menschenkenntniß, Tiefe und Kühnheit der Gedanken, vor Allem durch hohe Humanität aus. — Die medizinisch-physikalische Gesellschaft in Erlangen und die medizinische Societät zu Lucca ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Dieses edle, von Wohlthun erfüllte Leben endete am 26. April 1816 nach dreimonatlicher Krankheit, tief und allgemein betrauert.

Die Krankenhauscommission ließ ihm zu Ehren im Krankenhause zu Bamberg eine Erinnerungstafel, seine Freunde auf der Altenburg ein steinernes Kreuz zum Andenken an ihn aufrichten.

Johann Paul Richter,

Schriftsteller.

„Ich konnte nicht mehr als drei Wege, glücklicher zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe zieht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht; der zweite ist, gerade herabzufallen in's Gärtchen, und da sich so einheimisch in die Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem Lerchenneste heraussieht, man keine Wolfsgruben, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist; der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln."

Jean Paul Richter, eines bekannten Kirchenkomponisten Johann Christian Richter und der Tochter eines Tuchmachers zu Hof Sophie Rosine Kuhn Sohn, wurde zu Wunsiedel (nun in Oberfranken) am 21. März 1763 geboren. Sein Vater, der als Landprediger 1765 von Wunsiedel nach Jodiz und von da nach Schwarzenbach an der Saale versetzt wurde, konnte ihm nur dürftigen Unterricht im Lateinischen geben. Unter der Leitung des Schulrektors Karl August Werner zu Schwarzenbach aber, der das seltene Talent und die schnelle Auffassungsgabe des hoffnungsvollen Knaben erkannte, und unter Mithilfe des Landpredigers Vogel zu Rehau studirte Richter eifrig die klassischen Sprachen und alle geschichtlichen, theologischen, philosophischen, medizinischen und juristischen Schriften, die er aus der Bibliothek des Letztern erhalten konnte, und machte sich aus denselben Auszüge, aus denen er Vergleiche zu ziehen bestrebt war. So genügend vorbereitet, konnte er 1779 die Oberklasse zu Hof betreten, und nach einem Jahre die Universität Leipzig anfangs als Theolog beziehen. Auch hier las er Bücher aus allen Fächern des menschlichen Wissens; je mehr er aber den Kreis seines Wissens vergrößerte, und in sich den Trieb des Neuschaffens fühlte, je weniger sagte ihm die Theologie zu, er verließ deßhalb deren Studium und wandte sich den allgemeinen Wissenschaften zu. Bald entstanden regellos, nur aus den Eingebungen seiner Phantasie hervorgegangen, (1783) „die grönländischen Prozesse", eine poetische Satyre, die, wenn auch voll Witzes, ihm wegen Nichtbeachtung äußerer Formen Tadel zuzog, und zwar um so eher, als er auch in seiner äußern Erscheinung gegen die damalige Mode des Zopfes mit lange wallenden Haaren und freier Brust umherging, weßhalb er als Sonderling galt. Im November 1784 begab er sich von Noth getrieben zu seiner armen Mutter, die sich 1781 von Schwarzenbach nach Hof zurückgezogen hatte, gab dort und später in Schwarzenbach nicht ohne Erfolg Unterricht und suchte sich durch schriftstellerische Arbeiten fortzubringen. Um diese Zeit entstanden die von ihm herausgegebenen Schriften: „die Auswahl aus den Papieren des Teufels" 1788, „Schulmeister Wuz" und unter

seinem wahren Namen 1793 die „unsichtbare Loge“, bei deren Uebersendung an Moriz, den Dichter des Anton Reiser ꝛc., dieser an Jean Paul schrieb: „Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müßte ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen: so fliege ich in Ihre Arme. Ihr Werk ist ein Juwel!“

Ihnen folgte „Hesperus“ 1794, „Quintus Fixlein“ 1795, dann die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“, „Ehestand, Tod und Hochzeit des Armen-Advokaten Siebenkäs“ 1796. Diese geistvollen, von kühnen Witzfunken strahlenden Werke fanden allgemeinen Anklang und steigende Bewunderung. Pfingsten 1796 begab er sich nach Bayreuth, lernte dort die geistreiche Generalin Kalb kennen, die ihm enthusiastisch anhing, und, von dieser eingeladen, besuchte er den Hof zu Weimar, wo er, auf's Herzlichste empfangen, in dem damals dort versammelten gelehrten Kreise mit Herder und Wieland in vertrautem Umgange hohe Anregung fand, die nicht ohne Nutzen und bleibenden Eindruck auf ihn war. Jetzt erschien 1796 „der Jubelsenior“, „der Commentar der Holzschnitte zum Katechismus“ und die „Palingenesien“ 1797.

Ein harter Schlag traf ihn, als am 25. Juli 1797 seine von ihm auf's Herzlichste geliebte Mutter starb. „Wenn ich alle Bücher der Erde wegwerfe, so lese ich doch, gute Mutter, Deines fort, worin alle Qualen deiner Nächte stehen, und worin ich dich in der Mitternacht mit der keuchenden, siechenden Brust den Faden deines kargen Lebens ziehen sehe“, schrieb er, als er nach ihrem Tode ein Büchlein fand, worin seine Mutter von Monat zu Monat aufgezeichnet hatte, was sie gesponnen.

Bei einem Aufenthalte in Leipzig in diesem Jahre lernte er die geistreiche und anmuthsvolle Prinzessin von Hildburghausen kennen, durch deren ihn hochehrenden Vater er den Titel eines Legationsrathes erhielt. Ein neuer Stern am Himmel seines Lebens ging ihm auf, als er in Berlin in der jugendfrischen, gemüthvollen, für ihn begeisterten Tochter des Tribunalrathes Meier, Karoline, eine Lebensgefährtin (27. Mai 1801) erhielt, mit der er bis an seinen Tod in der glücklichsten Ehe lebte. Bald nach seiner Verehelichung siedelte er nach Meiningen über, dann (1802) nach Koburg, um endlich 1804 in Bayreuth seinen festen Aufenthaltsort zu nehmen. Hier, wo es ihm durch einen ihm erst von dem Fürstprimas Karl v. Dalberg, dann von König Max I. von Bayern ausgesetzten Jahresgehalt möglich ward, mit mehr Beruhigung für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, folgten nun seine übrigen berühmten Schriften: „Jean Paul's Briefe“, „die Vorschule der Aesthetik“, die „Flegeljahre,“ „die Levana,“ „Fibels Leben,“ „die Selina“ u. a.

So lebte er schaffend und belebend, ein Freund der freien Natur, heiter und mild, im Umgang voll Liebe und Wohlwollen, so daß nie ein Armer ohne Gabe, ein Freund ohne Trost von ihm schied, ein liebevoller Sohn, ein zärtlicher Gatte, ein sorgsamer mit den Kindern kindlicher Vater, ein feinfühlender ergebener Freund, zart, sanft und theilnehmend, voll Gefühl

für Sittlichkeit für seine Familie und seine erhabenen, geistvollen, von Humor, klarer Anschauung, tiefer Philosophie und reinem Gemüthe getragene, für Gerechtigkeit und Tugend begeisterten Werke. — Auf einer im Jahre 1817 unternommenen Reise, auf der er in Frankfurt, Stuttgart an allen Orten auf das Herzlichste empfangen worden war, wurde ihm in Heidelberg, wo er auf's Glänzendste gefeiert wurde („ich habe hier Stunden verlebt, wie ich sie nie unter dem schönsten Himmel meines Lebens gefunden; aber ich danke auch dem Allgütigen, so viel ich kann, durch milde Bescheidenheit, Liebe und Rechtssinn gegen Jedermann"), von der Universität daselbst der Doktorgrad der Philosophie ertheilt (Juli 1817), welche Ehre er mit der kindlichsten Freude empfing. Doch kam zu solchen freudigen Augenblicken auch des Schicksals schwere Stunde.

Der Tod seines Sohnes, den er zu seiner Ausbildung nach München und Heidelberg geschickt hatte, und der, mit tödtlicher Krankheit in's Vaterhaus (1821) zurückgekommen, in seinen Armen starb, brach die Festigkeit und Heiterkeit seines Lebens und war der Anfang seiner Leiden. Schon im Jahre 1823 begann sein linkes Auge zu erblinden, und das rechte konnte er nur mittels Augengläser brauchen, dabei schwanden seine Kräfte immer mehr hin, bis endlich auch das rechte Auge ganz erblindete. Am 14. Nov. 1825 Abends 8 Uhr raffte ihn der Tod hinweg.

Groß und allgemein war die Trauer um den geschiedenen Edlen und eine glanzvolle erhebende Trauerfeier bereitete Bayreuth ihm, als sein irdischer Theil bei dunkler Nacht unter Fackelschein in die Gruft gesenkt wurde. Seine treue Gattin starb 83 Jahre alt, thätig bis an ihr Ende, am 28. Jan. 1860 in München im Hause ihres Schwiegersohnes Dr. E. Förster, der mit der ältesten Tochter Jean Paul's verheirathet war.

Jean Paul ist einer der merkwürdigsten und größten Männer Deutschlands, gleich beachtenswerth als Mensch, wie als Schriftsteller und Philosoph, von keinem Deutschen an Humor übertroffen, vollendet in Behandlung der deutschen Sprache, voll reicher Phantasie und Belesenheit, Kämpfer für Wahrheit, reine Religion, Sitte und Recht. Unvergänglich und ruhmstrahlend wird sein Name in Deutschland bleiben.

König Ludwig von Bayern ließ seine Büste in der Ruhmeshalle aufstellen und ihm ein ehernes Monument, modellirt von Schwanthaler, gegossen von Stiegelmayer, in Bayreuth errichten, welches 1841 an seinem Todestage enthüllt wurde.

Joseph von Utzschneider,

geh. Rath und Akademiker.

„Ich wünsche den Wohlstand Aller, nicht den Reichthum einzelner Weniger."

Bei der Betrachtung der um die Hebung der Nationalwohlfahrt, insbesondere aber um das Gewerbswesen unserer Zeit und seine Erkräftigung verdienten Männer gebührt Joseph von Utzschneider ein hervorragender Rang, und es ist Pflicht der Dankbarkeit für ein den Interessen des Kulturaufschwunges des Staates nach allen Richtungen und des vermehrten Wohlstandes der Bevölkerung gewidmetes Leben, seinen Namen zu feiern und ihn den Enkeln zur Nacheiferung zu empfehlen.

Joseph Utzschneider, Sohn unbemittelter Landleute, am 2. März 1763 zu Rieden am Staffelsee, Landgerichts Weilheim in Oberbayern, geboren, wurde durch seiner Mutter Bruder Andrä, den Zahlmeister der Herzogin Maria Anna, der in der Geschichte des von Karl Theodor beabsichtigten Ländertausches durch seine Treue und deßhalb erlittene Verfolgung und jahrelange Einkerkerung rühmlichst bekannt geworden, in die Kadettenschule zu München untergebracht. Er setzte seine Studien in dem Gymnasium zu München fort, lernte fleißig fremde Sprachen und wurde als Student noch auf Andrä's Empfehlung hin von der Herzogin Maria Anna als Geheimschreiber verwendet, in welcher Stellung er die Korrespondenz der Herzogin in der obenberührten Angelegenheit mit dem Könige Friedrich von Preußen führte.

Im Jahre 1779 begab er sich nach Ingolstadt, studirte dort die Rechte und errang die Doktorwürde der Philosophie und das Licentiat der Rechte. Von hier nach München zurückgekehrt, wurde er Repetitor der Mathematik und Physik an der zur herzoglich-marianischen Militär-Akademie erhobenen Kadettenschule, und erhielt von seiner Gönnerin, der Herzogin Maria Anna, die Verwaltung von Schwaiganger. Inzwischen war Utzschneider in den damals von Weishaupt gestifteten Illuminatenorden eingetreten; die Herzogin, vom König Friedrich, der den Orden für staatsgefährlich hielt, darauf aufmerksam gemacht, ließ ihn vor sich kommen und entrang ihm die Geheimnisse des Ordens, gegen den nun die bekannten Verfolgungen eintraten.

Durch diese in ihren Folgen für viele hochgestellte und verdiente Männer verderblichen Enthüllungen wurde seine Stellung in Bayern gefährlich und unangenehm, und er entschloß sich, in preußische Dienste überzutreten, ein Projekt, das er schon, obgleich erfolglos, in der Kadettenschule auszuführen versucht hatte. Die Herzogin aber, durch einen Brief zufällig davon in Kenntniß gesetzt, brachte ihn von seinem Vorhaben ab und setzte es bei dem Kurfürsten durch, daß er 1784 zum Hofkammerrath ernannt wurde.

Hier trat er nun in eine Stelle, die seinen Kenntnissen und seiner Vorliebe für das Finanzwesen und die Staatswirthschaft großen Spielraum verlieh.

Vom Kurfürsten als Kommissär nach dem Donaumoose abgesendet, um die dort herrschende Verwirrung in den Colonien zu bereinigen, entledigte er sich dieses Auftrages zur größten Zufriedenheit, wie er denn auch um die bayerischen Salinen sich eifrig bemühte, die Grenzen der Salinenwaldungen festsetzte, und 1795 einen Vertrag mit dem Fürstenthum Berchtesgaden zum Abschlusse brachte, nach welchem die dortigen Salzwerke an Bayern übergingen. Diese Verdienste konnten doch den Kurfürsten nicht bewegen, seinen Fürbitten für seinen Onkel Andrä Gehör zu geben.

Als nach dem Tode Karl Theodor's durch Max Joseph IV. die Generallandesdirektion errichtet wurde, trat Utzschneider (23. April 1799), einer der sieben Direktoren, als Direktor der Mauth- und Commercedeputation ein, erhielt aber schon am 8. Juni desselben Jahres das Referat in landschaftlichen Angelegenheiten. In Folge der Uebernahme dieser Geschäfte mußte sich Utzschneider mit den Details der bayerischen Finanzen beschäftigen, und die Schilderung und Vorschläge hinsichtlich des zerrütteten Zustandes derselben und die damit verbundenen Verbesserungsanträge waren so eingreifend und neu, daß sie die mit dem bisherigen Gange der Dinge Betrauten und Eingeweihten zu seinen natürlichen Gegnern zu machen nicht verfehlen konnten. Man fing an, sich den Einflüssen des Neuerers zu entziehen, verdächtigte ihn als einen Freund der französischen Republik und designirten Präsidenten von Süddeutschland, und brachte es durch diese Machinationen dahin, daß er am 10. Juni 1801 seiner Stelle enthoben wurde.

Aus dem Staatsleben zurückgezogen, kehrte nun Utzschneider seine ganze Thätigkeit industriellen Unternehmungen zu; er errichtete eine Ledermanufaktur in München mit glücklichem Erfolge und gründete mit dem Artilleriehauptmann Reichenbach und dem Uhrmacher und Mechaniker Liebherr das mathematisch-mechanische und optische Institut (20. August 1804), an dem sich nach Liebherr's Abgang Fraunhofer, auf dessen Lebensgang Utzschneider durch seine Unterstützung in seiner Jugend nicht genug zu preisenden Einfluß hatte, (7. Febr. 1809) betheiligte; er erwarb die Klosterrealitäten zu Benediktbeuern, legte dort zur Bereitung des Flint- und Crownglases eine Glasfabrik unter Leitung des Genfers Guinand, den er selbst aufgesucht hatte, und des Glasschleifers Niggl an, und war so, unter lebhaftem Betriebe, und kräftig ankämpfend gegen alle Hindernisse, die Unkenntniß, Neid und Indolenz ihm entgegenstellten, die Seele dieser berühmten Anstalt, deren Versuche er mit einem Aufwande von 80,000 fl. aus den Erträgnissen seiner Lederfabrik bestritt; die Anstalt ging später im mechanischen Theile an Ertl, im optischen an Merz und Mahler über und wurde von diesen rühmlichst fortgeführt.

Lange konnte der Staat solche Talente und eine so erfolgreiche Thätigkeit nicht entbehren, und er berief ihn deßhalb 1807 als Generaladministrator der Salinen.

Auch diese Stellung ergriff Utzschneider mit der ihm eigenen rastlosen Thätigkeit und mit dem Feuereifer, der seine Bestrebungen kennzeichnete; er verhinderte die projektirte Verpachtung der Salinen, und erhöhte den damals von Bayern allein in Süddeutschland und der Schweiz betriebenen Salzhandel, indem er die Salzproduktion durch die von Reichenbach erbaute Salinenleitung nach Rosenheim und die dort von ihm selbst erbauten Salinengebäude vergrößerte.

Die französische Invasion im Jahre 1809, die eine verminderte Produktionsfähigkeit und Verlust an Absatz befürchten ließ, veranlaßte ihn, der Gefahr auf Verzug sah, ohne Auftrag und in möglichster Eile nach Wien zu reisen; er unterhandelte dort mit der französischen Generalintendantur der Armee und schloß einen vortheilhaften Vertrag ab.

Voll Freude über das Gelingen seines Strebens brachte er den Vertrag nach München, allein zu seinem großen Erstaunen wurde die Genehmigung versagt — vielleicht aus Furcht, die diplomatische Stellung zu alteriren, vielleicht aus Abneigung gegen den Urheber; nur seine fortgesetzten Vorstellungen und eifrigen Bemühungen, sowie die bestimmte Erklärung, daß der Vertrag bindend sei und von ihm ausgeführt werden würde, konnten endlich die Genehmigung erwirken.

Das größte und dankenswertheste Unternehmen setzte Utzschneider mit Ulrich Schiegg und Johann Grünberger in's Werk; es war dieß die Regulirung der Grundsteuer durch eine allgemeine und genau in's Einzelne gehende Landesvermessung, Ertragsbestimmung und Nachweisung des Besitztitels, zu der er die von Sennefelder erfundene Lithographie, die Auftragung der Pläne auf Steine und Abdrücke hievon, benützte.

Auch gebührt ihm das Verdienst, für den Erfinder der Lithographie einen lebenslänglichen Gehalt erwirkt zu haben.

Utzschneider ließ die gezeichneten Blätter dieses so segensreichen Steuerkatasters, welcher von Autoritäten der Wissenschaft, von dem Franzosen Laplace und dem Engländer Greenough als das Vorzüglichste gepriesen wurde, unter dem Volke vertheilen, um den Nutzen derselben überall klar zu machen. Er gründete den landwirthschaftlichen Verein und verwendete selbst Summen seines Vermögens darauf, Preise von 1000 fl. und 500 fl. rc. für die besten Schriften über Güterarrondirung festzusetzen und deren Vortheile dem Publikum näher zu legen. Als Vorstand der königl. Münze bewirkte Utzschneider die Absendung zweier Techniker nach Paris, um die dortigen Münzanstalten und deren Einrichtungen kennen zu lernen.

Als durch die fortdauernden Kriege und namentlich den Feldzug von 1809 die Staatsfinanzen als sehr zerrüttet sich darstellten, machte er den König Max darauf aufmerksam und beantragte, die Staatsschulden von den Kassen des laufenden Dienstes zu trennen und nach einem feststehenden Plane die Tilgung der Schulden zu erwirken; er wußte seine Ueberzeugung so eindringend zu begründen, daß König Max eine Staatsschuldentilgungs-Commission einsetzte und ihn zum Vorstande derselben ernannte.

Auch in dieser neuen Sphäre bewegte sich Utzschneider mit demselben Eifer und so glücklichem Erfolge, daß er nach dem Feldzuge von 1812 im Stande war, ein neues Heer für das in Rußland verlorne auszurüsten und die nöthigen Kriegsvorräthe durch ein günstig aufgenommenes Lotterie-Anlehen zu beschaffen. Die Hoffnung aber, der endliche Sieg werde die Hilfsmittel zur Deckung der aufgebrachten Summen wieder bringen, wurde durch den Pariser Frieden getäuscht. Utzschneider, der während dieser Zeit die Schuldentilgung ausgesetzt hatte, um die laufenden Dienstesausgaben leisten zu können, sah sich außer Stande, Mittel herbeizuschaffen, um die Schuldentilgung fortzusetzen, da ihm das nicht zugewiesen wurde, was der Schuldentilgung gebührte und alle Vorstellungen hiefür keine Beantwortung fanden; er konnte sein früher gegebenes Wort nicht einlösen, er legte daher, weichend den wieder gegen ihn auftauchenden Verdächtigungen, und unbekümmert um die seinem Rücktritte unterlegten Motive, seine sämmtlichen Stellen am 19. Sept. 1814 nieder und verzichtete auf seinen ganzen Gehalt von 6000 fl., seinem Grundsatze getreu: „Nur Arbeit verdient Lohn!"[1])

Nun in's Privatleben zurückgetreten, wendete sich seine Thätigkeit wieder gewerblichen Unternehmungen zu; er machte einen schon früher gefaßten Gedanken, die Errichtung einer Tuchmanufaktur, zur Thatsache. Allein alle die feindseligen Elemente, die schon früher solchen neuen Unternehmungen in den Weg getreten waren, zeigten sich lebhaft hier wieder, und die Anstalt mußte den Verdächtigungen und den ihr entgegengesetzten Hindernissen erliegen. Er gründete im Jahre 1815 eine Bierbrauerei und bewirthschaftete einen großen Bauernhof, den er in der Nähe von Giesing gekauft hatte, trieb Milchwirthschaft, Branntweinbrennerei und widmete seine volle Aufmerksamkeit dem Bau der Runkelrübe behufs der Zuckerbereitung.

Die Einführung der Verfassungsurkunde vom Jahre 1818, und in Folge derselben die Errichtung des Stadtmagistrats, brachte ihn in's öffentliche Leben zurück, indem er die ehrenvolle Wahl als II. Bürgermeister der Stadt München anzunehmen sich entschloß.

Auch als solcher war sein Wirken höchst verdienstvoll durch die Vermehrung der Volksschulen, Anlage von Abzugskanälen in der Stadt 2c. und um so ehrenhafter, als er, auf seinen Gehalt verzichtend, den ganzen Betrag desselben an die niederen magistratischen Diener vertheilte.

Die gereizte Stimmung des Königs Max gegen die Bürger und den Bürgermeister in München in Folge des Theaterbrandes im Jahre 1822 veranlaßte ihn aber, da er bereits auch das sechzigste Jahr überschritten hatte, diese Stelle wieder niederzulegen.

---

1) Eine wahre und getreue Schilderung dieser Momente gibt Utzschneider selbst in einer Rede über die Staatsschulden. Verhdlgn. II. Kammer Prot. Bd. 12. S. 626.

Das öffentliche Vertrauen berief ihn in die im Jahre 1819 eröffnete Ständeversammlung in seiner Eigenschaft als Gutsbesitzer ohne Gerichtsbarkeit, in welcher Stellung er in den verschiedenen Versammlungen bis zum Jahre 1840, in den Steuerausschuß gewählt, gemäßigten Fortschritt begünstigend, seine Wirksamkeit besonders Gegenständen der Landwirthschaft, des Gewerbswesens und der Volksbildung zuwendete.

Im Jahre 1827 übernahm er die Leitung der Gewerbs- und polytechnischen Schule unentgeltlich und that redlich hier das Seine zur Emporhebung dieser nützlichen Anstalt.

In Erching, einem Gute, das er im Jahre 1829 erkaufte, errichtete er eine landwirthschaftliche Schule und betrieb eifrig den Bau der Runkelrübe und die Verbesserung des ziemlich verwahrlosten Zustandes jenes Landgutes, das unter seinen Händen einen gedeihlichen Aufschwung nahm.

Kurz vor seinem Tode erbaute er auf der Insel im Staffelsee ein Kirchlein und eine Gruft, wo seine Eltern liegen sollten.

Inmitten seiner unausgesetzten Thätigkeit, indem er am 29. Januar 1840 im Begriff war, von seinem Landsitze bei Obergiesing in die Ständeversammlung zu fahren, wurde er tödtlich verwundet. Sein Wagen war beim Herabfahren vom Berge bei Giesing durch das Scheuwerden der Pferde umgeworfen und er erheblich beschädigt worden. Bewußtlos nach München gebracht, endete er am 31. Januar 1840 daselbst sein Leben. Er wurde auf dem Kirchhofe zu München, von sechzehn Bürgern getragen, unter einer beispiellosen Theilnahme der Bevölkerung begraben, und erhielt so erst im Tode die Anerkennung, die er sich mühevoll errungen und deren er sich im Leben nicht erfreuen konnte. Er ruht in der Nähe von Fraunhofer und Reichenbach, im Tode mit Denen vereint, die seiner heilbringenden Bestrebungen eifrige Genossen waren. Sein Grabmal ziert die Aufschrift: „Dem edelsten Vaterlandsfreunde."

Seine schöne Gestalt und Haltung war durch den Verlust eines Auges und durch einen Fall, in dem er sich am Rücken und den Hüften beschädigte, beeinträchtigt worden; seine immergleiche Gesundheit, sein geregeltes Leben, seine heitere Laune und sein unermüdeter Eifer blieben ihm bis zum letzten Augenblick.

So endete sein durch großartiges Erfassen nützlicher Anstalten, rastlose Thätigkeit und edlen Charakter ausgezeichnetes Leben, ein Mann, unbeirrt von Undank und Chikane, welche Mittelmäßigkeit und Gemeinheit ihm entgegengestellt, dem das eigene Ich — Nichts, die Wohlfahrt seines Nebenmenschen — Alles war, dessen Bemühungen, als seiner Zeit voraus eilend, ohne Anerkennung nur den Verfolgungen anheimgefallen waren. Unter ihm begann für den Staat geregelter Haushalt in den Staatseinnahmen und in der Staatsschuld, und für München ein neuer Aufschwung von Gewerbsthätigkeit und der Landwirthschaft; sein Name wird dankbar unter den Ersten genannt werden, so oft der um das Vaterland verdienten Männer gedacht wird. Er erhielt im Jahre 1808 den Verdienstorden der

bayerischen Krone, wurde am 31. Dez. 1811 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt und 1823 zum geheimen Rathe ernannt. Zu seinem Andenken ist eine Straße, die nun in jener Gegend hinzieht, in der er in München wohnte, nach seinem Namen genannt. Von Martius gibt ihm das beneidenswerthe Zeugniß: „Er war Akademiker im Sinne Jener, die die Wissenschaft für das Leben nutzbringend machen wollen.“

Johann Simon Mayr,

Kapellmeister zu Bergamo.

> Es muß der Mensch des Menschen Werk vergessen,
> Sich überlassen dem beseelten Schwung,
> Nicht ordnen darf die Worte er, noch messen;
> Begeistern nur kann die Begeisterung.
>
> König Ludwigs Gedichte I. 3. Aufl. S. 75.

Einen Meister im Reiche der Töne, der über ein Jahrzehent die ersten Tonsetzer des sang- und klangreichen Italien's überragte, und das für Italien, was Händel für England, Gluck für Frankreich leistete, können wir mit Stolz den Unsern nennen, und räumen ihm gerne unter unsern Mitbürgern, die unserer Nation Ehre und Ruhm gebracht, den Ehrenplatz ein.

Johann Simon Mayr, der Sohn des Schullehrers und Organisten Joseph Mayr und seiner Ehefrau Maria Anna, geb. Prantmaier aus Friedberg, wurde am 14 Juni 1763 zu Mendorf (kgl. Landg. Riedenburg in der Oberpfalz) geboren und in seinen frühen Jahren von seinem Vater in der Musik unterrichtet. Durch glückliche Naturanlagen und Fleiß machte er solche Fortschritte, daß er schon in seinem siebenten Jahre in Gesang und Klavierspielen Ausgezeichnetes leistete. In das Jesuitencolleg zu Ingolstadt aufgenommen, setzte er seine Studien fort, betrieb dann nach dessen Auflösung die Rechtswissenschaft, indem er sich seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben und Orgelspiel in den Kirchen erwarb, und lernte hier mehrere musikalische Instrumente, zugleich sich im Tonsetzen übend. Seinem höchsten Wunsche, sich ganz der Musik widmen zu können und sich in Italien hiezu auszubilden, entsprach 1787 der Freiherr Thomas von Bassus, Gutsherr in dem seinem Geburtsorte nahen Sandersdorf, der ihn nach Poschiavo, dann nach Tirano mitnahm. In Bergamo, wo er unter dem Kapellmeister Karl Lenzi seine Studien fortsetzte, lernte er den Domherrn Grafen Pesenti kennen, der ihn auf seine Kosten nach Venedig zu dem berühmten Kapellmeister Friedrich Bertoni an der Basilika di San Marco sandte. Hier unter dessen trefflicher Leitung und mit Benützung der reichen Hilfsmittel, welche Venedig in musikalischer Hinsicht bietet, schwang er sich durch sein Talent und durch rastlosen Fleiß so empor, daß er schon in den Jahren 1791—1795 Werke schrieb, die ihm allgemeine

Bewunderung erwarben. Um jene Zeit erschien von ihm 1791: „Jakob und Laban" ein Oratorium, mehrere Duette und Canzonetten; 1793: „Sisara" ein Oratorium, eine Cantate „Ero"; 1794 die Oper „Saffo", das Oratorium „die Ehe des Tobias", 1794 das Oratorium „La passione" und so jedes Jahr ein oder mehrere neue musikalische Werke, die ihm Ehre und Ansehen brachten.

Gegen Ende 1796 vermählte er sich mit einer Kaufmannstochter Angiola Venturali, die aber schon nach Jahresfrist verstarb, wonach er (1804) deren Schwester Lucrezia ehelichte, aus welcher Ehe eine Tochter hervorging, in deren Familie er seine letzten Lebenstage verlebte. Nach dem Tode des Kapellmeisters Lenzi in Bergamo (1802) wurde er einstimmig zum Kapellmeister an der Kirche di S. Maria Maggiore erwählt. Seine sich rasch folgenden Kompositionen, in denen er deutsche Gediegenheit und Harmonie mit italienischer Melodie verband, in die italienische Musik selbstständige und geschickt figurirte Instrumentirung einführte, die von seinem Reichthum in der Erfindung, Ernst des Styls, und Gleichheit der Ausführung, außerordentlichem Talent und seiner tiefen Einsicht in die Tonsetzkunst Zeugniß geben und bei denen es möglich ist, daß der Sänger den ganzen Umfang seiner Stimme zum Vortrag bringt, ohne von der Instrumentation erdrückt zu werden, erhoben ihn zu einer solchen Ruhmeshöhe, daß von 1800—1815 seine Opern die Theater von ganz Italien beherrschten und Niemand etwas Anders hören wollte. In dreißig Jahren seines Wirkens erschienen von ihm siebenundsechzig große Opern, von denen hier nur noch „Lodoisca" 1796, „Ginevra di Scozia" 1801, „i misteri Eleusini" 1802, „Ercole in Lidia" 1803, „Alonso e Coro" 1804, „Adelasia ed Aleramo" 1807, „die beiden Rosen" 1812, „Medea in Corintho" 1813, „Phädra" 1822 genannt werden sollen. (In München wurde von ihm das Oratorium „Sisara" 1792, die Opern „Ginevra" 1807 und „il trionfo de l'amicizia" 1817 aufgeführt). Außer dieser großen Anzahl Opern schrieb er noch fünfzehn Singspiele und eine Menge von Oratorien, Kirchenkompositionen, Cantaten und Gelegenheitsgedichten.

Unter seinen Schülern, für deren Auskommen auch nach seiner Lehre auf Theatern, Orchestern oder im Lehrfache er immer väterlich sorgte, glänzen die Namen Rubini, Salvi, Dolci, Giordiani, Donizetti, Hetzenecker. Bergamo verdankt ihm die Gründung des Instituts der lezioni caritatevoli für arme Knaben eines musikalischen Lyceums (1805), die Stiftung eines Unterstützungsfondes für kranke und altersschwache Musiker und ihre Hinterlassenen (1809), die Schaffung und Belebung eines philharmonischen Vereins (1822), die Förderung eines besseren musikalischen Geschmacks und den Schutz und die Fürsorge für manches aufkeimende von ihm gehobene Talent. Wegen seiner auch schriftstellerischen gelehrten Thätigkeit ernannte ihn das Ateneo zu Bergamo zu seinem Mitgliede und Präsidenten. Die vortheilhaftesten Rufe als Direktor des italienischen Hoftheaters in Wien 1803, als Direktor der Hofkonzerte Napoleon's 1806, zum

Hofkapellmeister in Dresden 1808 und Direktor der k. Gesangschule in Mailand 1814, als Kapellmeister in Novara 1822 schlug er aus.

Groß und allgemein, nicht nur in Italien, in ganz Europa war die Anerkennung seiner hervorragenden seltenen Leistungen. Als er nach einundfünfzig Jahren wieder nach seiner Heimath zurückkehrte (1838), wurde er in München wie bei seinem Wiedereintreffen in Bergamo von den ersten Männern der musikalischen Welt mit den auszeichnenden Ehren und dem Glanze empfangen, die seiner hohen Stellung in der Musik gebührten. Im Jahre 1841 überreichte ihm der philharmonische Verein zu Bergamo an seinem Geburtstage eine von Cassa in Mailand gefertigte auf ihn geprägte Medaille, der Graf Giacomo Suarde ließ seine Kolossalbüste durch den berühmten Bildhauer Marchesi anfertigen und im Ateneo aufstellen, sein Bild, von Diotti gemalt, ziert den Versammlungssaal der Congregazione della Carità zu Bergamo, fünfzehn italienische gelehrte und musikalische Gesellschaften hatten ihn zu ihrem Mitgliede erwählt.

In den letzten Jahren seines Lebens verlor er das Augenlicht, doch blieb er bei vollen Geisteskräften. Er starb 82½ Jahre alt am 2. Dezember 1845 zu Bergamo, wo ihm in der basilica di S. Maria maggiore, deren Kapellmeister er lange Jahre war, ein prächtiges marmornes Monument, von J. Fraccaroli ausgeführt, (12. Mai 1852) errichtet wurde.

Die Heimath ehrte sein Andenken durch eine am Schulhause zu Mendorf, seiner Geburtsstätte, (29. Sept. 1857) unter entsprechender Feierlichkeit angebrachte Gedenktafel.

Joseph von Baader,

Oberstbergrath zu München.

> Non cum corpore exstinguuntur magnae animae
> Tacitus.
>
> Große Seelen sterben mit dem Körper nicht ab.

„Zu schön und beneidenswerth wäre mein Loos, wenn es vom Himmel mir vergönnt werden sollte, die Ausführung dieser meiner Ideen im Großen noch zu sehen, und ihre nützliche Anwendung in meinem Vaterlande selbst zu leiten. Sollte mir aber auch dieses Glück nicht mehr zu Theil werden, so werde ich mich doch mit dem beruhigenden Gefühle trösten, meine Kräfte und meine Zeit für die Zukunft nicht unnütz verwendet zu haben, und mit der Hoffnung, daß eine billige, den kleinlichen Reibungen und Umtrieben der Parteilichkeit fremd gewordene Nachwelt meinem patriotischen Eifer und der Reinheit meiner Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen werde", so schreibt Joseph v. Baader über die von ihm mit Gerstner zuerst und vor Andern mit allem Nachdrucke bevor-

worteten Eisenbahnen. Wenn er auch die Erbauung dieser eisernen, nun den ganzen Weltkreis durchziehenden, völkernähernden Straßen und deren kulturfördernden Segnungen nur in kleinen Anfängen [1]) erleben durfte, so hat seine Nachwelt sein Andenken dankbar bewahrt und niemals wird Deutschland und sein engeres Vaterland seines Namens und seiner Verdienste vergessen.

Joseph Baader, geboren am 30. Sept. 1763 zu München, war der zweitgeborne Sohn des kurfürstl. Medizinalrathes und Leibarztes Franz Joseph Baader und seiner mit ihm am 23. Mai 1761 vermählten Gattin Maria Dorothea Rosalia v. Schöpff, der Tochter des kurfürstl. Hofmalers Joh. Adam v. Schöpff aus Straubing.

Von Natur aus mit trefflichen Anlagen begünstigt und von innerm Triebe geleitet, vollendete er mit Auszeichnung die Gymnasialstudien, und gab sich während dieser Zeit ohne Auffordern dem Studium der Mechanik mit solchem Eifer hin, daß er schon in seinem fünfzehnten Jahre einen großen Theil der bessern deutschen, französischen und lateinischen Werke über Mechanik und Maschinenwesen gelesen und sich im Zeichnen und Entwerfen von Maschinen tüchtig vorgebildet hatte; doch folgte er dem Wunsche seines Vaters, der ihn der Heilkunde bestimmt hatte, und betrieb diese vom Jahre 1781—83 zu Ingolstadt, 1784 zu Wien und errang im nächsten Jahre den Doktorgrad derselben zu Ingolstadt. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Göttingen, wo er mit Kästner und Lichtenberg in freundlichen und dauernden Verkehr trat, begab er sich im Winter 1786 über Amsterdam nach London und Edinburg und widmete sich hier neben seinen medizinischen Studien unter den berühmten Professoren Black, Playfair und Robertson der Chemie, Mathematik und Physik. Seine hiedurch erweiterten außerordentlichen Kenntnisse in der Mechanik veranlaßten den deutschen Dr. Schwediauer, welcher an dem Firth of Forth zu Prestonpans eine große Saline und chemische Fabrik errichtet hatte, im Jahre 1787 ihm den Auftrag zu geben, dort neue Maschinen anzulegen, welche, vollkommen gelungen, ihm das Vertrauen der angesehnsten Männer Englands errangen, und ihm die Möglichkeit gaben, ohne weitere Unterstützung seines Vaters nun mehr ganz seinem Lieblingsfache nachzugehen. Drei Jahre durchreiste er hierauf England und Schottland, besah die größten Eisen-, Berg- und Hüttenwerke, Maschinen und Kanäle, und es gelang ihm als Civil-Ingenieur, durch sein Talent und seinen Rath sich ein hinreichendes Einkommen und den allgemein verbreiteten Ruf eines ausgezeichneten Technikers zu sichern.

Dem freundschaftlichen und anregenden Umgang mit den reichsten und größten Eisenhüttenbesitzern Wilkinson, Wilson, Banks und den berühmten Mechanikern James Watt und John Rennie verdankte er

---

1) Die am 17. Dez. 1835 eröffnete Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth.

hiebei manchen Vortheil. Auf die Empfehlung Wilkinson's und Watt's übernahm er 1790 die Oberaufsicht eines bedeutenden Eisenhüttenwerks des Lords Balcarres in Lancasshire. Bevor er nun diese Stelle antrat, kehrte er über Hamburg nach Deutschland zurück, durchreiste den Harz, das Erzgebirg, die Lausitz und Böhmen und traf Anfangs des Jahres 1791 wieder in München ein.

Bei seiner Anwesenheit hier gab Baader dem Generallieutenant Tompson, spätern Grafen Rumford, von der Anwendung der Dampfmaschine Watt's für den Betrieb von Mühlen, die im Falle einer Belagerung auch im Winter zu gebrauchen wären, Kenntniß, und erhielt von demselben den Auftrag, bei Watt und Boulton eine solche zu bestellen; er nahm daher in Mannheim einen tüchtigen Schlosser, den nachmals so berühmten Ludwig Reichenbach, mit sich, um ihm in England jene Kenntnisse zu verschaffen, welche die Aufstellung und den Betrieb der Maschine in Mannheim ermöglichen sollten, und reiste am 3. Juni 1791 nach England ab. Als aber der Kurfürst Karl Theodor die gemachte Bestellung zurücknahm, entließen die Mechaniker Watt und Boulton auf wenig glimpfliche Weise Reichenbach, da sie den Verdacht hatten, man habe ihn zur Auskundschaftung ihrer Geheimnisse benützt, wieder, und es war nun Baader's Sache geworden, für dessen Unterhalt und fernere Ausbildung weitere zwei Jahre Sorge zu tragen.

Seine Stelle bei Lord Balcarres behielt er jedoch nicht lange, da ihm dieser seine Versprechungen nicht hielt; andere eingegangene Verbindungen mit Wilson, die ihn in Prozesse verwickelten, oft getäuschtes Vertrauen und manche Unannehmlichkeit brachten ihn zum Entschlusse, Schottland wieder zu verlassen, und er ging daher 1783 von Edinburg nach Berlin. Hier auf's Ehrenvollste aufgenommen, lehnte er jedoch auf die Nachricht von dem am 16. Febr. 1784 erfolgten Tod seines Vaters den ihm angebotenen preußischen Staatsdienst ab, wofür er dagegen in seinem Vaterlande als Maschineninspektor bei dem kurfürstl. Oberstberg- und Münzmeisteramte seine Verwendung fand (12. Sept.). Schon 15. Juni 1795 vermählte er sich mit Nannette Capon aus Mannheim, aus welcher Ehe eine einzige Tochter hervorging.

Im Jahre 1797 konstruirte er eine vorzüglich wirksame in ihren Leistungen ausgezeichnete Feuerspritze.

Am 1. März 1798 wurde Baader zum wirklich frequentirenden Hofkammerrath ernannt, und ihm die Leitung sämmtlicher Wassermaschinen und Wasserleitungen in München und den k. Lustschlössern übertragen, welcher Wahl am 19. Mai seine Ernennung zum k. Bergrathe folgte. Bei der im Jahre 1800 erfolgten Organisation trat er als wirklicher Rath bei der allgemeinen Landesdirektion und 1805 in das geheime Centralberg- und Hüttenbüreau unter Beibehaltung der Leitung des Brunnenwesens ein. In dieser seiner Stellung bewährte er glänzend seinen Eifer durch Anlegung neuer Schmelz- und Bergwerke, vorzüglich der von ihm nach seinen

Plänen erbauten Eisenhütte bei Mantel in der Oberpfalz, mit einem eigenen und vielfach angewendeten Cylindergebläse, und eines neuen Hammers (1799), dann durch Brunnen- und Pumpwerke (zu Reichenhall 2c.), namentlich die beiden 1805 und 1810 in Nymphenburg nach seinen Planen ausgeführten zwei großen Fontainen, die ihm durch ein Belobungsdekret seines Königs und durch eine reiche Gratifikation gelohnt wurden. Napoleon, der im Jahre 1805 die Springbrunnen in Nymphenburg sah und bewunderte, berief ihn 1806 nach Paris, um die alten Wasserwerke in Marly durch neue Hebungsmaschinen zu ersetzen. Baader legte seine Pläne der k. Akademie daselbst vor, aber sie wurden aus Nationaleifersucht nicht ausgeführt, wenn er auch reich belohnt.

Die Anerkennung seiner Verdienste hatte seine Ernennung zum k. Oberstbergrath (16. Nov. 1808) und zum Ritter des Civilverdienstordens und damit die Erhebung in den Adelsstand (19. Mai 1808), dann seine Berufung durch den Vicekönig Eugen nach Mailand (1810) zur Folge, doch der mit Rußland begonnene Krieg trat hindernd der Ausführung seiner Pläne entgegen.

Angeregt durch die Anschauung und Nützlichkeit der während seines Aufenthaltes in England schon seit einem Jahrhundert bei Bergwerken gebrauchten kleinen Eisenbahnen und von dem unberechenbaren Nutzen solcher Straßen, die schwere Lasten mit geringen Kräften zu bewegen möglich machen, für den allgemeinen Verkehr auf's Lebhafteste überzeugt, entwarf Baader schon im Jahre 1808, zu einer Zeit, wo noch in keinem Lande größere dem allgemeinen Verkehr dienende Eisenbahnen zu bauen versucht worden, Pläne und Entwürfe zur Einführung von eisernen Kunststraßen und Wagen, die er in einer Schrift (1814) „Ankündigung einer neuen, überall anwendbaren Erfindung von eisernen Kunststraßen zur Erleichterung des Transports aller Waaren und Produkte", der Oeffentlichkeit übergab, und für welche er (27. April 1815) ein fünfundzwanzigjähriges Privilegium erhielt. Von nun an kämpfte er mit unabläßigem Eifer, unbeirrt durch Indolenz, mit eiserner Beharrlichkeit für diese seine nun so allgemein angenommene Idee in Wort, Schrift und That bis an sein Ende.

Ausgerüstet mit neuen Plänen und Modellen zur Construktion von Eisenbahnen, begab sich Baader im J. 1815 zum Drittenmale in Begleitung des Hofbrunnenmeisters Heß nach England, um dort ein Patent für sein System zu erhalten, allein auch dießmal ohne Erfolg, da er überall Widerstand fand; er verließ daher nach achtmonatlichem Aufenthalt England wieder. Im Jahre 1818 stellte er im Hofstadel zu München ein arbeitendes Modell einer nach seinem System gefertigten Eisenbahn mit drei Wagen, dann auf Befehl des Königs eine größere mit wirklichen Wagen neben einer nach englischer Art konstruirten Eisenbahn im Hofgarten zu Nymphenburg auf, um beide Systeme mit einander vergleichen zu können; es fehlte aber, obgleich die beiden Kommissionen, eine von der

k. Akademie der Wissenschaften und eine zweite aus dem landwirthschaftlichen und polytechnischen Vereine zusammengesetzte, wohl sich günstig für ihn aussprachen, noch der weitaussehende prophetische Blick in die Zukunft, dazu auch der Muth, große Kapitalien solchen Anlagen zu widmen, und so unterblieb der Bau von Eisenbahnen in Bayern bis zu einer Zeit, wo die Gefahr nahe herzu trat, daß Bayern durch den Bau solcher Kunststraßen in den Nachbarstaaten bei Unterlassung derselben in seinen Gewerbs- und Verkehrsverhältnissen in den empfindlichsten Nachtheil gerieth. Obgleich nun seine Pläne im Großen nicht zur Ausführung kamen, so blieb sein Muth doch ungebrochen und er fuhr fort durch seine Schriften: „Ueber die Vorzüge der Eisenbahnen gegen die Kanäle in Frankreich" in französischer Sprache (1829), „Huskison und die Eisenbahnen" (1832), und einen Vorschlag zu einer München-Starnberger Bahn, für seine Ideen mit aller Macht zu kämpfen, indem er den Vorzug einer Eisenbahn gegen die Kanalprojekte hervorhob. Mit dem ausgezeichneten Nationalökonomen Friedrich List hegte er den Plan, den Rhein und die Weser, und so Bayern mit der Nordsee durch eine Eisenbahn zu verbinden, eine Idee, die nun glücklich zur That geworden ist.

Trotz aller seiner Verdienste, trotz der Anerkennung, die ihm das Inland durch seine Ernennung als Mitglied der Akademie der Wissenschaften (21. Juni 1796), das Ausland durch seine Ernennung als Mitglied gelehrter Gesellschaften zu Edinburg, Paris, Colmar, Jena, Marburg und Potsdam ausgesprochen hatte, wurde er, Dank dem Siege der jeden Aufstreben feindlichen Mittelmäßigkeit, im J. 1832 ohne seine Bitte gegen seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt. Dieser Schlag und der am 7. Febr. 1834 erfolgte Tod seiner von ihm heiß geliebten einzigen Tochter untergrub die Gesundheit des genialen kraftvollen Mannes, er begann zu kränkeln und starb am 20. Nov. 1835 im zweiundsiebenzigsten Lebensjahre.

Hoch patriotisch, religiös, wohlthätig und freundlich gegen Arme, seinen Freunden ergeben, leicht versöhnlich, war Baader gleich anerkennenswerth als Mensch, wie als Techniker. Unsere Eisenbahnen sind ihm ein unvergängliches, täglich sich vergrößerndes Denkmal.

Dr. Nikolaus Thaddäus Gönner,

k. b. Staatsrath in München.

> „Was Menschenhände hervorbringen, das dauert seine allem Endlichen bestimmte Zeit, um dann zu verschwinden; das Reich der Ideen ist unvergänglich. Was Jeder darin und dafür arbeitet und schafft, das geht über in die Geister der Mitwelt und lebt und wirkt in später Nachwelt fort."
>
> (Einleitung zum Commentar des Hypothekengesetzes.)

Nikolaus Thaddäus Gönner, einer der ersten und vielseitigsten Rechtsgelehrten Bayern's, geboren zu Bamberg am 18. Dezbr. 1764 als

der Sohn des Rechnungs-Revisors und domkapitelischen Kastners Michael Gönner, erfreute sich in seiner Jugend der sorgfältigsten Erziehung, die gepaart mit seinen angebornen Talenten und seinem regen Fleiße schon in den untern Schulen solche Erfolge erzielte, daß seine Lehrer erklärten, ihn nicht verhältnißmäßig belohnen zu können. Während seiner Studien auf der Universität seiner Vaterstadt errang er (24. Aug. 1781) die philosophische Doktorwürde, wandte sich dann zur Rechtswissenschaft, zu deren besserm Studium er Göttingen (1787) besuchte, und betrieb dort in zwei Jahren unter Pütter, Böhmer, Klaproth und Brandis diese Wissenschaft so eifrig, daß ihm der juridische Doktortitel angetragen wurde. Hier entstand seine erste und zugleich mit Ehren aufgenommene Schrift: „über das Simultaneum in der Stadt Fürstenau", nebst einer Nachlese; dann eine Abhandlung über deutsche Hausverträge. Nach seiner Rückkehr nach Bamberg wurde er nach einer öffentlichen, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Disputation zum Professor der Institutionen, dann der Pandekten, 1791 (25. Juni) zum Hof- und Regierungsrathe ernannt, und ihm die Mitwirkung bei Umarbeitung des bambergischen Strafgesetzbuches anvertraut.

Wie umfangreich seine Kenntnisse waren, beweist, daß ihm auch das Lehramt des Staatsrechtes (1796) übertragen wurde. Die Anerkennung seiner Leistungen und seine gründliche Wirksamkeit veranlaßten seine Ernennung zum geh. Konferenzrathe (1796), als welcher er den Jahrhunderte langen Streit des Bisthums mit Preußen, hinsichtlich der Landeshoheit über Fürth (1797), glücklich zur Entscheidung, wenn auch nicht zur Anerkennung brachte. Nach Beendigung dieser Angelegenheit ernannte ihn sein Fürst (31. März 1797) zum zweiten Hofkammerkonsulenten, in welcher wichtigen Stellung er sich um die Verbesserung des Staatsrechnungswesens wesentliche Verdienste erwarb.

Als Kurfürst Max Joseph von Bayern die Regierung seiner Herzogthümer (1799) antrat, war es eine seiner ersten Sorgen, die Universität zu Ingolstadt wiederzubeleben, und er berief deßhalb unter Andern auch Gönner dahin, den sein Geburtsland und seine Schüler nur mit Schmerzen scheiden sahen. Groß und mannigfaltig sind die Verdienste, die er sich als Staatsrechtslehrer durch die lebensvolle Klarheit seines Vortrages, durch seinen liebenswürdigen heitern Umgang und seine geistreiche Auffassung seiner Wissenschaft erwarb, und höchst lobenswerth sein Streben bei Vorlesungen und öffentlichen Disputationen der deutschen Sprache Eingang verschafft zu haben. Auch in Landshut, wohin auf sein und v. Schrank's Betreiben die Universität von Ingolstadt 1800 verlegt wurde, zeichnete er sich als Lehrer und Schriftsteller aus; auch wurde ihm hier die Ehre zu Theil, Lehrer und Rathgeber des damaligen Kurprinzen Ludwig von Bayern sein zu können. In dieser Zeit entstand auch sein allgemein anerkanntes treffliches Werk über den gemeinen Civilprozeß. Auf die Fassung des Reichsdeputationsschlusses zu Regensburg (1802) hatte Gön-

ner vorzüglich Einfluß und wurden durch seinen in einer öffentlichen Schrift ertheilten Rath dem Staate mehrere Millionen erspart, die sonst in die Hände der Familien der damals noch regierenden geistlichen Fürsten gefallen wären.

In Anerkennung seiner umfassenden staatsrechtlichen Kenntnisse, die er in einer philosophischen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts, welche ihm großen Ruhm bereitete, beurkundete, wurde er — nun beständiger Prokanzler der Universität — auch von jetzt an in den wichtigsten Angelegenheiten des geheimen Rathes in München namentlich über die reichsritterschaftlichen Angelegenheiten beigezogen. Als bei der von dem koburgischen Minister Kretschmann geleiteten Organisation des Herzogthums Koburg hinsichtlich des Finanzwesens Klagen der Agnaten und der Landstände gegen den Herzog bei dem Reichshofrathe erhoben wurden, berief der Herzog mit Einwilligung des Kurfürsten von Bayern unsern Gönner, und es gelang seinem Scharfsinn, seiner Erfahrung und unermüdeten Fleiße in einer „Darstellung aller Verhältnisse des Landes und der Unterthanen zu Koburg", die aufgetauchten Besorgnisse zu heben und die Sache einem gedeihlichen Ende zuzuführen. — Die Gründung des Rheinbundes, damit die Aufhebung der deutschen Reichsverfassung und des darauf gegründeten deutschen Staatsrechtes, dem er lange Jahre einen großen Theil seiner Thätigkeit — nun umsonst — zugewendet hatte, endlich der Verlust seiner Gattin Eva Barbara v. Wynendahl, mit der am 21. Febr. 1791 er sich verbunden hatte, und welche am 15. Juli 1809 ihm durch den Tod entrissen wurde, all dieses Ungemach lähmte für kurze Zeit seine schriftstellerische Thätigkeit. „Wer kein irrender Ritter im literarischen Fache ist, sondern auch hier einen Charakter behauptet, der braucht wohl bei aller Festigkeit des Geistes nach einer solchen Veränderung, bei welcher es den Bemühungen einer halben Lebenszeit gilt, und an welche sich hundert unkennbare Verhältnisse anknüpfen, Zeit, um sich zu fassen." Die von dem Chef der milden Stiftungen, Hartmann, nach Auftrag des Ministers Grafen v. Montgelas, entworfene Staatsdienerpragmatik, welche auf eine dankbar anzuerkennende Weise die Zustände der Staatsdiener und ihrer Familien regelte, veranlaßte Gönner (1808), sich über die Verhältnisse der Staatsdiener zum Staate in einer wissenschaftlichen Begründung dieser wohlthätigen Verordnung auszusprechen, die von seinem Könige mit der Ernennung zum Ritter des Verdienstordens der bayrischen Krone gelohnt wurde.

Seine in dem „Archive für Gesetzgebung und Reform des juridischen Studiums", das nun nach dem Sturze der deutschen Reichsverfassung und bei dem Einflusse der französischen Macht und Gesetzgebung auf die deutschen Territorien einer völligen Umänderung entgegenging, bewährten außerordentlichen Kenntnisse der französischen, österreichischen und preußischen Rechte, wurden in seinen zahlreich besuchten Vorlesungen und von den Rechtsgelehrten aller Länder auf das Rühmlichste aufgenommen, wie auch sein

im Auftrage des Königs von Sachsen (1808) gefertigtes Rechtsgutachten über die neue sächsische Gerichtsordnung von dem Auftraggeber und dem wissenschaftlichen Publikum mit hoher Achtung empfangen wurde. Die Ueberzeugung von der Unmittelbarkeit seiner Wirkung auf die damals beabsichtigten gesetzgeberischen Arbeiten bewirkte seine Einberufung nach München zu der Gesetzgebungskommission (1811), jedoch mit Beibehaltung seiner Professur in Landshut, der ein Jähr später (8. Dez. 1812) seine Ernennung zum Direktor des Appellationsgerichtes des Isarkreises zu München folgte, welche er auch willig annahm, da ihm diese Arbeiten zusagten und manche Zustände an der Universität Landshut ihm den Abschied wünschenswerth machten. Nun folgten seine „Anmerkungen zum feuerbach'schen Strafgesetzbuche" in drei Bänden (1814), seine „Beiträge zur neuen Gesetzgebung in den deutschen Staaten" und ein Gesetzentwurf über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen (1815).

Diese großartigen gesetzgeberischen Arbeiten bewogen die bayerische Regierung, ihn (25. März 1817) zum geheimen Rath, zum Staatsrath im außerordentlichen (11. April 1817), endlich zum Staatsrathe im ordentlichen Dienste bei der Justizsection (20. Febr. 1820) zu ernennen. Während dieser Zeit bearbeitete er mit Schmidtlein die Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Bayern, einen Commentar zu dem Gesetze bezüglich einiger Verbesserungen der Gerichtsordnung und das wohlthätige, den Realkredit befestigende, auf Specialität und Oeffentlichkeit beruhende Hypothekengesetz, zu dem er einen wissenschaftlichen Commentar lieferte, welch beide Gesetze er in der geistreichsten Weise in den Landtagen 1819 und 1822 vertrat. Ebenso floß der im Jahre 1822 den Ständen vorgelegte Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches aus seiner Feder, wie er denn auch im Jahre 1820 in nationalökonomischer Beziehung durch seine Schrift über die Stock-Jobbery und den Handel mit Staatspapieren mit gewohnter Geistesschärfe sein Rechtsurtheil niederlegte.

Alle bisher angeführten, beinahe das ganze weite Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit umfassenden, wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Schriften zeugen von einer außerordentlichen Vielseitigkeit, die wahrlich der Gründlichkeit nicht entbehrte. Die Würdigung solcher Verdienste sprach sich nicht nur in der allgemeinen Achtung des Vaterlandes aus, auch das Ausland ehrte ihn durch Zuerkennung seiner Ordenszeichen; so erhielt er 1820 (März) das Commandeurkreuz des großh. hessischen Hausordens, im Mai desselben Jahres den russischen St. Annenorden II. Klasse und 1822 (Mai) den k. württembergischen Orden der Krone. Seine unausgesetzte geistige Thätigkeit, dann eine vor längerer Zeit schon überstandene Krankheit, die einige Schwäche zurückließ, neue Anstrengung bei Bearbeitung eines den Ständen vorzulegenden, von ihm begonnenen, Civilgesetzbuches waren die Grundursachen einer Unpäßlichkeit, die, in Nervenfieber ausartend, am 18. April 1827 seinen Tod herbeiführte.

Wie Gönner als Gelehrter, so war er als Mensch gleich hochacht-

bar; Freund, Kenner und Beförderer der Wissenschaften und schönen Künste, freimüthig, uneigennützig und liebenswürdig im Umgange, frei von Selbstsucht, ohne Haß und Neid, treu seiner Ueberzeugung, fremdes Verdienst gerne anerkennend und stützend, seinen Zuhörern liebevoll und zugänglich, offnen Sinnes war Gönner der Jugend ein lieber und rechter Führer, dem Staate als Gelehrter unersetzlich. Keiner ist ihm an so umfassenden Wissen in seinem Fache bisher gleich gekommen.

Dr. Johann Michael von Seuffert,

k. Staatsrath und Appellationsgerichts-Präsident zu Würzburg.

> „Wenn die Befriedigung eines Staatsbedürfnisses nur das Wirken einer Kraft erfordert, so ist derjenige zu dienen schuldig, welcher die Kraft besitzt. Diese Verbindlichkeit erstreckt sich so weit, daß der Einzelne selbst sein Eigenthum für Alle aufzuopfern schuldig, mithin der Staat über dasselbe zu disponiren befugt ist."
>
> Seuffert, Verhältniß der Staatsdiener. S. 20.

Ein Mann, der drei sich folgenden Fürsten nahe gestanden, der mit immergleicher Berufstreue und Charakterfestigkeit in den schwierigsten Verhältnissen, denen ein Staatswesen vom Schicksal zugeworfen werden kann, mit der Ruhe und Weisheit des Philosophen und Staatsmannes in hohem Maße genügte, der in äußerer kräftiger und einnehmender Form den innern Gehalt einer umfassenden Bildung, das Herz des feinfühlenden Menschen, den Muth der Ueberzeugung, die auf Einzelkenntniß des Staates gegründete Einsicht, durchdringenden Scharfblick und sichere Urtheilskraft trug, dessen Geist auf Kind und Kindeskinder überging, und so langlebig dem Vaterlande Nutzen schaffte, der darf nicht vergessen werden, und wie er im Leben ein Muster strenger Rechtlichkeit und Humanität, schaffend und ordnend ein Beispiel für Andere war, so mag sein Name künftigen Söhnen des Vaterlandes zur Richtschnur dienen, ihm gleich zu sein.

Johann Michael Seuffert wurde zu Würzburg als der Sohn eines Rittmeisters bei dem Dragonerregimente des fränkischen Kreises und dessen Ehefrau Margaretha, geb. Pfister, am 5. Jan. 1765 geboren. „Des gänzlichen Mangels an Vermögen ungeachtet, mit welchem meine Eltern zu kämpfen hatten, wurde ich dennoch bestimmt, mich den Wissenschaften zu widmen," sagt er. Er erhielt daher den ersten Unterricht in den Schulen seiner Vaterstadt, dann im Aufseeß'schen Seminar zu Bamberg und zeichnete sich hier schon vortheilhaft vor seinen Mitschülern aus. An der Universität daselbst studirte er Philosophie und Mathematik und erwarb sich den Doktorgrad in ersterer Wissenschaft. Er trat dann an die Universität Würzburg über und betrieb hier, indem er durch Privatunter-

richt sich fortbrachte, die Rechtswissenschaft und neuere Sprachen, namentlich Französisch, Italienisch und Englisch. Im Jahre 1786 erhielt er nach einer öffentlichen Disputation den Grad eines Licentiaten der Rechte und wurde als Hofmeister des jüngsten Sohnes des geh. Rathes Grafen Erwin von Schönborn zum Erstenmale seinem Fürsten Franz Ludwig vorgestellt. Den Aufenthalt auf den gräfl. Schönborn'schen Schlössern benützte er, um in den dortigen umfassenden Bibliotheken und der reichen Gemäldesammlung sich literarisch und kunstwissenschaftlich auszubilden. Aus dieser Stellung rief ihn sein Fürst als Professor der Rechte an die Universität und Repetitor der Hof-Edelknaben nach Würzburg, mit der Bestimmung, vorher noch ein Jahr in Göttingen sich vorzubereiten. Nachdem er dort die damals berühmtesten Professoren gehört hatte, wandte er sich nach Wetzlar, um die Organisation des Reichskammergerichtes zu sehen. Nach Würzburg zurückgekommen, eröffnete er nun seine Vorlesungen über deutsches Privatrecht und Pandekten, mit denen er praktische Uebungen verband. Seine Erfolge hierin und seine Schriften über den deutschen Adel, über Wildschaden und Jagdfrohnden lenkten die Aufmerksamkeit Franz Ludwig's auf ihn und er rief ihn erst unter einer Ernennung zum Hof- und Regierungsrath als Hilfsarbeiter, dann als geheimer Referendär in's Kabinet.

Hier war ihm nun weites Feld gegeben, den in seinen Absichten wohlwollenden und den geistigen und materiellen Aufschwung seines Staates fördernden unvergeßlichen Fürsten Franz Ludwig bei allen seinen Einrichtungen und Staatsaktionen im Innern wie nach Außen zu unterstützen und mit seinen Kenntnissen, seinem erprobten Rathe und unermüdeten Eifer dem Lande nützlich zu sein, weßhalb kein geringer Theil des Ruhms der glorreichen Regierung dieses Fürsten ihm zugemessen werden darf. Er erwarb sich dieses großen Fürsten ganzes Vertrauen, das ihm bis an dessen Tod blieb. Unter seinem Nachfolger Georg Karl v. Fechenbach leitete er unter den übelsten und bedrängtesten Umständen mit sicherer und kräftiger Hand die Staatsgeschäfte und vollführte die ihm aufgetragenen Sendungen nach Paris und Wien, sowie die von den Fürsten Bischöfen von Regensburg, Speyer und Straßburg ehrenvoll ihm übergebene Vertretung ihrer Interessen am Reichstage zu Regensburg 1802 mit gewohnter Einsicht und unabläßigem Eifer.

„Hätte es in eines Menschen Kraft gelegen, den den geistlichen Fürstenthümern drohenden Sturm zu beschwören, Seuffert wäre der Mann gewesen, dem dieses hätte gelingen müssen", sagt Behr in seiner Trauerrede.

Die Fürstbisthümer wurden aufgelöst. Mit rührenden Worten nahm der Fürstbischof Georg Karl Abschied von seinen Unterthanen: „Unsern getreuen Unterthanen mit landesväterlicher Liebe zugethan, können Wir die schmerzlichen Empfindungen nicht unterdrücken, welche Uns die Trennung von dem, was Uns lieb und theuer war, abzwinget. Wir werden nie auf-

hören, die innigsten Wünsche für das Beste Unserer bisherigen treuen Unterthanen zu hegen ꝛc." Die nun eingetretene kurbayerische Regierung verkannte nicht den hohen Werth des Mannes, der im engsten Vertrauen der abgetretenen Fürsten gestanden war, und sie übertrug ihm die Leitung des obersten Justizgerichtes als Präsident (14. Mai 1803), mit der nach dem Eintritte der großherzoglichen Regierung bei seiner Ernennung zum geheim. Staatsrathe (25. Dez. 1806) die oberste Theilnahme an der ganzen Verwaltung verbunden wurde, die Niemand mit mehr Sachkenntniß und größerer Energie zu führen im Stande gewesen wäre. Seine Ernennung zum geheimen Hofkommissär (23. Juli 1810) entband ihn zeitweise dieser anstrengenden Arbeiten, zu denen ihn die im Jahre 1814 zurückgekehrte, nun königlich bayerische Regierung als Präsident des Appellationsgerichtes und Staatsrath im außerordentlichen Dienste zurückrief (14. Nov. 1820).

Auch hier bewährte sich seine allseitige Kenntniß des Rechtes und der Verwaltung, seine Geschäftsgewandtheit, seine Klarheit und Bestimmtheit der Anschauung, die Humanität seines Umgangs, die Offenheit und Freundlichkeit gegen seine Amtsgenossen in solchem Maße, daß er sich der höchsten Achtung seiner Regierung, der Liebe und der Verehrung seiner Umgebung erfreuen konnte, was sich auch durch seine Wahl als Vorstand der Gemeindebevollmächtigten, dann als Abgeordneter in die erste bayerische Ständeversammlung laut beurkundete.

Seine Wirksamkeit hier als zweiter Präsident, seine Reden über den Nutzen der Oeffentlichkeit der Rechtspflege, über das Hypothekengesetz und die Prioritätsordnung, über Staatsschuldenwesen, über die Einführung der Landräthe, die Volksschulen ꝛc., welche von reiner Vaterlandsliebe, tiefer Einsicht und Kenntniß des Staatsorganismuses und von ganzer Beherrschung ihres Gegenstandes vollgültige Beweise geben, haben ihm den Dank der Nation, ehrenvollen Ruf im Auslande erworben, und er konnte mit Recht von sich sagen: „Die Kammer wird mich als einen unabhängigen Mann kennen gelernt haben, welcher nur der von ihm als solcher anerkannten Wahrheit huldigt, und seine Pflichten mit Mäßigung zu erfüllen bemüht war."

Seine Verdienste erhielten die äußere Anerkennung des Commandeurkreuzes, des bayer. Civilverdienst- und des großherzogl.-toskanischen Josephs-Ordens.

Dieses um sein Vaterland reich verdiente Leben endete am 9. Mai 1829, und wohl mag auf ihn des Dichters Wort angewendet werden:

Cui pudor et justitiae soror, incorrupta fides, nudaque veritas quando ullum inveniet parem?	Ein Mann von reinem Herzen, unerschütterter Treue und ungeschminkter Wahrheitsliebe, wie kaum je Einer wieder zu finden.

Ehrenwerth und als Rechtsgelehrter und Volksvertreter unter die Ersten unsrer Zeit zu rechnen ist sein Sohn Johann Adam von Seuffert.

Geboren zu Würzburg am 15. März 1794, besuchte er, nach vollendeten Gymnasialstudien, 1809—1813 die Universität seiner Vaterstadt. Im Frühjahr 1814 machte er, dem Rufe des Vaterlandes folgend, als Offizier im großh. würzb. freiwilligen Jägerbataillon den Feldzug nach Frankreich mit, setzte nach dessen Beendigung seine Studien fort und erlangte (16. März 1815) den Doktorgrad der Rechte. Darauf begab er sich an die Universität Göttingen, trat dort, nachdem ihm inzwischen (2. Aug. 1815) auch von der philos. Fakultät zu Würzburg die Doktorwürde verliehen war, als Docent der Geschichte und Staatswissenschaft ein, kehrte jedoch schon im nächsten Jahre nach Würzburg zurück und habilitirte sich daselbst als Docent in der Juristenfakultät (Nov. 1816). Bereits im folgenden Jahre (27. Juli 1817) erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor (für Geschichte, Pandekten und bayer. Civilrecht), unter'm 31. Jan. 1819 seine Beförderung zum ordentlichen Professor an der Würzburger Universität.

Seine während dieses Lehramtes gehaltenen auf gründliches Studium gebauten, mit Wärme und vollem Interesse an seiner Sache vorgetragene Vorlesungen waren für seine, ihm in Liebe und hoher Verehrung zugethanen Zuhörer zugleich belehrend und anregend, seine wissenschaftlichen Werke über Pandekten und einzelne Theile des Civil-Rechtes und Prozesses sind Zeugnisse seines Scharfsinns und seiner umfassenden juristischen Bildung. Inmitten dieser Thätigkeit berief ihn die Wahl seiner Amtsgenossen als Vertreter der Universität Würzburg in die Ständeversammlung des Jahres 1831, in der er den zweiten Präsidentenstuhl einnahm. Während dieser der Nation verantwortlichen Stellung in aufgeregter Zeit bewährte er in seinen mit überzeugender Beredsamkeit und milder Mäßigung, doch mit Freimuth motivirten Abstimmungen den charakterfesten, nur seiner Pflicht lebenden Mann, der das in ihn gesetzte Vertrauen, wenn auch mit Aufopferung, zu lohnen bestrebt war; doch war jene, jeder freisinnigen Regung unholde unglückliche Regierungsperiode nicht dazu angethan, ihm den Dank hiefür zu erstatten, er wurde, als huldige er dem Regierungssysteme ungünstigen Ansichten, verdächtigt, in Folge dessen aus seinem Lieblingsberufe gerissen, und zum „Appellationsgerichtsassessor mit Titel und Rang eines Appellationsgerichts-Raths" in Straubing ernannt (28. Okt. 1832). Er weigerte sich, diese Stelle anzutreten, und war in Folge dessen außer Dienst, bis er (12. Sept. 1834) zum Appellationsgerichtsrath in Ansbach ernannt wurde.

Die Vorgänge der letzten Jahre hatten ihn tief erschüttert, in seinem innersten Wesen verwundet. Um so wohlthuender war für ihn die herzliche Aufnahme seiner jetzigen Amtsgenossen in Ansbach; sie erleichterten ihm seinen Eintritt in den neuen Beruf und bald befreundete er

sich mit denselben, denen zu Nutzen er neben seinen Amtsgeschäften den meisterhaften Commentar zum Civilprozesse schrieb und die Blätter für Rechtsanwendung gründete (1836) und sie mit seinen tiefgedachten Arbeiten befruchtete. Nachdem er unter fortwährend wissenschaftlicher Beschäftigung nach Uebersiedlung des Appellgerichts nach Eichstädt (1838) noch ein Jahr daselbst seinem Dienste sich gewidmet hatte, zwang ihn ein steigendes körperliches Leiden, den Ruhestand sich zu erbitten, der ihm auch unter Bezeugung der Zufriedenheit mit seinen geleisteten vorzüglichen Diensten ertheilt wurde (7. April 1839).

Er nahm seinen Aufenthalt nun in München, indem er die wenigen Stunden, die er bei seiner Kränklichkeit benützen konnte, den von ihm geschaffenen Werken in ihrer Fortsetzung und neuen Auflage, und der Neugründung des „Archivs für die Entscheidungen der obersten Gerichte der deutschen Staaten" zuwandte, dabei vielfältig in schlaflosen Nächten den Ausflüssen der ihm innewohnenden poetischen Begabung Ausdruck gab. Noch einmal warf er sich in den hochgehenden politischen Sturm der Jahre 1848 und 1849, um in Wort und Schrift vor Ueberstürzung zu warnen. Seine Leistungen wurden 1850 mit dem Verdienstorden der bayer. Krone geehrt. Schon im Sommer 1856 nahmen seine Kräfte merklich ab, die Folge einer Erkältung im Frühjahre 1857 brachte ihm 8. Mai 1857 den Tod.

Er war ein Mann im vollen Sinne des Wortes. Die in seinem klaren Auge sich spiegelnde Menschenliebe, die aller seiner Handlungen Führerin war, durchglühte die schönen Züge seines von einem poetischen Hauche gehobenen Charakters, seine strenge Rechtlichkeit, seinen hohen Rechtssinn, die edle ehrenwerthe Gesinnung, den männlichen Freimuth, die unverbrüchliche Wahrheitsliebe, die sein Wesen ausmachten — sie leitete ihn auch in seiner juristischen Laufbahn, indem sie das starre Recht zur Wohlthat zu machen strebte. Seine schnelle Auffassungsgabe, die Schärfe der Unterscheidung, sein Hinübertragen des Rechtes in das Leben gaben seinen Lehren wie seinen Schriften und Reden eine wohlthuende jugendfrische Farbe, und ebneten ihm den Weg in Herz und Verstand seiner Zuhörer und Leser. Alles, was er sagte und schrieb, durchdrang der Strahl des Wohlwollens eines durchgebildeten, den Anforderungen des Rechtes und der Ehre willig und mit Eifer dienenden Geistes.

Johann Philipp Palm,

Buchhändler in Nürnberg.

Und muß ich hier mit meinem Blute zahlen,
Ein Gott vergilts mit seines Lichtes Strahlen.
Zriny.

Das trostlose Bewußtsein gänzlicher Zerrissenheit und daraus hervorgehender Ohnmacht, der schmachvollsten Demüthigung unter französischer Despotie, welches im Jahre 1806 ganz Deutschland durchbebte, in das Gefühl der Entrüstung und dadurch in die Bahn der Besserung geführt zu haben, dieses Verdienst gebührt Palm, der sich durch sein unschuldig vergossenes Blut ein Anrecht auf die Anerkennung seiner Nation erworben hat.

Johann Philipp Palm, geboren 1766 zu Schorndorf (Oberamtsstadt im k. württembergischen Jaxtkreise), hatte bei seinem Onkel Johann Jakob Palm in Erlangen, dann bei Andrä in Frankfurt und Vandenhöck in Göttingen den Buchhandel erlernt, und durch Heirath der Tochter des Buchhändlers Stein in Nürnberg die steinische Buchhandlung erhalten.

Im Frühjahre des Jahres 1806 versendete diese eine Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", welche über die Anmaßungen und Herrschsucht Napoleon's, die Zügellosigkeit und den Uebermuth seiner Truppen und die Stellung der deutschen Fürsten manch' wahres und hartes Wort sprach. Diese Schrift kam von der steinischen Buchhandlung an die stagesche Buchhandlung in Augsburg und von ihr an einen Geistlichen, Sonnenmeyer in Mettingen. Französische der deutschen Sprache kundige Offiziere, die hier in Einquartierung lagen, und denen die Schrift zu Gesicht kam, entrüstet über den Inhalt derselben, übergaben sie an den General Davoust, von dem sie an den Kaiser Napoleon eingesendet wurde. Dieser, als Despot natürlich der Presse abhold, erschrocken und bestürzt über den Beweis, daß Deutschland noch nicht ganz zertreten und mundtodt sei, beschloß ein abschreckendes Beispiel für alle solche Attentate zu geben.

Die über ganz Deutschland verbreitete französische geheime Polizei mußte ihre Netze ausspannen, und bald gelang es ihr, den Handelsmann Joseph Schoderer von Donauwörth, den Buchhändler Palm von Nürnberg, M. Merkel, Gastwirth in Neckarsulm, Joseph Jenisch, Commis der Buchhandlung Stagé in Augsburg, N. Kupfer, Buchhändler in Wien, und N. Eurich, Buchhändler in Linz, als der Verbreitung der Schrift verdächtig zu bezeichnen. Sie sollten zusammen vor einem französischen Kriegsgerichte abgeurtheilt werden; allein Alle außer Schoderer und Palm hatten sich durch die Flucht der Verantwortung entzogen. Schoderer wurde verhaftet, mit Palm vor das französische Kriegsgericht in Braunau gestellt, zum Tode verurtheilt, dann aber nach sechs Wochen begnadigt und entlassen.

Palm, der zur Zeit des Beginnes der Untersuchung in München auf der Dult war, erhielt hier die Nachricht von der gegen ihn eröffneten Unter-

suchung durch einen Brief seiner Frau, die ihm eine fruchtlose Durchsuchung seines Hauses meldete.

Er flüchtete nun in die damals preußische Stadt Erlangen (10. Aug. 1806), kehrte aber in der Sorge um die Seinigen nach Nürnberg zurück, wo er sich in seinem Hause versteckt hielt. Hier gelang es nun der geheimen Polizei, ihn durch eine unwürdige List zu fangen, indem sie einen zerlumpten Jungen mit einem Zeugnisse mehrerer Nürnberger Bürger, angeblich um eine Unterstützung für seine Mutter, eine Soldatenwittwe, bittend, in Palm's Haus sendete, der dessen persönliche Anwesenheit erbat, um sein Gesuch selbst bei ihm vortragen zu dürfen. Palm ließ ihn vor sich kommen und gab ihm eine Unterstützung — und wurde jetzt, da die Polizei nun seiner Anwesenheit gewiß war, (15. Aug.) von französischen Gensdarmen gefangen genommen. Man brachte ihn nach Ansbach in das Hauptquartier Bernadotte's, und dann nach Braunau (22. Aug.) vor das von Napoleon durch Berthier unter'm 6. Juli ernannte außerordentliche Kriegsgericht, welches, auf den 12. August zusammengerufen, aus dem Referenten Generalstabschef Binot und sieben Obristen bestand, und den Befehl hatte, den Angeklagten zu verurtheilen. Nach zwei, ohne Beistand eines Vertheidigers (der nicht erschienen war), mittels eines Dollmetschers abgehaltenen Verhören am 24. und 25. Aug. verurtheilte ihn sogleich das Kriegsgericht zum Tode, der in 24 Stunden durch die Kugel erfolgen sollte. Am 26. August früh 11 Uhr wurde ihm, der die Freiheit erwartete, das Urtheil verkündet mit der Verschärfung Binot's, daß es in drei Stunden vollzogen werde. Anfangs heftig erschrocken, faßte Palm sich wieder, nahm in einem tiefergreifenden Brief Abschied von den Seinen, und bereitete sich zum Tode vor. Die Bitten der Frauen und Kinder von Braunau um Gnade oder nur um Aufschub der Execution bei dem Festungskommandanten St. Hilaire blieben unberücksichtigt. Auf einem mit Ochsen bespannten Wagen, gebunden, unter tröstendem Zuspruche der würdigen Geistlichen Thomas Pöschl und Joh. Mich. Gropp wurde Palm inmitten von Soldaten auf den Richtplatz gebracht, und — hier Nachmittags nach zwei Uhr erfolgte die Hinrichtung. Sechs Soldaten hatten auf ihn geschossen, er stürzte und ächzte laut; drei nächststehende schossen ebenfalls auf ihn und fehlten; endlich liefen zwei Soldaten herbei, die ihm durch die an den Kopf gesetzten Gewehre die Hirnschaale zerschmetterten.

So wurde der Patriot ermordet, der eher in den Tod ging, als daß er Anzeiger des Verfassers des ihm so verderblichen Druckwerkes geworden wäre. Er wurde zu Braunau auf dem katholischen Kirchhofe begraben und ihm von seinen Kindern dort später ein Denkmal gesetzt.

Die anonyme Schrift wurde bei dem Buchdrucker Hessel in Altdorf gedruckt; für den Verfasser hielten einige den Grafen v. Soden, magistratischen Beamten zu Regensburg, andere den Oberfinanzrath v. Yelin zu München, andere den Rektor der Stadtschule zu Altdorf Johann Christian Adler, wieder andere den Advokaten Preu zu Altdorf; es liegt aber die

höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß Letzterer der Verfasser war, und selbst die Familie Palm hält ihn dafür, wenn gleich Palm selbst nie seinen Namen genannt hat.

Franz Xaver von Baader,

k. Oberstbergrath, Philosoph.

> Die mehrsten Menschen meinen, daß es lediglich in ihrem Belieben steht, ihre Bewunderung den wahrhaft Bewundernswerthen, ihre Liebe den Liebenswürdigen, ihren Glauben den Glaubwürdigen, sowie auch ihren Dienst ihrem rechtmäßigen Dienstherrn zu entziehen. Diese Menschen werden aber meist zu spät inne, daß sie hiemit aus der Freiheit der Noth heimfallen, das Nichtbewundernswerthe bewundern, das Nichtliebenswürdige lieben, dem Nichtglaubwürdigen glauben und demjenigen dienen zu müssen, der keines Dienstes werth ist.

Franz Baader, einer der scharfsinnigsten und tiefsten Denker unserer Zeit, der Philosoph der Zukunft, der dritte Sohn des kurfstl. Leibarztes Joseph Franz Baader zu München (der erste Sohn war Clemens Alois, geb. 8. April 1762, durch seine biographischen Werke rühmlich bekannt, der zweite Joseph), geboren am 27. März 1765, wurde schon früh durch seinen Vater den Naturwissenschaften zugeführt. Somnambule Zustände und eine folgende Gehirnentzündung, die Folgen der Entwicklung, hinderten in seiner ersten Jugend jede Anstrengung seines Geistes. Der zufällige Anblick der geometrischen Figuren des Euklid weckte den dumpf hinbrütenden Geist des Knaben, und in einem Jahre unausgesetzten Fleißes stand er seinen Brüdern in ihren Fortschritten gleich. Mit sechzehn Jahren besuchte er in Begleitung seines Bruders Joseph die Universität zu Ingolstadt, studirte daselbst und 1783 zu Wien die medizinischen Wissenschaften und erwarb sich 1785 zu Ingolstadt den Doktorgrad in diesen. Nach München zurückgekehrt nahm er an der ausgedehnten Ausübung der Heilkunde unter Leitung seines Vaters Theil; da ihn aber die Leiden der Kranken bei seinem gefühlvollen weichen Gemüthe zu heftig angriffen, entsagte er dieser Laufbahn und wandte sich nun ganz den Naturwissenschaften zu. Er bereiste 1787 die bayerischen Eisenwerke, und besuchte dann 1788 Freiburg, um sich dort unter dem berühmten Werner in der Bergwerkskunde vollends auszubilden. Hier trat er in freundliche Beziehungen zu Alexander von Humboldt und schrieb mehrere physikalische Schriften. „In meinem Brodstudium beginne ich mich bereits zu fühlen, und nur noch ein Jahr Stille und Muße zur Bildung, so trete ich Jedem unter die Stirne und nehme jedes Geschäft in meinem Fache über mich“, so schreibt er am 5. Juli 1789 an seinen Bruder. Nach drei Jahren eifrigen Studiums ging er, nachdem er die Bergwerke Norddeutschlands eingesehen hatte, 1792 nach England und Schottland.

Hier entstand seine erste philosophische Schrift: „Ueber Kant's Deduktion der praktischen Vernunft" die er im Jahre 1809 dem Drucke übergab. Das ihm nicht entsprechende Leben in England trieb ihn, obgleich ihm die Leitung einer Blei- und Silbergrube in Devonshire angetragen worden war, wieder in sein Vaterland zurück, und kurze Zeit nach seiner Rückkunft wurde er in Anerkennung seines Wissens 1797 zum charakterisirten, 1798 zum wirklichen Münz- und Bergrathe, 1799 zum Generaldirektionsrath im Berg- und Salinenwesen, 1800 zum Administrator des ersten Bergreviers München, in demselben Jahre (5. April) zum Oberbergmeister ernannt. In dieser Zeit erschienen mehrere seiner naturphilosophischen Schriften: „Ueber das pythagoräische Quadrat in der Natur" 1798, „Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" (1799).

Auf einer seiner Reisen zur Inspection einiger zu den bayerischen Krongütern gehörigen Bergwerke in Böhmen lernte Baader in Prag zufällig die schöne und anmuthige Tochter des Kreishauptmanns Baron v. Reisky, Franziska kennen, die ihm, 1800 angetraut, bis zu ihrem am 17. Jan. 1835 erfolgten Tode mehrere Kinder schenkte, von denen nur zwei, Guido und Julie, die Kinderjahre überlebten. Das Jahr 1807 brachte ihm seine Ernennung zum Oberbergrath und seine Aufnahme in die bayer. Akademie der Wissenschaften als frequentirendes Mitglied und zugleich in das Conseil des Mines zu Paris und in andere gelehrte Körperschaften. Neben seinen nicht unbedeutenden Berufsgeschäften und den hieher gehörigen Berufsschriften war Baader auch in dieser Zeit für die Philosophie schriftstellerisch thätig. Nachdem Baader zum Oberstbergrath ernannt worden, wurde ihm (16. November 1808) der ehrenvolle Auftrag, den Bergeleven Vorlesungen über Bergbaukunde und Probirkunst zu halten, die für seine Zuhörer ebenso anziehend als lehrreich waren. — Seine seit dem Jahre 1803 angestellten in bayerischen und österreichischen Glashütten fortgesetzten Versuche, mit Hilfe des Glaubersalzes Glas zu fabriziren, gelangen ihm im Jahre 1811 so erfolgreich, daß durch seine Erfindung eine bedeutende Verkürzung der Schmelzzeit, und dadurch Ersparung von Brennmaterial erzielt wurde. Im Jahre 1812 siedelte Baader mit seiner Familie in das von ihm erkaufte gräfl. waldkirchische Schlößchen in Schwabing über, wo er bis zum Jahre 1832 seine Wohnung behielt.

Eine von ihm im Jahre 1813 in der k. Akademie der Wissenschaften gehaltene Rede über die Begründung der Ethik durch die Physik brachte ihn mit der Direktion der Akademie, da diese seine Rede nicht drucken lassen wollte, in einen Conflikt, den er durch eine freimüthige und energische Erklärung an dieselbe zu seinen Gunsten wendete.

Auch er entging den Anfeindungen nicht, die jeden Hervorragenden verfolgen, es wurde bei seinem Könige die Beschuldigung gegen ihn vorgebracht, er habe dem österreichischen Gesandten Grafen v. Appony eine Liste Französischgesinnter übergeben; eine offene Darlegung seiner Unschuld aber machte diesen Angriff gegen ihn zu nichte.

Tief durchdrungen von der Wahrheit seiner Ideen und in der Absicht, ihnen einen größern Kreis des Wirkens in der Außenwelt zu geben, erließ er 1814 drei Schreiben an die ersten Potentaten des Continents, an die Kaiser von Oesterreich und von Rußland und an den König von Preußen, über die innigere Verbindung der Religion mit der Politik, welcher Kundgabe auch einsichtsvolle Würdigung nicht entging.

Als er im Jahre 1820 (27. Sept.) als Oberbergrath in den Ruhestand versetzt, hiedurch aber von den Arbeiten für diese Stelle befreit wurde, konnte er nun sich ganz seinen Studien über Philosophie und der Veröffentlichung der Resultate seines Denkens hingeben und er trat mit dem russischen Fürsten Galizin, Minister der geistlichen Angelegenheiten, in dauernde Korrespondenz, um ihm seine philosophischen Ansichten und sein Urtheil über den jeweiligen Stand der wissenschaftlichen Arbeiten mitzutheilen.

Im Jahre 1822 machte er mit einem esthländischen Baron Boris v. Yxkull, einem Schüler Hegel's, eine Reise nach Rußland, kehrte aber, da ihm die Polizei den Eintritt nach Petersburg verweigerte, über Berlin und Leipzig nach München zurück.

In seinem zweiundsechzigsten Jahre betrat er, als die Universität von Landshut nach München verlegt wurde, ohne Honorar den Lehrstuhl, und seine tiefgedachten mit hoher innerer Wärme und schlagendem Witz gehaltenen Vorlesungen über Religionsphilosophie verfehlten nicht, auf die zahlreich um ihn geschaarten Jünglinge und Männer einen erhebenden Eindruck zu machen. Seine durch den Tod seiner ersten Frau vereinsamte Haushaltung bewog ihn, sich mit Maria Robel am 29. Dez. 1839 zu vermählen, die in Liebe und Sorge ihn bis an seines Lebens Ende begleitete. Mit rastlosem Eifer beschäftigte sich Baader mit seinen Vorlesungen und den Schriften über Fragen der Weltweisheit und ihrer Stellung zur Religion, bis ihn die beängstigenden Leiden einer eingetretenen Brustwassersucht in seiner Thätigkeit hemmten, und seinem der Wissenschaft ganz gewidmeten Leben am 23. Mai 1841 ein Ende machte. Als Katholik geboren und in seinem innersten Wesen, in seiner kräftigen Persönlichkeit dieser Religion zugethan, starb er mit ihren Lehren und Aussprüchen in voller und ausdrücklicher Uebereinstimmung.

Er war nicht bloß ein seines Faches mächtiger technischer Beamter, er war, was ihn mehr auszeichnet, Philosoph, der, wenn er auch kein ausgebildetes philosophisches Schulsystem aufstellte, dennoch zu den ersten Weltweisen gerechnet werden muß, schon dadurch, daß er in unermüdlicher Forschung durch sein ganzes Leben bis in sein höchstes Alter das ganze höhere Wissensgebiet [1]) nach allen Richtungen hin, mit scharfem stets den Kern treffenden Blick, durch seinen tiefsinnigen durchdringenden Geist beleuchtet, befruchtet und für eine richtigere allgemeinere Erkenntniß aufgeschlossen hat

1) Gesammtausgabe seiner Werke von Professor Hoffman in 15 Bänden.

und zwar in einer Weise, daß er als der Aeltere selbst auf den großen Schelling schon am Anfange dieses Jahrhunderts, als dieser noch Professor in Jena war, anregend, ja bis zu einem gewissen Grade Richtung gebend, gewirkt hat. Der Schwerpunkt seiner philosophischen Bestrebungen fiel auf das religiöse Gebiet, wie er denn selbst seine Philosophie die des Gebetes nannte in dem Sinne, daß durch sie bei gewonnenem Verständnisse der tiefen christlichen Geheimnisse die mit vollem Bewußtsein anzustrebende Verbindung des Menschen mit Gott als Haupt- und Endziel erscheine.

Clemens Wenzeslaus Karl Joseph v. Raglovich zum Rosenhoff,

k. b. Reichsrath, General der Infanterie und Generalquartiermeister der Armee.

> Die Erhaltung der Unabhängigkeit des Nationalwohlstandes kann nur durch Nationalkraft bewirkt werden. . . . Die traurigen Ereignisse der neuesten Zeit haben wieder auf die alten allein richtigen Grundsätze zurückgeführt, daß das Volk bewaffnet und geübt sein müsse.
>
> Raglovich's Denkschrift über Nationalbewaffnung.

Dieser ausgezeichnete bayerische General stammt aus einer ursprünglich kroatischen, später in Kärnthen ansässigen Adelsfamilie und wurde am 29. Jan. 1766 zu Dillingen als der Sohn eines kurtrierischen Majors geboren. Seine erste und sorgfältige Erziehung erhielt er in seinem Geburtsorte und nach Ableben seines Vaters (1767) bei seinem Oheime in Klagenfurth, trat dann in das Marineinstitut zu Venedig und nach mehreren Jahren als Schiffsfähndrich in die österreichische Marine, auf Zureden seiner Verwandten aber in den deutschen Reichsdienst. Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier hatte ihm das Fähndrichspatent als Pathengeschenk gegeben, und so kam es, daß er 1780 als Hauptmann, 1786 als Major schon in den Reihen der deutschen Truppen erscheint. Seine erste Waffenthat verrichtete er bei der Erstürmung der Weißenburger Linien (13. Okt. 1793) und in den Gefechten bei Hagenau und Straßburg unter Wurmser. Durch die heldenmüthige Vertheidigung der Wolfsredoute bei Kehl während des Rheinübergangs Moreau's (24. Juni 1796), wo er durch Geistesgegenwart und Tapferkeit sich auszeichnete und eine ganze französische Division durch ein combinirtes Grenadierbataillon mehrere Stunden aufhielt, erwarb er sich die Achtung und das Vertrauen des Erzherzogs Karl, ebenso wie das seiner Waffengenossen in den ihm aufgetragenen Unternehmungen und Sendungen. Im Jahre 1797 betheiligte er sich unter General Provera an den Gefechten nächst Legnano und bei Mantua, und wurde 1799 am 25. März in dem Gefechte an der Martinsbrücke in Tyrol schwer verwundet, dann zum Zweitenmale 15. August desselben Jahres in der Schlacht bei Novi, in welcher Suwarow die verbündeten Oesterreicher und Russen gegen

Joubert und Moreau führte, beinahe tödtlich getroffen vom Schlachtfelde getragen.

Im November 1799 wurde er, vier Jahre nach seiner Ernennung zum Obristlieutenant, zum Obristen des Regiments Fürstenberg, bei dem er bisher gedient hatte, erhoben, und nahm als solcher mit seinem Regimente Theil an den Schlachten bei Engen, Stockach und vor Ulm 1800. Nach dem Frieden von Luneville 1802 trat er in bayerische Dienste in das zehnte Linieninfanterieregiment Junker über (1803), und befehligte schon vom Sept. 1806 an als General unter Deroy die sehr beschwerliche Belagerung von Glogau, welche Festung sich seiner ausgezeichneten Führung am 3. Dez. ergeben mußte. Die Uebergabe von Breslau (3. Jan. 1807) und Brieg (16. Jan.) waren gleichfalls Folgen seiner tüchtigen Anordnungen, seiner Tapferkeit, Kühnheit und Kaltblütigkeit. — Nicht die geringste seiner Waffenthaten war die nach einer langwierigen Belagerung und zurückgeschlagenen heftigen Ausfällen erzwungene Capitulation der in Montalembert's Systeme gebauten und von einem tapfern Commandanten vertheidigten Festung Kosel in Schlesien am 18. Juni 1807, wofür ihm der Max-Joseph-Orden zu Theil, und ihm die öffentliche Belobung wurde: „der Generalmajor v. Raglovich fand als Commandant des Blokadekorps Gelegenheit, seine militärisch-wissenschaftlichen Kenntnisse in eine für ihn sehr ruhmwürdige Ausübung zu bringen. Ungeachtet der Unzulänglichkeit der ihm untergeordneten Mittel beengte er durch wohlangebrachte Verschanzungen, Verhaue und Ueberschwemmungen den Wirkungskreis des Feindes so sehr, daß derselbe keinen Ausfall mehr machen konnte."

Als der Feldzug im Jahre 1809 eröffnet wurde, betheiligte er sich als Chef des Generalstabes bei der Schlacht von Abensberg, im heftigen Gefechte bei Ofenstetten 20. April, bei Eggmühl 22. April mit Auszeichnung und zog dann, nachdem Waffenstillstand geschlossen worden, mit der ersten Division nach Tyrol, wo er in den Gefechten bei Mauls, bei der Deckung des Rückzuges über den Brenner, in den blutigen Gefechten bei Lofer, Meleck, Berchtesgaden, Hall, Scharnitz und Innsbruck, bei der Erstürmung des Schlosses Ambras immer in gleicher Tapferkeit sich zeigte. Nach Beruhigung des Landes und nachdem die Truppen in die Garnison zurückgezogen waren, führte er das Commando seiner Brigade in Innsbruck unter Befehl des Kronprinzen Ludwig, der ihm seine hohe Achtung zollte. Während des russischen Feldzuges 1812 wurde er in der Schlacht von Polozk (18. Aug.), indem er in der nächsten Nähe des Feindes an der Spitze seiner Brigade einen Linienaufmarsch leitete, am Arme so schwer verwundet, daß er das Schlachtfeld verlassen und zur Heilung in die Heimath sich zurückziehen mußte, nicht ohne den Trost des an demselben Tage durch die Bayern errungenen Sieges. Am 24. März 1813 zum Divisionsgeneral ernannt, deckte er in geschlossenen Kolonnen mit seiner Division in der Schlacht bei Bautzen (21. Mai) das schon durch das überlegene Feuer der Russen sich zurückziehende Korps des Marschalls Oudinot, so daß es diesem gelingen konnte,

sich wieder zu sammeln; ebenso rettete er in der Schlacht bei Dennewitz (6. Sept.), nachdem das Ney'sche Korps zersprengt war, 550 Artilleriewagen und das ganze Gepäck, indem er jeden Anprall gegen die Russen und Schweden durch die Quarrées seiner Division schützte, nahm mit stürmender Hand (7. Sept.) das von den Preußen besetzte Dahme. Am 7. Sept. desselben Jahres leitete er, während die Reste des Neyischen Korps bei Trogau in Folge eines entscheidenden Angriffs der verbündeten Reiterei in ungezügelter Flucht über die Elbebrücke sich zurückzogen, in geschlossenen Kolonnen, deren Mitte die Geschütze einnahmen, den ruhigen und gesicherten Uebergang der Bayern über die Elbe. -- Obgleich durch harte Verluste auf ein Viertheil der anfänglichen Mannschaft zurückgebracht, deckte doch Raglovich nach der Schlacht von Dennewitz durch die feste und geordnete Haltung seiner Division den Rückzug Ney's und erhielt so die Reste des Neyischen Korps, seiner Geschütze und des Gepäcktrains.

Am 24. Sept. rückte er in Dresden mit seiner Division ein, um im Hauptquartier des Kaisers, der seinen Scharfsinn bei Entwurf der Operationen, wie seine Tapferkeit und Besonnenheit in der Schlacht und in der Wahl der Stellungen gleich hoch schätzte, seinen Rath zu ertheilen. Seine Berichte über die Ursachen und Wirkungen militärischer Bewegungen, auf das Trefflichste ausgeführt, erwarben ihm so hohe Achtung, daß Ney, Oudinot und der auch als Schriftsteller genannte Jomini sich häufig seines Rathes bedienten. Nachdem ihm durch zwei Befehle seines Kriegsherrn aufgetragen worden war, mit seinen Truppen nach Bayern zurückzukehren, der Abmarsch von den Franzosen aber verweigert wurde, übergab er den Oberbefehl an den General Maillot und kehrte über Leipzig, wo er die Schlacht in den berühmten drei Oktobertagen mitanzusehen Gelegenheit hatte, nach Bayern zurück.

Als König Max am 28. Okt. 1813 durch einen Aufruf an sein Volk dessen Theilnahme an der gesammten Landesbewaffnung und zur Vermehrung der Nationalwehrkraft zu beleben suchte, und an die Spitze der Organisirung derselben den Kronprinzen Ludwig berief, wurde Raglovich ihm beigegeben (3. Nov. 1813), durch dessen Eifer bald die Errichtung von Freiwilligenkorps, die Bildung der Nationalgarde und eine bedeutende Mehrung der Artillerie gelang.

Im zweiten französischen Kriege 1815 befehligte er die erste Infanterie-Division und warf bei Saargemünd die französischen Freiwilligen in die Flucht, worauf er höchst glücklich gewählte Stellung bei Luneville nahm. Nach einigen gegen die Franzosen glücklichen Gefechten beschoß er die Festung Marsal so wirksam, daß der Kommandant sich zur Uebergabe bereit erklärte, die aber Raglovich, höheren Befehlen zum Vorrücken folgend, seinem Nachfolger überließ. Nach dem Schlusse des Krieges bezog er sein Hauptquartier in Chaumont, mußte sich aber bald zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit in die Bäder von Plombières begeben. Nachdem durch den Vertrag vom 20. Nov. 1815 der Friede geschlossen und dessen Bedin-

gungen erreicht worden waren, führte er seine bayerischen Truppen in's Vaterland zurück, indem er hier wie immer den Ruhm der Tapferkeit, aber auch des Edelmuths und der Uneigennützigkeit geerntet hatte. Bei der Bildung der bayerischen Armee in zwei Armeekommandos erhielt er die Führung des ersten und selbst bei Verhinderung des Feldmarschalls dessen Dienstleistungen. Im Jahre 1816 (3. November) wurde er als Ritter des militärischen Maximilian-Joseph-Ordens und Offizier der k. k. französischen Ehrenlegion sammt seinen Abkömmlingen (vermählt mit einer Gräfin Migazzi, waren ihm zwei Knaben schon früh gestorben, sein Sohn Wilhelm als Major in österreichischen Diensten bei Befort 1815 geblieben; er hatte nur noch eine Tochter, Marie, die sich an den Grafen Manville verheirathete) in den Adelsstand erhoben. Außer diesen Auszeichnungen sind ihm noch der Hausorden vom hl. Hubertus (21. Dez. 1833), das Großkreuz des Verdienstordens (5. Apr. 1817), das Ehrenkreuz des Ludwigs-Ordens, des Kommandantengrades der k. k. französischen Ehrenlegion und die Inhaberstelle des k. zehnten Infanterieregiments (28. Okt. 1835), die Aufnahme als Ehrenmitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften ertheilt worden.

Hatte er sich bisher als Krieger in jeder Hinsicht hohen Ruhm erworben, so that sich ihm, dem wissenschaftlich gebildeten Mann, eine neue für sein Land höchst ersprießliche Thätigkeit auf, als er (30. März 1817) die Leitung des topographischen Bureaus erhielt. Auf seine reifen Kenntnisse und vielfache Erfahrungen gestützt, hauchte er neues Leben in diese Anstalt, indem er sowohl in topographischer als in literarischer Beziehung die Vermessung des Landes, wie die Bildung der damit betrauten Offiziere in's Auge faßte; er ließ den früher begonnenen topographischen Atlas von Bayern fortsetzen, führte eine bessere Zeichnungsmethode der Terrainunebenheiten ein, bereicherte das Institut mit den besten Karten, Büchern und Instrumenten, ließ hydrographische, geographische und Straßenkarten, Pläne der Städte Bayern's herstellen, und zu den Karten nachweisende Repertorien anfertigen. So wurde es ihm möglich, als Generalquartiermeister und Chef des Generalstabs (11. Dez. 1820) aus den also herangebildeten Offizieren (1822) einen Generalquartiermeisterstab zu bilden, mit dessen Bediensteten in regem Verkehr und mitwirkend, aller Geheimnißkrämerei fern, er die hohe Stufe begründete, die jenes Institut zur Zeit einnimmt. Im Jahre 1819 zum Reichsrathe ernannt, betheiligte er sich in gleich ruhmwürdiger Weise an allen Berathungen dieser hohen Körperschaft; zum General der Infanterie wurde er am 1. Jan. 1823 befördert.

Siebzig Jahre alt, unterlag er am 3. Januar 1836 einer längeren Krankheit, geliebt, geachtet und geehrt wegen seiner hohen Tugenden als Soldat wie als Mensch.

Von hoher Gestalt und ritterlichem Wesen, im Umgange heiter, wohlwollend und witzig, tief wissenschaftlich gebildet, voll Thatkraft und ohne Ermüdung, wohlthätig im Stillen, theilnehmend, tapfer im Felde und milde

gegen den besiegten Feind, immer thätig und anregend, war er eine Leuchte für seine Umgebung. Kommen einst ernste Zeiten, dann werden erst seine Verdienste um die militärische Aufnahme des Landes und die Bildung der hiezu nöthigen Kräfte ihre gerechte Anerkennung finden.

Karl Philipp Fürst v. Wrede,

k. bayer. Feldmarschall.

Virtuti pro patria.
Der Tapferkeit für's Vaterland.
Devise des Max-Joseph-Ordens und fürstl. wrede'schen Wappens.

Karl Philipp Fürst v. Wrede war am 29. April 1767 als der jüngste von vier Brüdern und zwei Schwestern dem Freiherrn Ferdinand Joseph v. Wrede, kurpfälzischen geheimen Rathe und Landschreiber, und seiner Gattin, einer Freiin von Jünger zu Heidelberg, geboren und von seinem Vater der juristischen und diplomatischen Laufbahn bestimmt. Nach dahin zielenden Studien auf der Universität daselbst, mit denen er die Forstwissenschaft verband 1784—1786, wurde er im Jahre 1792 zum Hofgerichtsrathe zu Mannheim, dann zum Assessor bei dem Oberamte in Heidelberg ernannt. Bei der Erneuerung des Revolutionskrieges 1792 am Rhein trat von Wrede als Forstmeister und Marschkommissär der kurpfälzischen Regierung bei dem am Rheine befindlichen österreichischen Armeekorps unter dem tapfern Fürsten Friedrich Wilhelm von Hohenlohe-Kirchberg ein, und errang sich bald dessen Zuneigung und Vertrauen in solchem Grade, daß er auf sein Zuthun zum Obermarschkommissär bei dem wurmserischen Korps mit dem Gehalte eines Obristen erwählt und mit einer Sendung an den Herzog von Braunschweig, dann nach Antritt der Regierung Max Joseph IV. mit einer Mission in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl zu Kloten bei Zürich betraut wurde. Auf den Wunsch des Erzherzogs, außer den kurpfälzischen, den Bewegungen der russischen Armee unter Corsakow folgenden Truppen am Unterneckar Mannschaft zur Disposition zu haben, übernahm Wrede als Obrist (1794) die Organisation eines freiwilligen Korps, mit dem und den ihm beigegebenen zwei Divisionen Szeklerhusaren und Schwarzenberguhlanen er 1799 in einem siegreichen Kavalleriegefechte bei Friedrichsfeld (14. Okt.) seine erste glänzende Waffenthat bestand, dem nicht minder glückliche Thaten bei Obrigheim am Neckar (4. Nov.), der Sturm auf Mannheim (8. Dez.), die Einnahme des Schlosses Langenzell, in dem er seine Mutter befreite, folgten, die seine ausgezeichnete Befähigung zum Kriegsdienste beurkundeten, und ihm die ehrendste Anerkennung seiner Obern bewirkten.

Als Moreau am 15. April 1800 über den Rhein setzte und der

Krieg neu ausbrach, erhielt er unter Generallieutenant v. Zweibrücken das Kommando über 6000 Mann, die sich bei Heidelberg sammelten, betheiligte sich in der Schlacht bei Möskirch (5. Mai) und deckte gegen die überlegene Macht Delmas den Rückzug der österreichischen Armee bis Ochsenhausen, ebenso mit ungeheuerer Anstrengung bei Memmingen (10. Mai) gegen Lecourbe. Zur Anerkennung seiner bewiesenen Tapferkeit wurde er am 15. Mai 1800 zum General ernannt.

In der Schlacht von Hohenlinden (3. Dez.) leitete er seine Brigade mit so viel Umsicht und Besonnenheit mitten durch den Feind, daß er sie, 6000 Mann stark, dem Erzherzoge Johann bei Mühldorf zuführen konnte. Nach dem zu Steyer abgeschlossenen Waffenstillstande (26. Dez.) reiste er im Auftrage seines Fürsten nach Wien, um dort Mißverhältnisse, welche zwischen beiden Höfen entstanden waren, auszugleichen, nach deren glücklicher Beseitigung er die zeitweise Waffenruhe zur Organisirung des bayerischen Heeres benützte. Am 28. Sept. 1804 erhielt er seine Ernennung als Generallieutenant. Als sich bei dem wiedereröffneten Feldzuge Frankreichs gegen Oesterreich Bayern am 23. Sept. 1805 zu Würzburg mit ersterer Macht verbündet hatte, rückte er als Befehlshaber der zweiten bayerischen Armeedivision mit Deroy gegen Weißenburg vor, vereinigte dort seine Truppen mit denen Bernadotte's, und zog als Vorhut der französischen Armee siegreich in die von dem österreichischen General Kienmayr bisher besetzte nun von ihm verlassene Hauptstadt seines Fürsten am 12. Okt. 1805 ein. Aus seiner Stellung zwischen München und dem Inn zog er in Vereinigung mit Bernadotte über Salzburg nach Klagenfurth, nun schon, da Deroy verwundet worden war, als Oberbefehlshaber des bayerischen Heeres, und deckte den Rücken des großen Heeres bei Brünn und Austerlitz gegen die 30000 Mann des Erzherzogs Ferdinand. Der siegreiche Ausgang der Schlacht von Austerlitz (2. Dez. 1805), zu der Wrede gerade im entscheidenden Augenblicke kam, ist theilweise seiner Mitwirkung zuzuschreiben. Am nächsten Tage bestand er ein ruhmvolles Gefecht bei Stecken, mußte sich aber nach einem gleich gut geführten, wenn auch unglücklichen Gefechte am 5. Dez. nach Iglau zurückziehen, wo er einige Zeit verweilte. Napoleon, seine Verdienste ehrend, ernannte ihn am Ende des Feldzuges zum Großoffizier der Ehrenlegion. Eine Krankheit verhinderte Wrede im nächsten Jahre, dem für Preußen so unglücklichen Kriege beizuwohnen, und erst im Februar 1807 konnte er wieder in Polen an der Seite des Kronprinzen Ludwig unter den Waffen erscheinen, wo er sich auf's Rühmlichste gegen einen überlegenen und tapferen Feind am 16. Mai bei Poplawy in der Nähe von Pultusk vertheidigte.

Auch im Jahre 1809, als Oesterreich den Krieg mit Frankreich und seinen Verbündeten wieder aufnahm, nahm Wrede als Oberbefehlshaber der zweiten bayerischen Armeedivision den rühmlichsten Antheil an dem Kampfe mit seiner bewährten Tapferkeit und Umsicht, indem er mit seinen durch Napoleon's Versprechungen begeisterten Truppen in der Schlacht von

Abensberg (22. April), bei Landshut, wo er die eroberten Kanonen des Feindes gegen ihn selbst gebrauchte, bei Neumarkt, wo er die Truppen des schon geschlagenen französischen Marschalls Bessiere's unterstützte, bis die Division Molitor zur Hilfe herbeieilen konnte, glänzend sich als Feldherrn bewährte. — Er rückte bis Lambach vor, wurde aber von Napoleon nach Tyrol abgeschickt, das sich gegen Frankreich erhoben hatte, schlug den österreichischen General Jellachich und nahm (19. April) Salzburg, nun zum zweitenmale, erstürmte den Strub- und Loferpaß (11. Mai), zersprengte des F. M. L. Chasteler Kolonnen (13. Mai) bei Wörgl, brannte und nahm Schwatz, dann Innsbruck und wurde so Meister des Innthales. Von hier zog er auf Befehl Napoleon's, indem er Deroy zurückließ, zur Hut der Donau nach Linz und auf Auffordern Berthier's nach Wien, um im rechten Augenblicke das schon geschwächte Korps Macdonald's in der Schlacht bei Wagram (6. Juli) zu ersetzen, und dem Kampfe mit vierzig Geschützen die glückliche Entscheidung zu geben. Wrede selbst, mit dem Napoleon vor der Schlacht den Schlachtplan in seinem Zelte berathen hatte, focht an der Spitze seiner Truppen mit unerschütterlichem Muthe, wurde von einer Kanonenkugel an der rechten Seite unterhalb der Rippen gestreift, nachdem ihm bereits ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, und mußte das Schlachtfeld verlassen, noch im Scheiden seine Soldaten ermahnend, der Ehre Bayerns nicht zu vergessen. In gerechter Würdigung seiner Verdienste ernannte ihn Napoleon zum französischen Reichsgrafen und schenkte ihm die säcularisirten Klostergüter Englzell, Mondsee und Stuben im österr. Hausruck- und Innviertel als Majorate und französische Lehen. Nach dem zwischen Wimpfen und Berthier abgeschlossenen Waffenstillstande brach Wrede, da in Tyrol der Aufstand sich wieder erhoben hatte, am 16. Okt. mit seiner Division dahin auf, zerstreute in mehreren Gefechten die Tyroler, nahm 25. Okt. Innsbruck und erstürmte die Verschanzungen am Berge Isel (1. Nov.), mußte aber, da ihn seine wankende Gesundheit zur Ruhe nach Bayern zurückrief, die gänzliche Vereinigung dieses Krieges aus der Hand geben. Am 1. Jan. 1811 wurde er zum General der Kavallerie ernannt.

Das Jahr 1812 begann; Napoleon zog zur Erfüllung des Verhängnisses nach Rußland, unterstützt von Preußen und Oesterreich. Bayern, das bisher bei den spanisch-portugiesischen Kriegen standhaft seine Mitwirkung versagt hatte, konnte hier nicht zurückbleiben, und Wrede führte 15000 Mann der französischen Armee zu, die in einer Gesammtstärke von gegen 500000 Mann gegen Rußland aufbrach. Auch hier bewies Wrede, wie früher, seine ausnehmende Tapferkeit in den Waffenthaten an der Düna, und im Treffen bei Polozk (16—18. Aug.), da er mit Deroy, der das erste bayerische Armeekorps kommandirte, dann nach dessen tödtlicher Verwundung am 18. August als Oberkommandant über sämmtliche bayerische Truppen einen vollständigen Sieg über die Russen erkämpfte, zwanzig Kanonen eroberte und 1500 Gefangene machte, bei dem nachher aber nothwendig

gewordenen Rückzug nach dem Brande von Moskau die Flucht der aufgelösten französischen Armee deckte und später mit größter Tapferkeit und bestem Erfolge diese Stellung (18. und 19. Okt.) gegen die Russen vertheidigte, und den Rest der Armee über die Wilia (Dez.) und ihrem Lande wieder zuführte. 30000 Mann hatte dieser Feldzug dem Vaterlande gekostet unter den furchtbarsten Leiden und Entbehrungen aller Art; und es war Wrede's Aufgabe, ein neues Heer zu sammeln und den Verlust an Geschütz, Pferden und Zubehör zu ersetzen. Aus dem Lager bei Schwabing brach er mit 30000 Mann am 12. August 1813 auf nach dem Inn den Oesterreichern entgegen. Müde, dem fremden Eroberer zu dienen, unterzeichnete Bayern durch Wrede am 8. Okt. den Vertrag von Ried mit den Oesterreichern gegen Frankreich, und schloß sich so für immer der deutschen Sache an. Das österreichische Heer zog nun unter Wrede in Eilmärschen von Landshut über Neuburg nach Würzburg, um dem bei Leipzig geschlagenen Feind den Rückzug zu verlegen. Wrede belagerte auf seinem Zuge Würzburg, welches General Turreau mit 5000 Mann besetzt hielt, und nahm es nach heftigem Bombardement am 26. Okt., versäumte aber hiedurch die Gelegenheit, die Pässe bei Schlüchtern zu besetzen, und hiedurch den Franzosen auf ihrem Rückzuge den Weg abzuschneiden. Er nahm Hanau am 29. Okt. und setzte nun seine geringe durch Russen und Oesterreicher verstärkte Macht von 40000 Mann dem Feinde, der 48000 Mann Fußvolk und 12000 Mann Reiterei zählte, entgegen.

Solcher Uebermacht zu widerstehen konnte nicht gelingen, Wrede warf sich selbst in's heftigste Gefecht und wurde an der Spitze seiner eine die Kinzigbrücke vertheidigende Batterie stürmenden Truppen von einer Flintenkugel in den Leib verwundet.

Schon am 12. Dez. eilte er, nun wiederhergestellt, zu der Armee an den Oberrhein, um das Oberkommando des fünften Armeekorps zu übernehmen, und auch in diesem Feldzuge zeichnete er sich durch seine Tapferkeit in dem Gefechte bei St. Diez, bei der Wiedereinnahme von Troyes, namentlich aber in der Schlacht bei La Rothière und Brienne (1. Februar 1814), in welcher er 23 Kanonen eroberte, aus; er schlug bei Roßnay den Marschall Marmont, eroberte Bar sur Aube (26. Febr.), wo er den Georgsorden erhielt, und nahm heldenmüthigen Antheil an der Schlacht bei Arcis sur Aube (21. März), errang den Siegeskranz allein für sich in der Schlacht bei La Fère Champenoise (25. März), nach deren Beendigung Kaiser Alexander von Rußland ihn umarmte und in Beisein vieler hoher Personen ihm die Versicherung gab: „Herr General! ich erkläre Ihnen feierlich, daß ich zu schwach bin, Ihnen diese Dienste, die Sie geleistet haben, und die über jeden Dank erhaben sind, zu lohnen." — König Max ernannte ihn am 7. März 1814 zum Feldmarschall. Die Verbündeten zogen nun nach Paris, welches am 31. März übergeben wurde, während Wrede's Korps mit den ihm beigegebenen Russen bei Meaux sich feststellte, um als Reserve zu dienen. Er selbst begab sich nach Paris, schloß

daselbst am 3. Juni 1814 den Vertrag mit Oesterreich ab, in welchem Tyrol gegen Würzburg an Bayern abgetreten wurde, und ergriff selbst Namens der Krone Bayern am 19. Juni Besitz von den Fürstenthümern Würzburg und Aschaffenburg. Seines Königs Dank äußerte sich in seiner Erhebung in den Fürstenstand (9. Juni 1814) und Dotirung mit dem Fürstenthume Ellingen als Thron- und Mannslehen (24. Mai 1815). Nach dem Pariser Frieden begab sich Wrede nach Wien, um in dem dort über die künftige Gestaltung Europa's stattfindenden Congreß Bayern's Ansprüche zu vertreten, was ihm, so schwierig die Aufgabe war, zur zeitlichen Zufriedenheit der betheiligten Mächte auch gelang.

Als aber Napoleon Elba verließ und den Krieg erneute, drang Wrede nach der Schlacht bei Waterloo mit seinem Heere von 60000 Mann am 23. Juni 1815 über die Saar und schlug sein Hauptquartier bei Auxerre auf, von wo er nach schnell beendetem Kriege in sein Vaterland (Oktober) zurückkehrte. Am 27. Nov. desselben Jahres erhielt er seine Ernennung zum Generalinspector aller militärischen Einrichtungen des Heeres. Nach dem Eintritte des Friedens begleitete er seinen König auf einer Inspectionsreise in die Pfalz und stand 1819 der in's Leben geführten Kammer der Reichsräthe als Präsident mit der männlichen Ruhe, Entschlossenheit und Vaterlandsliebe vor, die ihm in seinem bisherigen Leben Richtschnur gewesen waren. Nach dem Tode Kaiser Alexander's überbrachte er dem auf dem Throne gefolgten Kaiser Nikolaus die Glückwünsche seines Königs als außerordentlicher Botschafter nach Petersburg. Seit jener Zeit lebte er größtentheils auf seinen Gütern, ohne deßhalb seinen Antheil an den Staatsgeschäften aufzugeben, die ihm denn von König Ludwig, wie von König Max I., der ihm persönlich wohlwollend zugethan war, theils durch gesandtliche Sendungen, theils durch Berufung in den Staatsrath und selbst durch eine militärische Beruhigung der Pfalz zu Theil wurden. Kurze Zeit nach dem Lager bei Augsburg am 12. Dez. 1838 starb er zu Ellingen an Altersschwäche und wurde dort in der Familiengruft begraben.

Wrede war 18. März 1795 mit einer Gräfin von Wiser vermählt, aus welcher Ehe fünf Söhne und drei Töchter entsprangen. Seine Gemahlin ging ihm am 2. März 1837 im Tode voraus.

Seine Heldenbrust schmückten die höchsten Orden der größten Staaten des Continents; sein König befahl, daß das ihm als Inhaber gegebene Regiment Nr. 9 auf ewige Zeiten den Namen Fürst Wrede führen sollte, und seine Bildsäule ziert die Feldherrnhalle, seine Büste die Ruhmeshalle in München, ein Standbild seit 1860 einen Platz seiner Vaterstadt Heidelberg. Wenn Tilly durch sein organisatorisches Talent, durch kluge Pläne und deren gewandte schnelle Ausführung den Ruhm bayerischer Fahnen in der ihm gegönnten nur kurzen Zeit förderte, und den Ausgang des unternommenen Kampfes nicht erleben durfte, so war es Wrede in gleicher Vollkommenheit bei Errichtung von Truppenmassen, in kalter Besonnenheit, Tapferkeit und frischer unermüdeter Thätigkeit vergönnt, den Glanz seiner

vaterländischen Waffen zu sehen, und des glücklichen Ausgangs der durch und mit ihm erfochtenen Vergrößerung seines Landes, seines Werkes, sich zu erfreuen. Sein Name wird immer der kriegerischen bayerischen Jugend vorleuchten.

Christoph von Schmid,

Domkapitular zu Augsburg, Verfasser der Ostereier.

„Wenn die Blumen irdischer Freuden dahin gewelkt sind, bleiben uns dort über den Sternen höhere Freuden aufbewahrt.“

Schmid, Erinnerungen IV. 333.

Die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts sahen eine große Anzahl der trefflichsten und ächt christlichen Geistlichen in segensvoller Wirksamkeit, von denen hier nur Sailer, Sambuga, Roider, Zimmer, Wittmann, Fenneberg, Weber, Mastiaux, Weiller in Oberbayern und Schwaben, Gregel, Berg, Oberthür, Onymus, Zirkel in Franken genannt werden sollen, denen sich gleich ruhm- und segensreich Christoph v. Schmid anreiht, ebenso achtenswerth als Seelsorger, wie unerreicht als Jugendschriftsteller, der mit den Erstern in geistiger Wechselbeziehung und freundlichen Verhältnissen stand.

Die Milde und rein moralisch-religiöse Richtung seines Geistes, die unausgesetzte Thätigkeit in seinem Berufe als Seelsorger, die väterliche Fürsorge für die seinem Unterrichte übergebenen kleinen Schüler haben ihn ebenso beliebt gemacht, als seine der Jugend gewidmeten, ganz in ihrer Denkweise ohne Sentimentalität, Uebertreibung und ohne kirchliche Parteiung geschriebenen, in alle Länder selbst über den Ocean verbreiteten, in viele Sprachen übersetzten Schriften, die in Hütte und Pallast freudigen Eingang gefunden haben. Jugendfrische Anschauung, leichtes Anschmiegen der Darstellung an die Fassungskraft der Kinder, inniges Wiedereinleben in die reinen und unverdorbenen ersten Gefühle, ungekünstelte und gemüthvolle Sprache, treue Charakterzeichnung sind die ihre weite Verbreitung erklärenden Merkmale seiner Werke.

Christoph Schmid erblickte am 15. August 1768 zu Dinkelsbühl als der Sohn des deutschordenschen Beamten Friedrich Schmid und seiner Frau Therese, geborne Hartel, das Licht der Welt und erhielt von seinen braven und ganz ihren Kindern lebenden, von ihm bis in den Tod mit Achtung und Verehrung umfaßten Eltern eine sorgfältige und religiöse Erziehung, und im Kloster der Karmeliten und in den Schulen seiner Vaterstadt den ersten wissenschaftlichen Unterricht, während ihn zu gleicher Zeit sein Vater auf seiner Kanzlei mit Rechnungen und andern vorkommenden Arbeiten beschäftigte, um ihn mit dem gebräuchlichen Style bekannt zu machen.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien in Dillingen übernahm er daselbst eine Hauslehrerstelle bei dem geheimen Rathe und Archivar von Weber und widmete sich hier dem Studium der Theologie, in der ihm der edle Sailer, welcher 1784 als Professor der Moralphilosophie und Pastoraltheologie dahin berufen war, freundlicher und gelehrter Führer war; er blieb ihm bis an seinen Tod wahrhaft ergebener Freund.

Nachdem er am 17. August 1791 zum Priester geweiht worden, übernahm er eine Kaplanei zu Nassenbeuern, später zu Seeg, und dann das Schulbenefiziat in Thannhausen (1796).

Zugleich mithelfend am Pfarrdienste widmete er hier seine ganze Sorge dem Unterrichte der Schulkinder mit solcher Liebe und eingreifenden Erfolge, daß seine Schule mit Recht ein Muster genannt wurde. Voll Freundlichkeit im Umgange, wußte er bei seinen Schülern Interesse für Naturgeschichte, Ehrgeiz durch öffentliche Prüfungen, Neigung zur Musik und offenen gläubigen Sinn zu wecken, und wie er Liebe predigte und lehrte, so übte er sie auch aus, indem er, Rather und Helfer in allen Angelegenheiten seiner Pfarrangehörigen, von seinem geringen Einkommen Arme und Dürftige in allen ihren Nöthen nach besten Kräften unterstützte und selbst aus seiner Küche den Kranken und Nothleidenden Speise spendete. Behufs des Unterrichtes verfaßte er hier (1801) seine biblische Geschichte für die Jugend, den Erstling seiner Muße, dem 1810 Genovefa, 1816 die Ostereier, 1821—1826 seine Erzählungen für Kinder, Heinrich v. Eichenfels, Rosa von Tannenburg, der Weihnachtsabend u. s. f., die Erinnerungen aus seinem Leben, im Ganzen 54 Schriften folgten.

Um seine liebe Schule nicht verlassen zu müssen, schlug er einen Ruf als Professor der Pädagogik und Aesthetik am Lyceum zu Dillingen aus. Da aber das Einkommen seiner Stelle äußerst gering, dabei sehr hoch besteuert war, so entschloß er sich endlich nach beinahe zwanzig dem Schuldienst geweihten Jahren, die ihm übertragene Pfarrei zu Oberstadion in Württemberg anzunehmen (1816), und schied so von Thannhausen, dessen Bewohner mit aufrichtiger Trauer ihrem Wohlthäter das Geleite gaben. Auch in seiner neuen weit besser dotirten Stellung bewies er sich als wahrer Vater seiner Gemeinde, namentlich in dem Theuerungsjahre 1817, wo er auf's Thätigste der Armen sich annahm; zugleich blieb er seiner Vorliebe für die Schule treu, indem er immer in seiner einfachen und herzlichen Weise den Religionsunterricht ertheilte. Während dieser seiner Wirksamkeit wurde ihm eine Professur der Moral- und Pastoraltheologie zu Tübingen, dann das Direktorium des Klerikalseminars zu Rottenburg und der Uebertritt in fürstl. sigmaringische Dienste angeboten, allein er lehnte sie ab. Als König Ludwig von Bayern den Thron bestieg, berief er auf Sailer's Antrag Schmid in Anerkennung seiner Verdienste als Domkapitularen nach Augsburg (1826), welch ehrenvoller Beförderung er nun auch folgte und am 21. Mai 1827 in den Chor trat. Die k. bayerische Regierung konnte seine Verdienste um die Schulen nicht besser ehren, als

daß sie ihn (1832) zum Kreisscholarchen ernannte, als welcher er mit Gotthilf Heinrich v. Schubert eine Naturgeschichte für die deutschen Schulen, einen Katechismus für das Bisthum verfaßte und immer gleich eifrig an seinen Jugendschriften zu arbeiten fortfuhr. So fortgesetzte nützliche Thätigkeit für das allgemeine Beste ehrte die k. Regierung, indem sie ihm (1837) den Verdienstorden der bayr. Krone ertheilte. Schmid hatte sich in allen Lebensstellungen und, an allen Orten seines Aufenthaltes die treuste Verehrung und herzliche Liebe seiner Umgebung erworben, so daß er überall, wohin er wiederzurückkehrte, und auf seinen öfters seiner Gesundheit wegen unternommenen Badreisen die gastfreundlichste, freudigste und ehrenvollste Aufnahme fand.

So war der Tag seines Priesterjubiläums (August 1841) für seine Vaterstadt, ihre Behörden und Einwohner, unter denen er ihn feierte, ein Tag des Jubels und der höchsten Ehre für ihn, die ihm die Bewohner Dinkelsbühls erwiesen, denen sich Beglückwünschungsschreiben des augsburgischen Domkapitels und seines Bischofs Richarz anschlossen, der ihm schrieb: „Was Sie in diesen fünfzig Jahren gewirkt als Seelsorger und Kinderfreund, das haben Engel in's Buch des Lebens eingetragen und der göttliche Kinderfreund wird es belohnen am Tage der Vergeltung."

Ebenso feierte die Stadt Augsburg seinen achtzigsten Geburtstag (15. August 1847) „als Erntejubeltag des Geistes und des Herzens, eine Feierstunde der Ehren für einen treuen Arbeiter nach langem und wohlvollbrachtem Tagwerke", durch eine Festlichkeit, an der die Regierungsbehörden, der Stadtmagistrat, Deputationen aus Dinkelsbühl und aus Württemberg, die Kinder in sinniger, erhebender und rührender Weise unter Ueberreichung von Festgeschenken Theil nahmen, und zu der König Ludwig und der ihm sehr befreundete ehrwürdige Fürstbischof v. Diepenbrock Glückwünsche sendeten. Diesen Ehren folgte seine Ernennung zum Doktor der Theologie durch die Universität Prag (1847) und zum Komthur des bayer. St. Michaelsordens (1850) durch König Maximilian. Als Schmid im Jahre 1854 zwei Bändchen der Erinnerungen aus seinem Leben dem König Ludwig zusendete, in denen er die Zeit seines Umgangs mit Sailer beschrieb, schrieb ihm der König: „So eben habe ich Ihre Erinnerungen an Sailer beendet, Thränen stehen in meinen Augen. . . . Schmid's Kinderschriften, wie trefflich sind solche! Hätten Sie, die Sie so viele gute verfaßt, auch nur diese aufgesetzt, würden Sie schon segenverbreitend sein."

Bis in sein vierundachtzigstes Jahr erfreute sich der rüstige, heitere edle Mann einer dauernden Gesundheit, die er durch häufige Bewegung und einfache Lebensweise zu erhalten suchte; doch jetzt trafen ihn herbe Schicksalsschläge durch den Tod zweier seiner Schwestern, und einiger seiner besten Freunde. Zwar tröstete ihn einigermaßen die Theilnahme, welche die damals in Augsburg versammelten Bischöfe von Bayern durch einen Besuch bei ihm (26. Juli) kund gaben; allein die Schwächen des Alters

waren gekommen, er erlag in wenigen Tagen der damals herrschenden Cholera am 3. September 1854 „vollkommen ruhig und in Gottes Willen ergeben" und ruht nun im domkapitelischen Begräbnisse des Kirchhofes in Augsburg.

„Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich", diesem Spruche unsers Heilands widmete er sein Leben.

Immer werden ihm der Jugend warme Gefühle, ihr sein Name erhalten bleiben.

In Dinkelsbühl, seiner Vaterstadt, hat ihm dankbare Liebe ein Denkmal errichtet; dasselbe von Prof. Widnmann modellirt, von Inspektor Miller gegossen, stellt ihn im Domherrngewande in Mitte zweier Kinder, die aufmerksam seinen Erzählungen lauschen, dar, und wurde unter entsprechender Feier am 12. Okt. 1859 enthüllt.

Dr. Ignaz Döllinger,

k. Obermedizinalrath und Professor zu München.

> „Zwei Heiligthümer hat die Menschheit: die Wahrheit und die Schönheit. In der Erkenntniß jener, in der Darstellung dieser erstrebt der menschliche Geist seine Vollendung."

Wenn es auch nicht möglich ist, das Bild dieses Mannes, dessen körperliche Hülle durch ihre Größe, Kraft und Schönheit den geistigen Eigenschaften desselben gleichsam entsprach, in so getreuer Färbung, wie es im Leben erschien, zu vergegenwärtigen, wenn es kaum gelingen kann, den Eindruck seines ehrfurchtgebietenden Hauptes, die Klarheit seines Blickes zu schildern, wenn es schwer wäre, einen richtigen Begriff von seiner allzeit festen, körnigen, wahrhaft deutschen Natur zu geben, in welcher derselbe die reichste Phantasie, den schlagendsten, oft sarkastischen Witz mit dem richtigsten Urtheile, der lebhaftesten Auffassungsgabe und dem treusten Gedächtnisse glücklich vereinte; so ist es doch möglich und eine liebe Pflicht, der dankbaren Anerkennung Worte zu leihen, mit welcher die unmittelbaren Schüler desselben seines liebreichen Verkehrs im persönlichen Umgange — die Koryphäen der Wissenschaft seine großen Leistungen auf diesem Gebiete — die Mitbürger seiner Verdienste um das Vaterland im Allgemeinen gedenken. Wir wollen es daher versuchen, den Bildungsgang und die umfassende und nachhaltige Wirksamkeit dieses Heroen der Wissenschaft hier, in kurzen Umrissen wenigstens wiederzugeben.

Ignaz Döllinger, der Sohn des gleichnamigen fürstl. Leibarztes und Professors an der Universität zu Bamberg, geboren am 24. Mai 1770, erhielt seine erste gelehrte und sorgsame Erziehung von seinem als Arzt und Lehrer hochgeachteten Vater. Nach Vollendung der Gymnasial-

studien, in denen er sich in alten und neuen Sprachen ausbildete, widmete er sich den philosophischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Wissenschaften, zu denen in ihm von seinem Vater die Neigung geweckt worden an der Universität seiner Vaterstadt, die er dann an der gleichen Anstalt zu Würzburg unter dem berühmten Kaspar Siebold, Thomann und Pickel unter besonderm Schutze des in Franken in Ehre und Liebe heute noch umfangenen Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal fortsetzte, dessen er noch in seinen spätesten Jahren mit der größten Achtung und Verehrung gedachte. Mit den nöthigen Mitteln durch die Freigebigkeit seines Fürsten, der die geistige und sittliche Veredlung seines Volkes als Gewissenssache betrieb, unterstützt, konnte Döllinger die damals in den medizinischen Wissenschaften berühmtesten Universitäten Wien und Pavia besuchen, auf welcher letzterer er in der klinischen Schule zu Füßen J. P. Frank's und Scarpa's in die Mysterien der Heilkunde eingeführt wurde. Oft bemerkte er noch in spätern Jahren, es sei ihm Bedürfniß und Genugthuung, seines geehrten Lehrers Scarpa in jedem Jahre wenigstens einmal in dankbarem Gefühle öffentlich zu gedenken.

Scarpa's gleichartige Natur zog ihn magnetisch an, und die in Pavia erhaltene Richtung war die Grundlage der spätern außerordentlichen Erfolge seiner fortgesetzten umfassenden Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen des Wesens der organischen Gebilde.

Als aber in Folge der französischen Revolution die Vorlesungen zu Pavia geschlossen wurden, kehrte er im Jahre 1793 nach Hause zurück, erhielt 1794 den Doktorgrad und wenige Wochen nachher seine Ernennung als Professor an der Universität zu Bamberg, und trat somit in die seinem innern Berufe entsprechende, von ihm mit Auszeichnung verfolgte Laufbahn. Neun Jahre lehrte er Physiologie und Pathologie an dieser Universität, die sich einer berühmten Medizinalschule erfreuen konnte, an der Andr. Röschlaub, der geistreiche Vertheidiger der Erregungstheorie, und der geniale Markus den Studirenden wissenschaftliche Führer waren. Bei der in Folge des Reichsdeputationsschlusses vom Jahre 1802 erfolgten Auflösung der geistlichen Fürstenthümer Bamberg und Würzburg und der dabei vorgenommenen Aufhebung der Universität Bamberg wurde Döllinger als ordentlicher Professor an die medizinische Fakultät der Universität Würzburg 1803 berufen, die damals durch die auf Veranlassung des Generalkommissärs Grafen Karl v. Türkheim geschehene Beiziehung der tüchtigsten Kräfte eine der ersten in Deutschland war. Hier übernahm er das früher von Kaspar von Siebold, dann von Hesselbach, endlich von Dömling gelehrte Fach der Anatomie, und indem er dieses mit der Physiologie verband, wurde er der Gründer der neuen anatomisch-physiologischen Schule daselbst, der begeistert aus allen Theilen Deutschlands und selbst aus Rußland und Polen zahlreiche Schüler zuströmten, die, ihrem anregenden Lehrer ganz ergeben, seine Lehre sich zum Angelpunkte ihrer Studien machten.

Niemand war aber auch geeigneter als Döllinger, durch seinen geistreichen, gerade auf die Hauptsache hinzielenden, selbst die trockensten Theile der Anatomie, die Knochenlehre, mit treffendem Witz belebenden freien Vortrag, durch seine in Mitte der Schüler geleiteten Secirübungen, welche durch seine ausgezeichnet kunstfertige anatomische Einspritzung wesentlich an Klarheit gewannen, durch den Reichthum seines gründlichen Wissens den Fleiß seiner Schüler zu heben und zu kräftigen, und so wurde er der Mittelpunkt des medizinischen Studiums und zugleich der Haupthebel des damaligen außerordentlichen Rufes jener Universität.

Aus der gründlichen Kenntniß der seine Wissenschaft ergänzenden, von ihm seinen Schülern und Söhnen vorgetragenen Fächer der Chemie, der Zoologie, Botanik und Mineralogie hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrungen, daß eine bedingende Wechselwirkung der in der Natur vorkommenden Organe bestehe; er betrachtete sie daher mit dem klaren Auge des philosophischen Naturforschers, dem die Grundursache des Allbewegenden und die nicht zufällige, sondern nothwendige gegenseitige Verbindung als Zweck des Vorhandenseins erscheint. Aber nicht allein in diesen Zweigen der Wissenschaft bewegte er sich, die Werke unserer großen deutschen Klassiker, Tieck, Göthe, erfrischten seinen regen Geist, und mit Liebe hing er der malerischen und plastischen Kunst an, deren Gebilde er in Spuren der Verwandtschaft der Völker in geistreicher Weise nachzuweisen wußte.

Durch ihn wurde zuerst und mit aller Thatkraft das Mikroskop in die Anatomie eingeführt, zu dessen Vervollkommnung er sich mit Fraunhofer und Merz in Verbindung setzte, von welchen bereitwillig unterstützt, er bedeutend verbesserte Instrumente erzielte, deren Anwendung in der Anatomie wesentliche Fortschritte zur Folge hatte. Wenn auch nicht gerade Erfinder der vergleichenden Anatomie, so war er doch der Erste, der eine Schule derselben gründete, die öffentliche Aufmerksamkeit ihrer Bedeutung zuwandte und sie durch seine Zergliederung der Wirbelthiere, namentlich der Fische förderte. Seine zuerst und mit der ihm eigenen Gründlichkeit vorgenommenen Untersuchungen über die Entwicklung des Hühnchens im Ei, zu denen er sich mit dem tüchtigen Kunstkenner, Zeichner und Kupferstecher d'Alton und 1816 mit Chr. Pander verbunden hatte, und die er mit Ueberlegenheit leitete (zum Behufe deren er nach und nach an über 2000 Eiern Beobachtungen anstellte), warfen ein helles und schlagendes Licht in die Entwicklungsgeschichte der Embryonen der Menschen und Säugethiere; ebenso haben seine Forschungen über den Blutumlauf, die Funktion der Milz, die Vorgänge bei Entzündungen und die Evolution des Gehirns der Medizin die dankenswerthesten Vortheile gebracht. Seine durch alle diese wissenschaftlichen Bemühungen und Erfolge hervorragende Stellung hatte ihm einen europäischen Ruf erworben, dessen anerkennende Folge seine Ernennung als Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes, selbst der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, und der k. Akademie der Wissenschaften in München 1819 war.

Als der berühmte Anatom Sömmering im Jahre 1823 die k. Akademie der Wissenschaften, an der er achtzehn Jahre gewirkt hatte, verließ, um sich in Frankfurt niederzulassen, wurde Döllinger, der viele geistige Aehnlichkeit mit ihm hatte, die Ehre zu Theil, dessen Nachfolger zu werden. Auch in diesem seinem Wirkungskreise that er sich rühmlich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten hervor und namentlich war der Neubau des anatomischen Theaters, das nach seinen Plänen und unter seiner Leitung, gleich dem 1817 in Würzburg verbesserten Gebäude, errichtet wurde, sein Verdienst. Im Jahre 1827 erwählte ihn die mathematisch-physikalische Klasse der Akademie zu ihrem Sekretäre, welche Würde er bis zum Jahre 1836 behielt.

Seine Berufung von Würzburg an die Akademie nach München entzog ihn auf einige Zeit dem Lehramte, dem er jedoch bei der Verlegung der Universität von Landshut in die Reichshauptstadt wieder gegeben wurde, indem er das Lehrfach der menschlichen und vergleichenden Anatomie erhielt.

Die allgemeine Achtung seiner akademischen Genossen berief ihn auch im zweiten Jahre des Bestehens der Universität in München als Rektor derselben; dieselbe Verehrung zeigte sich, als er im Jahre 1834 sein vierzigjähriges Doktorjubiläum feierte, wo Collegen und Schüler in Kundgabe ihrer ihm zu beweisenden Liebe und Achtung wetteiferten, und bei seiner Ernennung zum Mitgliede des Obermedizinalausschusses (1833). In Anerkennung seiner hohen Leistungen wurde ihm 1838 der Titel eines Obermedizinalrathes und 1839 der Orden vom h. Michael zuerkannt. Wenn auch bei seinem nun vorgerückten Lebensalter, und bei mancher Mißstimmung, die theilweise aus der geschehenen Trennung der Physiologie und Anatomie von seinem Lehrfache herrührte, seine Wirksamkeit als Lehrer der Hochschule München's nicht so glänzenden Erfolg und so sichtliche Früchte trug, als früher in Würzburg, so war doch die Liebe seiner Zuhörer zu ihm ungetheilt, und viele und treffliche Namen gingen aus seiner Schule hier hervor, die seiner Lehre hohe Ehre machten.

Eine Vergiftung, die er sich bei Section einer Leiche 1827 zugezogen hatte, deren Wirkung nicht ganz zu entfernen war, dann ein Choleraanfall im Jahre 1836, der ihn an den Rand des Todes brachte, hatten einen entschieden verderblichen Einfluß auf den sonst kräftigen Körper, dessen Verdauungsorgane wesentlich gelitten hatten; es zeigte sich eine merkliche Abnahme der geistigen und körperlichen Kräfte.

Neue Hoffnung brachte er 1839 aus einem Besuche des Bades von Gastein und nach einer Reise nach Wien und Dresden nach Hause zurück; allein das vorhandene Uebel nahm zu und er erlag ihm trotz der sorgfältigsten Behandlung seiner Freunde Pfeufer und Walther am 14. Jan. 1841. Er hinterließ, nachdem seine Frau Therese, Tochter eines fürstl. Hofkammerrathes Schuster in Bamberg, ihm im Jahre 1838 nach vierzigjähriger Ehe im Tode vorangegangen war, drei Söhne und zwei Töch-

ter, von welch Erstern der Erstgeborne Nachfolger seiner Würden in der Akademie der Wissenschaften wurde, und auf dem historischen Gebiete durch großartige Anschauungen ebenso ausgezeichnet, als sein Vater es auf dem der anatomischen Wissenschaft war, die beiden Andern in Amerika sich befinden.

Johann Georg Heine, Orthopäd. Dr. **Bernhard Heine,** Erfinder des Osteotoms. **Joh. Kaspar Schnetter,** Instrumentenmacher. **Traugott Ertel,** Mechaniker.

> Das ist's ja, was den Menschen zieret,
> Und dazu ward ihm der Verstand,
> Daß er im innern Herzen spüret,
> Was er erschafft mit seiner Hand.
>
> Schiller in der Glocke.

Vier Männer, die das Gewerbe der Kunst und Wissenschaft näher brachten, und letzterer unendlichen Vorschub leisteten, deren Namen europäischen Klang hat, nennen wir hier in Stolz und Freude. Johann Georg Heine, geboren zu Lauterbach im württembergischen Schwarzwalde am 23. April 1770, ein Bauernsohn, zeigte schon früh Neigung zum Stande eines Feuerarbeiters. Nach erstandener Lehre als Messerschmied in einem nahe gelegenen Städtchen, durchwanderte er dann als Geselle Norddeutschland, und hatte sich nach einiger Zeit schon einen so guten Ruf seiner Thätigkeit erworben, daß er, als die medizinische Fakultät in Würzburg 1798 einen tüchtigen Instrumentenmacher suchte, von Berlin aus als solcher empfohlen wurde. Nach erstandener Meisterprüfung und seiner Verehelichung mit einer Bürgerstochter, die ihm die Mittel lieferte, sich zu etabliren, gingen bald aus seiner Werkstätte die trefflichsten chirurgischen Instrumente hervor, so eine verbesserte Amputationssäge, eine neue Extensionsmaschine, künstliche Glieder und Bruchbänder, eine Trepankrone ꝛc. Dabei versäumte er nicht, die Anatomie und die Secirübungen zu besuchen, und studirte mit Eifer namentlich die Knochen- und Bänderlehre des menschlichen Körpers.

Durch diese seine Studien und praktischen Versuche kam er auf die Idee, abnorme Knochenbildungen und Muskelstellungen durch eine Kreuzfeder und Spannung in die normale Richtung zu leiten, welche er nun auch auf Bruchbänder und ähnliche chirurgische Hilfsmittel anwendete. Im Verlaufe seiner mit unermüdetem Eifer fortgesetzten Bemühungen, die Feder in mancherlei Form wirksam zu machen, kam er auch auf die Fertigung künstlicher Glieder (seine Beschreibung eines neuen künstlichen Fußes nebst einer mathematisch-physiologischen Abhandlung über das Gehen und

Stehen 1811). Vielfache Bestellungen verbesserten seine Lage, die er nun benützte, um künstliche Füße und Maschinen für Knieverkrümmungen, Luxationen des Hüftgelenkes rc. zu fertigen, welche, wenn sie ihm auch keinen besondern pekuniären Vortheil brachten doch großen Ruf verschafften. Die Regierung richtete ihr Augenmerk auf ihn, belohnte ihn mit der goldenen Civilverdienstmedaille, und räumte ihm Wohnung in einem öffentlichen Gebäude (dem ehemaligen St. Stephanskloster) ein, wodurch es ihm möglich wurde, seine Patienten in seiner nächsten Umgebung zu haben, wenn er sich gleich auch bei der Ausdehnung seiner Werkstätte für seine Familie nämlich beschränken mußte. Er richtete nun für die Nacht Streckbetten, für den Tagsgebrauch den mit der elastischen Feder versehenen Kopfkranz und Beckengurt und für Rückenkrümmungen Compressionen als Schwungfedern und Federpresse für seine Leidenden ein, die er immer weiter auszubilden strebte, und welche wahrhaft Bewunderuswerthes leisteten. Der Erfolg einer mit der Prinzessin M. v. Schwarzenberg, in augenscheinlichster Hoffnung des Gelingens, längere Zeit geführten orthopädischen Behandlung, wurde ihm durch religiöse Einwirkung des Fürsten v. Hohenlohe, der man die Heilung zumaß, entrissen, ein Ereigniß, welches nicht geringes Aufsehen damals erregte; lohnender war seine Heilung einer Verwandten der Königin Amalie von Schweden, was die Königin Caroline von Bayern veranlaßte, seine Anstalt unter ihren Schutz zu nehmen. Um diese Zeit wurde er zum Assessor der medizinischen Fakultät und Demonstrator der Orthopädie ernannt und ihm zur Vergrößerung seiner Heilanstalt weitere Räumlichkeiten überlassen, die sich in kurzer Zeit mit Hilfesuchenden füllten, während sein Ruf den Continent durchdrang.

Vielfache glückliche Kuren, die Achtung selbst der höchsten Personen, die ihn auszeichneten, die alleinige Herrschaft in seiner Sphäre bildeten in ihm eine Selbstschätzung, welche ihn veranlaßte, seine Wirksamkeit auch auf innere Krankheiten auszudehnen, was natürlich den Stand der Aerzte ihm ungeneigt machte, und ihm manche Unannehmlichkeit zuzog. Dieß bewog ihn, Würzburg zu verlassen, und unter Ablehnung von Anerbieten in Sachsen und Baden nach Scheveningen in Holland überzusiedeln, wo er das Seebad mit seiner Kurmethode verbinden wollte. 1829 traf er in Haag ein, wo er ein neues Institut gründete und für sein Streben mit dem holländischen Löwenorden belohnt wurde.

Auch hier blieb ihm bei seiner Individualität und seinem Eingreifen in die eigentlich ärztliche Praxis und oft in das Familienleben manch herber Augenblick, den er durch schriftstellerische Versuche, die ihm weniger Anerkennung als pekuniären Verlust brachten, zu lindern suchte. Diese unausgesetzten, selbst sein Vermögen beeinträchtigenden, seine Gesundheit untergrabenden Arbeiten schwächten seinen von frühern Mühen angegriffenen Körper und er erlag, den Beistand der Aerzte verschmähend und eignen Mitteln trauend, der rastlos sich steigernden Krankheit, die sich auf Lunge und Herz geworfen hatte, am 7. Sept. 1838 zu Haag.

Sein Körper ruht auf dem Kirchhofe zu Würzburg, wo eine Bildsäule mit der ihn kennzeichnenden Feder in der Hand sein Andenken ehrt.

Selbst war der Mann und eignem eifrigem Ringen verdankte er seinen ruhmvollen Namen.

Dr. Bernhard Heine.

„Meine Ideen sind es, die mir keine Ruhe lassen, sie verfolgen mich rastlos, das ist meine höchste Qual."

In der Werkstätte seines obgenannten Onkels legte **Bernhard Heine**, zu Schramberg im Württembergischen am 20. Aug. 1800 als der Sohn eines Bürgers daselbst geboren, den ersten Grund seiner mechanischen Fertigkeit, zugleich die wissenschaftlichen Anstalten Würzburgs zu seiner geistigen Ausbildung, namentlich durch eingehende Studien der Anatomie, als Grundlage der Chirurgie, benützend. Nach mehrjährigen Reisen übernahm er, mit Kenntnissen ausgestattet und mit vergrößertem Gesichtskreise, 1822 die Leitung der Werkstätten seines Oheims, indem er dabei seine Forschungen in der Anatomie fortsetzte und Verbesserungen jeder Art in chirurgischen Werkzeugen und Verbänden erfand und einführte. Gestützt auf reiche Naturanlagen, mit durchdringendem Verstande und scharfer Beobachtungsgabe, nichts als Thatsache anerkennend, was nicht erwiesen war, mit rastlosem Fleiße verfolgte er sein Ziel: Knochengebrechen des menschlichen Körpers durch Vergleichung und Studien an Thieren zu beobachten und zu entfernen, und so der Chirurgie Mittel an die Hand zu geben, Operationen, die bisher gar nicht oder nur sehr unvollkommen möglich waren, auszuführen.

Nach langen, mit großem Scharfsinn und unermüdeter Geduld gemachten Versuchen gelang ihm seine großartige Erfindung: das Osteotom, eine frei um ihren Träger sich bewegende, oval laufende, ununterbrochene gegliederte Säge, die den Operateur in den Stand setzt, auch kleine Theile von Knochen in jeder Richtung auszusägen, dadurch schadhafte Theile zu entfernen, und die Heilung zu ermöglichen. Er legte sein Instrument der medizinischen Fakultät in Würzburg (1830) und München (1831) vor und machte in letzteren Jahren die ersten Versuche an Kranken mit dem größten Erfolge.

Von **Walther** in München, **Textor** in Würzburg, **Demme** in Warschau, von allen chirurgischen Autoritäten wurde seine Erfindung mit hoher Befriedigung und Auszeichnung aufgenommen. **Walther** sagte von ihm: „Es gereicht ihm zum großen Ruhme, sowohl den Grundsatz als auch das erste Werkzeug zu gleicher Zeit gefunden zu haben." Mit Schnelligkeit verbreitete sich sein Instrument über den Continent und bald folgte die

Anerkennung, indem ihm die Akademie der Wissenschaften in Paris, der er sein Instrument persönlich und praktisch vorzeigte, den Preis in der Chirurgie (1836), die Universität Würzburg das Ehrendiplom als Doktor zuerkannte. Der Kaiser von Rußland berief ihn (1837) nach Petersburg, um dort mit seinem Instrumente Resektionen an Todten und Lebenden zu machen, und die Aerzte dafür einzuüben; er that dieß zu solcher Anerkennung, daß sein Instrument überall eingeführt wurde. Während nun seine Erfindung von den Gelehrten der Chirurgie aller Orten mit Bewunderung empfangen und benützt wurde, stellte er die umfassendsten Untersuchungen über die Wiedererzeugung der Knochen an, die, in Präparaten dargestellt und von einer Abhandlung begleitet, ihm unter dreizehn Bewerbern den Preis der Akademie zu Paris errangen, zugleich die Mitursache seiner Ernennung zum Ehrenprofessor, dann zum wirklichen Professor der Experimentalphysiologie an der Würzburger Universität waren. Beim Ueberzuge seines Oheims nach Haag hatte er 1829 dessen orthopädische Anstalt übernommen, die nun von ihm, als Arzt und Techniker zugleich, geleitet, durch neue für jeden einzelnen Fall angepaßte Behandlung, die aus seinem nie ruhenden Geiste entstand, einen erhöhten Ruf und Zulauf erhielt. Die chirurgischen Instrumente seiner Werkstätte waren so meisterhaft, daß sie bei einer in Petersburg veranstalteten Vergleichung mit andern aus allen Ländern als die besten befunden wurden.

So forschend, lehrend und helfend in immer hocherregtem Eifer, nahm er nicht die gebührende Rücksicht auf seinen durch Anstrengungen aller Art schon geschwächten Körper, und schon längere Zeit zeigte sich ein unheilbares Brustübel deutlich. In der Hoffnung der Heilung in freierer Luft, und in Sehnsucht, seinen alten Freund Demme in Bern zu sehen, begab er sich in die Schweiz, wo ihm am 31. Juli 1846 ein Blutsturz das Leben raubte. Sein Osteotom lebt segensvoll in den Händen der Chirurgen fort.

Johann Kaspar Schnetter,

der sich bestrebte, in der Schaffung chirurgischer Instrumente das Höchste zu leisten, der sie auf eine in ganz Deutschland und weiter bisher ungekannte Höhe erhob, war zu Rimpar (k. Ldg. Würzburg r. d. M.) am 27. Nov. 1778 als der Sohn des dortigen Amtsdieners geboren, trat in seinem zwölften Jahre bei einem Zeugschmiede in Würzburg in die Lehre und zeichnete sich schon als Lehrjunge durch seine Geschicklichkeit und Gewandtheit aus.

Von den Würzburger Operateuren Kasp. v. Siebold und v. Brüninghausen mit Empfehlungen versehen, begab er sich 1799 nach Wien zu dem sehr geschickten Instrumentenmacher Maliard. Hier besuchte er, arbeitend unter seinem Meister, nebenbei die Secirübungen und Operationen

des Prof. Abendroth, und sah bei der praktischen Anwendung der Instrumente die Zweckdienlichkeit oder auch die öftere Unbrauchbarkeit derselben; hiedurch gewann er die klare Anschauung, daß ein chirurgisches Werkzeug für die Hand des Operateurs bequem, vor Selbstverwundung schützend, einfach und möglichst Schmerz vermeidend konstruirt sein müsse; nach diesem Grundsatze verfuhr er bei Anfertigung seiner Arbeiten, die ihm auch in kurzer Zeit hohen Ruf erwarben. Im Jahre 1804 trat er in das Alter, um in der Heimath in das Heer eingereiht zu werden; eine von den besten Zeugnissen der Wiener Professoren Adam und Wilh. Schmidt begleitete Vorstellung an die bayer. Gesandtschaft in Wien, dann eine an den Kurfürsten von Bayern direkt gerichtete Bitte um Befreiung vom Kriegsdienste erhielt nicht nur gnädige Gewähr, sondern es wurde ihm auch eine Unterstützung von 350 fl. auf drei Jahre zu seiner bessern Ausbildung ertheilt. Sie gab ihm Mittel, Vorlesungen über Anatomie zu hören, um so praktisch und theoretisch sich zu bilden.

Im Jahre 1805 ward er nach München berufen, und bestand dort an dem Kreismedizinalkomité eine für ihn so ehrenvolle Prüfung, daß ihm die Ansässigmachung ertheilt, und ihm unter Ueberlassung der Wahl von München und Landshut die Errichtung seines Geschäftes anbefohlen wurde. Im nächsten Jahre begann nun seine Werkstätte, die erste in München, thätig zu sein, und schon im Jahre 1807 gingen aus ihr so treffliche Instrumente hervor, daß die Ambulance der ganzen Armee damit versorgt wurde, denen während des Krieges äußerst praktische und compendiöse Taschenbestecke folgten. Seine Leistungen erfreuten sich so großen Rufes, daß vom In- und Auslande Bestellungen einliefen, so von Italien, Rußland, Neapel 2c., wo sie überall, selbst von den Regierungen, mit laut geäußertem Beifall empfangen wurden Zur Anerkennung seines Verdienstes erhielt er von Kaiser Alexander von Rußland einen Diamantring, einen gleichen von der Kaiserin Mutter, vom Könige von Bayern (1816) die goldne Civilverdienstmedaille, eine gleiche vom Kaiser von Oesterreich, den Gustav-Wasa-Orden vom Könige von Schweden (1829). Reges Gefühl für Dankbarkeit und aufopfernde Liebe zu seinem Vaterlande, das er trotz der lockendsten Versprechungen nicht verließ, kennzeichnen seinen Charakter als höchst ehrenwerth.

Im Jahre 1813 stellte er aus eignen Mitteln aus Dank für seine frühere Befreiung vom Heeresdienste einen Mann, den er selbst equipirte und im Felde unterstützte. Als im Jahre 1848 es der kaiserl. österr. Armee an chirurgischen Instrumenten gebrach, sendete er solche dahin, aus Dank für seine Aufnahme in Wien, den er später (1853) noch durch 100 fl. für die Votivkirche und durch 500 fl. zum Thurmbau der Stephanskirche (1855) bethätigte; im Jahre 1849 übersendete er ein Reisebesteck an den Kaiser Franz Joseph, als dieser sich nach Italien zur Armee begab, wofür er (1853) den Franz-Joseph-Orden erhielt. Wie er sich gegen Wien dankbar erzeigte, so bewies er durch Schenkungen an wohlthätige

Anstalten Münchens seinen vergeltenden Sinn. Hohe Anerkennung für sein Streben wurde ihm wie von allen Potentaten, von der Magistratur Münchens ausgesprochen, der er in den ihm aufgetragenen Gemeindediensten und in seiner Betheiligung bei dem polytechnischen Vereine viele Dienste leistete.

Nach fünfzigjährigem höchst ersprießlichem Wirken zog er sich zurück, seine Meisterwerkstätte seinem Sohne überlassend, und ging am 18. März 1860 zur ewigen Ruhe ein.

„Er sendete nach allen Weltgegenden die bei ihm bestellten Apparate, deren bisher unbestrittene Vorzüglichkeit auch von allen Fürsten durch außerordentliche Geschenke, Belobungen und Auszeichnungen anerkannt wurde, so daß sich Bayern durch Schnetter in dieser Beziehung einen bleibenden Ruhm erwarb" (anerkennende Worte des Magistrats der Stadt München 10. Juni 1839).

Traugott Leberecht Ertel,

Inhaber des mathematisch-mechanischen Instituts in München, Ritter des k. k. russischen St. Wladimir- und des bayr. Civilverdienst-Ordens, geboren am 29. September 1778 als der Sohn eines armen Bergmanns und Strumpfwirkers zu Forchheim bei Freiberg in Sachsen, bis zu seinem sechzehnten Jahre in landwirthschaftlichem niederm Dienst im Hause seiner Verwandten verwendet, trat zu Freiberg in Dienste eines Büchsenmachers, und nach seiner nach fünf Jahren erfolgten Freisprechung und einer Wanderung durch Oesterreich und Ungarn zu Wien (1804. 1805) in das Gewerbe der Instrumentenmacher, in welchem er sich in Schweinfurt und namentlich in Würzburg so ausbildete, daß ihm gerathen wurde, in dem damals schon in gegründetem Ruf stehenden Reichenbach'schen Institute in München Aufnahme zu suchen.

Es gelang und unter der Leitung Ulrich Schiegg's, und durch Uebung im Zeichnen und Studium der Mathematik brachte er es bald dahin, daß seine Arbeiten die Anderer übertrafen. Diese Leistungen bewogen Reichenbach, ihn in sein mathematisch-mechanisches Institut als Theilnehmer aufzunehmen (1815). Später wurden ihm Instrumente für die polytechnische Schule in Wien zu fertigen und dort aufzustellen vertraut, deren ausgezeichnetes Gelingen unsern Landsmann Prechtl, Direktor jener Anstalt veranlaßte, ihm die Stelle eines Werkmeisters mit 2000 fl. Gehalt zu verschaffen (1819). Ertel aber kehrte mit halbjährigem Urlaub nach München zurück, um dort noch einige Arbeiten zu vollenden (1820). Da nun in diesem Jahre Reichenbach zum Direktor des Straßen- und Brückenbaues ernannt wurde, und daher sein Institut aufgeben wollte, so übernahm Ertel dasselbe gegen 30,000 fl. und führte es nun auf eigene

Rechnung fort. Er errichtete hiefür ein eignes Gebäude mit Nebengebäuden, in welchem Prägwerke, Pumpen, hydraulische Pressen und Werkstätten waren, und führte sein Geschäft mit solcher Ausdehnung, daß er fortwährend an 100 Arbeiter beschäftigte, und in alle Theile Europas, namentlich nach Rußland die besten astronomischen und mechanischen Instrumente lieferte, die ihm nicht nur Auszeichnungen aller Art, unter Anderm bei der Münchener Industrie-Ausstellung die goldene Medaille, bei der Londoner Industrie-Ausstellung 1851 und in Paris 1854 den ersten Preis für ein astronomisches Universalinstrument, sondern auch europäischen Ruf und damit vielfältige Bestellungen erwarben und die Vergrößerung seiner Anstalt möglich und räthlich machten.

Bei der Einrichtung der neuerbauten Sternwarte in Pulkowa 1834 fertigte er auf Veranlassung des berühmten Astronomen Struve einen großen Verticalkreis nebst vielen andern Instrumenten, für deren geniale Konstruktion er die große goldne Medaille mit dem Bilde des Kaisers von Rußland erhielt. Die Sternwarten in Washington, Rom, Pesaro, Bologna, Göttingen, Greenwich, Leyden, Seeburg, Altona erholten von ihm Instrumente, deren Tüchtigkeit sich auch bei den preußischen Basismessungen, wie bei den spanischen Landmessungen auf's Vortheilhafteste bewährte. Für die Münzstätten zu München, Athen und Warschau lieferte er die Prägwerke.

Er starb nach kurzem Krankenlager am 8. Febr. 1858 geliebt und beweint von seiner Umgebung wegen seiner tiefen Religiosität und einfachen Anspruchslosigkeit. Nach seinem Tode übernahm sein Sohn Georg Ertel, der schon seit 1834 mit ihm associrt war, die Leitung seines weltberühmten Institutes, das nun nach Brasilien, Spanien, England, Neapel, Piemont, Neufchatel, Melbourne in Südaustralien seine überall mit größtem Beifall aufgenommenen mechanischen Werke zu versenden hatte. Nach dessen Tode ging das Institut in die Hände des jüngsten Sohnes von Traugott Ertel, Gustav Ertel, geboren 1829, der gleichfalls bei seinem Vater gebildet war, über, und wurde von ihm mit demselben Ruhme fortgeführt, den es durch seinen Gründer erhalten hatte, wie neue Aufträge nach Asien, Kalifornien, Spanien und Italien beweisen.

Alois Sennefelder, — Simon Schmid,

Erfinder der Lithographie.

„Ich wünsche, daß meine Erfindung, bald auf der ganzen Welt verbreitet, der Menschheit durch viele vortreffliche Erzeugnisse vielfältigen Nutzen bringen und zu ihrer größeren Veredlung gereichen, niemals aber zu bösen Zwecken mißbraucht werden möge. Dieß gebe der Allmächtige! Dann sei gesegnet die Stunde, in der ich sie erfand!“

Sennefelder.

Seit die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Förderung und Verbreitung von Kenntnissen ein so mächtiger Hebel, weiten Kreisen alle Theile des Wissens eröffnet, und der Verkörperung der Idee in Schrift und Druck, die früher nur Wenigen zugänglich war, die Pfade erschlossen hat, ist für erweiterte Veröffentlichung der Gebilde in Kunst und Wissenschaft Nichts nützlicher geworden, als die Lithographie, die es möglich macht, in kurzer Zeit mit geringen Vorrichtungen Tausende von Exemplaren eines Kunst- oder wissenschaftlichen Werkes um den möglichst geringen Preis in die Hände des Volkes zu bringen. Kann sich Bayern auch nicht rühmen, den Erfinder der ersteren unter seinen Söhnen zu zählen, so hat es doch die Genugthuung, daß dieser Erfindung mittels der Erfindung der Schnelldruckpresse in seinen Grenzen durch König und Bauer in Zell bei Würzburg unberechenbarer Vorschub geleistet wurde, und daß letztere durch einen Bayern erstand, und durch die ihr gewordne Pflege in kurzem Zeitraume reiche Blüthe getrieben hat; deßhalb wird mit Stolz der Name Sennefelder genannt werden, wenn es sich um nützliche und an praktischem Werthe hervorragende Einrichtungen und Anstalten handelt.

Alois Sennefelder, geboren am 6. November 1771 zu Prag, war der Sohn des aus Königshofen (Unterfranken) gebürtigen Schauspielers Peter Sennefelder und dessen Gattin, einer gebornen v. Volk. Sein Vater, ein beliebter Schauspieler, nahm ihn, kaum zwei Monate alt, mit nach Mannheim, wo er eine gute Anstellung erhielt, 1778 aber nach München übersiedelte. Hier besuchte nun Sennefelder die niedern lateinischen Schulen, dann das Gymnasium und Lyceum mit großem Fleiße und bezog dann, unterstützt von der ebenso hochherzigen als großmüthigen Kurfürstin Maria Anna, die Universität Ingolstadt, wo er die Rechtswissenschaft studirte, und im Jahre 1795 mit Auszeichnung absolvirte. Obgleich nun sein Vater nicht zugeben wollte, daß Sennefelder ebenfalls der Schauspielkunst sich widmete, so fühlte er doch einen besonderen Hang hiezu, spielte auf Privatbühnen mit, und nachdem sein Vater 1792 gestorben war und seine Familie mit neun Kindern mit nur geringer, vom Kurfürsten zwar erhöhter Pension hinterlassen hatte, bei mehreren Wandergesellschaften in Regensburg, Nürnberg und Erlangen auf öffentlicher

Bühne. Zweijährige herbe Erfahrungen brachten ihn von der Vorliebe zur Schauspielkunst zurück, und er suchte nun als Schriftsteller sein Fortkommen, indem er mehrere Trauerspiele, Schauspiele und eine Oper dichtete. Als er sein erstes Werk: „Mathilde von Altenstein, ein Ritterschauspiel" zum Drucke gab, verspätete sich dieser so, daß er bei der Veröffentlichung desselben kaum die Kosten erreichte, da er noch dazu versäumt hatte, seine Arbeit zu rechter Zeit einem Verleger anzubieten. Dieses Mißgeschick und das edle Streben, Ersprießliches für seine Mutter und seine zahlreichen Geschwister leisten zu können, spornte ihn an, zu versuchen, seine Werke auf irgend eine zweckmäßige Weise des Druckes selbst zu veröffentlichen, und er begann somit, seine Schriften in Kupfer zu ätzen; allein diese Methode bewährte sich nicht, da das Abschleifen der Platte nach deren Gebrauch mühsam und deren Oberfläche durch häufiges Abschleifen immer dünner wurde. Nachdem er noch Versuche auf einem alten Zinnteller gemacht hatte, diese aber nicht zu seiner Befriedigung ausgefallen waren, suchte er auf einen zum Farbenreiben erworbenen Kelheimer Marmorschiefer zu zeichnen und die Zeichnung abzudrucken. Die Zeichnung zeigte sich reiner als in Kupfer und bedurfte auch geringerer Aetzmittel. Beim Abdrucke verfuhr er so, daß er befeuchtetes Papier auf den Stein legte und einen schweren Körper darüber hinzog.

Als er einst 1796 aus zufälligem Mangel an Tinte einen Waschzettel seiner Mutter auf den Kelheimer Stein mit der zur Deckung des Geätzten bestimmten Flüssigkeit schrieb, wollte er noch vor dem Abwaschen der Schrift die Platte mit Scheidewasser ätzen, um zu sehen, ob sie sich nicht abdrucken ließe, und fand nach der Aetzung, daß die Schrift $^1/_{10}$tel Linie hoch sich erhoben hatte.

Später verbesserte er diese Tinte, die Steintinte noch mehr; sie ist seine eigne Erfindung; er konstruirte sich Pressen, freilich bei Mangel an Betriebskapital sehr untergeordneter Natur. Um nun als Drucker sein Fortkommen zu haben, vereinigte er sich mit dem Kompositeur Gleißner und gab zuerst zwölf Lieder mit Klavierbegleitung heraus, welche Arbeit er dem Kurfürsten Karl Theodor überreichte und die ihm eine Belohnung von 100 fl. eintrug. Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, eine geeignete Presse, die durch den Druck den Stein nicht zertrümmere, zu finden, bediente er sich für den Musikalienhändler Falter einer Walzenpresse, die er für die tauglichste hielt.

Im Jahre 1797 erfand er die Stangen- oder Galgenpresse, die einen gleichmäßigen Druck ausübt, und mit der er des Tags mehr als tausend Abzüge liefern konnte. Freundlich stand ihm mit Aufträgen der Schulrath und Inspektor des Schulbücherverlages, Steiner, zur Seite, für den er mit Hilfe Anderer Bilder-Abdrücke in Gebetbücher fertigte.

Versuche, das mit Bleistift oder Röthel Geschriebene auf den Stein zu drucken, um so das Verkehrtschreiben zu umgehen, führten auf den

Ueberdruck und Wiederdruck von Lettern, Kupferstichen xc. und so auf den Flachdruck, Autographie, chemischen Steindruck.

So kam er unter Mühen und Sorgen und vielfachen Versuchen, immer dauernd und aufopfernd unterstützt von seinem Gefährten Gleißner, und durch die Arbeit seiner Brüder Theobald und Georg, die er unterrichtet hatte, gefördert, auf immer größere Verbesserung seiner Erfindung in Behandlung des Steines: die Kreidemanier, dann die gestochene Manier und die der chemischen Bearbeitung, und erhielt endlich, 1799, als Lohn seiner ununterbrochenen zähen Arbeit ein fünfzehnjähriges Privilegium.

Großes Aufsehen hatte bisher seine Erfindung gemacht, und selbst das Einzelne derselben war bekannt geworden, da Sennefelder, im Drange sich mitzutheilen und in angeborner Gutmüthigkeit kein Geheimniß aus seinem Verfahren gemacht hatte. Durch die voraussichtlichen Erfolge eines solchen Verfahrens bei Vervielfältigung von Kupferstichen, die abzudrucken Sennefelder um diese Zeit mit ziemlicher Vollkommenheit erreicht hatte, bewogen, kam Hofrath Andrä aus Offenbach 1800 nach München, und schloß mit Sennefelder, nachdem er von der glücklichen Zukunft dieser Erfindung sich überzeugt hatte, einen Vertrag zur Errichtung einer Druckerei in Offenbach ab, worauf sich beide mit Gleißner dorthin begaben, während seine Brüder das Geschäft in München fortsetzten; die Druckerei wurde dort begründet und Sennefelder begab sich nun, um seiner Erfindung einen weitern Kreis zu erwirken, nach London, und erlangte dort ein Privilegium für sich; ebenso eilte er, da Andrä Gleißner's Frau deßhalb nach Wien geschickt hatte, und er fürchten mußte, den Lohn seiner Arbeit sich seinen Händen entziehen zu sehen, selbst dahin, wo er auch nach langem Warten durch die Mithilfe des Hofagenten v. Hartl 1803 ein Privilegium erhielt, und mit diesem eine Druckerei errichtete, deren ihm gebührender Theil des Ertrages aber ihm durch dessen Sekretär Steiner, der die Ausübung des Privilegiums hatte, unter der Bemerkung entzogen wurde, daß er erst in zehn Jahren Etwas zu hoffen habe; daher entschloß sich Sennefelder, seinen Antheil an Steiner zu verkaufen, von dem ihm am Ende 50 fl. ausbezahlt wurden, weil der Käufer an Herrn Gleißner 550 fl. zu fordern habe. Auch dieser Name: Steiner darf nicht verloren gehen, wenn auch nicht in rühmlicher Beziehung. Sennefelder kehrte im Oktober 1806 nach München zurück; währenddem hatte seine Kunst daselbst namentlich durch Rath Steiner's Bemühungen Fortschritte gemacht, namentlich in Verbreitung von Kunstabdrücken. Große Verdienste um Hebung und Beförderung der Erfindung hatten auch Professor Mitterer, der schon im Jahre 1799 Versuche in Kreidemanier gemacht hatte, und Freiherr von Aretin, Vorstand der k. Staatsbibliothek, der mit ihm eine Druckanstalt eröffnete, die mit glücklichem Erfolge durch fünf Pressen Musikalien, Kunst- und Geschäftssachen druckte, durch Sennefelder und seine Brüder in jeder Hinsicht vervollkommnet wurde und später an Strixner und Piloty überging.

Die Errichtung einer eignen lithographischen Druckerei bei der königl.

Steuervermessungs-Commission unter der Vorstandschaft Utzschneider's, die der Leitung Sennefelder's übergeben werden sollte, bewirkte endlich auf Utzschneider's Betrieb die Anstellung Sennefelder's am 21. Okt. 1809 als Inspector dieser Anstalt mit 1500 fl.

So stand nun der rastlos thätige Mann nach mehr als dreizehnjährigem fortgesetztem Ringen, unablässigen Versuchen, nach in Noth und Sorgen verbrachten Jahren, endlich am Ziele, das ihm eine sorgenfreie Existenz versprach. Mit ihm wurden Gleißner und sein Bruder angestellt. Der thätige Mann aber gab sich nicht träger Ruhe hin; er setzte seine Arbeiten und die Versuche, seine Erfindung nach allen Seiten zu vervollkommnen, fort, und erfand so endlich den Tondruck, ein Steinsurrogat, die Metalldruckerei, den Mosaikdruck und den Abdruck von Oelgemälden.

Um nun seine nützliche Kunst Allen mitzutheilen und ein Gemeingut aus ihr zu machen, gab er 1821 sein „Lehrbuch der Lithographie" heraus, das bald in's Englische und Französische übersetzt und so auch anderen Nationen zugänglich wurde. Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich die Lithographie, und kurze Zeit nach ihrem Entstehen schuf sie schon Kunstwerke von hoher Vollkommenheit, wie die von Strixner, Piloty, Bodmer, Hauffstängl, Hohe, Kohler herausgegebnen Kunstblätter beweisen.

Als Sennefelder am 1. Okt. 1827 in den wohlverdienten Ruhestand und sohin in den Genuß einer Pension von 1200 fl. trat, setzte er seine Thätigkeit für den Steindruck doch fort, bis ihn nach kurzer Krankheit der Tod am 26. Februar 1834 im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens abrief. Er starb kinderlos, da ihm ein Sohn aus erster Ehe früher vorangegangen war.

Von gereiftem Verstande, schneller Auffassung, im Leben äußerst mäßig, gutmüthig und freigebig oft über das erlaubte Maß, mittheilend und offen, war Sennefelder gerade dieser letzteren Eigenschaften wegen wenig geeignet, für sich und seine Familie aus seiner Erfindung den ihm gebührenden Nutzen zu ziehen, die er denn auch ohne Vermögen hinterließ. Ein großer Theil seines Einkommens zu jeder Zeit war schon seinen Versuchen gewidmet worden und mit dem andern mußte er spärlich seine Existenz decken.

Sein Name wird, da durch seine Erfindung nun Tausende im In- und Auslande ihren Erwerb finden, dankbar von Enkel zu Enkel fortleben. Eine vollständige Reihe der einzelnen Blätter seiner Abdrücke, eine wahre Geschichte der Erfindung der Lithographie und ihres ersten Vorschreitens, gesammelt durch den Professor F. M. Ferchl, wurde vom k. b. Aerar angekauft und befindet sich in der k. Staatsbibliothek zu München.

König Ludwig ließ seine Büste in die Ruhmeshalle aufnehmen. Bei der Erwähnung des Steindruckes darf aber der Name des früheren Reallehrers, dann Dechants zu Miesbach, später geistlichen Raths und Hofbenefiziaten Simon Schmid nicht vergessen werden, der schon im Jahre 1787 Versuche machte, mit zerschmolzenem Wachse Frakturbuchstaben in Marmor

zu ätzen und durch Druckerschwärze anschaulich zu machen. Er kam, ohne Sennefelder zu kennen, auf diese Idee, setzte sie aber nach einigen, wenn auch gelungenen Versuchen nicht fort; es gebührt ihm aber die Ehre, den Stein zuerst zum Abdrucke benutzt zu haben. Simon Schmid war als der Sohn eines Lederarbeiters am 30. Januar 1760 zu München geboren. Er widmete sich mit Auszeichnung den Studien der klassischen Literatur und dem Zeichnen, wurde (10. April 1784) Priester und Professor an der neuerrichteten Militärakademie (1789). Von dem Wunsche geleitet, Kunstblätter auf billige Weise für den Unterricht zu erhalten, kam er auf den Gedanken, auf Stein zu zeichnen und die geätzte Zeichnung abzudrucken. Zu wenig Künstler und ferne von der Hauptstadt, die ihm glückliche Gelegenheit, seine Methode zu fördern, geboten hätte, auch derselben keine große Zukunft zutrauend, gab er selbst bald, nachdem er mehrere Hefte mit Zeichnungen von Giftpflanzen, Theilen des menschlichen Körpers, Landkarten, geometrischen Zeichnungen ꝛc. herausgegeben hatte, seine Erfindung wieder auf. Er starb am 28. Juni 1840 zu München.

Auch seine Büste befindet sich in der Ruhmeshalle.

Andreas Sebastian Stumpf,

königlicher Regierungsdirektor in Würzburg.

„Veredelt wird des Staatsunterthans, des Bürgers Sinn,
wenn er in einer freien Verfassung lebt.“

Andreas Sebastian Stumpf, der sich um bayerische und fränkische Geschichte durch seine gründlichen Schriften hoch verdient gemacht hat, ist zu Seßlach (Oberfranken) am 11. Juli 1772 als der Sohn des dortigen Zentgrafen und seiner Ehefrau Anna Reindl geboren. Seine Jugend verlebte er im Hause seines Großvaters, dessen übergroße Härte ihn bewog, das Vaterland zu verlassen und im Auslande seine Fortbildung zu suchen. Er kam nach Straßburg und fand freundliche Aufnahme im Hause des Banquiers Türkheim, der ihm hinreichend wissenschaftliche Mittel zu seinen geistigen Studien zu bieten im Stande war. Der Ausbruch der französischen Revolution aber bewog ihn, wieder nach der Heimath zurückzukehren, wo er wegen seiner damals schon bewiesenen vertrauten Bekanntschaft mit der Geschichte und ihren Hilfswissenschaften (1794) bei der Universitätsbibliothek Verwendung fand. In dieser Zeit machte er sich durch seine biographischen Mittheilungen über fränkische Gelehrte, seine Beiträge zur Geschichte des Herzogthums Franken (1797) und seine staatsgeschichtlichen Aufsätze über den Länderzuwachs des Hochstiftes Würzburg (1799) so bemerkbar, daß ihn der Fürstbischof Georg Karl (22. Jan. 1799) in Ansehung seiner historischen und diplomatischen Kenntnisse zum Archivar (mit

einem Gehalte von 350 fl. frk., 40 fl. Neujahrgeld, 90 fl. statt achtzehn Eimer Wein und zwölf Malter Korn) ernannte. Wegen drohender Invasion mußte er 1799 nicht ohne Gefahren das Archiv nach Erfurt flüchten, welches er dann unversehrt wieder nach Würzburg zurückbrachte, wo er sich im Nov. d. J. mit Jos. Dichtel, eines Amtskellners zu Schlüsselfeld Tochter, verehelichte. Die ausgezeichnete „Geschichte der katholischen Liga", die 1800 von ihm erschien, wurde mit dem Titel eines Hofrathes und mit seiner Wahl zum Mitgliede der Akademie in Erfurt gelohnt. Nachdem das Bisthum i. J. 1802 an Bayern übergegangen war, erhielt er zu seiner Archivarstelle die Professur der Diplomatik (1804) übertragen. Während er in seinem Berufe thätig, das große, reiche und umfassende Archiv repertorisirte und in Ordnung brachte, blieb er immer wissenschaftlich thätig, durch seine „Denkwürdigkeit der deutschen, besonders fränkischen Geschichte" (1801, 1802), sein „historisches Archiv für Franken" (1803), über den „Landsberger Bund" (1804) und über den „würzburgischen Lehenhof" (1803), „Geschichte der würzburgischen Landstände" (1808). Ende des Jahres 1804 wurde er von der bayerischen Regierung zur Ausgleichung der zwischen den Fürsten Salm und Löwenstein, dann Kurbayern entstandenen Differenzen über die Wiederlösung der Aemter Krautheim und Rothenfels nach Kassel abgeordnet, welches Geschäft er mit solcher Klugheit und Sachkenntniß zum Abschluß brachte, daß ihm hohe Anerkennung zu Theil wurde.

Im J. 1806 erfolgte seine Ernennung zum Rathe der Landesdirektion in Bamberg; auch in dieser nun administrativen Thätigkeit erwarb er sich durch seine Kenntnisse wie durch seinen Umgang die höchste Achtung seiner Umgebung. Einem sehnlichen Wunsche, wieder zu historischen Arbeiten zurückkehren zu dürfen, entsprach seine Regierung, indem sie ihn (1808 25. August) zum Legationsrathe und Mitgliede der Lehen- und Hoheitssection des auswärtigen Ministeriums, dann zum Staatsarchivar (1815 26. Sept.) ernannte. Seine gründlichen Kenntnisse der fränkischen Geschichte, der territorialen reichsgeschichtlichen und rechtlichen Verhältnisse wurde in vielen Fällen Ausgangspunkt und Stütze ministerieller Entscheidungen. Seine von allen Gelehrten mit Beifall aufgenommene „politische Geschichte Bayerns" ehrte die Akademie der Wissenschaften mit seiner Wahl als ordentliches Mitglied (1816). Nun folgten in kurzen Zwischenräumen biographische Beiträge über bayerische Fürsten, diplomatische Vereine und über einzelne Theile der bayerischen Geschichte. Auch die beiden Edikte zur Verfassungsurkunde über die staatsrechtlichen Verhältnisse der vormals reichsständischen Fürsten, Grafen und Herren und über den Adel sind von ihm bearbeitet.

Obgleich der vorzüglichen Achtung seines Königs versichert, der ihn nicht von München entlassen wollte, drängte es ihn doch, nach Franken zurückzukommen, was ihm auch endlich gelang, indem er zur dortigen Regierung als Direktor versetzt wurde (1817 7. April). „Der Boden seiner frühern Heimath hatte ihn durch ein wunderbares Heimweh wieder an sich

gezogen, gleichsam als wolle er nicht, daß die Hülle dieses Edlen in entferntem Erdstriche verwese.“ Kurz war sein Lauf noch; sein durch Ueberanstrengung im Dienste, durch rastlose Arbeit geschwächter Körper unterlag in wenigen Tagen einer hitzigen Krankheit (16. April 1820). Erst 47 Jahre alt, sank er in's Grab. „Unantastbar, uneigennützig, einfach im Wandel, zart im Gefühle, besonnen im Urtheile, gerecht in Grundsätzen, gründlich und umfassend in Wissenschaften, erfahren, gewandt und eifrig in Geschäften durchschritt er mit Auszeichnung jede Strecke seiner vieljährigen Dienstes-laufbahn; mit patriotischem Stolze war er seinem Geburtslande, wie dem Gesammtstaate Bayern zugethan, so sprach v. Mieg zu seinem Andenken: „sein Denken und Leisten war nur seines Vaterlandes Größe, seinem Ruhme zugewendet.“ Als Historiograph gehört er zu den besten Frankens und Bayern's.

Dieses ehrende Denkmal seinem zu früh verblichenen Vater zu setzen, fühlte sich der dankbare Sohn verpflichtet.

Georg von Reichenbach,

Direktor des Ministerial-Baubureau's, Akademiker.

Sein Name genügt. Sein Denkmal sind seine Werke.

Dankbar und anerkennend feiert das Vaterland die Männer, die mit Aufopferung ihm Dienste geleistet und ihres Lebens ganze Aufgabe in seinem Heil gesucht haben, dann aber in um so höherem Grade, wenn sich wissenschaftliche Größe mit praktischer Thätigkeit verbindet, um das Gebiet der geistigen Errungenschaften und der Kunst mit neuen Entdeckungen zu erweitern und solche dem Gemeinwesen nützlich zu machen, dadurch aber dem Staate wie dem Einzelnen bleibende Vortheile zuzuwenden. Wo eines Utzschneider's und eines Fraunhofer's gedacht wird, darf Reichenbach nicht vergessen werden, dessen gerader und offener Charakter, wie sein mechanisches Genie und rastlose, jedes Hinderniß besiegende Thätigkeit die höchste Auszeichnung verdient.

Georg Reichenbach, geboren zu Durlach am 24. August 1772, erhielt von seinem Vater, der Oberstückbohrmeister in Mannheim war, und als Obristlieutenant der Artillerie in München 1820 starb, einem gebildeten Mechaniker, die ersten Anleitungen zu praktischer Thätigkeit und hiedurch den festen Grund seiner Bildung, welche durch den Lehrkurs in der Militärschule zu Mannheim, die er vier Jahre lang besuchte, theoretisch gefestigt wurde.

Die Ausführung einiger mechanischer, ihm glücklich gelungener Arbeiten erregte die Aufmerksamkeit des Grafen von Rumford, auf dessen Empfehlung hin und durch Vermittlung des Hofastronomen Abbé Barry Kurfürst Karl Theodor ihm, seine weitere Ausbildung zu begründen,

eine Unterstützung zu einer Reise nach England im Jahre 1791 angedeihen ließ. Diese in seinem neunzehnten Jahre begonnene Reise benützte Reichenbach, die ausgezeichneten mechanischen Arbeiten der Engländer zu studiren; er lernte bei Watt die Construktion der Dampfmaschine kennen, hielt sich längere Zeit in einer der größten Erzgießereien behufs des Studiums der Behandlung der Metalle auf und richtete seine größte Aufmerksamkeit auf die Instrumente und Arbeiten der Sternwarten in Greenwich und Edinburg, während er zugleich mit regem Eifer Mechanik und Astronomie theoretisch sich anzueignen suchte.

1793 zurückgekehrt, trat er als Lieutenant in die Artillerie ein. Nach der Belagerung von Mannheim 1796 kam Reichenbach als Hauptmann der Artillerie nach München, wo er, neben seinen Berufsarbeiten im Zeughause, seine Studien fortsetzte. Zu jener Zeit war in München noch keine Anstalt, aus der mathematische und astronomische Instrumente zu beziehen gewesen wären; dieser Mangel eiferte ihn an, selbst solche Instrumente zu fertigen, und bald war er im Stande, eine nach damaliger Art construirte Theilungsmaschine, einige Winkelinstrumente und Spiegelsextanten für die Forstkammer mit technischer Vollendung vorlegen zu können. Der günstige Erfolg und der anregende Umgang mit dem genialen und geschickten Mechaniker Ulrich Schiegg belebte in ihm den Wunsch, die damals gebräuchlichen mechanischen und geodätischen Instrumente, die in ihrer Construktion zu groß, unbehilflich und ungenau waren, durch eine Kreistheilungsmaschine zu verbessern. Dieses Projekt trat plötzlich am 10. Juli 1801, während er zu Cham als Artillerie-Hauptmann im Quartier lag, nach vielfachen Berechnungen und geistigen Erwägungen klar vor seine Seele und er säumte nicht, nach seiner Rückkehr aus dem Felde, es auszuführen. Es bestand in einer Maschine, welche den Kreisbogen bis in die feinsten nur durch das Mikroskop noch zu unterscheidenden convergirenden Linien zu theilen und hiedurch die Sicherheit der Messung und Berechnung zu bewerkstelligen fähig war. Diese bewunderungswürdige Maschine, der Grund der Umgestaltung und Verbesserung vieler mathematischer und optischer Instrumente, ist noch jetzt in unverändertem Gebrauche. Da er bisher nur in einer kleinen Werkstatt mit dem Mechaniker Liebherr gearbeitet hatte, suchte er nun eine größere Anstalt zu gründen, und fand bald an Utzschneider, der die bedeutenden hiezu nöthigen Mittel schaffte, einen thätigen Genossen; und so entstand das mechanisch-mathematische Institut unter der Betheiligung der drei Genannten am 20. Aug. 1804.

Im Jahre 1809 — 7. Februar — trat Reichenbach mit Utzschneider und Fraunhofer zur Errichtung eines besonderen optischen Institutes zusammen. Aus dieser Anstalt gingen nun die solidesten und schönsten astronomischen und mechanischen Instrumente mit so einfachen und zweckmäßigen Formen hervor, daß bald die bedeutendsten Sternwarten sich derselben bedienten und dasselbe sich eines europäischen gegründeten Rufes erfreuen durfte. Unter diesen Instrumenten sind vorzüglich die Meridiankreis-

und Passageninstrumente von $1\frac{1}{2}$—3 Fuß Durchmesser, die Aequatorialinstrumente, die repetirenden Multiplikationskreise und die astronomischen Theodoliten zu rühmen. Im Jahre 1812 löste sich das Vertragsverhältniß und Reichenbach verbündete sich mit Ertel zu einem Institute für mathematisch-astronomische Instrumente, das er dann 1821 seinem thätigen Theilnehmer Ertel überließ.

Auch in den Eisengewerken führte er bei der Construktion der Oefen und der Gebläse zweckmäßige und nützliche Verbesserungen ein, und sein Wirken war um so eingreifender, als aus seiner Werkstätte viele geschickte Arbeiter hervorgingen, die, was sie unter ihm gelernt hatten, zur Verbesserung ihrer Gewerbe zu verwenden vermochten.

Ein neues Feld seiner ersprießlichen Thätigkeit ergab sich ihm, als von Utzschneider die Leitung der Salinenadministration übernahm und seine Anstellung als Salinenrath bewirkte (25. Nov. 1808), wo er zur Hebung der Salinen die Soolenleitung von Reichenhall nach Rosenheim zu übernehmen beauftragt wurde. Diese schwierige Aufgabe löste er durch die Erfindung einer Wassersäulenmaschine zu der er sieben Maschinen auf der neuen siebzehn Stunden langen Soolenleitung anbrachte und die ganze durch gegossene eiserne Rohre laufende, mit bewunderswerther Kühnheit und Sicherheit ausgeführte Leitung mit den möglichst geringsten Kosten in kurzer Zeit herstellte, so daß am 19. Juli 1810 Abends die erste Sudsoole in Rosenheim einlaufen konnte; ein Werk, das seinen Namen durch ganz Europa trug. Er erbaute in Reichenhall 1808 eine große Maschine zur Soolenhebung, welche 250 Röhrl Soole senkrecht auf 100 Fuß erhob.

Zur selben Zeit, 1811, nachdem er aus dem Militärverbande getreten war, um sich ganz seinem neuen Berufe widmen zu können, errichtete er ein einfaches und zweckdienliches Wasserwerk, um den botanischen Garten und das allgemeine Krankenhaus mit Wasser zu versorgen, er verbesserte die Maschinen in den Salinen, construirte eine neue Loch- und Schneidemaschine für Pfannenbleche, fertigte für die Gewehrfabrik in Amberg neue und zweckmäßige Maschinen und hob so diese zu früher nicht gekannter Auszeichnung. Im Jahre 1811 veröffentlichte er eine mit größtem Beifall aufgenommene Abhandlung über die Theorie der Brückenbögen und Vorschläge zu eisernen Brücken in jeder beliebigen Größe.

Als zur Erhaltung der Wälder und zur Verbindung der Salinen unter sich die Soolenleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall beschlossen wurde (28. April 1816), übernahm er die Ausführung, erbaute neben anderen Werken eine große Wassersäulenmaschine zu Illsang, hob hier die gesättigte Soole durch einen Druck auf eine senkrechte Höhe von 1218 Fuß und vollendete diese großartige, 101800′ lange Leitung in kurzer Zeit so, daß am 21. Dezember 1817 das Ganze in Gang kam und in Gegenwart des Königs Max die erste Soole in Reichenhall einlaufen konnte. Diese Soolenleitung liefert in 24 Stunden 3000 Eimer Soole, und ist Reichenbach's Mei-

sterwerk, und durch ihre bei ungeheurer Kraftäußerung gefahrlose Bildung und ihren ruhigen Gang ein Glanzpunkt der neueren Mechanik.

Zum Dank für die Herstellung dieses unter Besiegung der größten Hindernisse, welche ihm durch Grenzverhältnisse, Gebirgszüge, Jahreszeit und Witterung im Weg standen, glücklich vollendeten Riesenwerkes wurde ihm eine Leibrente von 1200 fl. ertheilt. Schon im Jahre 1809 hatte Reichenbach eine Artilleriewaffe von leichter Beweglichkeit mit geringer Bespannung und gewaltiger Wirkung dem Kriegsministerium vorgelegt; er erfand ein von Eisen geschmiedetes mit Drallzügen versehenes Geschütz und 1816 hiezu Spitzkugeln; er ist daher der Erfinder der gezogenen Kanonen; ebenso konstruirte er im Jahre 1824 eine Feuerwaffe, mit der er über die größte Breite des Starnbergersees (1½ Stunden) sicher zu schießen im Stande war. Er stellte auf Einladung des Magistrats in Augsburg 1821 ein Wasserwerk, um die Stadt mit Quellwasser zu versehen, her, erbaute auf Anlaß des Kaisers von Oesterreich in Wien 1823 eine Stückbohrerei, und in der Nähe von Tegernsee eine äußerst zweckmäßige und einfache Marmorsäg- und Polirmaschine. Am 10. Mai 1820 zum Direktor der obersten Baubehörde ernannt, übernahm er die Leitung derselben, mit gleicher Unermüdlichkeit zur Förderung nützlicher Werke beitragend.

Reichenbach, bei dem sich schon in Folge eines unglücklichen Sturzes bei einer Brunnenuntersuchung in Augsburg im Anfange des Jahres 1824 die ersten Spuren einer Krankheit, des Blutaustritts in's Gehirn, gezeigt hatten, erlag trotz aller Pflege nach so rühmlich vollendetem Leben am 21. Mai 1826 einem heftigen Anfall dieser Krankheit, ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, mit tiefem Schmerz betrauert.

Er ruht neben Fraunhofer in den Arkaden des Kirchhofs zu München. Wenn uns die Aufzählung der genialen und großartigen Werke, die Reichenbach ausführte, zur Bewunderung eines so hochbegabten und rastlos thätigen Gelehrten hinreißt, so zwingt uns noch seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, sein offenes, biederes und uneigennütziges Wesen, seine immerbereite Freundschaft, sein heiterer versöhnlicher Charakter, sein liebevolles häusliches Walten, den Privatmann zu achten, zu ehren und zu lieben. Bayern mag ihn mit Stolz seinen Sohn nennen! Wenn er auch nicht in seinen Grenzen geboren war, so hat er doch seines Lebens größten Theil in Bayern und für dasselbe hingebracht.

Aeußere Anerkennung wurde ihm durch seine 1813 erfolgte Wahl als Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1815 des französischen Nationalinstituts und mehrerer anderer gelehrter Gesellschaften, dann durch seine Ernennung als Ritter, dann als Commandeur des bayerischen Civil-Verdienst-, des k. k. österreichischen Leopold-, 1817 des k. dänischen Danebrog-, des großherzoglich badischen Zähringer Löwen- und des großherzogl. sächsischen Haus-Ordens vom weißen Falken.

München ehrte sein Andenken durch die Benennung einer Brücke nach ihm, König Ludwig nahm seine Büste in die Ruhmeshalle auf.

Dr. Franz Gruithuisen,

Professor zu München.

„Die Welt wird besser, muß besser werden. Dann wird sie nicht bloß im todten Buchstaben die Lehren der Weisheit bewahren, sondern in den Gemüthern, worin sie dann auch nicht mehr zu verbrennen sind."
Gruithuisen, Lieblingsobjekte. S. 7.

Per aspera ad astra.
Durch Nacht zum Licht.

Derjenige, welcher unter ungünstigen Verhältnissen nur durch eigene Kraft mit Zähigkeit und Ausdauer sich emporringt, um einen ehrenvollen Platz unter seinen Mitmenschen einzunehmen, verdient mehr unsere Anerkennung und Bewunderung, als Der, den glückliche Umstände begleiten, den die Gunst des Zufalls und der Stellung in seinen Bestrebungen unterstützt und es ihm nebst seinen Anstrengungen möglich macht, einen hervorragenden Namen sich zu schaffen.

Solch einen Mann, der trotz der Ungunst äußerer Verhältnisse sich einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft seines Vaterlandes errungen hat, verehren wir in Franz Gruithuisen, geboren auf dem Jagdschlosse Haltenberg am Lech (Landg. Landsberg in Oberbayern) am 19. März 1774 als der Sohn des von Kurfürsten Max III. aus Herzogenbusch (Nordbrabant) nach Bayern als Falkonier berufenen Georg Gruithuisen. Sein Vater, die seltenen Geistesanlagen seines Sohnes berücksichtigend, brachte ihn auf das Gymnasium, um ihm die erste klassische Bildung zu verschaffen, er konnte aber bei seiner geringen Stellung ihm nicht so weit nachhelfen, daß er die Gymnasialstudien vollendet hätte; Gruithuisen mußte daher bei einem Bader in die Lehre treten.

Eine solche seinem Streben nicht entsprechende Stellung veranlaßte ihn, diese zu verlassen; er entfloh nach Wien und widmete sich dort chirurgischen Studien. Beim Ausbruche des letzten von Oesterreich und Rußland im vorigen Jahrhunderte gegen die Türken unternommenen Krieges trat er (1787) als dreizehnjähriger Knabe in der Eigenschaft eines Feldchirurg in das Militär ein; jedoch ist es ungewiß, wie lange er dort aushielt. Heimgekehrt mußte er wieder als Badergeselle seinen Unterhalt suchen, benützte aber jede freie Zeit, in der lateinischen Sprache sich zu vervollkommnen. Wegen seiner ansehnlichen körperlichen Gestalt in das Hartschierkorps aufgenommen, begann er nun sich der ihm liebgewordene Physik und zugleich der Astronomie, zu deren besserem Betrieb er sich selbst Fernrohre baute, zu widmen

und es gelang ihm, durch seine Experimente einen hohen Gönner zu erwerben, der ihm die Mittel gab, die Universität zu beziehen. Er ging nach Landshut (1801), 27 Jahre alt, studirte hier mit allem Eifer Philosophie und Medizin, und erhielt nach siebenjährigen Anstrengungen den Doktorhut (1808). Noch in demselben Jahre wurde ihm an der Landarztschule zu München das Lehramt für Chemie, Physik, Naturgeschichte, Anthropologie und Zoologie übertragen. Einen zu dieser Zeit erhaltenen Ruf nach Hofwyl schlug er ebenso ruhig aus, als eine Berufung nach Breslau und Freiburg (1824), indem er vorzog, seinem Vaterlande zu nützen, und nicht wie ein literarischer Landsknecht ohne Vaterlandsgefühl demjenigen seine Person zu verkaufen, der eine höhere Summe bot, nicht größerem Gelderwerb seinen heimischen Boden unterzuordnen.

Im Sommer des Jahres 1825 unternahm er eine wissenschaftliche Reise an die Universitäten Tübingen, Heidelberg, Bonn, Göttingen, Jena, Freiberg, Prag, Erlangen, besuchte die chemischen und astronomischen Anstalten derselben und die geologischen Sammlungen dieser und anderer auf seinen Reisen berührter Städte, und setzte sich in unmittelbaren Verkehr mit den damals berühmtesten Professoren und Gelehrten, die ihm vielfache Beweise ehrender Anerkennung zu Theil werden ließen. Bis zur Verlegung der Universität Landshut nach München im Jahre 1826, wo er als Professor der Astronomie verwendet wurde, erschien ein großer Theil seiner interessanten Schriften: „Untersuchungen über Eiter und Schleim durch das Mikroskop“, „eine Physik“, „Anthropologie“, „Propädeutik der Medizin“, „über die Ursache der Erdbeben“ &c. Von nun an widmete er sich hauptsächlich der Astronomie und Erdkunde, und veröffentlichte die Resultate seiner Bestrebungen in seinen Schriften über „die Naturgeschichte des gestirnten Himmels“, der „Wind und seine Natur“ und in den astronomischen Jahrbüchern und Kastner's Archiv. Seine Beobachtungen über die Sonnenflecken und die Oberfläche des Mondes, auf der er Schanzen und große Gebäude, aufgeführt von lebenden Wesen, mit denen auch in Korrespondenz getreten werden könne, entdeckte („Ich beobachte des Mondes Oberfläche bereits über dreißig Jahre unausgesetzt mit den besten fraunhoferischen Fernröhren, und hatte das Glück, seinen äußern Bau so zu studiren, daß ich in den Stand gesetzt bin, aus dem Aeußern auf das Innere zu schließen“), seine Ansichten über die Entstehung des Mondkörpers aus in ihn versenkten Weltkörpern, deren obere Segmente die sichtbaren Ringgebirge seien, die zu phantastisch klangen, um nicht durch Uebertreibung dem Spotte zu verfallen, wurden nichts desto weniger von den berühmten Astronomen Keppler und Ritter Olbers in Bremen hauptsächlich getheilt. „Auch ich halte es für sehr wahrscheinlich, sagt dieser, daß der Mond von lebenden, selbst von vernünftigen Geschöpfen bewohnt wird . . . die Bemühungen, die Spuren vegetabilischen und animalischen Lebens auf dem Monde aufzusuchen &c., halte ich für höchst verdienstlich und wichtig! Ihr vorzüglich scharfes Auge, von

trefflichen Instrumenten unterstützt, Ihr bewunderungswürdiger ausdauernder Fleiß und Ihr so seltenes Talent, womit Sie das Gesehene so treu und schön in Zeichnung und Steindruck wieder darzustellen im Stande sind, machen Sie vorzüglich geeignet, uns hierin noch weit zu führen", ruft er Gruithuisen ermunternd zu.

Aber nicht nur in der Astronomie, auch in der Medizin hat Gruithuisen Hervorragendes geleistet; er war der Erste, der die Idee zu einem Instrumente gab, den Stein in der Harnblase zu zertrümmern, Lithotritie, eine in der Geschichte der Medizin Epoche machende Erfindung, deren Priorität vor Civiale von allen, selbst von den französischen Aerzten anerkannt ist, und für die ihm die Pariser Akademie einen Preis von 2000 Franken zuerkannte. Vieles und Großes verdankt ihm die Medizin und Astronomie. Gruithuisen's imposante Gestalt, in der ein ruhiger und fester Charakter thronte, befähigte ihn, ein langes bis an sein Ende wissenschaftlich thätiges Leben zu führen, das sein Geist am 26. Juni 1852 mit der Ruhe des Philosophen verließ, zu jenen Gestirnen sich aufschwingend, deren nähere Kenntniß seines Lebens Zielpunkt war.

Johann Nepomuk v. Fuchs,

Professor, geh. Rath und Akademiker zu München.

> „Jede Wissenschaft ist ein geistiges Produkt und wirkt wieder bildend auf den Geist zurück, sie hat dadurch schon an und für sich ihren Nutzen und dieser ist gewiß der größere, weil die Bildung des Geistes das Höchste ist, was erstrebt werden kann."

Das Andenken jener Männer zu ehren, denen es Lebensaufgabe war, mit forschendem geistigem Auge in die geheimen Schreine der Wissenschaft, in die dunkeln Schachten der Natur zu dringen und die Errungenschaften ihres Fleißes und ihrer Beurtheilung der Nation zum Nutzen zu reichen, ist würdige Aufgabe unserer Bestrebung, ist schuldiger Dank, und gerne wird Bayern's Volk Diejenigen in Achtung bewahren, durch die es geistigen und materiellen Vortheil errang. Unter jenen Männern, denen die Wissenschaft neue Entdeckungen und weitere Ausbildung verdankt, ragt strahlend Joh. Nep. von Fuchs hervor, den Einfachheit des Wandels, tief religiöser Sinn, gründliche Forschung, Selbstständigkeit des Urtheils, scharfer Verstand, unbestechliche Wahrheitsliebe und treffliche Combinationsgabe auszeichneten.

Er war als Sohn unbemittelter Landleute zu Mattenzell (Niederbayern) am 15. Mai 1774 geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung im Kloster Frauenzell, dann am Gymnasium St. Paul zu Regensburg (bis 1794). Nach vorausgegangenen philosophischen Studien widmete er sich,

da er keinen Beruf zum geistlichen Stande, dem er bestimmt war, fühlte, der Medizin an der Universität zu Wien. Seine Neigung ließ ihn aber bald diese verlassen, um sich der Naturwissenschaft und hauptsächlich der Chemie und Mineralogie zuzuwenden. Zu seiner weitern Ausbildung in Mineralogie und Berg- und Hüttenkunde begab er sich nach Freiberg, wo er unter Lampadius und Werner, dann nach Berlin, wo er unter Karsten und Klaproth studirte, und endlich auf kurze Zeit nach Paris. Nach einer (25. Nov. 1805) vor der k. Akademie der Wissenschaften erstandenen Prüfung wurde er zum Privatdocenten an der Universität Landshut vorgeschlagen und 1807 (8. Mai) zum ordentlichen Professor der Chemie und Mineralogie ernannt.

Seine in dieser Zeit erschienene erste Abhandlung über ein bei Reichenhall entdecktes Fossil, sowie seine späteren Arbeiten und Untersuchungen über einzelne Theile der Mineralogie, auf deren Gebiete er mit Hilfe der Chemie reiche und wesentliche Entdeckungen machte, zeugen von scharfer Beobachtungsgabe und gründlich erwiesenen Folgerungen. Im Jahre 1823 (28. Okt.) wurde er als Conservator der mineralogischen Staatssammlungen nach München berufen, wo er schon im nächsten Jahre Notizen über das Wasserglas und eine Abhandlung über den Einfluß der Chemie auf die Mineralogie veröffentlichte. Diese seine Entdeckung des Wasserglases, einer Verbindung von Kieselerde und Kali, welche als Wahrungsmittel des Holzes gegen Feuer und zur Bereitung von künstlichen Steinen zu verwenden war, und als Ueberglasung der Wände eine neue von ihm angegebene Art der Wandmalerei, die Stereochromie, möglich machte, kam erst, lange Jahre in Deutschland unbeachtet, zur gebührenden Anerkennung, nachdem sie in Fabriken Frankreichs in größter Ausdehnung schon angewendet wurde. Nicht allein für die Wissenschaft war Fuchs thätig, auch für die Gewerbe waren seine Theorie über Kalk und Mörtel, dann über den hydraulischen Kalk, der durch seine Entdeckungen zum allgemeinen und nun unentbehrlichen Baumaterial wurde, seine Verbesserung des Löthrohres, seine Erfindung einer äußerst nützlichen Weingeistlampe und des Biermessers (Hallymeter), über die Entstehung der Porzellanerde, über die Auflöslichkeit des Kochsalzes, sein Verfahren aus der Scheerwolle Indigo zu gewinnen, seine Bemühungen der Zuckergewinnung aus Runkelrüben rc. von unberechenbarem Einfluß und nachhaltigem Nutzen.

Seine Theorie über die Zustände der Gestaltlosigkeit der Körper (Amorphismus), die Bildung der Erde und die vikarirenden Bestandtheile der Mineralkörper haben ihm unter den Naturforschern einen glänzenden Namen bereitet. Alle diese für die Wissenschaft wie für das Gemeinwesen wesentlich nützlichen Erfindungen entstanden in einer Zeit, in welcher er zu seiner bisherigen Stellung, nach der Verlegung der Universität von Landshut nach München von 1826 an als Professor der Mineralogie lehrte, dann von 1833 (10. Febr.) im Obermedizinalcomité und obersten Schulrathe, von 1835 (20. Nov.) im Oberberg- und Salinenrathe in seinen Berufsarbeiten zugleich thätig war. Unter

ehrender Anerkennung seiner vielen und ausgezeichneten Verdienste wurde er 1844 dieser letzteren Stelle enthoben und trat 1852 als geheimer Rath zurück, nicht ohne seine Studien mit Emsigkeit fortzubetreiben. Die Wissenschaft ehrte ihn durch seine Aufnahme in die Akademie zu München, Berlin und Wien, und viele gelehrte Gesellschaften, das Vaterland durch Verleihung des bayer. Maximilians-, Kron- und St. Michaelsordens und des k. preußischen rothen Adlerordens. Ihm war es gleich vielen andern verdienten Männern nicht beschieden, seinen durch unausgesetzten zähen Fleiß, trotz seines schwächlichen Körperbaues und mit größter Bedachtsamkeit durch wissenschaftliche Entdeckungen gewonnenen ehrenvollen Platz in der gelehrten Geschichte seines Vaterlandes ohne Kämpfe zu erlangen, obgleich ihn sein liebenswürdiger neidloser Charakter davor geschützt haben sollte. So lebte, geliebt und geschätzt von seinen Geistesgenossen, er bis in sein zweiundachtzigstes Jahr, ein treuer Pfleger der Wissenschaften, bis ihn am 5. März 1856 der Tod abrief.

Paul Anselm v. Feuerbach,

k. Staatsrath und Präsident des Appellationsgerichts zu Ansbach.

> „Da darf nichts außer der Wahrheit gebieten, wo es die Gerechtigkeit und das Wohl von Millionen, wo es das Glück oder das Unglück künftiger Jahrhunderte gilt, wo schon kleine Mißgriffe gefährlich, große Irrthümer aber für Staatswohl, Menschenrecht und Menschenglück von unersetzlichem Verderben sind."
>
> Seine Vorrede zur Kritik des Kleinschrod'schen Entwurfs.

Der entschieden heilsame und reformatorische Einfluß, den Feuerbach auf die Gesetzgebung Bayern's ausübte, seine mit Scharfsinn, geregeltem Verstand, Klarheit, Gründlichkeit und Consequenz in reiner Sprache gelieferten legislatorischen und wissenschaftlichen Arbeiten, seine deutschen in verschiedenen Schriften kundgegebenen Gesinnungen, wie seine Ansichten von geistiger religiöser Freiheit haben ihm unvergänglichen Ruhm, aber auch wegen seines Feuereifers manch harten äußern Kampf gegen Intriguen und Scheelsucht kleinlicher Geister gebracht, ohne den ja selten ein großer Mann von der Bühne, auf der er einen hervorragenden Platz einnahm, abgetreten ist. Seine philosophischen Schriften: „Die möglichen Beweisgründe gegen die Gültigkeit des natürlichen Rechtes", „die Kritik des natürlichen Rechtes" 1795, „sein Anti-Hobbes" 1798, „die Kritik des Kleinschrod'schen Strafgesetzentwurfes" 1804, „sein Lehrbuch des peinlichen Rechtes" 1801, „sein Entwurf des bayerischen Strafgesetzbuches", welches, in Bayern zum Gesetze erhoben, als Grundlage der Gesetzbücher in Weimar, Württemberg, in Oldenburg förmlich als Gesetz anerkannt und in's Schwedische übersetzt wurde, seine

Abhandlung über den Hochverrath und über den Zweck der Strafe, seine mit tiefen psychologischen Bemerkungen begleiteten Strafrechtsfälle, ebenso seine civilistischen Arbeiten über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, über französisches Gerichtsverfahren, seine Bearbeitung eines Civilgesetzbuches von Bayern nach Muster des französischen — alle diese wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Werke sind vom Hauche des besten Willens, der Macht über seinen Gegenstand, gründlicher Gelehrsamkeit und dem Wunsche der Verbesserung verstörter Zustände durchdrungen. Manche der Anfeindungen, die er zu erleiden hatte, mögen daraus hervorgegangen sein, daß er die äußeren gerichtlichen Verhältnisse in Bayern nicht genugsam kannte, und sie unrichtig zu beurtheilen Anlaß nahm. Hätte er aber auch kein anderes Verdienst, als daß es seinen Bemühungen gelang, die Folter in Bayern abzuschaffen, (Gesetz vom 7. Juli 1806), so wäre es genug für seinen Ruhm.

Welche Hindernisse hier entgegen standen, beweist, daß selbst bei der Unterzeichnung des Gesetzes ihm die Verantwortung zugeschoben wurde, wenn jetzt die Schuldigen der Strafe entgingen, und daß das Gesetz im Regierungsblatte nicht publicirt wurde. Eine vorgeschrittene Zeit verlangt milde Gesetze; dadurch aber verliert Derjenige, der zu Zeit der Geltung blutathmender strafrechtlicher Bestimmungen ein neues und milderes System einzuführen sich bestrebte, auch wenn in diesem noch sehr harte Anordnungen lagen, keineswegs an Verdienst, da wir ihn im Lichte seiner Zeit zu betrachten haben.

Anselm Feuerbach, der Sohn eines geehrten Advokaten in Frankfurt am Main, geboren am 4. Nov. 1775, erhielt seine erste klassische Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und widmete sich von 1792 an in Jena der Weltweisheit, deren hauptsächliche Träger Kant, Locke, Hume, Lambert sein vorzügliches Studium waren, dann, so vorgebildet, der Rechtsgelehrsamkeit, in der er (1. Jan. 1799) den Doktorgrad sich erwarb, und nun mit großem Beifall Vorlesungen hielt. Im Jahre 1801 wurde er zum Professor des Lehenrechtes ernannt, und folgte dann 1802 einem Rufe als Professor nach Kiel, (1804) als ordentlicher Professor des Civil- und Criminalrechts und Hofrath nach Landshut, wo er seine Lehrstelle mit einer Rede über Philosophie und Empirie in ihrem Verhältnisse zur positiven Rechtswissenschaft antrat.

Seine Vorlesungen waren zahlreich besucht und Feuerbach hätte einer freundlichen Zukunft entgegengesehen, wenn er nicht selbst, zu wenig bekannt mit den äußern gerichtlichen und auch confessionellen Verhältnissen Bayern's, im Wahn, der Wahrheit die Ehre geben zu müssen, manch harten Ausspruch gethan und dadurch sich Feinde gemacht, andererseits Eifersucht und Mißbehagen an ihm als beigerufenem Ausländer und Protestanten Feindseligkeiten aller Art ihm bereitet hätte. Ein durch Gönner veranlaßter öffentlicher unwürdiger Auftritt veranlaßte daher Feuerbach, seine Entlassung einzugeben und sich nach Würzburg zu wenden. Zu jener Zeit hatte die bayerische Regierung den Entschluß gefaßt, statt des Kreittmayr'schen

Strafgesetzbuches ein neues in milderer Form fertigen zu lassen, und ihm war schon 1804 der Auftrag hiezu geworden; er wurde daher jetzt (Jan. 1806) zum außerordentlichen geheimen Referendär bei dem Ministerial-, Justiz- und Polizeidepartement ernannt, ihm bei der Stiftung des Civilverdienstordens der bayer. Krone (19. Mai 1808) das Ritterkreuz desselben, und bei Errichtung des geheimen Rathes (27. Nov. 1808) diese Würde ertheilt. Schon am Schlusse dieses Jahres vollendete er seinen Entwurf des Strafgesetzbuches, der, einer Commission zur Prüfung unterworfen, von ihr mit Anmerkungen begleitet 1813 promulgirt, bis zum Jahre 1861 als Gesetz galt. Noch in demselben Jahre begann er auf höhern Auftrag die Bearbeitung des Civilkodex und nahm Theil an Abfassung der Constitution für Bayern.

Als Bayern 1813 sich der deutschen Sache anschloß, fühlte Feuerbach den Drang in sich, seine Gesinnung in zwei Schriften: „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europa's" (1813) und die „Weltherrschaft das Grab der Menschheit" kundzugeben. Allein diese Meinungsäußerung hatte im Ministerium Montgelas, das der französischen Sache noch zugethan war, üble Mißstimmung und selbst bei dem Könige Max vorübergehend Mißbilligung, deßhalb für ihn das Verbot weiterer schriftstellerischer Thätigkeit in dieser Richtung, und selbst bei dem Könige Max vorübergehend Verdächtigung, endlich seine Versetzung als wirklicher geheimer Rath und zweiter Präsident an das Appell.-Gericht zu Bamberg (1814) zur Folge. „Meine höchsten Wünsche sind erfüllt" schreibt er an seinen Vater 22. Juni 1814, „Ich vertausche das unruhige ränkevolle Hofleben mit einem friedlichen Wirkungskreise." Der König hatte ihm noch ein außerordentliches Geschenk von 500 Dukaten gemacht, um ihm ein Zeichen seiner wiedergekehrten Anerkennung zu geben. In dieser seiner praktischen Stellung und noch mehr, als er bei der neuen Kreiseintheilung (20. Februar 1817) zum ersten Präsidenten des Appell.-Gerichtes in Ansbach ernannt worden war, erwarb er sich durch seine Kenntnisse sowohl als durch seinen Umgang die Achtung seiner Collegen und die Anerkennung der Regierung.

Zu den lichten Augenblicken seines Geschäfts- und häuslichen Lebens, zu denen noch seine Reisen in Frankreich, Belgien und an den Rhein gerechnet werden dürfen, gesellte sich aber manches Unglück in seiner Familie, manch' bittere Kränkung, die seiner Gesundheit empfindlichen Nachtheil brachte. Noch am Abende seines Lebens nahm er sich mit Eifer der Sache des unglücklichen Kaspar Hauser an, über dessen Herkunft er in einem Memoire an die Königin Karoline von Bayern in nicht unzweideutigen Ausdrücken seine Meinung ausspricht,

Im März 1833 reiste er „schon ein halb todter Mann" „das alte Feuer ist ausgebrannt und nur schlechte Kohle ist zurückgeblieben", schon sehr leidend nach Frankfurt, um dort sich einer Behandlung des Dr. Neufville zu unterwerfen; allein ein Schlaganfall, der ihn während einer Spazierfahrt getroffen hatte, endete am nächsten Tage sein thätiges und ersprieß-

liches Leben (29. Mai 1833). Scheint es doch, als hätte die Erde des Geburtsorts seine Asche für sich wieder verlangt. Vielfältig wurde sein Tod seiner Theilnahme an Kaspar Hauser's Schicksal zugeschrieben.

Aeußere Anerkennung war ihm geworden durch seine Ernennung als Staatsrath (Aug. 1821), durch Ertheilung des Commandeurkreuzes des bayer. Kronordens (1810), des russischen St. Anna- (17. Aug. 1811), des Commandeurkreuzes des k. sächsischen Falken- (23. Juni 1829) und des württembergischen Kron-Ordens, (9. Mai 1830), als korrespondirendes Mitglied der russischen Gesetzgebungs-Kommission (April 1806).

Dr. Adolph Ferdinand Gehlen,

Mitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften.

> „Kein Zweig der Naturwissenschaften soll auf Kosten eines andern groß zu werden suchen, keine Mängel, woran er selbst leidet, Lücken, die er selbst noch nicht auszufüllen vermag, dem andern zur Last legen."
>
> Denkschrift d. Akad. 1813 S. 252.

Der Mann, der den jetzigen Bestrebungen, die Wissenschaft in die Praxis einzuführen, der Chemie jene Stellung im Leben einzuräumen, den sie zum Nutzen der Landwirthschaft und Gewerbe, des Einzelnen wie der gesellschaftlichen Vereinigung im Ganzen einnehmen soll, voranging, der, kaum vierzig Jahre alt, im Dienste seiner Wissenschaft als deren Martyrer, von der ganzen Nation betrauert, starb, verdient wegen seiner dem öffentlichen Wohl uneigennützig mit ganzer Hingebung gewidmeten Thätigkeit einen unveräußerlichen Platz unter Bayern's verdienten Männern.

Adolph Ferdinand Gehlen, zu Bütow in Preußisch-Pommern am 5. Sept. 1775 als der Sohn eines dortigen Apothekers geboren, trat nach gründlicher Vorbildung auf den Schulen seiner Heimathstadt praktisch in die Lehre der Pharmazie bei dem berühmten Chemiker Hagen in Königsberg, und studirte dann daselbst Chemie, Naturwissenschaften und Medizin, in welch letzterer Doktrin er den Doktorgrad erlangte, dabei gab er sich zugleich der Erlernung fremder Sprachen hin, in welchen er es so weit brachte, daß er in acht Sprachen zu korrespondiren im Stande war. Nun begab er sich nach Berlin, um unter Klaproth ganz der Chemie zu leben. Hier zeichnete er sich schon durch seine zahlreichen Schriften wie durch seine scharfsinnigen Untersuchungen so vortheilhaft aus, daß er zu den ersten Chemikern seiner Zeit gerechnet wurde.

Während er zu Halle in dem von Reil errichteten Institute lehrte und in Chemie thätig war, erhielt er den Ruf als ordentliches Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse an die neugebildete Akademie der Wissenschaften zu München (1807), welcher er trotz eines sehr vortheil-

haften Rufes nach Breslau bis an seinen Tod seine volle Kraft zuwendete. Ihm verdankt die Wissenschaft und das Gewerbe die durch Versuche in der Nymphenburger Porzellanfabrik, in den Glasöfen zu Konstein bei Neuburg und Lambach gerechtfertigte Anwendung des Glaubersalzes statt der Pottasche bei Bereitung des Glases, welche Entdeckung für Bayern um so tiefgreifender war, als seine reichen Lager an Kochsalz diesem Fabrikationszweig eine große Ausdehnung sicherten; seine Untersuchungen der Ameisensäure, des Gediegeneisens und mehrerer unbestimmter Steinarten von Hafnerszell und Tyrol, und anderer verschiedener Metallarten, seine Anleitungen zum Bleichen mit oxydirter Salzsäure und zur Erzeugung und Gewinnung von Salpeter, seine Bereitung künstlicher Mineralwasser, seine Einführung bessern Materials und neuer Metallfarben in die Porzellanfabrikation, seine Untersuchungen über den chemischen Charakter der Ernährung von Thieren und Pflanzen rc., alle waren der Wissenschaft ebenso förderlich, als dem öffentlichen Leben praktisch nützlich.

Nach dem Grundsatze, viribus unitis zu wirken, und was Einem allein nicht gelingen kann, der Kraft Mehrerer aufzulegen, gründete er mit Andern den pharmazeutischen Verein, dessen eifrigstes und thätigstes Mitglied er war; ebenso nahm er lebhaften Antheil an dem von ihm unterstützten und in seinen Zwecken beförderten landwirthschaftlichen Vereine, dabei stand er jedem Gewerbsmann, Künstler oder Gelehrten, der von ihm sich Rathes erholte, auf das Uneigennützigste und mit Freundlichkeit bei.

„Außer seiner Wissenschaft war er ein durchaus redlicher Charakter, dem Wahrheit über Alles ging, männlicher Muth gegen alle Tücke und Bosheit, hohe Bescheidenheit, lebendige Gottes- und Menschenliebe, hilfreiche Unterstützung Verlassener und Nothleidender, Uneigennützigkeit bis zur Aufopferung, und thätige Theilnahme an Allem, was unmittelbar zum Besten des Bürgers und Landsmanns unternommen wurde, die Züge, die sein ehrwürdiges Bild ausmachten", so bezeichnet ein gleichzeitiger Gelehrter in den Denkwürdigkeiten der Akademie der Wissenschaften den nicht in sich abgeschlossenen, aufrichtigen, dienstfertigen und rastlosen, dem allgemeinen Besten dienenden Gelehrten besser, als jede andere Feder es vermöchte.

Mit der Untersuchung arsenikhaltiger Metallmischungen in seinem hiezu nicht geeigneten Lokale, da er ein eigenes Laboratorium noch nicht besaß, beschäftigt, erlag er den Wirkungen des Einathmens von Arsenikwasserstoffgas nach neuntägigem Leiden am 15. Juli 1815, ein Opfer seines Berufes, zur allgemeinen Trauer. Der pharmazeutische Verein setzte dem Stifter des Vereins „unserm unvergeßlichen Gehlen" auf dem Kirchhofe in München, wo er begraben liegt, ein ehrendes Denkmal.

Friedrich König [1]) und Andreas Friedrich Bauer,

Erfinder der Buchdruckerschnellpresse.

Est virtutis opus, factis extendere famam.
Durch Thaten seinen Namen zu verbreiten ist verdienstlich.

Zwei Männer, die ein günstiges Schicksal zu einander rief, die, sich gegenseitig unbekannt, im fernen Auslande sich trafen, und dort, Einer den Andern ergänzend, den Grund ihres Ruhmes und den Anfang ihrer dankenswerthen, in der Geschichte der Kunst und der Gewerbe Epoche machenden Erfindung, der Schnelldruckpresse, legten, welche, wenn sie auch nicht in Bayern geboren waren, doch dort den größten Theil ihres Lebens verbrachten, und ihre segensvolle Thätigkeit zur vollsten Blüthe erhoben, endlich in unsrer Erde ihre ewige Ruhe suchten, zwei Männer, die der von Guttenberg erfundenen Kunst erst rechtes Leben gaben, zu feiern, sie als die Unsern festzuhalten, ist Ehre und Pflicht.

Friedrich König, geboren am 17. April 1775 zu Eisleben in Sachsen, genoß bei seinem Vater, einem Oekonomen daselbst, eine sorgfältige Erziehung, welcher seine erste klassische Ausbildung bis zur Vollendung der Gymnasialstudien 1790 folgte. Er trat nun, um die Buchdruckerkunst zu erlernen, bei Breitkopf und Härtel zu Leipzig in die Lehre, nach deren Beendigung er sich mit großem Eifer dem Studium fremder Sprachen, der Literatur, Geschichte und Philosophie zuwendete. Nach einem zweijährigen Aufenthalt bei seinem Onkel, einem Buchhändler in Greifswalde, besuchte er ein Jahr lang die Universität Leipzig, und begründete dann dort (1800) eine Buchhandlung, bei der er aber wegen der ungünstigen Zeit einen Theil seines Vermögens verlor. Schon während seiner Lehrzeit war in ihm die Idee aufgetaucht, statt der schwer und langsam arbeitenden Handpresse eine Maschine zu erfinden, welche dem großen Zeit- und Kräfteaufwand der Arbeiter steuern und selbstthätig die Produktionskraft der Buchdruckerkunst vergrößern könnte.

Nach vielen mühevollen Versuchen hatte er seine Idee zur Reife gebracht und es fehlte nur an den nöthigen Geldmitteln, sie praktisch in's Leben zu führen. Allein alle Versuche, bei den deutschen Regierungen hiezu Unterstützung zu finden, schlugen fehl, theils wegen der alle Mittel in Anspruch nehmenden Kriegszeiten, theils wegen des niedern Standes der Gewerbe, welche den Regierungen kein besonderes Interesse zu verdienen schienen. Auch in Hamburg, wohin er sich begeben hatte, um nur Mittel zur Existenz im Buchhändlergeschäfte zu finden, mißlang ihm jeder Versuch zur Ausfindung werkthätiger Hilfe.

Endlich schien ein glücklicher Stern ihm aufgegangen, als die russische Regierung, welcher er von Wien aus Mittheilungen über sein Projekt ge-

1) Nach Mittheilungen seines Sohnes.

macht hatte, ihm den Auftrag gab, eine Regierungsdruckerei mit einem Jahresgehalt von 1000 Silberrubeln zur Ausführung seiner Erfindung zu gründen, allein bei seiner Ankunft in Petersburg (April 1806) sah er sich bitter in seinen Erwartungen getäuscht. Er schiffte daher nach England über, trat dort als Buchdruckergehilfe, dann als Geschäftsführer in die Buchhandlung Weiße ein, und fand endlich in Londons reichstem Buchdrucker Thomas Bensley den Mann, der sich für seine Erfindung interessirte, und mit ihm (31. März 1807) einen Vertrag zur Ausführung seiner Ideen schloß, mit dem sich später die Buchdrucker Richard Taylor und G. Woodfall verbanden. Um diese Zeit lernte er Andreas Friedrich Bauer kennen, dessen Kenntnisse in der Mechanik zur raschen und sichern Durchführung des Werkes von nicht geringem Werthe für ihn waren.

Bauer, der Sohn eines Schreinermeisters zu Stuttgart, war daselbst am 18. Aug. 1783 geboren, und hatte nach absolvirten Gymnasialstudien die Universität Tübingen besucht, wo er vorzüglich Philosophie und mathematische Wissenschaften betrieb, und sich den Doktorgrad erworben hatte. Seine Vorliebe für Mechanik aber bewog ihn, bei dem geschickten Mechaniker Baumann in Stuttgart einzutreten, um sich in Herstellung mechanischer und optischer Instrumente auszubilden, was ihm auch bei seinem Eifer und bei seiner gediegenen Vorbildung in solchem Grade gelang, daß er in kurzer Zeit unter den Arbeitern dieser Werkstätte den ersten Rang einnahm. Um seine Kenntnisse und Fertigkeit zu erweitern, war er nach London gekommen, wo er mit König zusammentraf, und nun sein Leben und seine Kraft mit jenem König's in vertrauter ungetrübter Freundschaft bis an des Ersten Lebensende verband.

Welches innige vertrauensvolle Verhältniß zwischen ihnen herrschte, bezeugt König selbst in einem Aufsatze im Journal für Buchdruckerkunst 1852: „Wenn zwei Menschen gemeinschaftlich und im höchsten Vertrauen einen Zweck dieser Art verfolgen, so dürfte es schwer sein, den Antheil zu bestimmen, den ein Freund gehabt hat, der bei allem zu Rathe gezogen, mit dem jede Angelegenheit des Geschäftes überlegt worden ist, und wir haben einander selbst nie Rechenschaft abgelegt oder abgefordert."

Nach dreijähriger Arbeit war die erste Schnellpresse vollendet, auf welcher nun (April 1811) zuerst das Annual-Register gedruckt wurde. Die Presse selbst verrichtete alle bisher von Menschenhand geleisteten Arbeiten; sie besorgte selbstständig das Nehmen und Vertheilen der Farbe, das Schwärzen der Lettern, den Druck und gab stündlich 800 Abdrücke, die nur eingelegt und fertig durch die Hand herausgenommen zu werden brauchten. Schon bei dem zweiten Exemplare (1812) wendeten sie den cylinderischen Druck an, der nun für alle Schnellpressen bis heute beibehalten wurde. Im Jahre 1814 folgten zweicylindrige Doppelmaschinen, auf denen (29. Nov. 1814) zum Erstenmale eine Zeitung: die „Times" gedruckt erschien, die schon in der Stunde 1100 gedruckte Bogen zu liefern im Stande

waren, dann im Jahre 1816 die erste Schön- und Wiederdruckmaschine, welche das Papier gleichzeitig auf beiden Seiten druckte.

Sind auch im Laufe der Jahre an der Schnelldruckpresse viele Verbesserungen und einfachere Konstruktionen angewendet worden, stützen sich doch alle auf die wesentlichen Prinzipien der König- und Bauer'schen Erfindung.

So groß für König nun der Ruhm seiner Erfindung war, so bedeutend waren auch die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten durch die Umtriebe der Arbeiter an den Pressen, die ihre Existenz durch die Maschinen bedroht glaubten; dazu trat feindlich die Habgier des Hauptheilhabers Bensley gegen ihn auf, der noch Woodfall's Antheil an sich gekauft hatte. Weder König noch Taylor vermochte Etwas gegen die Intriguen dieses Mannes, welcher nun die Mehrheit der Stimmen der Gesellschaft besaß und die Uebermacht des Kapitals nur zum persönlichen Vortheil ausnützte, gleichgültig gegen den Werth der Erfindung für die Gesammtheit. Mit Hilfe seiner Maschinen suchte er durch rasche und billige Drucklieferungen andern Buchhändlern die Arbeit zu entziehen, und bemühte sich, König's Unterhandlungen mit solchen zu hintertreiben und zu erschweren. Dadurch schob er die Aussichten auf künftigen Absatz in die Ferne, und verkümmerte dabei das Ergebniß der bereits gemachten Verkäufe durch die Art, wie er die Rechte und Verbindlichkeiten des Gesellschaftsvertrags auffaßte und handhabte. Da ihm König's Gewinnantheil nun nach Vollendung des Werkes lästig erschien, verband er sich mit zwei andern Technikern Cowper und Applegath zum Bau von Schnellpressen. Die Folge war, daß sich nun bald andere Mechaniker auf dasselbe Feld warfen und König's, obwohl patentirte, Maschinen unter dem Vorwande von wenigen Modifikationen nachbauten.

Bensley, von König aufgefordert, wollte gegen diese nicht klagen, daher die Klage unterblieb, da Uebereinstimmung der Theilhaber gesetzlich nothwendig war. Nach all' diesem blieb König nichts übrig, als sein ganzes Vermögen auf eine Klage vor dem Kanzleigerichtshofe des Königreiches mit zweifelhaftem Erfolge zu verwenden, oder sein Patent aufzugeben und England zu verlassen [1]). Er wählte das Letztere und verband sich nun auf's Innigste mit Bauer zur selbstständigen Ausführung der Druckerpressen. Die bayerische Regierung überließ ihnen das säkularisirte Kloster Oberzell bei Würzburg um 35,000 fl., unter dem vortheilhaften spätern Zusatz zehnjähriger Steuerbefreiung und Abtragung ihrer Schuld an Maschinen an die Staatsschuldentilgungsanstalt.

---

1) Bensley's schlechtes Benehmen gegen Jedermann veranlaßte den Verlust des Vertrauens zu ihm in der Geschäftswelt; seine Unternehmungen schlugen fehl, er verlor sein ganzes Vermögen, brannte dann, um sich vor gänzlichem Untergang zu retten, sein Haus an, wurde entdeckt, als Brandstifter dem Zuchthause übergeben, und endete als Straßenbettler in London.

Im August 1817 kam König, neun Monate später Bauer in Oberzell an. Groß und vielfach waren aber jetzt die Schwierigkeiten, die ihnen hier bei Ausführung ihrer Erfindung entgegentraten. Da die Industrie durch die langen Kriegszeiten gänzlich danieder lag, und Mechaniker wenige waren, Maschinenarbeiter aber in Deutschland noch gänzlich fehlten, so mußten sie letztere aus Bauernburschen erst erziehen, sie einzeln abrichten, ihnen die Handhabung der Werkzeuge lehren, ebenso aus den einfachsten Mitteln sich ihre Gießerei gründen, Werkzeuge oft selbst anfertigen u. s. f. Doch gelang es ihrer Energie und Ausdauer nach den ersten vier Jahren zwei Schnellpressen nach verbessertem System an die Decker'sche Hofbuchdruckerei in Berlin (1822), dann zwei weitere für die Spener'sche Zeitung daselbst, dann zwei für die Allgemeine Zeitung in Augsburg 1824 herzustellen, dann im Laufe von zehn Jahren aus ihren Arbeitern eine Musterschule für Maschinenarbeiter, welche für den Maschinenbau in Deutschland von hohem Einflusse war, zu machen.

Der Ruf ihrer nun vereinfachten und für Bücherdruck und andere typographische Arbeiten eingerichteten Pressen vermehrte sich so, daß bereits im Jahre 1859 aus ihrer mit 120 Arbeitern besetzten Fabrik 51 Schnellpressen, darunter viele nach Frankreich und Rußland, abgegangen waren.

Ein weiteres nicht geringes Verdienst dieser beiden strebsamen Männer besteht darin, daß sie die erste Maschinenpapierfabrik in Süd- und Westdeutschland (im Kloster Schwarzach) einrichteten.

Manche frühere Entbehrungen, unausgesetzte geistige und körperliche Anstrengung, dazu ein Herzübel begründeten in König in seinen letzten Jahren dauernde Kränklichkeit, welcher er am 17. Jan. 1833 zu Kloster-Zell erlag. Nach seinem Tode führte Bauer in seinem und der Wittwe König's, Fanny geborne Jacobs aus Coblenz, Interesse die Fabrik in steigender Ausdehnung fort, bis auch ihn in der Nacht vom 26. auf 27. Februar 1860 der Tod abrief. Beide liegen auf dem Kirchhofe zu Oberzell, nah dem Orte ihrer unermeßlich nützlichen Thätigkeit begraben.

„König war ein Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und feurigem Geiste, von strengstem Ehrgefühle und lauterster Rechtlichkeit" (Times vom 24. Dez. 1824). Wohlwollen gegen Jedermann, väterliche Fürsorge für seine Untergebenen, Anspruchslosigkeit, biederer Sinn und scharfer Verstand bei tüchtiger wissenschaftlicher Bildung waren die Charakterzüge Bauer's.

Vor ihrer Erfindung lieferte die Times mit 8—10 Handpressen mit 8—10fachem Satz und drei Arbeitern an jeder Presse in der Stunde 250 Abdrücke; mit der Schnellpresse mit vier Mann Bedienung bei einfachem Satze erst 1100, dann 2000 Abdrücke in der Stunde, d. h. soviel mit einfachem Satze und 1/6 des Personals als sämmtliche 8 Handpressen zusammen. Die von ihm gegründete nun von König's Sohn geleitete Anstalt liefert jetzt jährlich über 80 verbesserte Maschinen. Nach der von

ihnen erfundenen Maschine werden jetzt jährlich 700—800 solche Pressen für alle Theile der Welt geschaffen.

Welch' großen Einfluß ihre Erfindung auf die Druckerei und dadurch auf den Buchhandel, somit auf Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und allgemeiner Bildung hatte, beweisen folgende Zahlen:

Im Jahre 1820 zählte Deutschland allein 500,
„ „ 1840 „ „ 1480,
„ „ 1857 „ „ 2300 Buchhandlungen,
im Jahre 1814 erschienen 2500,
„ „ 1827 „ über 5000,
„ „ 1846 schon 11086 neue Werke, ohne die immense Steigerung der Zeitungsliteratur nur zu rechnen.

Darum muß ihr Name hoch gehalten werden, der unserm Lande so hohen Nutzen, so viel Ruhm brachte.

Am 23. März 1865 wurde die eintausendste Schnelldruckpresse in der von König und Bauer begründeten Anstalt vollendet, bei welcher feierlichen Gelegenheit der jetzige Chef, Friedrich König, Sohn des Erfinders, die Summe von 10,000 fl. zum Besten einer Sparkassa der Arbeiter in der dieser Familie gewohnten Hochherzigkeit niederlegte.

Dr. Friedrich Wilhelm von Schelling,

wirklicher geheimer Rath und Professor.

> „Die Erkenntniß der Wahrheit mit völliger Ueberzeugung ist ein so großes Gut, daß dagegen, was man sonst Estimation nennt, Meinung der Menschen und alle Eitelkeit der Welt für gar nichts zu rechnen ist."

Obgleich Schelling nicht in dem Territorium geboren ist, welches jetzt das Königreich Bayern umfaßt, auch nicht bei uns begraben liegt, so dürfen wir ihn doch den Unsern nennen, da er 38 Jahre lang, beinahe die Hälfte seines Lebens, in Bayern lebte und wirkte.

Dieser große Weltweise ist zu Leonberg (k. württembergische Oberamtsstadt im Neckarkreise) am 27. Jan. 1775 geboren. Sein Vater, Joseph Friedrich Schelling, war Diakonus allda, wurde aber bald darauf als Klosterprofessor nach Bebenhausen, dann nach Maulbronn versetzt. Schelling besuchte die lateinische Schule in Nürtingen, in der er solche Fortschritte machte, daß schon nach drei Jahren 1767 sein Lehrer erklärte, er könne nichts mehr bei ihm lernen. Er trat daher in das Seminar für Theologie in Bebenhausen über, wo er sich hauptsächlich mit alten Sprachen, namentlich mit dem Hebräischen und Arabischen befaßte. Im Jahre 1790 bezog er, um Theologie zu studiren, die Universität Tübingen, und errang

sich hier nach zwei Jahren die Magisterwürde der Philosophie. Seine ersten Schriften: Ueber Mythen, historische Sagen und Philosopheme der alten Welt (1793), über die Möglichkeit einer Form der Philosophie (1794), Briefe über Dogmatismus und Kriticismus (1796) und: Vom Ich als Prinzip der Philosophie, begründeten ihm schon einen Ruf als eines scharfen Denkers.

Nach Vollendung seiner Universitätsstudien, mit denen er Naturwissenschaften verbunden hatte, begleitete er zwei deutsche Barone von Riedesel als Hofmeister nach Leipzig (1796), wo er 1798 auf Göthe's Zureden und Verwendung, wohlausgerüstet mit tüchtigen Kenntnissen in den Naturwissenschaften, den alten Sprachen, der Theologie und Weltweisheit, den Lehrstuhl der Philosophie betrat, und vornemlich Naturphilosophie las. Schon 1797 hatte er seine Ideen zu einer Philosophie der Natur, 1798 seine Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre herausgegeben, denen sein Entwurf eines Systems der Naturphilosophie 1799 und 1800 das System des transcendentalen Idealismus, in der Zeitschrift für spekulative Physik und im kritischen Journale mehrere naturphilosophische Abhandlungen folgten. Im Jahre 1803 (21. Nov.) folgte er einem Rufe an die neuorganisirte Universität zu Würzburg („der Name dieses großen Lehrers darf wohl nur genannt werden, um die thätigen Wünsche der Regierung für den Flor der Wissenschaften zu bezeichnen und ihre reinen Absichten zu verbürgen", sagt ein Erlaß des kurf. fränkischen Generallandes-Kommissariates vom 5. Okt. 1803), um hier gesammte Philosophie, insbesondere Naturphilosophie zu lehren. In diesem Jahre verheirathete er sich mit Karoline Michaelis († 1810).

Nach der neuen Konstituirung der Akademie der Wissenschaften kam Schelling im Jahre 1807, nachdem er schon im Jahre 1806 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt worden war, nach München an dieselbe als ordentliches Mitglied der ersten Klasse, zugleich erhielt er bei der Gründung der Akademie der bildenden Künste die Stelle eines beständigen Generalsekretärs übertragen, und das Ritterkreuz des Verdienst-Ordens.

Seinen Eintritt als wirkliches Mitglied der Akademie feierte er durch eine am 12. Okt. 1807 gehaltene Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur. Während seines Aufenthaltes in München erschienen seine Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit 1809, seine gegen Jacobi gerichtete leidenschaftlich gehaltene Schrift von den göttlichen Dingen 1812, und sein Aufsatz über die Gottheiten von Samothrake 1816. Die Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und dem Präsidenten der Akademie Jacobi bestanden, veranlaßten ihn, im Winter 1820 Urlaub zu nehmen und sich nach Erlangen zu begeben, wo er zwar mit dem Rechte, aber nicht mit der Pflicht zu lehren, Vorträge haltend, seine Philosophie der Mythologie und die Philosophie der Offenbarung ausarbeitete. Nach der Transferirung der Landshuter Universität nach München berief ihn König Lud-

wig, Okt. 1826, als geheimen Hofrath und Professor dorthin, ertheilte ihm aber zugleich Urlaub zum Wintersemester bis 1827/28, wo er dann seine Vorlesungen begann, und zugleich die auf ihn gefallene Wahl als Vorstand der Akademie (30. Juni) und Generalkonservator (11. Mai 1827) übernahm. Seine geistreichen Vorlesungen über positive Philosophie, Philosophie der Mythologie und später über Philosophie der Offenbarung waren äußerst zahlreich von Jung und Alt, von Zuhörern aus fremden Ländern und Einheimischen besucht, und zeugten von der unendlichen Wirkung, die seine neuerschlossene Gedankenwelt auf seine Zuhörer machte. Zur Anerkennung seiner hohen geistigen Wirksamkeit wurde er zum wirklichen geheimen Rathe (17. Aug. 1830), Mitglied des obersten Schulrathes (18. März 1832) und Ehrenmitglied der Akademie der Künste ernannt (1837), und ihm von Frankreich der Ehrenlegionorden (1833), von Württemberg der Verdienstorden (27. Juli 1835), von Griechenland der Erlöserorden (1836), von Bayern das Comthurkreuz des Michaelsordens ertheilt (1838).

Im Oktober des Jahres 1842 siedelte er, der im Jahre vorher an ihn ergangenen Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. folgend, nach Berlin über, wo er durch seine Vorlesungen eine gänzliche Umgestaltung der bisherigen Weltanschauungen hervorrief. Wie sehr jetzt noch sein Verdienst geehrt wurde, beweist der ihm von Preußen ertheilte Orden pour le mérite, von Bayern das Großkreuz des Verdienstordens (1849) und das Ritterkreuz des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst (1853). Schelling's letztes öffentliches Wort war seine Gedächtnißrede auf Steffens.

Seine eine lange Reihe von Jahren fortgesetzte anstrengende Thätigkeit des Geistes zerstörte seine von Natur rüstigen, durch ein heftiges Nervenfieber, welches er in Leipzig durchgemacht hatte, doch angegriffenen Körperkräfte, denen aufzuhelfen er im Sommer 1854 nach Bad Ragaz in Graubündten sich begab, wo ihn aber am 20. Aug. 1854 der Tod in Folge einer Gedärmentzündung ereilte. Ihm war im selben Jahre (9. Mai) sein Bruder Karl Eberhard, Arzt in Stuttgart, vorangegangen, ihm folgte am 13. Dez. desselben Jahres seine Gattin Pauline, geb. Gotter. Noch lebt sein Bruder, Superintendent in Württemberg, seine Schwester, drei Söhne und drei Töchter von ihm. Der gute König Max II. von Bayern, sein eifriger Verehrer, setzte ihm auf sein Grab 1852 und in der Maximiliansstraße in München 1861 ein ehrendes Denkmal, König Ludwig nahm seine Büste in die Walhalla auf.

Als die Grundzüge seiner Philosophie und die Errungenschaften seines Geistes für diese bezeichnet Professor Dr. Beckers in seiner Gedächtnißrede auf denselben: „seine Erfassung des Absoluten im Sinne der absoluten Identität und hiemit die Begründung eines Natur und Geist gleichmäßig umfassenden Systems des Real-Idealismus; die durch die Einführung des Prozesses in die Philosophie, verbunden mit dem Nachweise des

über alles siegreichen Subjektes, oder der übergreifenden Subjektivität, erreichte Gewinnung einer Methode, durch welche allein erst ein wahrer und lebendiger spekulativer Fortschritt möglich geworden; die durch die Idee der absoluten Identität und die Erkenntniß jener übergreifenden Subjektivität gewonnene Erklärung und Vergeistigung von Natur und Geschichte und die an diese lebensvolle, geniale Natur- und Geschichtsanschauung sich anschließende tiefere Erfassung auch des Wesens und der Aufgabe der Kunst; der allmählige Uebergang von der negativen oder rationalen Philosophie zur positiven oder spekulativ-geschichtlichen, und die spätere bestimmte Scheidung dieser beiden Theile nach ihrer regressiven und progressiven Richtung, und die feste Begränzung und Begriffsbestimmung derselben und deren Durchführung zu einem nach beiden Seiten in sich abgeschlossenen Ganzen; die Begründung einer neuen Metaphysik durch das dem positiven System vorangehende negative System, deren wesentlichen Inhalt die Potenzenlehre bildet; die in dem positiven Systeme geleistete Erklärung der Persönlichkeit Gottes, der göttlichen und damit auch menschlichen Freiheit, und damit erreichte erst vollständige Ueberwindung des Pantheismus und Theismus durch den Monotheismus, und dessen Steigerung bis zur Trinitätslehre; die hiemit sich von selbst verstehende Behauptung einer freien Weltschöpfung, aber zugleich verbunden mit der Erklärung ihrer Möglichkeit und dem Nachweise des realen Herganges der primären Schöpfung nach allen ihren Hauptstufen und Urmomenten; die hieran sich reihende Erklärung der gegenwärtigen Welt, deren Zustand als ein der Einheit und Universalität des Bewußtseins verlustig gegangener, peripherischer und nicht wahrhaft sein sollender erscheint — durch eine auf jene erste ursprüngliche Schöpfung gefolgte secundäre Weltbildung; — der auf diese übergeschichtlichen Vorgänge gestützte Erweis der ethischen Bedeutung des nunmehrigen menschheitlichen Lebens und der Succession dreier Stufen des menschheitlichen Gesammtlebens, von denen die erste dem gegenwärtigen Leben als dem einseitigen natürlichen, die zweite dem einseitig geistigen, die dritte dem wahrhaft vereinigten und verklärten geistigen und natürlichen Leben des Menschen entspricht, womit die Lehre der persönlichen Unsterblichkeit die erste positive oder spekulativ geschichtliche Begründung erhalten hat; und endlich die Erklärung der Mythologie und des Christenthums durch Nachweisung der Stufen und Momente des universellen Entwicklungsprozesses der Weltgeschichte auch auf diese beiden großen und Hauptgebiete derselben."

Johann Jakob Wagner,

Professor der Philosophie zu Würzburg.

„Zu meinen Arbeiten begeistert mich blos die Erkenntniß meiner Bestimmung und die Lust des Werkes selbst."

Seines Lebens Aufgabe: mit den stärksten Waffen des Verstandes den Urquell und Zusammenhang göttlicher und menschlicher Dinge und deren vermittelnde Gesetze zu erforschen, hat Johann Jakob Wagner durch das Wort auf dem Lehrstuhle, durch den weitdringenden Buchstaben mit möglichster Anstrengung des Verstandes in seinen Schriften gelöst, und durch reichbelebte Vorträge wie durch den belehrenden Umgang seine Schüler zu seinen treuesten Freunden, seine älteren Freunde zu seinen Bewunderern gemacht. Unbekümmert um äußere Anerkennung („nie habe ich bei den Götzen des Tages durch Weihrauchstreuen um Verzeihung meines Werthes gebettelt", sagt er), hat er doch durch seine Lehren in den jugendlichen Herzen tiefen Anklang bei den Jünglingen, bei den Männern liebevolle Anhänglichkeit gefunden. In einigen seiner Schriften beurkundet sich eine so große Klarheit der Anschauung, daß sie nicht als der Vergangenheit angehörig, sondern als mit Würdigung der Lehren der Vorjahre der Gegenwart entsprossen zu schätzen sind. Er ist heimgegangen, ruhig auf die Zukunft blickend, die ihm gerechtere Würdigung zuerkennen wird, als ihm die Mitwelt zollte. Aber er durfte im Bewußtsein seiner Bedeutung das stolze Wort sprechen: „Der Nachruhm ist mir ebenso gleichgültig, als ich seiner gewiß bin."

In der Reichsstadt Ulm am 21. Januar 1775 als der einzige Sohn des hospitalischen Zinseinnehmers Wagner, und dessen Ehefrau Ursula, gebornen Unseld, geboren, erhielt er am Gymnasium daselbst namentlich durch Andreas Adam, später Garnisonsprediger zu Ulm, der ihm ein vertrauter Freund auch in spätern Zeiten war, die erste klassische Bildung, betrieb dann dabei theoretisch und praktisch Musik und ließ seiner schöpferischen Phantasie in Dichtungen Raum, denen er durch eine Mosaide als Gegenstück zu Klopstock's Messiade Worte geben wollte. Vom anfänglichen Studium der Theologie, die ihm wenig Aussicht eröffnete, wendete er sich der Rechtswissenschaft zu, um durch sie eher zur Selbstständigkeit zu gelangen.

In seinem einundzwanzigsten Jahre wanderte er nach Jena (Oktober 1795), wo er Fichte kennen lernte, der ihn freundlich aufnahm, mit Rath und That unterstützte, und mit ihm in vertraute Beziehungen trat. Seine Vermögensverhältnisse nöthigten ihn jedoch, nach Göttingen zu gehen, um dort mit Beistand des Professors Woltmann Aufnahme im philologischen Seminar zu erhalten, was ihm auch gelang. Nach seiner Ankunft daselbst (Ostern 1796) betrieb er mit dem ihm eignen unablässigen Eifer, neben der Rechts- und Staatswissenschaft, Mathematik, Philologie und hauptsächlich

Philosophie, welcher er sich nun auf Fichte's Zureden ganz ergab. Die ihn drängende Fürsorge für Sicherung seines Lebensunterhaltes aber bewog ihn, nachdem ein Vorschlag Fichte's, der Erzieher seines unmündigen Sohnes zu werden, unmöglich geworden war, auf dessen Vorschlag hin die Redaktion einer von Kaufmann Leuchs in Nürnberg unternommenen Handelszeitung, die ihm freie Verköstigung und 250 fl. Gehalt eintrug, anzunehmen (1798). Hier mußte er zwar ein ihm bisher ganz fremdes Feld betreten, er hatte sich chemische, technologische und sprachliche Kenntnisse zu erwerben, zu denen ihm nur die Nachtzeit zu Gebote stand; allein seine bessere gesicherte Lebensstellung und das freundliche Verhältniß zu dem gebildeten und unterrichteten Leuchs machte ihm seine Beschäftigung angenehm.

Um diese Zeit erschien von ihm ein früher schon verfaßter Roman „Lorenzo Chiaramonti" oder „Schwärmereien eines Jünglings" (1801), und „die Grundsätze des Schriftstellerrechtes" (1801). Der Kreis seiner jetzigen angestrengten Arbeiten, dabei das nothwendige Fernhalten seines Lieblingsstudiums, der Philosophie, bewog ihn Nürnberg zu verlassen und, nachdem er seine mehrjährige Braut Justine Vetter (1801) zur Gattin genommen, das reizende Salzburg zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen (Dez. 1801). Hier theilnehmend an der Herausgabe der „Salzburger Literaturzeitung", angeregt durch die herrliche Natur, fertigte er nun seine tiefsinnigen Schriften über „Licht und Wärme (1802), Philosophie der Erziehungskunst (1802), über die Natur der Dinge (1803)", durch welche letztere er Schelling's Naturphilosophie nach einem allgemeinen Plane in stufenweiser Entwicklung von der mineralischen bis zur menschlichen Natur durchzuführen beabsichtigte, und zugleich die Elemente zu der von ihm beabsichtigten Hebung der Mathematik als Wissenschaft der organischen Form festsetzte, Zeugen seiner vorgeschrittenen neuen Ideen in vollendeter Sprache gegeben, und selbst von Schelling billigend anerkannt. Als der Kurfürst Max Joseph von Bayern die landständische Verfassung aufhob, vertheidigte er in einer Abhandlung über die unzuläßige Trennung der gesetzgeberischen und vollziehenden Gewalt die unbeschränkte Monarchie, eine Ansicht, welcher er später nicht mehr huldigte.

Sein jetzt schon gegründeter Ruf und Schelling's Fürwort veranlaßte seinen Ruf als Professor an die Universität Würzburg, den er auch nach Ablehnung einer Berufung als Direktor des Gymnasiums zu Koburg annahm (Dez. 1803) und seine Vorlesungen mit dem größten Beifall begann.

Beide Philosophen, nun an derselben Hochschule vereinigt, stießen sich bei gegenseitiger Bekanntschaft ab, und bald trat Wagner in seinen Schriften „System der Idealphilosophie 1804 und über das Wesen der Philosophie 1804" gegen Schelling's „neuplatonischen Idealismus" auf, indem er das Absolute über die Gegensätze stellte, als Gottheit anerkannte und formell der dreigliederigen Construktion Schelling's eine

viergliederige entgegensetzte, welche Ansichten er in seinen Werken: „Grundriß der Staatswissenschaft und Politik, dann im Journal für Wissenschaft und Kunst 1805, Ideen zur Mythologie der alten Welt 1808, Theodicee 1809" der Schelling'schen Lehre gegenüber festhielt, zugleich stellte er seine Grundsätze über die mathematische Philosophie fest, indem er mathematische Sätze auf Begriffe und Ideen zurückführte.

Nach der Uebergabe Würzburg's an den Großherzog von Toskana und bei Reducirung der Universität vermöge veränderter Regierungsansichten wurde Wagner gleich anderen Professoren pensionirt (1809), und zog sich rasch entschlossen nach Heidelberg zurück, wo er über die vier Fakultäten, über Weltgeschichte und mathematische Philosophie, die er in seinem Werke über diesen Gegenstand (1811) selbstständig behandelte, vielbesuchte und bewunderte Vorlesungen hielt. Hier vollendete er dann sein Manuscript über „den Staat" (1815 gedruckt erschienen), in welchem er den Gegensatz des Privatlebens und der Staatsform viergliedrig unter Betonung, daß Alles im Staate aufgeht, auseinandersetzt, und in den Unterscheidungen der Familie, der Gesellschaft und des Staates, in dem Volksverhältnisse und in gegenseitiger Berührung zwischen Verwaltung und Volkswirthschaft, ganz neue, der jetzigen Anschauung der socialen Politik konforme Ansichten zu seiner Zeit schon niederlegte.

Als nun das Großherzogthum Würzburg in Folge des Wiener Congresses wieder an Bayern fiel, und eine freisinnigere Regierungsansicht Platz gegriffen hatte, wurde Wagner wieder auf seinen Lehrstuhl nach Würzburg berufen, den er nun auch, von seinen Zuhörern mit Freuden empfangen, wenn auch anfangs gegen Feindseligkeiten seiner Collegen kämpfend, betrat. Hier in freundlichem Umgange und hochgeschätzt von den Spitzen der Kreisregierung, den Präsidenten Frhr. v. Lerchenfeld, v. Asbeck, den Directoren Frhr. v. Andrian und v. Giech und andern hervorragenden Männern, begeisterte er durch seine mit Beredsamkeit und hohem Interesse vorgetragenen Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte sein Auditorium.

In dieser Zeit erschien seine Schrift über „Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat in ihren gegenseitigen Verhältnissen 1819, System des Unterrichts 1821, endlich sein Organon der Vernunft 1830", in welchem er die Kategorien als Weltgesetz, die Stufen und Darstellungsformen der Erkenntniß behandelt und beweist, wie die Mathematik mit Arithmetik und Geometrie das Bild unter sich, das lebendige Wort über sich hat, und endlich in einer Welttafel die Realisirung des Weltgesetzes im Großen zeigt, welche Ideen er in seinem System der Privatökonomie (1836) und in der „Dichterschule" 1840 als dem letzten seiner Werke weiter veranschaulichte.

Bei der Razzia des Jahres 1834, einem der wenigst glänzenden Blätter der bayerischen Geschichte, bei der unmotivirten Verfolgung der nur einigermaßen freisinnigen Männer Bayern's, bei der Epuration der Universität Würzburg, in welcher ein Schönlein, Lauf, Cucumus,

Seuffert u. A. von ihren Stellen entfernt wurden, traf auch ihn dieses Loos, er wurde pensionirt. Mit der Ruhe des Philosophen fügte er sich, nun, zurückgezogen in sein erworbenes Besitzthum, ein freundliches abgelegenes Haus mit Garten, nur mehr seinen Forschungen lebend. Als er sich aber theils durch den Tod, theils durch das Wegziehen seiner Freunde immer mehr vereinsamt sah, verkaufte er sein Asyl (1839) und zog mit seiner Frau nach Neu-Ulm, wo er sich einen freundlichen Landsitz erworben hatte. Durch arthritische Leiden in seiner Gesundheit geschwächt, erlag er dem Geschicke am 22. Nov. 1841, weniger beachtet, als er wohl verdient hatte. Er setzte sich selbst seine Grabschrift:

„Hier hat ein Auge sich geschlossen,
Aus dem das All sich reich und liebend sah.“

Johann Joseph von Görres,

k. Professor zu München.

„Die Meinung ist ihm nur das große auseinandergezogene objektive Gewissen, in dem das eigne, persönliche Bestätigung und Bestärkung haben soll; er will sie nicht leiten, noch von ihr sich leiten lassen, sondern sie nöthigen zur Wahrheit durch sich selbst, wie er genöthigt wird.“

Mit dem Namen Görres verbindet sich je nach der individuellen Anschauung politischer und kirchlicher Zustände der verschiedenste Begriff; viel geschmäht und viel gepriesen, durchbrauste dieser Feuergeist, mit der höchsten Schärfe des Verstandes und den durchdringendsten Worten deutscher Sprache in nach und nach sich entwickelnder Verwandlung für die höchste politische Freiheit kämpfend, endlich in der Kirche statt im Staate das Heil der Nation erkennend, ein wechselvolles Leben, mit beispielloser Energie allseitig erregend und ruhelos schaffend.

Er war zu Koblenz am 25. Jan. 1776 als der Sohn eines Holz- und Bordhändlers geboren. Als einer der fähigsten aber unlenksamsten Schüler des Gymnasiums studirte er neben den in der dortigen Schule vorgetragenen Gegenständen schon in der dritten Klasse für sich Linne's Natursystem, in den übrigen Klassen dann Geographie, Astronomie, Mathematik und Chemie, um sich den Naturwissenschaften zu widmen. Die durch den Sturm der französischen Revolution zum Durchbruch gekommenen Freiheitsideen begeisterten ihn, der in ihnen eine glückliche Aera für sein zerrissenes Vaterland heraufdämmern sah, und, die naturwissenschaftlichen Studien von sich weisend, stürzte er sich mit glühender Seele in die Rennbahn für Verbreitung republikanischer Freiheit, indem er in seiner ersten Schrift: „Der allgemeine Friede, ein Ideal“, als die vorzüglichste Staatsform die Republik pries und an der Spitze der patriotischen Gesellschaft

(1797—98) die Gründung einer cisrhenanischen Republik bevorwortete. In diesem Geiste erschien seine Zeitschrift „Das rothe Blatt“ mit dessen Fortsetzung: „Der Rübezahl“, dessen Tendenz in der Vorrede so kundgegeben wird: „Auch wir haben dem Pfaffenthum und der Möncherei, möge sie nun Jakobism oder Kapuzinism heißen, ewigen Haß geschworen, auch wir arbeiten für Fürsten, indem wir ihre Entbehrlichkeit zu beweisen suchen ꝛc.“

Bald aber folgte der Umschlag, nachdem er als Sprecher einer Deputation von Koblenz nach Paris (Nov. 1799) gesandt, die Republik in den Händen Napoleon Bonaparte's und so seine Hoffnung ihrer Segnungen für Deutschland entkräftet sah. Nun den Wissenschaften zurückgegeben, lebte er, zum Professor der Physik am Gymnasium zu Koblenz (5. Nov. 1799) ernannt, nur dem Studium der Medizin und ihrer Hilfswissenschaften mit angestrengtem Eifer, dessen Ausfluß seine Schriften über „Kunst (1802), Organonomie (1803), Exposition der Physiologie, Organologie (1805), über Glauben und Wissen“ (1806) waren.

Der Mangel einer tüchtigen Bibliothek, geistiger Anregung und wissenschaftlichen Verkehrs veranlaßte ihn, (Okt. 1806) mit seiner (ihm 14. Sept. 1801 angetrauten) Frau Katharina v. Lassaulx und zwei Kindern nach Heidelberg zu übersiedeln. Hier hielt er an der Universität freie öffentliche Vorlesungen über Philosophie und Physiologie, während er sich in vertrautem Umgange mit Clemens Brentano und Achim von Arnim mit Geschichte und älterer deutscher Literatur beschäftigte, „die Einsiedlerzeitung“ schrieb und „die deutschen Volksbücher“ bearbeitete.

Nach Koblenz in die ihm vorbehaltene Lehrstelle nach zwei Jahren zurückgekehrt, befaßte er sich bis 1814 hauptsächlich mit deutschen romantischen und religiösen Dichtungen, indem er den Lohengrin (1813) mit einer Einleitung, welche den ganzen Dichtungskreis des h. Grals berücksichtigt, und die Chronik des Hadubald veröffentlichte. Schon vorher (1810) hatte er seine „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ herausgegeben, wodurch er von seinem vielumfassenden Geistesblicke Zeugniß gab und auf die Behandlung der Religionsphilosophie durch die genialsten Köpfe unter seinen Zeitgenossen, einen Schelling, Creutzer, Schubert mächtig einwirkte.

Als nach der Schlacht bei Leipzig der gänzliche Sturz Napoleon's gekommen schien, und die Freudenfeuer die Befreiung Deutschlands verkündeten, da brach der Sturm in seinem Innern wieder aus, und, unterstützt von den tüchtigsten Männern, wie Gneisenau, Stein ꝛc., suchte er die Rechte seines Volkes, des deutschen Reiches neues Erstehen mit der ganzen Kraft seiner beredten Zunge durch den „Rheinischen Merkur“ (1814—1816) zu erringen, die Forderungen der Nation also betonend: „Deutschland will eine Verfassung, welche sichere, was das Volk mit seinem Blute erworben. Vor Allem müsse festgestellt werden: Integrität des deutschen Gebietes, Zusammenhang der Nation, gemeinsame Festungen, allgemeine Volksbewaffnung, eine

allgemeine deutsche Ständeversammlung, eine gleiche Gerechtigkeitspflege, gleiches Steuersystem, ein ständiges Bundesgericht." Solchen unangenehmen Mahnungen an verbriefte und mit Blut erkaufte Versprechen wurde einerseits die Zeitschrift „Alemania", anderer und zwar preußischer Seits die Unterdrückung seines „Merkurs" entgegengesetzt; doch gab er denselben Ideen in mehreren Schriften, dann in einer Adresse der Stadt Koblenz an den Fürsten von Hardenberg 1818 in der Schrift: „Deutschland und die Revolution (1821), Europa und die Revolution (1821), die h. Allianz und die Völker auf dem Kongresse von Verona" (1822) Ausdruck.

Seine Verhaftung und Abführung nach der Festung Spandau ohne richterliche Untersuchung war schon bei seiner ersten Schrift beschlossne Sache; er war daher gezwungen, sich zu flüchten und am Herde seiner Feinde zu Straßburg Zuflucht zu suchen — vergeblich war um richterliche Untersuchung seine Bitte, Entziehung seines Wartgelds — die Rache.

Also bewegt von dem Gefühl der schmerzlichsten Erfahrungen und Enttäuschungen in den schmachvollen Jahren, die der Vertreibung des fremden Machthabers folgten, ohne Hoffnung der Wiederbelebung der Rechte des deutschen Volkes suchte er in der Geschichte und Religionsphilosophie den Anker, an den er die Schicksale der Länder, seine Erwartungen und Hoffnungen ketten könnte: die Kirche, auf der alle staatliche Ordnung beruhe, solle, neu erstärkt, bei einer Wiedergestaltung die Führerin sein und die Neubelebung ermöglichen; er nahm daher lebhaften Antheil an den Bestrebungen mehrerer in Straßburg zusammengetretener kirchlichgesinnter Männer, deren Ausfluß: „der Katholik" war, und ließ in demselben seine Aufsätze über „den Kampf der Kirchenfreiheit mit der Staatsgewalt", über „den Dom zu Köln", über „den h. Franz v. Assisi", über „Swedenborg und seine „Visionen" erscheinen.

Nach siebenjährigem Exile, in welchem er ein Jahr in der Schweiz, sechs in dem zweimal restaurirten Frankreich zugebracht hatte, folgte er der Einladung des Königs Ludwig, an der von Landshut nach München verlegten Universität Vorlesungen über Ethnographie, deutsche Geschichte, Universalgeschichte und Philosophie der Geschichte zu halten.

In dieser Zeit in den Formen der Hierarchie, in einer Theokratie, einer Einheit von Staat und Kirche, deren höchstes Gesetz Gott, dessen Ausdruck die sichtbare katholische Kirche in ihren Trägern, die Mittel zur Umgestaltung der mangelhaften politischen Zustände suchend, und sich in steigendem Maße der Mystik zuwendend, verfaßte er seine Schriften über die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge in der Weltgeschichte (1830), die christliche Mystik (1836—42) und bald führten ihn seine Ansichten mitten in den entbrannten Streit der kirchlichen und weltlichen Gewalt, der durch den Konflikt der preußischen Regierung mit dem Erzbischofe Droste-Vischering zu Köln neugährenden Nahrungsstoff erhalten hatte, und den er mit dem schweren Geschütze seines „Athanasius" (1838), „die Triarier

Leo, Marheinecke und Bruno" (1838), „Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung" (1842), „die Wallfahrt nach Trier" (1845), von seiner Seite zu unterstützen suchte.

So lebte er in fortgesetzten, theils wissenschaftlichen, theils polemischen Arbeiten und Anregungen mehrere Jahre, in denen ihm nach und nach die untröstliche Ueberzeugung des ohnmächtigen Kampfes der Kirche gegen die weltliche Macht werden mußte, die ihm noch auf dem Todesbette den Angstruf entriß: „Der Staat regiert, die Kirche protestirt."

Umgeben von den Seinen starb er am 29. Jan. 1848.

In seinen und seines Verwandten Lassaulx Aeußerungen hat sich vielfältig der Satz bewährt, daß die Extreme sich berühren, daß in einer Brust glühende Freiheitsliebe mit dem glühenden Wunsche der Herrlichkeit des Reiches deutscher Nation sich mit Unduldsamkeit gegen die Ansichten Andersdenkender, und der Wunsch für freie Bewegung mit der Hoffnung der Herrschaft der Hierarchie über den Staat verbinde.

Seltene Begabung, Muth, Begeisterung für seine Ansichten, schöpferische Phantasie, schwungvolle Sprache, unbegrenzte Aufopferungsfähigkeit hatten ihn im Verlaufe seines Lebens zum Führer und Vorkämpfer der sich widerstrebendsten Zielpunkte gemacht, deren Streit kaum je sich enden wird.

Johann Martin Wagner,

Bildhauer und Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste in München.

„Man kann vielleicht mit Recht behaupten, daß unter allen bildenden Künsten die Plastik am weitesten vorgeschritten, sowie die Baukunst diejenige ist, welche in unsern Tagen am Weitesten von ihrem Ziele entfernt geblieben.
Aus seinem Tagebuche.

Ein biederer deutscher, derber und doch weichfühlender Charakter, eine wahre Künstlernatur mit offnem Auge für alles Schöne in Natur und menschlicher Schöpfung, mit sicherem Urtheile und glücklich schaffender Hand stellt sich uns in Wagner dar, in dessen Familie der Sinn für Kunst und künstlerische Befähigung in seltner Weise erblich war.

Schon sein Urgroßvater war Bildhauer in Gebsattel oder Dinkelsbühl, sein Großvater Thomas Wagner wirkte zu Obertheres in Franken in den Jahren 1730—50 als Bildhauer, sein Vater Johann Peter Wagner, geboren daselbst 1730, gebildet in Wien und seit 1771 Hofbildhauer in Würzburg, schmückte die Colonnaden des Residenzplatzes dort mit den Bildsäulen und Urnen, die Säulen vor dem Eingange in die Residenz mit den Herkulesgruppen, die nun die Anlagen vor der Stadt zieren, die Treppen der Residenz mit Kindergruppen und Statuen, ebenso den Hofgarten zu Veitshöchheim mit den vielen Gruppen und Bildwerken, die 14 Stationen auf dem St. Nikolausberge mit kunstvollen lebensgroßen Darstellungen, fertigte

über 100 Altäre und Kanzeln in verschiedenen Kirchen, das Denkmal des Fürsten Adam Friedrich im Dome und viele andere Kunstwerke. Er starb 8. Jan. 1809.

Johann Martin Wagner, geboren 24. Juni 1777 zu Würzburg, schon frühe der Kunst zugethan, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen, in Anatomie und Perspektive von seinem Vater. Er besuchte das Gymnasium und drei Jahre die Universität seiner Vaterstadt, begab sich aber dann, um sich ganz der Kunst, namentlich der Malerei zu widmen, in seinem neunzehnten Jahre nach Wien (Nov. 1797), wo er, empfohlen durch den Fürsten Primas Karl Theodor von Dalberg an den Akademiedirektor Heinrich von Füger, mit allem Eifer seinen Studien sich hingab. Schon nach fünf Jahren seines Aufenthaltes in Wien konnte er sich der Auszeichnung erfreuen, den ersten Preis für ein Gemälde „Venus zeigt dem Aeneas den Weg nach Carthago" (Virgil I. Gesang) zu erhalten. Sein erstes Gemälde hatte die Rückkehr der heiligen Weiber vom Grabe Christi zum Gegenstande und kam später in den Besitz des Regierungsrathes Martinengo in Würzburg.

Da sich in Wien für ihn keine Hoffnung ergab, als selbstständiger Künstler arbeiten zu können, kehrte er 1802 nach Hause zurück, und übernahm noch in demselben Jahre die Lösung einer von Weimarer Kunstfreunden aufgestellten Preisaufgabe: „Wie Ulysses den Polyphem in der Höhle der Calypso mit Wein zu berauschen sucht." Nachdem er seine Zeichnung nach Weimar eingeschickt hatte, reiste er nach Paris, wo ihn (18. November 1803) die von Göthe ihm zugesandte Nachricht des erhaltenen ersten Preises von 60 Dukaten überraschte. Wenige Tage nachher erhielt er von dem geh. Rathe von Schelling aus Würzburg den Antrag einer Professur an der Universität dortselbst, die ihm auch, nachdem er sich dazu bereit erklärt hatte (7. April 1804), mit dem Auftrage ertheilt wurde, vorerst nach Rom zu gehen.

Glücklich, seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen, eilte er schon im nächsten Monate nach Rom, seine künstlerische Ausbildung an den antiken, malerischen und plastischen Kunstwerken zu vollenden. Hier lernte der Kronprinz von Bayern, Ludwig, den talentvollen und aufstrebenden Künstler kennen. Neben mehreren kleinen Gemälden vollendete er hier ein größeres Bild „die Versammlung der Helden vor Troja" (Iliade 10. Gesang) in neun lebensgroßen Figuren, welches, 1807 vollendet, ihm das allgemeine Lob strenger Zeichnung, richtiger Beleuchtung, trefflicher Anordnung, Wahrheit des Ausdrucks und ungesuchter Einfachheit der Darstellung erwarb, von Staatswegen angekauft und der Gemäldegallerie in Schleißheim einverleibt wurde. Im Jahre 1806 radirte er die von ihm gezeichneten Ueberreste der Bilder des Fiesole in der vatikanischen Kapelle — das Leben der Heiligen Stephan und Lorenz — in Kupfer.

Seine durch kunstgeschichtliche und archäologische Studien und durch den Umgang mit den bedeutendsten Künstlern jener Zeit in Rom: Koch,

Reinhard, Thorwaldsen und Anderen erworbenen gründlichen Kenntnisse der klassischen Alterthumsgebilde bewogen den Kronprinzen von Bayern, der ihm ein wohlwollender und anerkennender Gönner war, ihm 1810 den Ankauf antiker Kunstwerke zu übertragen, und ihn 1812 nach Griechenland zu senden, um für die herzustellende Glyptothek altklassische Ueberbleibsel zu erwerben. Indem er sich mit Gewandtheit und Eifer diesem Auftrage unterzog, zeichnete er während seiner Reise durch Griechenland den Fries des Apollotempels zu Phygalia in Arkadien, den er nach seiner Rückkehr mit erläuterndem kunstgeschichtlichem Texte von Ruscheweih in Kupfer gestochen herausgab (1814).

Seine in Basreliefs ausgeführten, schon vor 1810 begonnenen, Zeichnungen des eleusinischen Festes nach Schiller in rein antikem Style brachten ihm bei allen Kunstkennern lebhafte Anerkennung.

In Griechenland erkaufte er (Sept. 1812) die von Cockerell, von Haller, Forster und Linkh aufgefundenen Statuen einer Frontspitze des Tempels des Jupiter Panhellenios auf der Insel Aegina, die, von dem Kronprinzen von Bayern um 20,000 Scudi erworben, von Wagner unter großen Schwierigkeiten der Continentalsperre nach Rom gebracht, dort von Thorwaldsen in Gypsmodellen, von Wagner in Marmor restaurirt, nebst dem von ihm um jene Zeit erkauften barberinischen Faun wahre Zierden der Glyptothek sind.

Von nun an wendete er seine Thätigkeit nur plastischen Arbeiten zu, wofür ihm die Aufträge des Kronprinzen, dann Königs von Bayern, Ludwig, der, anerkennend seine künstlerische Größe, seine Brust mit dem Verdienstorden der bayer. Krone schmückte (18. Febr. 1829), Gelegenheit boten. So entwarf er (1821) die Zeichnungen und Reliefs an die neue Reitbahn in München, den Kampf der Centauren und Lapithen in ächt klassischer Form darstellend, dann 1822—37 den großen Fries, 292′ lang, für die Walhalla mit mehr als 600 Figuren, in acht Abtheilungen die Geschichte des deutschen Volkes bis zur Annahme des Christenthums beschreibend, welche, durch Pettrich und Schöpf in Marmor ausgeführt, ein Schmuck von Genie und spontaner Erfindung, den ersten Werken der Bildhauerkunst unserer Zeit gleichzustellen, dann die Modelle der Medaillons für das Siegesthor in München, welche Kämpfe zwischen Reitern und Fußvolk darstellen, sechs kolossale Viktorien, das Löwenviergespann mit der Bavaria auf der Höhe des Thores (ausgeführt in großen Modellen von Halbig, gegossen von Ferdinand v. Miller).

Im Jahre 1831 erwarb er für König Ludwig die zahlreiche und wichtige Sammlung meist zerbrochener etrurischer Vasen, welche bei Vulcia ausgegraben wurden, deren Zusammenstellung und Restaurirung drei Jahre Arbeit bedingte, und die nun, in der Pinakothek mit den übrigen griechischen Vasen (1839) aufgestellt, eine seltene Gallerie bilden. Aber nicht nur in Malerei und Bildhauerei zeichnete sich Wagner aus, seine Abhandlungen über die äginetischen Bildwerke, über die Niobidengruppe in Florenz, über

die Dioskuren im Quirinal zu Rom zeugen von seiner gründlichen Kenntniß der antiken Bildhauerkunst, und erhoben ihn zu einer kunstgeschichtlichen Autorität. Unverehlicht, einfach und schlicht lebte Wagner in der von König Ludwig erkauften Villa Malta in Rom, deren Erdgeschoß ihm vom Könige als Wohnung und Künstlerwerkstätte eingeräumt worden war, nur seiner Kunst.

Die k. Akademie der bildenden Künste hatte ihn (12. Okt. 1812) zu ihrem korrespondirenden, die Akademie zu Wien zu St. Luca, die artistische Congregation dei virtuosi al Pantheon zu Rom und mehrere gelehrte und künstlerische Vereine zu ihrem Mitgliede, der König Max I. (16. Oktober 1823) zum Generalsekretär der Akademie, König Ludwig zum Direktor der Centralgemäldegallerie in München (9. Okt. 1841), König Max II. zum Comthur des St. Michaelsordens (1. Jan. 1858) ernannt; doch blieb er zu Rom, das er als Heimath angenommen.

Im Jahre 1857 entschloß er sich, alle während seines Lebens gesammelten Kunstwerke, Bücher, Handschriften, Kupferstiche und Zeichnungen als ein bleibendes Andenken der Universität seiner Vaterstadt zu übergeben, und überantwortete dieselben auch dem von der Universität nach Rom entsendeten Oberbibliothekar Dr. Ruland, zugleich stiftete er ein jährliches Stipendium von 900—1000 fl. für einen aus dem ehemals fränkischen Kreise gleich seinen beiden Eltern gebornen Bildhauer-Eleven, der nach dreimaligen gelungenen Probearbeiten diese Summe zu seiner Ausbildung in Italien, besonders in Rom in vier Jahren zu beziehen habe, und während dieser Jahre eine Bildsäule von 4—5′ Höhe oder ein Basrelief von Gyps fertigen solle. Die Kosten der Reise hin und zurück je mit 200 fl. sollen ihm auch erstattet, dagegen diese Arbeiten der k. Universität Würzburg gegen 100 fl. Entschädigung übergeben werden.

In seinem einundachtzigsten Jahre rief ihn der Tod in Folge von Gichtleiden am 8. Aug. 1858 ab; er wurde nach seinem Wunsche auf dem Kirchhofe der Deutschen, geleitet von allen Künstlern und den Mitgliedern der päpstlichen Akademie di S. Luca, begraben.

Johann Joseph Ritter von Prechtl,

Direktor des königl. kaiserl. polytechnischen Instituts in Wien.

„Jedes Volk hat seinen Ruhm und seine Schande, seine Laster und seine Tugenden, seine Freiheit und seine Sclaverei nur durch die Erziehung."

Nicht die Verdienste, die sich Bayern's Söhne um ihr engeres Vaterland erworben haben, verdienen allein Anerkennung, auch jene mit nothwendigem Erfolge gekrönten Bestrebungen, die von ihnen der Wissenschaft

im Allgemeinen und der Erstehung nützlicher Anstalten im großen deutschen Lande und auswärts zugewendet wurden, sind der Achtung und Ehre werth, da durch sie auf das Vaterland der Verdienten der Ruhm zurückfällt, bei dem wir ja Alle betheiligt sind, und der das Endziel unsers Lebens sein muß. Mit freudigem Stolze können wir auf einen Mann blicken, der ein halbes Jahrhundert seine nicht geringe Thatkraft und die Fülle seiner Kenntnisse der exakten Wissenschaften dem öffentlichen Besten widmete, und sich dadurch im Auslande einen höchst ehrenvollen Ruf erwarb.

Als der Sohn eines Vorstehers eines Eisenhüttenwerks und fürstlich würzburgischen Commercienrathes wurde Johann Joseph Prechtl am 16. November 1778 zu Bischofsheim vor der Rhön (Landgerichtssitz in Unterfranken) geboren. Auf Grund sorgfältiger häuslicher Erziehung und entsprechender Schulbildung auf dem Gymnasium zu Münnerstadt studirte er in Würzburg Philosophie und Jurisprudenz und begab sich dann (1801) nach Wien, um dort bei dem Reichshofrathe zu praktiziren. Allein aus Neigung zu den Naturwissenschaften gab er das Rechtsstudium auf, nahm die Stelle eines Erziehers im gräfl. Taaffe'schen Hause in Brünn an, und widmete sich nun mit allem Eifer der Physik und Chemie. Seine wissenschaftlichen Arbeiten in diesen Fächern, namentlich eine von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem 1805 mit einer goldenen Preismedaille gekrönte Abhandlung über die Physik des Feuers, über die Theorie des Fluges der Vögel, Licht und Wärme, Elektrizität rc., erwarben ihm in Kürze einen solchen Ruf, daß er 1809 zum Direktor der in Triest zu errichtenden Real- und Navigationsschule ernannt und mit deren Einführung in's Leben betraut wurde. Nach dem Wiener Friedensschlusse und dem Verluste Triest's übernahm er das Lehramt der Chemie, Physik und Naturgeschichte an der Realakademie in Wien.

Schon längst war in Oesterreich das Bedürfniß fühlbar geworden, eine Anstalt zu besitzen, welche nicht nur zur Bildung technischer Beamten, sondern auch zur praktischen Ausbildung des Gewerbestandes geeignet sei, und war 1803 bereits zur Beschaffung der nöthigen Mittel Einleitung getroffen worden. Prechtl faßte diese Idee auf und entwarf einen Plan, nach welchem unter freier und ungehinderter Bewegung des Lehrers und des Lernenden eine Centralbildungsanstalt für Handel und Gewerbe durch wissenschaftlichen Unterricht, ein Sammelplatz für die von den Wissenschaften ausgehenden Beförderungsmittel der Nationalindustrie, ein Verein nützlicher Kräfte zur Emporhebung des inländischen Gewerbfleißes, also eine technische Lehranstalt, ein Conservatorium für Kunst und Gewerbe und ein Verein zur Beförderung der Nationalindustrie als polytechnisches Institut gegründet werden sollte. Er legte 1810 diesen Plan dem Kaiser Franz durch den Hofkammerpräsidenten Grafen O'Donnel vor, und hatte die Genugthuung, im Dez. 1814 zum Direktor des zu errichtenden Instituts ernannt zu werden. Fünfunddreißig Jahre stand er dieser, durch seine Energie geschaffenen, durch seine einsichtsvolle und thätige Leitung gehobenen, nun durch kaiserliche

Munificenz mit den reichsten Sammlungen und Lehrmitteln ausgestatteten Anstalt vor, die, ein Vorbild freier und reger Bewegung für die übrigen wissenschaftlichen Anstalten, ebenso die Ausbildung der industriellen Bevölkerung des Kaiserstaates, wie die Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte im In- und Auslande beförderte und die ehrenvollste, ihr auch bald überall gewidmete Anerkennung verdiente. Diese anfangs nur von 200 Schülern besuchte Anstalt konnte sich nach einigen Decennien einer Anzahl von 2000 Zuhörern und Lernenden erfreuen, und bald war keine Stätte des Handels und Gewerbfleißes mehr, die nicht praktischen Nutzen aus ihr gezogen hätte.

Während er nun dieses gemeinnützige von Kaiser Franz in ein eignes „als Denkmal meines Strebens, wissenschaftliche Aufklärung unter allen Ständen der österreichischen Staaten zu verbreiten, und insbesondere die gemeinnützige Ausbildung meines lieben und getreuen Bürgerstandes zu befördern“, gegründetes Gebäude eingeführte, am 3. Nov. 1815 eröffnete Institut zu einer bewundernswerthen Höhe durch seine Anstrengung und rastlose, von tiefer gründlicher und vielseitiger Kenntniß der naturwissenschaftlichen Lehrgegenstände getragene Bestrebungen erhob, stiftete er unberechenbaren Nutzen mittels seiner fortgesetzten literarischen Arbeiten, seiner technischen Gutachten an die Behörden und seines uneigennützigen und freundlich ertheilten Rathes an die Gewerbetreibenden. Solchen durchgreifenden Verdiensten konnte die Berücksichtigung nicht versagt werden; er wurde 1818 mit dem Range und Titel eines k. k. Regierungsrathes geehrt, ihm von der Residenzstadt Wien 1847 das Ehrenbürgerrecht, von achtundzwanzig Akademieen und gelehrten Gesellschaften das Diplom als Mitglied ertheilt. Seine durch unermüdete Arbeit geschwächte Gesundheit bewog ihn im Jahre 1849, den Ruhestand zu erbitten, der ihm dann auch „in gerechter Würdigung seiner Verdienste um Staat und Wissenschaft“ unter Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldsordens und damit Erhebung in den Adelsstand gewährt wurde. Im Kreise seiner Kinder und Enkel verlebte er die letzten fünf Jahre seines Lebens, gleich geachtet und geliebt wegen seines Wissens als wegen seines reinen und festen Charakters, noch in wissenschaftlicher Thätigkeit, bis ihn am 24. Okt. 1854 der Tod ereilte.

Joseph Freiherr von Hormayr-Hortenburg,

k. b. Kämmerer, wirkl. geh. Rath, Staatsrath, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei den freien Handelsstädten, Reichsarchivar, Ritter des k. k. österr. Leopolds-Ordens, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien, Göttingen, Philadelphia, Berlin, Koppenhagen, Prag und München und vieler gelehrter Gesellschaften.

„Wissen und Waffen, da ist der untrügliche Fleck in der Welt, um die Welt zu bewegen."
Die Bayern im Morgenlande XXXVIII.

Groß und anerkennenswerth sind die Verdienste dieses durch hohe geistige Anlagen, Schwung der Phantasie, gründliche gelehrte Bildung, unausgesetzte wissenschaftliche und staatsmännische Wirksamkeit ausgezeichneten Mannes, der, wenn auch in seiner Stellung als k. österreichischer Beamter gegen Bayern, doch nach seinem Eintritte in bayerische Dienste mit gleicher Thatkraft für Bayerns Geschichte und Handelsinteresse thätig war, dessen Name so weithin tönenden Klang hat, daß er hier nicht umgangen werden darf.

Aus einem altadelig bayerischen Geschlechte entsprossen, von welchem ein Zweig in Bayern mit der Vorsteherin des englischen Fräuleininstituts in München, Marianne v. Hormayr, 1794 erlosch — und letzter Sprosse der Tyroler Linie, war er, der Sohn Josephs v. Hormayr und dessen Ehegattin Josepha von Mayerhofen, zu Innsbruck am 20. Januar 1781 geboren. Seine eminente Begabung, rastloser Fleiß und ein wunderbares Gedächtniß, das ihm möglich machte, Virgils erste drei Bücher vor- und rückwärts zu recitiren, einmal Gehörtes auf immer zu behalten, und zehn- bis zwölfhundert Verse aus den Klassikern aller Nationen immer geläufig zu haben, reiften seine Bildung so bald, daß er schon im Jahre 1792 eine lateinische Uebersetzung der Geschichte von Tyrol, dann einen historischen Kalender für Tyrol 1793, in seinem zwölften Jahre eine Geschichte der Herzoge von Meran in Druck (1795) erscheinen ließ. Nach Vollendung seiner Studien an der Innsbrucker Hochschule, trat er (Mai 1797) beim Stadt- und Landgerichte, 1799 beim Gouvernium in die Praxis und wurde 1801 Landrechtsauskultant. Zugleich hatte er in den damaligen Kriegszeiten in der Tyroler Landwehr vom Gemeinen bis zum Major sich hinaufgeschwungen, und die silberne Tapferkeitsmedaille erworben. Im Jahre 1802 zum referirenden Hofsekretär in der Staatskanzlei-Section für Deutschland und in demselben Jahre zum provisorischen, dann 1808 zum wirklichen Direktor des Staats-, Hof- und Hausarchives ernannt, sah er sich nach zwei Seiten in die Möglichkeit versetzt, seinem Lande, über welches er zu referiren hatte, zu nützen, und seinem Lieblingsfache, der Geschichte, sich widmen zu können. In dieser Zeit erschienen seine kritisch-diplomatischen Beiträge zur Geschichte von Tyrol im Mittelalter (1802—1803), sein Archiv für Süddeutschland (1806—1809), Abhandlungen aus dem Staatsrechte (1808).

Die Uebergabe seines Heimathlandes an Bayern, welche Napoleon im

Preßburger Frieden vornahm, erfüllte Hormayr, der sein Land gleich jedem Tyroler leidenschaftlich liebte, mit der äußersten Erbitterung und zugleich mit dem Wunsche seines Wiedererwerbs für Oesterreich. Er unterhielt daher mit Geistlichen, Fürsten und Patrioten Beziehungen und Verkehr, und wußte alle mit der Hoffnung, unter Oesterreichs Scepter glücklicher zu werden, in Erregung zu halten. Zur Belohnung seines Eifers wurde ihm im Dez. 1808 der k. k. Leopoldsorden ertheilt. Durch Unzufriedenheit mit dem oft unklugen Benehmen der bayerischen Beamten und die vorschnelle Einführung neuer kirchlicher Verbesserungen begründet, durch Hormayer genährt und geleitet, brach am 9. April 1809 in allen Theilen Tyrol's zu gleicher Zeit der Aufstand gegen Bayern aus, zu dessen Führung er als Hofkommissär, zu dessen militärischer Unterstützung General Chasteler, sein Freund, von Wien aus beordert worden waren. Seine Thätigkeit und Rührigkeit während dieser Zeit war bis zur äußersten Anstrengung seiner Kräfte unabläßig; er mußte rathen, helfen, aufrichten und die Mittel beischaffen. Der Verlauf der ersten Tyroler Insurrektion ist bekannt; in Folge des zu Znaim abgeschlossenen Waffenstillstandes zogen die österreichischen militärischen Unterstützungskräfte aus Tyrol ab und er mit ihnen (Anfangs August). Hormayr kehrte, im Sept. 1809 zum Hofrath befördert, nach Oesterreich zurück, und entging nur mit Noth einer Verhaftung durch die Franzosen, deren wahrscheinliche Folge gleich Hofer's tragischem Ende in Mantua gewesen wäre. An der zweiten Erhebung Tyrol's nahm er keinen Antheil mehr. Nachdem ruhigere Zeiten eingetreten waren, lebte er ganz wieder seinen historischen Arbeiten, er setzte den 1807 begonnenen österreichischen Plutarch fort, der bis 1820 auf zwanzig Bände angewachsen war, begann sein Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst (1810—1828), später 18 Bände und über 1000 Urkunden, Aktenstücke und Korrespondenzen zählend, und gab sein Taschenbuch für vaterländische Geschichte (später 38 Bände umfassend) heraus; dabei blieb er in genauem Einvernehmen mit allen Männern, die Napoleon's ehrgeizigen Plänen in den deutschen Staaten entgegen waren, so mit Stein, Hardenberg, Gneisenau, Dörnberg, Wallmoden, Scharnhorst und Andern (1810—1813).

Eine Verleumdung des Kreishauptmanns A. v. Roschmann von Traiskirchen, am österreichischen Cabinete angebracht, Hormayr gehe mit dem Plane um, Tyrol und Vorarlberg mit Salzburg als ein rhätisches Königreich an Erzherzog Johann zu bringen, hatte (7. März 1813) seine Verhaftung und Abführung nach Munkacs zur Folge, wo er ohne Verhör dreizehn Monate in Gefangenschaft blieb, aus der er erst (April 1814) nach Napoleon's Absetzung wieder erlöst wurde. Nach seiner Rückkehr nach Wien (1815) zum kaiserlichen Historiographen ernannt, unterzog er sich wieder mit gewohntem Eifer seinen historischen Arbeiten, von denen seine Geschichte des Heeres von Inneröſterreich (1817), die Lebensgeschichte Andreas Hofer's, eine allgemeine Geschichte der neuesten Zeit (1817—19),

die Geschichte und Denkwürdigkeiten Wiens (neun Bände 1823—25 mit 330 Urkunden) hauptsächlich zu nennen sind.

Seine äußere dienstliche Stellung aber war eine äußerst unangenehme geworden, die Eifersucht über seinen Einfluß in Tyrol, das erwachte und genährte Mißtrauen des Kaisers Franz und seines mächtigen Metternich bereitete ihm eine Reihe von Kränkungen, denen er nur das Bewußtsein, seinem Heimathlande getreu geblieben zu sein, vermehrte Thätigkeit und Geduld entgegenzusetzen hatte. Aus dieser für die Folge unhaltbaren Lage riß ihn der Ruf des Königs Ludwig (1826), der in seiner Abneigung gegen Napoleon an Hormayr einen Berührungspunkt gefunden hatte, nach München. Es bedurfte aber zweijähriger Anstrengung, bis Hormayr Wien verlassen konnte, da man ihn als Beamten, der die Archive des Reiches kenne, nicht in's Ausland ziehen lassen wollte. Von Wien in Feindschaft endlich entlassen, traf er in München nicht geringe Entrüstung gegen sich wegen seines Antheils an der Erhebung der Tyroler gegen Bayern bei der Bevölkerung, die im Jahre 1862—1863 dieselbe Fahne bei ihrem Durchzuge nach Frankfurt und beim ersten bayerischen Hauptschießen mit Jubel begrüßte, unter deren Flattern die Bayern von den Tyrolern i. J. 1809 erschossen und ermordet worden waren. So ändern sich Gefühle und Ansichten! Vom Könige zum Kämmerer und wirklichen geheimen Rath ernannt, erhielt er hier als Rath im Ministerium des Aeußern das Referat über Adels- und Lehensachen, über die Archive und über die Kunst und Alterthümer, zugleich seine Ernennung als Mitglied der Akademie der Wissenschaften (1828 1. Nov.). Neben seinen ersprießlichen dienstlichen Arbeiten fuhr er jetzt fort, sein geschichtliches Feld auszubauen durch die Herausgabe der „Lebensbilder aus dem Freiheitskriege" (1841—1844) und der „Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes" (1845—1847), in denen der Rückschlag der rücksichtslosen Behandlung in Oesterreich deutlich und oft leidenschaftlich ausgedrückt ist, durch seine „goldene Chronik von Hohenschwangau (1842), die Fresken im Hofgarten (1830), die Ueberarbeitung seiner Geschichte A. Hofer's (1845), und „des Heeres von Inneröſterreich" (1845) und seinen nicht geringen Antheil an Hebung der monumenta boica. Nach seiner im Jahre 1832 (3. April) erfolgten Berufung zum Ministerresidenten am hannoverischen Hofe sah er sich veranlaßt, die staatsrechtliche Frage, ob ein Blinder König sein könne, zu erörtern, was ihn in eine ungünstige Lage an jenem Hofe stellen mußte und seine Uebersiedlung nach Bremen als Ministerresident 1839, dann als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei den freien Hansestädten (25. Nov. 1845), bedingte, wo er sich nun mit handelspolitischen Berichten beschäftigte. Nachdem er im Jahre 1847 (22. Juni) zum Vorstande des allgemeinen Reichsarchivs ernannt, so seinen Lieblingsstudien und Arbeiten wiedergegeben war, und noch die Würde eines Staatsrathes im außerordentlichen Dienste (20. März 1848) erhalten hatte, lebte er nur mehr seinem amtlichen Berufe und dem geistvollen Umgang seiner von ihm hoch-

geehrten Frau **Maria**, gebornen **Speck** aus Leipzig, die ihm liebevolle Gattin und Gehilfin geworden war, bis ihn am 5. Nov. 1848 ein wiederholter Schlaganfall dem Leben entzog.

Seine Schriften in 135 Bänden, in denen ein reicher Schatz von einer Menge von sehr interessanten Urkunden, Aktenstücken, Briefen und Urkundenauszügen aus öffentlichen und Privatarchiven enthalten ist, umfassen viele Perioden österreichischer und bayerischer Geschichte, eine namhafte Anzahl von Biographieen verdienstlicher Männer und Monographieen von Städten und Schlössern und Kulturbildern, und zeichnen sich durch schwungvolle und geistreiche Behandlung aus, sie sind Zeugen seiner außerordentlichen historischen Kenntnisse und seines immensen Gedächtnisses.

Dr. Philipp Franz v. Walther,

k. Leibarzt, Professor und Akademiker zu München.

> „Soll man Lehrsätzen, die doch Menschenwerke sind, mehr vertrauen, als der Natur selbst, die Gottes ewige Schriftsprache ist?“

Die medizinische Wissenschaft in Bayern in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts verdankt den auf Philosophie und Naturwissenschaft gegründeten Bestrebungen **Döllinger's** und **Walther's**, die in gleich kräftiger äußerer Gestalt, mit vieler Aehnlichkeit der Schärfe des Geistes, Reichthum der Phantasie, sarkastischem Witz, gleich edler rastloser Forschung, durchdachten und lebhaften Vortrag verbanden, der Eine in der Anatomie und Physiologie, der Andere in Chirurgie und Augenheilkunde ihren Zuhörern begeisternde Lehrer, der Arzneikunde in ihren trefflichen Schriften Förderer waren, große und wesentliche Erfolge.

In seinem Charakter gerade, einfach und durchaus wahr, tieffühlend und von wenig Worten, versöhnend und versöhnlich, Anderer Verdienste gerne anerkennend, wissenschaftliches Streben fördernd, gegen seinesgleichen wie gegen seine Schüler voll Freundlichkeit, ein Freund und Kenner der Kunst, unterrichtet in allen Zweigen des Wissens, ein Vertheidiger der freien Wissenschaft, bei seinen Operationen kurz, sicher und vorsichtig, in seinen Vorträgen und Schriften klar und geordnet, im Ausdrucke blühend, war **Walther** geeignet, wie selten Einer, seinen Zuhörern ein wahrer Lehrer und Leiter, der Heilkunde ein „immer Mehrer des Reichs“ gestalteter Ideen und reifer Beobachtungen, der Bildner der tüchtigsten Diener der leidenden Menschheit zu sein. Wie der Dank Derjenigen, denen er des Auges Licht, der Gesundheit Freude wiedergab, unauslöschlich bleibt, so wird das Vaterland und die Wissenschaft den Namen ihres weit über Deutschlands Grenzen hin berühmten Sohnes dankbar erhalten.

Philipp Franz **Walther**, geboren am 3. Jan. 1782 zu Burweiler

(Kantons Edenkoben in der Pfalz), Sohn des angesehenen gräfl. Leyen'schen Justizamtmanns Georg Karl Walther und dessen Ehefrau Ludovica, geb. Keller, erhielt seinen ersten Unterricht bei dem Schulmeister seines Dorfes. Als aber die französische Revolution die Gauen seiner Heimath überzog, flüchteten seine Eltern 1792 nach Speyer und von da 1793 nach Heidelberg, wo er an dem dortigen Gymnasium seinen Studien oblag, zugleich nicht unrühmliche Beweise dichterischer Begabung namentlich in einem Gedichte an Sambuga gab. Im Jahre 1797 (25. Nov.) bezog er die Universität Heidelberg, studirte dort die Naturwissenschaften und Medizin namentlich aber Philosophie, in welche ihn Fichte's, Kant's und Schelling's Schriften einführten, welch' letztere er mit angestrengtem Fleiße sich zu eigen zu machen suchte. Im Jahre 1800 begab er sich nach Wien um dort, wo er sich als Hauslehrer dann durch ein Stipendium seinen Unterhalt verschaffte, unter den beiden Frank die klinischen Anstalten im Krankenhause unter Beer dessen Vorlesungen über Augenheilkunde und unter Gall über dessen Schädellehre (1802) zu besuchen. Hier erschienen seine ersten Schriften über das gallische System (1802) und über die Anwendung der voltaischen Säule bei Operationen (1803), während er seine ersten Augenoperationen vornahm und bei einer Krankheit Beer's seine Praxis versah (1802).

In's Vaterland zurückgekehrt, erwarb er sich (18. Febr. 1803) den Doktorgrad der Philosophie und Medizin. „Ich könnte nicht sagen, daß diese Doktorschöpfung mich um ein Haar gescheudter gemacht hätte und es wurmte mich gewaltig im Kopfe, die 275 fl., die Frucht meiner schriftstellerischen Arbeit, so mal à propos los zu werden.“ Auf Veranlassung des berühmten Dr. Adalbert Marcus von Bamberg, der ihn in München kennen gelernt hatte, wurde er (22. Febr. 1803) als Assistent der Direktion der Medizinal- und Hospitalanstalten in den fränkischen Fürstenthümern angestellt, und schon am 22. Mai zum Medizinalrathe, am 30. Sept. zum Oberwundarzte im Krankenhause, am 23. Nov. zum Professor der Chirurgie und Entbindungskunde an der damals vortrefflichen Universität zu Bamberg ernannt. Auf einer im November dieses Jahres begonnenen Reise nach Paris lernte er Schelling in Würzburg kennen, der ihm von da an bis an seinen Tod treuer Freund blieb. In Paris bildete er sich erst recht als Chirurg und Operateur aus, da dieser Theil der Wissenschaft bis dahin in Deutschland nur in den Händen der Bader gelegen war. Schon im nächsten Jahre folgte er einem Rufe an die damals von den ausgezeichnetsten Professoren belebte Universität Landshut als ordentlicher Professor der Physiologie (14. Dez. 1804) später der Chirurgie. Er gründete hier eine Klinik für Chirurgie und Augenheilkunde, in der er sich durch seine Kenntnisse und gelungenen Operationen durch seine die Blüthe der Universität hebenden, von Studirenden, unter denen Schönlein, Marcus, Textor, Ringseis, Loé zu nennen, wie von praktischen Aerzten aus nah und fern besuchten Vorlesungen, bald einen weit verbreiteten Ruf errang, durch seine immer

bereite aufopfernde Hilfe. Diese Verdienste anerkennend ernannte ihn der König Max I. bei der Gründung des Verdienstordens der bayer. Krone 1808 (zum Ritter dieses Ordens und die Akademie der Wissenschaft zu ihrem correspondirenden Mitgliede, 1839 zum ordentlichen Mitgliede). Um seinem Lande treu bleiben zu können, schlug er einen Ruf als Professor nach Halle (1816), dann nach Heidelberg als Direktor des zu errichtenden chirurgischen Klinikums (1817) aus.

Nachdem aber nach und nach, theils durch den Tod mehrerer berühmter Professoren, theils durch den Abgang anderer an fremden Universitäten, unter ihnen Mittermayer sein Schwager, Tiedemann, Hufeland, Savigny, theils durch anderweitige Verwendung Anderer, wie Sailer, Gönner, Feuerbach, die Universität ihren hohen Ruhm verlor, auch manches ihm Widerwärtige eingetreten war, nahm er 1818 einen Ruf als Professor an die neu errichtete preußische Universität Bonn an und verfügte sich im Frühjahre 1819 dahin. Durch Namen wie Niebuhr, Arndt, A. W. v. Schlegel, Mittermayer, Welker, Nöggerath, mit denen Walther in freundlichster Beziehung stand, konnte die junge Universität sich nur einer immer steigenden Anerkennung und gelehrten Rufes erfreuen, zu dem des allgemein verehrten und gebildeten Walther's neu eingerichtete chirurgische und Augenheil-Anstalt, seine glänzenden Erfolge als Arzt und Operateur nicht das Wenigste beitrug. Aus allen Ländern fanden sich Kranke namentlich in Augenleiden bei ihm ein, die sich seiner Heilung unterzogen, seine Vorlesungen waren von Zuhörern aus allen Ständen und aus allen Ländern besucht, und aus ihnen gingen Männer wie Dieffenbach und Joh. Müller, Zierden ihrer Zeit, hervor. Während seiner Thätigkeit hier operirte er am 8. Juli 1826 die staarblind gewordne Wittwe Friedrichs v. Schiller, Charlotte, geb. v. Lengefeld, mit glücklichem Erfolge: leider aber hatte die übergroße Freude über das wieder erhaltene Augenlicht eine solche Aufregung bei ihr zur Folge, daß sie schon Tags darauf an einem Nervenschlage verstarb. Eilf Jahre wirkte er hier zur größten Anerkennung der Universität, sowohl als der k. preußischen Regierung, die ihn unter öftern Belobungen mit dem rothen Adlerorden dritter Klasse und den Titel eines geheimen Medizinalrathes geehrt hatte, als ihm der Wunsch des Königs Ludwig, sein nützliches Wirken seinem Vaterlande wieder zu geben, die Sehnsucht seiner Frau nach Bayern, endlich der Zug der Seele zu seinen in München angestellten Freunden Schelling, Fuchs, Medicus, Weisbrod ꝛc., bewog, Bonn zu verlassen und mit dem Titel eines geheimen Rathes als Leibchirurg des Königs und Professor der Chirurgie und Augenheilkunde und als Vorstand der chirurgischen und Augenkranken-Klinik am städtischen Krankenhause (11. März 1830) und Mitglied des Obermedizinalausschusses (15. Aug.) nach München zu übersiedeln, um dort seine Wirksamkeit noch auszudehnen. Trauer erfüllte die ganze Rheingegend bei seinem Abgange, von den ihm die Regierung, Universität, Stadt und Land vergeblich abzubringen versucht hatten. Er war so beliebt gewor-

den, daß er, nach einer Reise in Bonn gleich einem Fürsten empfangen wurde. Er ging nach München. Nach siebenjährigem vergeblichen Bemühen gegen unweise Sparsamkeit und kleinliche Intriguen, nachdem er umsonst versucht hatte, gegen sie seine Klinik zu heben, legte er (1836) die Leitung dieser Anstalt nieder, um nur noch seine von zahlreichen ihm innig ergebenen Zuhörern besuchten Vorlesungen zu halten, schriftstellerisch thätig zu sein und der Ausübung der Heilkunde, wenn auch seltner nur in Operationen, sich zu widmen. Noch voll Thatkraft und Heiterkeit feierte er im Kreise seiner zahlreichen Verehrer aus allen Ständen, zu denen auch sein lang bewährter Freund Schelling gekommen war, am 23. Mai 1843 sein vierzigjähriges Dienstjubiläum, welchem sich die Universitäten Erlangen und Heidelberg, die Aerzte der Pfalz und Münchens angeschlossen hatten. Im Jahre 1844 (1. Mai) wurde er zum k. Leibarzte ernannt.

In größern Werken über Chirurgie und Physiologie und zahlreichen Abhandlungen über einzelne Theile der Medizin, Chirurgie und Augenheilkunde in trefflichen biographischen Reden legte er seine Ansichten und Erfahrungen nieder, die alle Zeugen seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit, seines Scharfsinnes und einfachen klaren und dabei edlen Schreibart sind. So war sein Leben und Wirken ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes, bis in sein achtundsechzigstes Lebensjahr, wo ihn durch ein Nervenfieber nach nur sechstägiger Krankheit am 29. Dez. 1849 der Tod abrief.

Die Akademien der Wissenschaften zu München, die kaiserl. Akademie der Naturforscher, jene zu Wilna, Paris, Messina, Palermo, Catanea, Petersburg und Neapel, viele naturforschende und medizinische Vereine hatten ihn zu ihrem Mitgliede, Bayern ihn zum Ritter des Verdienstordens der bayer. Krone, der Papst zum Comthur des Gregor-Ordens, Churhessen zum Ritter des goldenen Löwen-, Sachsen des Ernestinischen Hausordens, Griechenland des Erlöser-, Preußen des rothen Adler-, Baden des Zähringer Löwen-Ordens, die Prager Universität zum Ehrendoktor ernannt.

Seine Familie ließ auf seinem Grabe im neuen Kirchhofe zu München, seine Colossalstatue, durch Halbig's Meisterstand ausgeführt, aufstellen.

Friedrich von Thiersch,

Doktor der Theologie und Philosophie, geh. Rath und Professor.

> „Stärkt ihr die Schule, führt ihr die wahre Wissenschaft, Weisheit und Bildung in sie ein und zurück, so baut ihr die einzige dankbare und haltbare Burg gegen den gemeinsamen, Alle gleich bedrohenden Untergang, denn ihr sichert der Wahrheit den Gebrauch ihrer Kraft, durch welchen sie den Trug überwinden kann."
>
> Thiersch über gelehrte Schule I. 27.

Des muthigen unermüdeten Kämpfers für den klassischen Aufbau der Urstätten wissenschaftlichen Unterrichts, der Schulen, in Bayern, des begeisterten Forschers, Kenners und Verehrers der griechischen Alterthümer und Sprache, des Regenerators höherer bayerischer Jugendbildung, des wohlwollenden Lehrers, des Freundes, Vaters und Beschützers, der ihm mit kindlicher Liebe zugethanen Studirenden, des kühnen Streiters für seine Kirche, Recht und Freiheit, des aufopfernden Vertheidigers und hilfebereiten Gönners der unterdrückten hellenischen Bevölkerung dankbar und ehrend in allen Zeiten zu gedenken, ist Pflicht und Selbstachtung jedes Bayern, dem geistige Veredlung und Menschenwürde Herz und Sinn erfüllt.

Zu Kirchscheidungen, einem Pfarrdorfe, (nun im preußischen Regierungsbezirke Merseburg, Kreise Querfurt) als der Sohn wohlhabender Bauersleute am 17. Juni 1784 geboren, erhielt er seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Naumburg, dann auf der Schule zu Pforta durch Ilgen und Lange, und bezog dann im Jahre 1804 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Hier zogen ihn besonders die Vorträge des Gründers der deutschen Philologenschulen, Gottfried Hermann, mit Macht an; zwar erstand er 1807 sein Candidatenexamen, allein er wendete sich nun ganz der Philologie zu. Behufs weiterer Ausbildung hierin ging er 1807 mit einem jungen Russen, A. v. Baranow, nach Göttingen, hörte hier Ch. G. Heyne's Vorlesungen, und konnte sich bald der Stelle eines Lehrers an dem dortigen Gymnasium erfreuen. Sein Lehrer Heyne schrieb schon im nächsten Jahre an Johannes Müller: „an der Schule haben wir aus Sachsen einen jungen Mann von seltenem Talente, Feuer und Kraft; er hat kürzlich gepredigt, man ist erstaunt gewesen über des jungen Mannes Kanzelgaben. Diesen könnte man zuziehen, er würde ein herrlicher Lehrer und künftig ein großer Exeget und Kanzelredner werden. Dieser Tage disputirte er pro gradu, das war eine seit langer Zeit nicht erlebte Fête." Daß er ein herrlicher Lehrer wurde, hat Heyne richtig vorausgesagt, bald sollte ihm die Gelegenheit dazu werden, als er 1809 auf Ilgen's Empfehlung durch Niethammer einen Ruf an das Gymnasium zu München erhielt, wo er nun sogleich mit all dem Feuer für die Verbesserung der tief gesunkenen humanistischen Bildung eintrat, das ihn bis an sein Ende durchglühte. Ein trüber Himmel war durch Karl Theodor's letzte

Jahre über Bayern aufgezogen, die Schulen waren durch eine lichtscheue, altem Schlendrian zugethane Partei zu einem mechanischen Triebwerke geworden, altklassische Literatur war vernachlässigt, an die Stelle freier Bewegung pedantisches geistloses Formenwesen getreten. Montgelas liberale Regierung suchte durch Beiziehung ausländischer wissenschaftlicher Kräfte die Hebung des bayerischen Schulwesens zu fördern, an Niethammer, Jacobs und Andere war der Ruf ergangen, mit ihnen verband Thiersch seine Sorge. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Reform der Schule von unten herauf; die Liebe und das tiefere Verständniß der Grundformen der Sprache und der alten Klassiker mußte geweckt und befördert, ein tüchtiger Lehrerstand gebildet und so regeres Leben in die Vorstudien gebracht werden. Aber nicht ohne harten Kampf gegen die bisherigen Leiter des verrotteten Schulwesens sollte eine solche wenn auch ersprießliche Neuerung eingeführt werden; Thiersch nahm ihn auf, und führte ihn mit Muth und Entschiedenheit auch dann noch, als selbst ein Angriff auf sein Leben gemacht worden war (25. Febr. 1811).

Trost und Ermuthigung dazu fand er in seinem Bewußtsein, das Gute zu wollen und in der innigen Anhänglichkeit seiner Schüler die mit dem feinen Gefühle der Jugend den wohlwollenden Freund in ihm erkannten, dem es nur um die Förderung ihrer bessern Ausbildung zu thun sei. — In dem Zeitraume von 1810—1826 war seine Hauptthätigkeit auf die Herausgabe von Schriften über griechische Sprache, einer Grammatik, vorzüglich des homerischen Dialekts (1812), einer Uebersetzung und Erläuterung Pindar's im Versmaße des Dichters (1820) gerichtet. Bei der Transferirung der Universität von Landshut nach München wurde er als Professor der Philologie an diese berufen und lehrte nun als solcher über zwanzig Jahre lang mit dem entschiedensten Erfolge, zugleich leitete er das schon im Jahre 1812 von ihm gegründete philologische Institut, aus dem die trefflichsten Lehrer hervorgingen. Mehrmals zum Rektor der Universität gewählt, wußte er sich die volle Achtung seiner Amtsgenossen und die höchste Liebe der Studenten zu erringen, denen er Freund, Berather und Schutz in bedrängten Tagen (1830) war. Keiner jener Jünglinge, denen damals Thiersch vor Allen mit unausgesetzter muthiger Fürsorge väterlich zur Seite stand, wird je den Dank vergessen, dem er ihm schuldet für die Vertheidigung ihrer Unschuld einer wohl angelegten schmählichen und kleinlichen Verfolgung gegenüber.

Seine Schrift „über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern" (1826—1837, 3 Bände) ist ein Schatz von geläuterten Ansichten über Erziehung und Bildung und wird zu allen Zeiten einen hohen Werth behalten, ebenso reich an treffendem Urtheil und statistischen Materiale ist sein nach Reisen in Deutschland, Frankreich, Holland und Belgien von ihm herausgegebenes Werk „über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland" ꝛc. (1838). Sein Schulplan vom Jahre 1829, der auf seine lange Erfahrung gebaut war,

wurde zwar schon im nächsten Jahre wieder aufgehoben, doch blieb in der beliebten neuen Ordnung sein Grundgedanke.

Mitten im Kampfe, den der Realismus gegen die altklassischen Studien führte, welche Thiersch in seiner Schrift „über die neuesten Angriffe auf die Universitäten" (1837) vertheidigte, fällt der bei der Jubiläumsfeier der Göttinger Universität gestiftete Verein deutscher Philologen und Schulmänner, dessen Vorsitzender er in der ersten Versammlung zu Nürnberg zu sein die Ehre hatte, und dessen weitern Zusammentritten er immer gleich thätig und regsam beiwohnte.

Schon seit 1815 Mitglied der bayer. Akademie der Wissenschaften, Sekretär der philologisch-philosophischen Klasse, dann nach Freyberg's Zurücktritt Vorstand der Akademie und Generalconservator ihrer Sammlungen (19. Febr. 1848—59) nahm er anregend und leitend lebhaften Antheil an allen Sitzungen derselben und bereicherte die Denkschriften dieser Körperschaft mit einer Menge der interessantesten Abhandlungen über Literatur und griechische Alterthumskunde, deren gründliche Kenntniß er durch seine Reisen in Deutschland, Italien und Griechenland wie durch seine eigne nicht unbedeutende Sammlung und seine umfassende Bibliothek erlangt hatte. Seine Reden als Vorstand der Akademie und zum Gedächtnisse verstorbener Mitglieder, von reifer Einsicht, sittlich edlem Standpunkte, von wissenschaftlichen geläuterten Ansichten, von Milde und freundlicher Beurtheilung eingegeben, verfehlten nie den erhebenden und belehrenden Zweck. Für alles Hohe und Edle tief fühlend und begeistert nahm er im Jahre 1814 und 1848 lebhaften Theil an den militärischen Uebungen der Jugend, deren begeisterte und zugleich mäßigende Führung er übernahm. Im Jahre 1814 besorgte er die Wiedergewinnung der aus Bayern geraubten nach Paris überbrachten Alterthümer und Kunstschätze. Seine Liebe zu dem altklassischen Boden Griechenlands und die Hoffnung seiner Erlösung aus der türkischen Sklaverei, bewog ihn schon im Jahre 1814 mit dem Grafen Capodistrias die Hetärie der Musenfreunde zur Förderung der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung junger Griechen zu gründen, wie ihn dann auch dieselbe Liebe bei der Erhebung Griechenlands zum begeistertsten und aufopferndsten Förderer der Hifsmittel trotz mancher Anfeindung, sein Haus zum Asyl vieler junger Griechen machte. Dankbar empfand auch das griechische Volk seine unermüdete Sorgfalt, und umringte ihn, als er 1831 das erstemal unter ihnen auftrat, mit den aufrichtigsten und herzlichsten Begrüßungen die in gleichem Maße bei seinen erneuten Besuchen sich wiederholten.

Wie denn Thiersch in seiner äußern wie innern Auffassung alles was er war, ganz war, so lebte er auch den Dogmen seiner Religion, der protestantischen, mit voller Ueberzeugung und Hingebung; als daher während des v. Abel'schen Regimentes die bekannte Verordnung wegen der Kniebeugung der Protestanten im Militär vor dem Sanctissimum die protestantische Religion in einer ihrer Anschauungen gefährdete, da trat er mit aller

Entschiedenheit und Kühnheit, aber auch mit Maß und Würde diesem Angriffe, der noch durch polemische Schriften aufregende Dimensionen angenommen hatte, durch seine Schrift: „Ueber Protestantismus und Kniebeugung im Königreiche Bayern 1844" entgegen. — So konnte man mit Recht von ihm sagen, was Sheakspeare's Hamlet von seinem Vater preist:

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem
Ich werde nimmer seines gleichen sehen.

Wie Jung und Alt, In- und Ausland, Genossen, Körperschaften und Schüler ihn ehrten und im Herzen trugen, bewies aber auch die erhebende und herzliche Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums (18. Juni 1858) wo ihm, dem praeceptor Germaniae et Bavariae, Huldigungen und Glückwünsche von allen Akademien, Universitäten und höhern Lehranstalten wurden.

Nach mehr als fünfzigjährigem Dienste trat er (15. Dez. 1859) in den wohlverdienten Ruhestand, der ihm „unter wohlgefälliger Anerkennung seiner langjährigen mit hingebender Treue und seltenem Eifer geleisteten, ausgezeichneten Dienste" ertheilt wurde, und nach redlich und für hohe edle Ziele mit männlicher Festigkeit und Ausdauer durchgekämpftem Leben, mit der tröstlichen Ueberzeugung der reifenden Früchte seiner Bestrebungen in den wissenschaftlichen Anstalten seines geliebten großen Vaterlandes, ohne vorausgegangene Krankheit in vollem Gebrauche seiner Sinne, wenn auch geschwächt durch Alter endete er, 76 Jahre alt, ruhig und getrost sein thätiges ersprießliches Leben (25. Febr. 1860) und wurde von seiner Gattin, Amalie, mit der er 44 Jahre in glücklicher Ehe gelebt hatte, von drei trefflichen Söhnen und mehreren Töchtern schmerzlich beweint, von Tausenden in ernster Trauer begleitet, im Friedhofe zu München beerdigt.

Er war (1828, 20. Okt.) zum Hofrathe, 1832 zum Mitgliede des obersten Kirchen- und Schulrathes, (1852, 16. April) zum geheimen Rathe ernannt, von Bayern mit dem St. Michaelsorden (1839), dann mit dessen Comthurkreuz (1858), mit dem Kronorden (1850), mit dem Maximiliansorden für Wissenschaften und Künste (28. Nov. 1853), mit dem Ehrenkreuze des Ludwigsordens (1859), von Griechenland mit dem goldenen Ritterkreuze des Erlöserordens (1836), dann mit dem Comthur (1841), endlich mit dem Großcomthurkreuze dieses Ordens (1858), von Preußen mit dem rothen Adlerorden (1840), von Belgien mit dem Offizierkreuz des Leopoldordens (1858), von Sachsen mit dem Comthurkreuze, des Verdienst- und Albrechtordens I. Klasse (1859) beehrt, von den Akademien der Wissenschaften zu St. Petersburg, Berlin, Wien und Neapel, von der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen und dem k. k. Ferdinandeum zu Insbruck zu ihrem Mitgliede erwählt worden.

Leo von Klenze,

k. Kämmerer (1835), wirklicher geheimer Rath, Hofbau-Intendant, ordentliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste, Comthur des bayer. Verdienst- (1858) und St. Michaels- (1843), des großh. badenschen Zähringer Löwen- (1833), des k. belgischen Leopold- (1843), des k. dänischen Danebrog- (1840), des k. griechischen Erlöser- (1834), des k. portugiesischen Christus- (1843), des k. sächsischen Verdienst-, des sachsen Ernestinischen Haus-Ordens, Großkreuz des k. hannover'schen Guelphen- (1860) und des k. württembergischen Friedrich's-Ordens (1863), Ritter des k. bayer. Maximiliansordens im Gebiete der Kunst (1853), der französischen Ehrenlegion (1838), des k. preußischen rothen Adlerordens III. Klasse und pour le mérite in der Friedensklasse (1861), des k. k. russischen Wladimir- (1839), St. Annen- und Stanislaus- (1843), des großh. sächsischen zur Wachsamkeit (1822), des k. sicilianischen Constantins-Ordens (1856), mehrer Akademien Mitglied.

Die Uebung der schönen Künste mildert die Sitten und bewahrt vor Rohheit.

Unter jenen Künstlern, welche unter König Ludwig I. zur Verherrlichung seines Namens in der Nachwelt ihr Talent zur Geltung brachten, und in ihren monumentalen Schöpfungen ihrer Befähigung glänzende Denkmäler setzten, steht wohl Klenze mit oben an, dessen Kunstwerke Zeugen seiner vorzüglichen Begabung, poetischer Auffassung, tiefen Studiums und genauer Kenntniß altklassischer künstlerischer Gebilde sind, und die, Architektur mit Malerei verbindend und so sich gegenseitig ergänzend eben so reich als sinnig gedacht erscheinen.

Sein Vater, ein hannoverischer Gerichtsbeamter, dem er am 29. Febr. 1784 auf dessen Gute am obern Harze im Hildesheimischen geboren wurde, hatte ihn dem Staatsdienste bestimmt, ihn aber beherrschte die Liebe zur Kunst, der er nicht ohne Widerstreben seines Vaters, nach zweijährigem Studium am Carolinum zu Braunschweig, nachdem er 1800 nach Berlin gekommen war, sich zu widmen beschloß, dort unter Schinkels Lehrer Gilly die Bauschule besuchte, und so durch wissenschaftliche Reisen nach Frankreich, England und Italien sich auszubilden bestrebt war.

In Genua lernte er den spätern Hofmarschall des Königs Hieronymus von Westphalen kennen, der seine Berufung als Hofarchitekt nach Kassel veranlaßte (1808). Nach Auflösung dieses Königreiches begab er sich über München nach Wien, wo er dem Kongresse einen Entwurf eines großartigen Sieges- und Friedensdenkmales vorlegte, und trat dann nach einem durch den Kronprinzen Ludwig von Bayern, den er bei seinem frühern Aufenthalte in München kennen gelernt hatte, veranlaßten Ruf in bayerische Dienste als Hofbaumeister (1816, 12. Jan.) und technisches Mitglied der Baukommission zu München (14. März 1816).

Im Jahre 1818 (23. Sept.) wurde er zum Oberbaurathe, dann (25. Sept.) zum Hofbau-Intendanten ernannt, dem in Berücksichtigung seiner im Gebiete der Kunst bereits erworbenen ausgezeichneten Verdienste

und um demselben einen Beweis der besondern Gnade und eine dem Künstler zur fortwirkenden Entfaltung seines Talentes anregende Aufmunterung zu geben, seine Ernennung zum geh. Oberbaurathe (23. März 1826), als Vorstand der obersten Baubehörde (17. Febr. 1830), welche Stelle er aber 1847 wieder abtrat, dann 5. Okt. 1850 zum wirklichen geheimen Rath, dann seine Erhebung in den Adelsstand (27. Mai 1833) folgte. Diese schnellen Beförderungen sind Zeichen der außerordentlichen Gunst und des Vertrauens, welches sich Klenze bei dem Kronprinzen, nachmaligen König Ludwig I. zu erwerben und bis an seinen Tod zu erhalten wußte. Eine kurze Aufzählung der unter seiner Leitung nach seinen Plänen ausgeführten größern Bauten wird genügen, das Talent, die Arbeitskraft und die umfassende Thätigkeit zu kennzeichnen, die ihn bevorzugten.

In München entstanden durch ihn die in Form griechischer Tempel erbaute Glyptothek 1816—1830, das Palais Leuchtenberg 1817, das Portal des Hofgartens 1818, die k. Hofreitschule 1818—1822, der Bazar an der Stelle der frühern Reitschule 1822, das von Fischer begonnene Hoftheater 1823—1825, das Gebäude des Kriegsministeriums 1824—1830, das Anatomiegebäude 1824, die Pinakothek 1826—1830, das k. Odeon 1826—1828, der Königsbau, der südliche Theil der k. Residenz, eine Nachahmung des Pallastes Pitti in Florenz 1826—1835, die im byzantinischen Geschmacke erbaute im Innern prachtvoll ausgestattete Allerheiligenhofkirche 1826—1837, das Palais des Herzogs Maximilian in Bayern 1828, der Saalbau der k. Residenz mit dem Thronsaale in italienischer Form 1832—1836, der griechische Tempel „Monopteros“ im englischen Garten 1833, die Zeichnung des Obelisk für die 30,000 in Rußland gefallenen Bayern 1833, die Zeichnung des Piedestals des Monuments Max I. 1835, die Façade des k. Postgebäudes gegen den Max-Josephs-Platz 1835—1836, die Ruhmeshalle auf der Theresienwiese 1843—1853, die Propyläen 1854—1862, — bei Donaustauf die Walhalla in Form des Parthenons 1830—1842, die Fortsetzung der von Gärtner begonnenen nach seinem Tode (1847) übernommenen und veränderten Befreiungshalle von Kelheim, vollendet 1863.

Im Jahre 1834 hatte er auf einer längern Reise in Griechenland Gelegenheit, seine Vorliebe für die altgriechische Kunst durch seine Bemühungen zur Erhaltung der alten Baudenkmale und namentlich der Propyläen zu bethätigen, während er zugleich einen Plan zum Bau der Stadt Athen, und einen gleichen für das Königsschloß und das Nationalmuseum entwarf, die aber nicht ausgeführt wurden. Von Kaiser Nikolaus nach St. Petersburg berufen, wirkte er an der innern Ausstattung der Isackskirche mit, und führte dort einen kolossalen Bau eines Schlosses, in dem nicht nur die Wohnungen des Hofes und der Bedienungen, sondern auch viele Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen vereinigt sind, unter prächtiger innerer Schmückung aus.

Man wirft manchem seiner Gebäude Mangel an Zweckmäßigkeit, anderen Nichteinhaltung des reinen einmal gewählten Styles vor, doch sind

alle seine Gebäude mit der der Architektur verschwisterten Malerei geschmückt monumental vorleuchtend, und kann ihnen nach Förster: „die Schönheit der Verhältnisse wie der Formen, das Ebenmaß zwischen Ruhe und Bewegung, die Lebendigkeit der Profilirung bei großem Gesammteindruck" nicht abgesprochen werden. Auch als Schriftsteller hat Klenze sich versucht, in seiner: Anweisung zur Architektur des christlichen Cultus 1833, Sammlung architektonischer Entwürfe 1831—1840, über den Tempel des Jupiter Olympius zu Agrigent, Versuch einer Wiederherstellung des toskanischen Tempels 1822, über das Hinwegführen plastischer Kunstwerke aus Griechenland 1821, die Beschreibung der Glyptothek 1830, und in seinen: aphoristischen Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise nach Griechenland 1838, während er gerne sich auch mit Malerei beschäftigte, deren Gebilde meist, den Höhepunkt der griechischen Aera darstellend, durch den Münchener Kunstverein der Oeffentlichkeit zugänglich wurden.

Einer so viel umfassenden reich lohnenden Thätigkeit entriß ihn nach kurzem Krankenlager am 27. Januar 1864 der Tod.

Zur Erhaltung seines Namens wurde eine Straße in München nach ihm benannt.

Dr. Johann Andreas Schmeller,

Bibliothekar in München.

> „Ist uns in subjektiver Hinsicht die Geschichte unserer Familien, der Regentenfamilie unsers Landes, die Geschichte unserer Institutionen, unserer Häuser, Schlösser und Städte, lauter Dinge, die außer uns liegen, so wichtig, wie sollte es nicht auch die Geschichte dessen sein, das mehr als dieses einen Theil unserer innern geistigen Existenz ausmacht, von dem wir, auch wenn wir wollten, uns nicht lossagen können, das uns unter alle Himmelsstriche begleitet, unsere Sprache? ... Das dauerndste, das schönste Besitzthum einer Nation ist seine Literatur."
>
> Föringer Lebensskizze S. 36.

„Darin sind wir einig, daß Bayern keinen bessern deutschen Mann aufzuweisen hatte, als diesen liebenswürdigen bescheidenen Schmeller, der alles, was er geworden ist, seiner rein angelegten und rein gebliebenen Natur verdankt. Seinen Werth wird das Land, da er uns nun entrissen ist, besser zu erkennen und höher zu achten anfangen. Sein bayerisches Wörterbuch wird für immer als ein unerreichbares Muster dastehen, wie sich Sprache und Sachkenntniß lebendig durchdringen sollen. Er hat unabläßig Fortschritte in der Wissenschaft gemacht, nie aber eine Zeile niedergeschrieben, die seiner unwürdig gewesen wäre."

So Jakob Grimm über das bayerische Wörterbuch des gründlichen, fleißigen, seiner Aufgabe der deutschen Sprachforschung ganz mächtigen, in

der Literatur wie in der Geschichte und Kenntniß der Sprachen vollkommen heimischen Schmeller's, zu dessen Verdiensten um die mit größter Gelehrsamkeit nachgewiesenen Grundlagen der deutschen Sprache und deren Verwandtschaften mit den fremden, noch seine gediegenen geschichtlichen und literargeschichtlichen Arbeiten, wie seine bewundernswerthe, auf genaue Kunde der Handschriften und große Sicherheit im Lesen alter Schriften basirte wissenschaftliche Katalogisirung der in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek verwahrten reichen Handschriftensammlung hinzukommen. Er nimmt einen der ersten Plätze unter den deutschen Sprachforschern ein, und immer wird seiner zu gedenken sein, wo Deutschland und Bayern seine verdienten Männer zählt.

Johann Andreas Schmeller, geboren am 6. Aug. 1785 zu Tirschenreuth (Landg. in der Oberpfalz), erhielt von seinem Vater, einem armen Korbflechter, der schon nach zwei Jahren nach Rimberg bei Pfaffenhofen übersiedelte, die erste Belehrung in den Elementargegenständen, die er so gut zu benützen verstand, daß er schon in seinem neunten Jahre den Kindern des Ortes Unterricht ertheilte. Geleitet von dem um die Geschichte unsers Landes rühmlich verdienten Pfarrer Anton Nagel zu Rohr besuchte Schmeller (1794) die Landschule zu Pörnbach und wurde dann auf seines Gönners Betrieb in das Seminar des Klosters Scheyern aufgenommen (1795). Doch schon im nächsten Jahre mußte er diese Lehranstalt, da sich das Seminar wegen des Eindringens der französischen republikanischen Armee in Bayern zerstreute, wieder verlassen und zu seinen Eltern zurückkehren. Seinem armen Vater, welcher ihn für den geistlichen Stand bestimmt hatte, gelang es endlich, nachdem er in Freising und Landshut den hinlänglichen Lebensunterhalt für die Fortsetzung seiner Ausbildung zu beschaffen, vergeblich sich bestrebt hatte, in Ingolstadt bei guten Menschen eine kümmerliche Existenz für seinen Sohn zu finden, welcher nun seine Studien daselbst so eifrig (1797—1799) betrieb, daß er als der Erste unter seinen Mitschülern glänzte. In München besuchte er die höhern Klassen des Gymnasiums und Lyceums unter Weiller, Petzl, Imhof und Flurl, während er zu seinem Lebensunterhalt Unterricht gab.

Nach Vollendung des Lyceums sollte er sich einen Lebensberuf wählen, allein die Theologie so wenig, wie die Heilkunde zog ihn an, dagegen betrieb er Chemie und Mathematik. Da er aber bei seiner Armuth keine Hilfsmittel hiefür besaß, gab er auch diese wieder auf und begab sich zu seinen Eltern zurück, um sich der Landwirthschaft zu widmen (1803). Diese Beschäftigung konnte ihn aber nicht befriedigen und er begann nun seine Gedanken über die einfachste Art, die Kinder richtig deutsch lesen und schreiben zu lehren, niederzuschreiben. Mit dieser seiner in München bei Buchhändlern ohne Erfolg angebotenen Arbeit ging er (im Sommer 1804) nur mit einer Baarschaft von 12 fl. in die Schweiz zu Pestalozzi nach Burgdorf, allein er fand hier keine Aufnahme, da jener gerade seinen Umzug

nach Buchsee bewerkstelligte. In dieser peinlichen, mittellosen Lage nahm er den ihm auf der Straße bei Solothurn von einem spanischen Werber gemachten Antrag, auf drei Jahre in ein spanisches Regiment zu treten, in der Hoffnung an, über Spanien nach Amerika zu gelangen (1804). In seinem spanischen Schweizerregimente, in dem er in kurzer Zeit als erster Korporal vorrückte, lernte er den mit der pestalozzischen Lehrart wohl vertrauten, ihm bald befreundeten Hauptmann von Voitel aus einem schweizerischen Patriciergeschlechte kennen, der schon der mit Hilfe Juan Andujars, Don Francisco, Zea Bermudez und anderer gebildeter Spanier diese Methode in Spanien einzubürgern beabsichtigte und sie in der Regimentsschule eingeführt hatte, und ihn, nachdem eine solche Schule unter seiner Leitung in Madrid für die höhern Klassen errichtet wurde, 1806 als ersten Gehilfen dorthin mitnahm.

Hier lehrte Schmeller Sprachen und Mathematik und war nun im Stande, seine Ansichten über den Unterricht praktisch zu bewähren und zu festigen. Nachdem seine Dienstzeit abgelaufen war, auch die Schule nach dem Sturze des Friedensfürsten, der sie nach Antrag des ihn befreundeten Oberbeamten des Kriegsministeriums Don Francisco Amoros gegründet hatte, aufhörte, verließ er (26. Febr. 1808) Madrid, zog mit seinem Freunde und Kollegen Studer in die Schweiz zu Pestalozzi nach Yverdon und gründete dann mit Samuel Hopf (1808) eine Privatanstalt zu Basel, die mit anfangs sehr gutem Erfolge bis 1813 bestand. Die Zeit seines Aufenthaltes hier benützte er zu den ausgedehntesten und umfassendsten Untersuchungen über die Grundregeln und Beugungsart der deutschen Sprache und deren Verwandtschaft mit fremden Sprachen.

Als aber Bayern den deutschen Mächten sich anschloß „zur Herstellung des allgemeinen Friedens“, da zog ihn der Aufruf des Königs Max „An mein Volk“ (28. Okt. 1813) zurück in's Vaterland, um in den Reihen seiner Brüder am Kampf Theil zu nehmen. Empfehlungsbriefe des bayerischen Gesandten in der Schweiz v. Olry, dem Kronprinzen Ludwig in München übergeben, bewirkten seine Anstellung als Oberlieutenant im freiwilligen Jägerbataillon des Illerkreises (6. Febr. 1814), dessen Garnison Kempten war.

Sein Bataillon blieb (1814) in Reserve und er benützte seine Muße, um in einer von tiefem Eindringen in den Geist und den Werth der einzelnen Sprachen zeugenden Schrift: „Soll es Eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?“ die gleiche Berechtigung der Sprachen der vier größten Nationen des Kontinents zur Geltung zu bringen. Der folgende Feldzug nach Frankreich 1815, an dem sein Bataillon Theil nahm, gab ihm Gelegenheit, seine Studien über französische und keltische Sprache zu erweitern. Nach Beendigung des Feldzuges und seiner Rückkehr in's Vaterland begab sich Schmeller Anfangs 1816 nach München in Urlaub, um an der k. Staatsbibliothek seine Forschungen fortzusetzen. Gerade um diese Zeit hatte der um Bayerns Geschichte hochverdiente treffliche

Westenrieder sein bayerisches Wörterbuch dem Druck übergeben, und der Appellationsgerichtsrath v. Delling und der Bibliothekar Scherer ihre Vorarbeiten zu ähnlichen Forschungen in's Werk gesetzt. Letzterer in der Ueberzeugung, daß Schmeller der tüchtigste Gelehrte sei, ein gründliches Sprachwerk auszuführen, überließ ihm seine Vorarbeiten und empfahl ihn dem Kronprinzen Ludwig, der sich lebhaft für diese Sache interessirte.

So geschah es, daß Schmeller den Auftrag erhielt, ein Wörterbuch der bayerischen Mundarten zu bearbeiten, wozu ihm ein sechsmonatlicher Urlaub unter Fortbezug seiner Gage und eine Zulage von 500 fl. zur Bereisung des Landes als Mittel angeboten wurden (6. u. 31. März 1816). Er unterzog sich nun mit allem Eifer und mit Hülfe mancher aus dem Lande ihm zugesandter Mittheilungen seiner mühsamen Arbeit, und es gelang ihm, seine Grammatik der in Bayern gesprochenen Mundarten 1821 und den ersten Theil seines Wörterbuches schon im Jahre 1827 der Oeffentlichkeit zu übergeben, den Unterbau eines Denkmales, das er sich nicht schöner hätte errichten können, das mit dem vierten Bande 1837 den Schlußstein erhielt. Inzwischen war er (29. Jan. 1824) zum außerordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, (9. Nov. 1826) zum Lehrer der Geschichte deutscher Sprache und Literatur an der Universität München, und aushilfsweise am Kadettencorps (28. Dez.) ernannt worden. Nachdem er von der Universität München (30. Jan. 1827) den Doktorgrad der Philosophie empfangen und im Sommersemester 1827 seine Vorlesungen über altdeutsche Sprache gehalten hatte, wurde er unter Beibehaltung seiner Offiziersgage und einer geringen Zulage mit dem Range und Charakter eines außerordentlichen Professors geehrt, worauf seine Ernennung als Custos an der k. Staatsbibliothek unter Rücktritt aus dem Armeeverbande (27. März 1829), dann seine Wahl zum ordentlichen Mitgliede der Akademie (31. März 1829) folgte. Jetzt übernahm er die wissenschaftliche Bearbeitung der an der Staatsbibliothek verwahrten Handschriften, die in ihrer ungeheuren Ausdehnung mit mehr Sachkenntniß, Eifer und Gelehrsamkeit Niemand zu leisten im Stande gewesen wäre, und der er sein ganzes übriges Leben, dreiundzwanzig Jahre, neben seinen gründlichen und ausgezeichneten Arbeiten über altdeutsche Dichtungen (Muspilli 1832, Heliand 1830, Ruodlieb 1837 u. s. f.) über bayerische Geschichtsperioden und der Herstellung eines althochdeutschen Wörterbuches widmete.

Am 26. Okt. 1844 wurde er zum Unterbibliothekar und nachdem ihn der König am Neujahrstage 1845 das Ritterkreuz des St. Michaels-Ordens übergeben hatte, 1846 (20. Nov.) zum ordentlichen Professor der altdeutschen Sprache und Literatur ernannt und bald versammelte er um sich eine Schaar von begeisterten Zuhörern der gebildesten Klassen, die den anregenden Vorträgen über den Bau und die Gliederung der deutschen Mundarten mit größter Theilnahme lauschten.

Ein herbes Mißgeschick unterbrach seine wissenschaftliche Thätigkeit, als er auf einer seiner in den Ferien gewohnten Fußparthien in den Alpen

bei Meran auf dem Jaufen durch einen Sturz über einen Abhang den Schenkelhals des linken Fußes brach, eine Verletzung, die anfangs schlecht behandelt, einen bleibenden Schaden nach sich zog. Zwar stellte ihn der Gebrauch der Bäder zu Gastein und Wildbad in den nächsten Jahren einigermaßen wieder her, so daß er seine unterbrochenen Arbeiten in der Bibliothek und seine Vorlesungen wieder aufnehmen konnte, allein sein Körper war hinfälliger geworden. Ein Choleraanfall raffte ihn am 27. Sept. 1852 in kurzer Zeit hinweg.

Klarheit der Anschauung, feine Beobachtungs- und Kombinationsgabe, gründliche, vorsichtige, gewissenhafte Prüfung, unablässige durch reife Kenntniß der romanischen, slavischen und deutschen Sprache geförderte Forschung zeichnen die geistigen Arbeiten des stillen, einfachen und bescheidenen Mannes aus, der, jedem zugänglich, der Unnatur feind, von edlem Charakter war. In Anerkennung seiner großen wissenschaftlichen Leistungen war Schmeller als Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, Wien und Padua und von zwölf gelehrten Vereinen und Gesellschaften erwählt worden.

Johann Ulrich Himbsel,

k. Baurath, Erbauer der München-Starnberger Eisenbahn.

„Man muß durch das Wetter dringen,
Will es heute nicht gelingen,
Wird es dennoch morgen sein."
Grimm.

Männer von besonderen geistigen Anlagen, in denen sich Talent und fester Charakter gleichmäßig paart, deren Leben entweder durch ihren Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung, oder durch Hebung der materiellen Interessen ihres Volkes dauernden und eingreifenden Erfolg hatte, verdienen den Dank ihrer Nation und ein ehrendes Andenken, dann um so mehr, wenn ihre Anstrengungen, obgleich den Forderungen der Zeit anpassend, lähmende Hindernisse mit Kraft beseitigen und durch glücklichen Ausgang anregend die geistige und unternehmende Kraft beleben und heben.

Solcher Männer kann sich Bayern mit Recht rühmen, und an die Namen Fraunhofer, Reichenbach, Utzschneider, Ertl, Maffei und Manhard in technischer Beziehung reiht sich ebenbürtig der Name Himbsel an.

Johann Ulrich Himbsel, geboren am 30. Januar 1787 zu Neukirchen bei Sulzbach in der Oberpfalz, wo dessen Vater Landbaumeister war, konnte von diesem, dem die Erziehung von noch 17 Kindern oblag,

keine irgend wesentliche Unterstützung in Anspruch nehmen, doch hatte er bei seinem Vater Gelegenheit, sich im Zeichnen und bei der Ausführung von Bauten praktisch auszubilden. Um nun einen soliden wissenschaftlichen Grund für seine Zukunft zu legen, begab er sich 1803 nach München, um dort an der Feiertagsschule seine technische Fertigkeit zu erweitern. Unterstützt durch den damaligen Staatsminister Grafen von Montgelas begab er sich mit dem Professor Fischer, Erbauer des Münchener Theaters, 1806 nach Paris, zeichnete dort im Steuerkatasterbureau, dann im Bureau des Generalbauinspektors Moline und in der Akademie der bildenden Künste.

Nach seiner Rückkunft wurde er unterm 8. Februar 1811 zum Bauaufseher bei der k. Baukommission ernannt und trat, durch die Huld des Königs Max Joseph mit den nöthigen Mitteln versehen, im selben Jahre eine Reise nach Italien an. Er wurde am 12. Sept. 1815 zum technischen Mitgliede der k. Baukommission und bei der 1818 erfolgten Bildung der Lokalbaubehörde München als Baurath derselben beigegeben, in welcher amtlichen Stellung sich ihm ein weites Feld für seine Thätigkeit und seine Kenntnisse eröffnete. In den Jahren 1813—1815 erschien von ihm das Magazin der Baukunst, besonders für Deutsche, welches architektonische Entwürfe auf Stein gezeichnet enthielt. Das Jahr 1825 sah ihn auf einer wissenschaftlichen Reise in Frankreich und England, nachdem er 1824 bei der Jubiläumsfeier des Königs Max Joseph die architektonischen Anordnungen geleitet hatte.

Sein Geschmack beurkundete sich glänzend durch ein von ihm 1827 erbautes Landhaus am Starnbergersee und mehrere von ihm für sich erbaute Wohnhäuser und andere größere Bauten, z. B. des Bazar's in München. Die von ihm 1820, 1827—1829 erbauten Schulhäuser in München zeichnen sich ebensosehr durch ihr würdevolles Aeussere als durch edle Einfachheit, wohlgeeignete Eintheilung und Zweckmäßigkeit aus. Als im Jahre 1840 auf Anregung augsburgischer Kapitalisten und des verdienstvollen Jos. von Maffei der Bau einer Eisenbahn von München nach Augsburg als Privatunternehmen beschlossen wurde, erhielt Himbsel die Ausführung desselben, die um so schwieriger war, als damals die Erfahrungen in solchen Bauten bei uns nur wenige, die Hindernisse und die Schwierigkeiten endlos waren. Seine glücklich beendigte Bauführung über das Haspelmoor, das bei stets abweichendem Grunde feste Begründung der Bahn kaum hoffen ließ, beurkundete seine technische Fertigkeit und unbesiegbare Ausdauer.

Angeregt von der herrlichen Lage des Starnberger See's, und von dem Wunsche beseelt, den Bewohnern München's dessen ganze Ufer zugänglich zu machen und ein weiteres Commercemittel zu gründen, ließ er in von Maffei's Eisenwerk zu Hirschau ein Dampfschiff bauen, und unternahm dessen am 11. Mai 1851 begonnenen Betrieb nicht ohne gegründete, doch nicht gefürchtete Voraussicht etwaigen pekuniären Verlustes. Nachdem er

Jahre lang mit dem Projekte und den Vorarbeiten zu einer Eisenbahn von München nach Starnberg an die Ufer des Würmsee's sich beschäftigt hatte, gab ihm seine am 30. März 1852 erfolgte Quieszirung Muße, sich diesem Plane ganz zu widmen, und es gelang ihm endlich nach Ueberwältigung der mannigfaltigsten, jedem solchen Unternehmen oft mit Willen entgegengesetzten Hindernisse, die Genehmigung des Baues auf seine Kosten zu erlangen, die er denn auch auf ein Annuitäten-Kapital der k. Bank in Nürnberg hin in Zeit von zwei Jahren trotz aller Schwierigkeit ausführte und im November 1854 eröffnete. Trotz solcher großartiger technischer Ausführungen nahm Himbsel an den meisten der entstehenden gewerblichen Anstalten Theil. Wie er aber als Fachmann thätig und nützlich war, so war sein Wirken als Mensch gleich wohlthätig und lobenswerth, denn er gab mit offener Hand gern und oft in reichem Maße, doch in Stille. Trotz vieler und mannigfaltiger übler Erfahrungen blieb er doch immer ein unerschütterlicher Anhänger des Satzes: daß Jeder so lange für rechtschaffen erachtet werden müsse, bis das Gegentheil von ihm erwiesen sei.

Um dem Landvolke bei seiner Andacht entsprechendere Bilder vorzustellen, erbaute er, erzogen im katholischen Glauben und in wahrer Religiosität, von seinem Landsitze Seeheim aus bis Aufkirchen 14 Kreuzwegstationen in künstlerischer Vollendung. Seine Gastfreundschaft war ungemessen, und ohne Förmlichkeit wurde der Gast von dem einfachen Manne, der ihm mit einnehmender Freundlichkeit entgegen kam, aufgenommen. In seiner hohen Gestalt, seinen wohlgebildeten, geistreichen Zügen und klaren Augen spiegelte sich Intelligenz, Wohlwollen und Festigkeit.

Hatte auch ein Mann von solchen Verdiensten, der kühne Auffassung, unerschütterliche Ausdauer und Zähigkeit verband, gleich vielen Anderen äußerer Anerkennung sich nicht zu erfreuen, so wird doch sein Name, so lange seine Werke dauern, in Bayern unvergessen sein.

Mit ihm als Zeit- und Kunstgenosse verdient J. Höchl genannt zu werden, der in seinen vielen Privatbauten hohe Zweckmäßigkeit, Räumlichkeit und Dauer mit äußerer prunkloser aber solider regelmäßiger Bauart, Schönheit und Brauchbarkeit seiner Schöpfung verband, und sich gleich ihm allgemeine Geltung und Achtung erwarb. Er war geboren zu Neumarkt an der Rott am 5. März 1777, schwang sich durch seinen Fleiß und praktische Vollendung zu einem der ersten Privatbaumeister und Bauunternehmer, dann zum Gemeindebevollmächtigten empor, und starb geziert mit der silbernen Verdienstmedaille am 6. Jan. 1838 zu München.

Joseph von Fraunhofer,

k. bayerischer Professor und Akademiker.

Approximavit sidera.
Er brachte uns die Gestirne nahe.

Wunderbar ist die Hand der Vorsehung, die ein junges unbeachtetes Leben bei hereingebrochnem Unglück schützt, ihm die Aufmerksamkeit wohlwollender und vielvermögender Männer zuwendet und so die in dasselbe gelegten Keime nützlicher und hochersprießlicher Thätigkeit für die höchsten Interessen der Menschheit entwickelt und zur reichen, weithin duftenden Blüthe treibt.

Wird nicht glühendes Gefühl des Dankes jener gütigen über uns thronenden Macht Jeder darbringen, der Fraunhofer's unsterbliche Verdienste um die Optik und Astronomie begeistert anstaunt, für seine Rettung aus drohender Gefahr und die ihm durch hochherzige Männer und den in ihm selbst gelegenen Trieb möglich gewordene hohe Auszeichnung?

Joseph Fraunhofer, Sohn eines unbemittelten Glasermeisters in Straubing (in Niederbayern), geboren den 6. Mai 1787, wurde, nachdem er seinen Vater in seinem eilften Jahre durch den Tod verloren hatte, drei Jahre später zu dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Philipp Weichselberger in München im Jahre 1799 in die Lehre gebracht und sein Dasein würde spurlos verschwunden sein, hätte nicht ein merkwürdiges Unglück, das ihn mit dem schrecklichsten Tode bedrohte, die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

Im zweiten Jahre seiner auf sechs Jahre wegen seiner Dürftigkeit bestimmten Lehrzeit wurde er beim Einsturze seines Wohnhauses in dem Thiereckgäßchen am 21. Juni 1801 verschüttet, doch hatten ihn die übereinander gefallenen Balken soweit beschützt, daß angestrengte, gefahrvolle Bemühung nach vier Stunden ihn seinem wahrscheinlichen Grabe zu entreissen vermochte.

Kurfürst Maximilian Joseph, überall bereit dem Unglücke beizustehen, hatte sich bei der zu ihm gebrachten Nachricht des vorgefallenen Unglückes wiederholt an die Stätte der Verwüstung begeben und durch eifrige Ermunterung der Arbeiter seine Rettung herbeigeführt. Er beschenkte den geretteten Knaben mit 18 Dukaten und versprach, ihm Vater zu sein.

Utzschneider, der Fraunhofer bei diesem Unfalle zuerst sah, besuchte ihn öfter und konnte sich daher bald von der großen Lernbegierde des noch gänzlich ununterrichteten Knaben, von der Elastizität seines Geistes und den in treffenden Bemerkungen kundgegebenen geistigen Fähigkeiten überzeugen. Er nahm sich desselben an, brachte ihm Bücher über die Mathematik und Optik, deren Studium sich Fraunhofer, trotz des Verbotes seines Lehrmeisters, mit allem Eifer hingab. Da ihm nur allein

die Stunden des Abends nach der Arbeitszeit, und diese nur beschränkt, dann die freie Zeit an Feiertagen für seine Studien blieb, so verwendete er einen Theil des vom Kurfürsten Max erhaltenen Geschenkes dafür, um sich von seinem Lehrmeister wegen des letzten halben Lehrjahres loszukaufen und einen anderen Theil, um eine optische Schleifmaschine sich zu erwerben. Ohne alle Anleitung gravirte er in Metall, um Visitenkarten zu machen und sich hiedurch Etwas zu erwerben.

Allein die Wirren des Krieges hinderten den Absatz und so sah sich Fraunhofer, da er nicht den Muth hatte, sich an den Kurfürsten Max oder an Utzschneider zu wenden, in die Nothwendigkeit versetzt, wieder seine ganze Zeit dem Handwerk zuzuwenden. Utzschneider, durch seine vielfältigen Unternehmungen bisher verhindert, ihm seine Aufmerksamkeit zu widmen, erinnerte sich doch desselben und beauftragte seinen Freund Ulrich Schiegg, sich nach ihm zu erkundigen. Schiegg gab sich mehrere Tage mit Fraunhofer ab, führte den durch Unglück Verschüchterten dann zu Utzschneider, der ihn in's mechanische Institut zu Reichenbach brachte. Nach kurzem Gespräch mit ihm erklärte dieser: „Das ist der Mann, den wir suchen, der wird uns leisten, was uns noch gefehlt hat." Er hatte richtig vorausgesehen; Fraunhofer bemächtigte sich mit Fleiß der Sache, trat am 7. Februar 1809 an die Spitze des Instituts für Optik in Benediktbeuern und befaßte sich nun unausgesetzt mit den Berechnungen, das bisher der Anstalt noch mangelnde Flint- und Crownglas zu fertigen. Im Jahre 1811 übernahm er die Leitung der Glasschmelzen, und nach vielen und großartigen Versuchen gelang es ihm, die achromatische Verbindung des Flint- und Crownglases farblos und rein auf mathematisch optischem Wege herzustellen. Er legte seine merkwürdige Erfindung 1817 in einer Denkschrift der Akademie nieder, die ihn im gleichen Jahre zu ihrem Mitgliede ernannte. Er entdeckte die fixen Linien im Spectrum, erfand das Heliometer, das repetirende Lampenfilarmikrometer, das achromatische Mikroscrop, das Ringmikrometer, das Lampenkreis- und Netzmikrometer und der erste große parallaktische Refraktor [1]), der in die Sternwarte nach Dorpat kam, und die allgemeine Bewunderung der Zeitgenossen erregte, setzte seinen Bestrebungen die höchste Krone auf. Er fertigte selbst seine Schleif- und Polirmaschinen und die sämmtlichen Instrumente und Maschinen, die er zu seinen physisch-optischen Versuchen brauchte, ebenso die Kupferplatten zu seinen Abhandlungen.

Als von Reichenbach im Jahre 1814 das mechanische Institut nach München verlegte, trat Fraunhofer mit Utzschneider in einen neuen Gesellschaftskontrakt, übernahm, da ihm Utzschneider ein Kapital von

1) Dieser Refraktor war 13½ pariser Fuß lang und 9 pariser Zoll im Objektiv-Glas weit, er vergrößerte im Durchmesser 200—500 mal, im Flächeninhalte 40,000 bis 420,500 mal und wog mit dem Stativ 3000 Pfund; er übertrifft die Herschel'schen nnd Schröder'schen Spiegelteleskope an Bequemlichkeit der Handhabung.

10,000 fl. für das optische Institut schenkweise überlassen hatte, die Leitung desselben mit Utzschneider und errang sich dadurch, durch seinen fixen Gehalt und die aus dem Institute fließende Rente eine für seine Existenz sorglose Zukunft. Bei der Uebersiedlung des Institutes nach München im Jahre 1819 erhielt er die unmittelbare Leitung desselben und förderte dasselbe soweit, daß seine Anstalt mit 50 Arbeitern nach allen Theilen Europa's die größten astronomischen Instrumente und alle Arten von Fernrohren rc. in möglichster Vollendung zu liefern im Stande war. Im Jahre 1823 wurde er zum Konservator des physikalischen Kabinets, im Jahre 1824 zum Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone, von mehreren auswärtigen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede, von der Universität Erlangen zum Doktor, kurz vor seinem Tode zum Ritter des k. dänischen Danebrog-Ordens ernannt.

Lange hatte er bei schwächlicher Gesundheit an Drüsengeschwüren gelitten; die fortwährende geistige Anstrengung, die Hitze und die Dünste bei Schmelzung der Gläser am Glasofen, fortgesetzte, bei leidender Gesundheit höchst schädliche, mündliche Vorträge in der Akademie, hatten die Kräfte seines Körpers gebrochen, und so erlag dieser Demant der Akademie, wie ihn Sömmering nannte, erst 39 Jahre alt, trotz aller Pflege am 7. Juni 1826 einer 8 Monate dauernden Krankheit; schmerzlich, auch seines edlen Charakters, sanften milden Wesens und seiner reinen Sittlichkeit wegen bedauert von der ganzen Bevölkerung, die zahlreich ihn zum Grabe begleitete. Er wurde auf Utzschneider's Anregung und mit Zustimmung des Magistrats, der die Grabstätte unentgeltlich überließ, neben Reichenbach begraben und ihm von Utzschneider, seinem Freunde, ein Grabstein mit dem Motto: „Approximavit sidera" gesetzt.

„Es ruhen", sagt Utzschneider in seiner Biographie, „die zwei größten Künstler des bayerischen Vaterlandes nebeneinander, so daß sie, im Leben gleich groß in Ausbreitung von Kunst und Wissenschaft, auch in dieser Ruhestätte sich noch einander die Hände reichen können. Ihr Geist für Kunst und Wissenschaft weiche niemals von uns!"

Ihm zur Ehre wurde eine Straße in München nach seinem Namen, einem Namen, unvergeßlich in Bayern's Annalen, genannt, durch König Ludwig seine Büste in die Ruhmeshalle aufgenommen.

Dr. Georg Simon Ohm,

Professor und Konservator der physikalischen Sammlungen an der Akademie der Wissenschaften zu München.

> „Der Zweck aller höhern Geistesbildung besteht zuletzt darin, die Verstandeskräfte der Menschen durch alle Zwischenstufen ihrer Entwicklung bis auf den Punkt zur Reife zu bringen, von wo aus sie, abgesondert von äußern Antrieben, fähig sind, durch Zerlegung und Verbindung erhaltene Begriffe, Vernunfterkenntnisse in und durch sich selbst nach Absicht und mit Bestimmtheit hervorzubringen.“
>
> Ohm's Vorrede zu den Grundlinien der Geometrie III.

Georg Simon Ohm wurde am 16. März 1787 zu Erlangen geboren. Sein Vater, ein vortrefflicher Schlossermeister daselbst, hatte sich viele Kenntnisse in der Mathematik erworben, sich eine nicht unbedeutende Bibliothek mathematischer Werke angekauft und hielt seine Söhne, die er zu seinem Handwerke erziehen wollte, auch zum Studium der Größenlehre an, indem er sie theils selbst unterrichtete, theils die Schulen des Gymnasiums besuchen ließ. Ein Zeugniß des berühmten Mathematikers Langsdorf, der die ungemeinen Fortschritte Ohm's würdigte, bestimmte den Vater, ihn, verzichtend auf gewerbliche Ausbildung, der Wissenschaft ganz zu weihen.

Simon Ohm bezog daher in seinem siebenzehnten Lebensjahre die Universität Erlangen, wo er mit Eifer und Anstrengung den mathematischen Wissenschaften oblag. Nach dreijährigen Studien begab er sich in die Schweiz, um dort in Gottstadt, dann zu Neufchatel als Lehrer der Mathematik zu wirken. Nach fünf Jahren (1811) errang er sich in Erlangen den Doktorgrad und betrat als Privatdocent den akademischen Lehrstuhl. Kurz war hier und an der Realschule zu Bamberg, die bald aufgelöst wurde, sein Aufenthalt, und er suchte daher sich einen größern Wirkungskreis als Lehrer an dem Jesuitengymnasium zu Köln (1817). Hier sicherte ihm seine anziehende und klare Darstellung der Größenlehre bei seinen Zuhörern bald gebührende Anerkennung, dabei bestrebte er sich aber auch, unterstützt von seinem physikalischen Apparate, in die Tiefen seiner Wissenschaft einzudringen, und so gelang es ihm nach dem Grundsatze unserer Akademie: „rerum cognoscere causas“ auf Grund der Verbindung der Physik und Mathematik, deren Meister er war, eine Entdeckung zu machen und mathematisch nachzuweisen, die seinen Namen in seiner Wissenschaft unauslöschbar macht.

Seine, während eines längern Urlaubs in Berlin vollendete, Arbeit, „die galvanische Kette mathematisch bearbeitet“ (1827): die auf drei Gesetzen beruht, wovon das eine die Art der Elektricitätsverbreitung innerhalb eines und desselben Körpers, das zweite die Art der Elektricitätszerstreuung in die umgebende Luft, und das dritte die Art des Hervortretens der Elektri-

cität an der Berührungsstelle zweier heterogener Körper ausspricht (die Fortpflanzung der Gravitationskraft ohne Zeit- und Größeverlust).

Das chemische Gesetz: die Menge der Elektricität, welche in einer bestimmten Zeit einen Querschnitt des Leiters durchfließt, nimmt zu mit der Stärke der Kraft, welcher die strömende Elektricität ihren Ursprung verdankt, wogegen die Menge der Elektricität sich mindert mit der Größe des Widerstandes, welchen der Leiter dem galvanischen Strome entgegensetzt, welche Regel durch die Formel: $S = \frac{E}{W}$ $\left(\text{Stromsäule} = \frac{\text{Elektrische Kraft}}{\text{Leitungswiderstand}}\right)$ ausgedrückt wird, von den deutschen Gelehrten damals unbeachtet, erlangte erst nach vielen Jahren, gleich dem von Fuchs erfundenen Wasserglase, durch das Ausland die verdiente Anerkennung, indem die k. Societät der Wissenschaften in London ihn zu ihrem Mitgliede ernannte und ihm die Copley'sche Preismedaille für die wichtigsten Entdeckungen in der Physik (1841) zuerkannte. Diese Entdeckung, unter dem Namen der „Ohm'schen Gesetze" in die Lehrbücher der Physik übergegangen, hat seinen Namen den ersten Physikern gleich gestellt.

„Nichts weniger als aufmunternde Erfahrungen" in Berlin bewogen ihn, seine bisherige Stelle niederzulegen und sich in's Privatleben zurückzuziehen, dem der Ruf der bayerischen Regierung zur Uebernahme einer Lehrstelle der Physik und des Rektorats an der polytechnischen Schule in Nürnberg erst nach sieben Jahren ihn entzog. Während er nun in dieser Stellung kräftiges Leben in die Anstalt brachte, und als Lehrer durch den Geist und die Gründlichkeit seines Vortrages seinen Schülern seine Wissenschaft lieb und anziehend machte, fuhr er fort in seinem Bemühen Licht, Wärme und Elektricität in ihrer Verbindung und gegenseitigen Abhängigkeit zu erforschen, deren einleitende Resultate er in den „Beiträgen zur Molecularphysik" (1849) niederlegte.

Im Jahre 1845 wurde er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt und — beim Abgange des Physikers v. Steinheil nach Wien — als Konservator der mathematisch-physikalischen Sammlungen der Akademie (1849) nach München berufen; doch unterbrachen auch die ihm jetzt zugekommenen Arbeiten, neuen Einrichtungen und Umordnung der Sammlungen seine wissenschaftliche Thätigkeit nicht, indem er in einer Abhandlung „alle in einaxigen Kristallplatten zwischen geradelinigpolarisirtem Lichte wahrnehmbaren Erscheinungen" zusammenhängend erklärte. Nach der Rückkehr von Steinheil's in sein voriges Amt überkam Ohm die durch Thadäus Siber's Tod erledigte Professur der Physik (1852). Um nun seinen Zuhörern ein tüchtiges Lehrgebäude vorführen zu können, unternahm er es, ein Lehrbuch der Physik auszuarbeiten, allein der Größe der Aufgabe, die in kurzer Zeit zu lösen war, daher unverhältnißmäßige Anstrengung bedingte, waren die physischen Kräfte seines Körpers bei vorgerücktem Alter nicht mehr entsprechend und er erlag seinen Anstrengungen

am 7. Juli 1854 in Folge eines Schlagflusses, nachdem er noch vor dem letzten Jahre seines Lebens für all' sein Mühen die Anerkennung seiner Ernennung zum Mitgliede des St. Michaels-Ordens und des neu gestifteten Maximiliansordens für Wissenschaften und Kunst erhalten hatte.

Die Grundzüge seines Charakters: große Einfachheit, neidlose Billigkeit und Gutmüthigkeit sind ebenso anerkennenswerth als seine tiefe Gründlichkeit und scharfe Kombinationsgabe als Gelehrter.

„Seine Verdienste gehören der Geschichte an, und sind viel zu innig mit der Wissenschaft verwebt, als daß sie je der Vergessenheit anheim fallen könnten", ruft ihm in seiner Denkrede sein Genosse Lamont nach.

Hermann Joh. Michael von Patz,

k. Advokat.

> „Recht so, wie als wäre ich in ganz anderen Zeiten geboren, vermisse ich unter meinen Zeitgenossen so Vieles, was mir so herrlich, so wunderschön dünkt, was der Schmuck verblühter Zeitalter war, und nimmer auf der weiten Erde gefunden wird."

Wenn es schon ein seliges erhebendes Gefühl erfüllter Christenpflicht sein mag, seine Habe zum Wohle seiner Mitmenschen dauernd verwenden zu können, wenn bei der Stiftung wohlthätiger Einrichtungen für unsre Mitbürger ein lohnendes Bewußtsein in der eignen Brust uns durchdringen mag, und so der Geber Genugthuung in sich trägt, so ist es dennoch Pflicht des Staates, der an solchen Wohlthaten Theilnehmenden, und der Staatsangehörigen, die Namen solcher um die materielle und geistige Wohlfahrt ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt hochverdienter Männer in dankbarer Anerkennung ehrend zu feiern.

Diesem Gefühle folgend nennen wir einen Namen, den segnend Wittwen und Waisen dankbar zu preisen vollen Anlaß haben. Hermann von Patz, der Sohn eines kurfürstl. bayerischen wirklichen Kriminalrathes Johann Michael von Patz, aus einer alten Münchener Familie stammend, und seiner Ehefrau Maria Katharina Schuh, wurde am 31. August 1787 zu München geboren.

Von seinem Vater zum juridischen Studium bestimmt, besuchte er von 1798—1803 das Gymnasium, dann das Lyceum zu München, dann behufs der angegebenen Studien die Universität Landshut, wo er am 9. November 1805 inscribirt wurde. Dort bildete er sich unter den Rechtslehrern Krüll, von Mosham, Michael Gönner, von Kellersberg, von Leveling mit großem Eifer und ausgezeichnetem Erfolge aus.

Nach vollendeten Studien (8. Februar 1808) trat er in die amtliche

Praxis am Landgerichte Landshut (3. Februar 1808—3. Februar 1809), dann als Accessist am Kriegsgerichte zu München, und wurde am 2. April 1811 in Anerkennung seiner Leistungen zum Advokaten, am 23. November desselben Jahres zum Vertreter der Stiftungen in Fällen, wo das Finanz-Aerar mit denselben und umgekehrt collidirte, am Stadtgerichte München ernannt. Diesen seinen Beruf erfüllte er mit einer Gewissenhaftigkeit, die ihn keinen Prozeß übernehmen ließ, von dem er nicht überzeugt war, daß das Recht wirklich auf Seite der Partei sei, der er Beistand zu leisten angegangen wurde. Er war Advokat im besten Sinne dieser Benennung. Als er im Jahre 1826 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Dienstes als Advokat feierte, übergab er 1000 fl. dem Wittwen- und Waisenfonde der Advokaten und gab schon hiedurch einen Beweis seiner uneigennützigen und wohlthätigen Gesinnung. Eine um diese Zeit gestellte Bitte um Verleihung des Titels als königlicher Rath gleich seinem Vater blieb unberücksichtigt! Seine ausgebreiteten Kenntnisse in jedem Fache, sein unermüdeter Eifer, sein Scharfblick, seine tiefe Wahrheitsliebe und die schnelle und leichte Auffassung des eigentlichen Gesichtspunktes bei schwierigen Verhandlungen, sein äußerst solider und humaner Charakter förderten seinen Ruf und seine Anerkennung.

Sein väterliches Erbe, das er durch unermüdete Arbeit und glückliche Spekulationen in Staatspapieren während der Kriegsjahre um Bedeutendes erhöht hatte, beabsichtigte er, da er unverheirathet und ohne direkte Erben war, dem allgemeinen Nutzen zu opfern, und wollte daher die ganze Summe desselben dem Trappistenorden in Frankreich zuwenden, unter der Bedingung, daß dieser die in Bayern noch vorhandenen Torfmoore austrockne, so das Klima der um dieselben wohnenden Bevölkerung verbessere und neue dem landwirthschaftlichen Anbau geeignete Strecken eröffne. Allein die schon begonnenen Verhandlungen mit diesem Orden zerschlugen sich wegen Mangels an Personen, die sich den harten und strengen Regeln dieser Kongregation unterwerfen wollten.

„Wohlan, so will ich der Vater der Wittwen und Waisen werden, wohlan", so sprach der sonst so schweigsame Mann in erregter Weise, „ich will, soweit ich es vermag, die Lücke ausgleichen, die in Betreff meiner Amtsbrüder besteht, indem der Staat sie als seine Diener betrachtet und behandelt, aber keine Mittel findet für die gebrechlichen Alten, für die in Armuth und Elend Hinterlassenen."

Nachdem er, schon von Jugend auf schwächlich und scrophulös, sehr leidend geworden war, resignirte er im Oktober 1841 und übergab sein ganzes Vermögen, an dem kein Heller übel erworbenes Gut war, von 294,884 fl. in seinem am 26. Febr. 1842 errichteten Testamente dem Advokaten-Wittwen- und Waisenfonde, gegründet 1788 von dem Hofkanzler Adam Karl Albr. von Bachiery, nicht ohne vorher gewissenhaft jeden Verwandten, oder wer aus anderen Gründen einen Anspruch machen konnte, liebreich bedacht zu haben.

Der einfache genügsame Mann, dem das eitle egoistische Treiben der Welt zuwider war und der in sich selbst Genugthuung fand, galt als ein Sonderling. Glücklich der Staat, der viele solche Sonderlinge unter seinen Bürgern zählen könnte! Seine noch vorhandenen Tagebuchsaufzeichnungen und Gedichte beurkunden ein tief religiöses, elegisch gestimmtes Gemüth, scharfsinnige Auffassung, philosophisch reich gebildeten Geist, genaue Kenntniß und strenge Beurtheilung seiner selbst neben schonender Würdigung seiner Umgebung; sie sind so voll treffender und erwogener Gedanken, daß nur bedauert werden kann, daß ein solcher Schatz nicht veröffentlicht und dadurch nutzbringend gemacht wurde.

Hermann von Patz starb am 16. April 1843 zu München und wurde unter den Arkaden des Kirchhofes daselbst begraben. Sein Denkmal enthält die Aufschrift: „die Mitglieder des Advokatenstandes des Königreiches Bayern dem Wohlthäter und väterlichen Freunde ihrer Wittwen und Waisen, dem k. Advokaten Hermann von Patz."

„Sein Name", sagt Professor Neumann in einem ihm gewidmeten Nachrufe, „wird gleich wie der Name aller Derjenigen, welche für das geistige, sittliche und leibliche Wohl ihrer Mitmenschen sorgen, in gesegnetem Andenken fortleben bei den Wittwen und Waisen der gegenwärtigen und künftigen Generationen."

Möge es so sein!

Dr. Franz Reisinger,

praktischer Arzt zu Augsburg.

„Der ganze Unterricht muß sich auf praktisches Handeln concentriren."

Franz Reisinger, der Sohn des fürstl. trierischen Leibarztes Dr. Felix Reisinger und dessen Ehefrau Maria Katharina, geborne Urspringer, war 1787 zu Koblenz geboren, kam aber schon 1794 als der Fürst Clemens Wenzeslaus von Trier sich nach Augsburg zurückzog, mit seinem Vater nach Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte. Nachdem er 1808 in Landshut, dann in Würzburg und Göttingen der Heilkunde sich gewidmet hatte, erwarb er sich auf letzter Universität 1814 den Doktorgrad der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe.

Durch eine testamentarische Bestimmung des Kurfürsten Clemens wurde seine Dienerschaft als Erbin seines ganzen Vermögens nach dem Verhältnisse des bisherigen Gehaltes eingesetzt, und so kam Reisinger durch seinen Vater in Besitz des Grundstockes seines nachher so bedeutenden Vermögens. Zu besserer Ausbildung besuchte er in den Jahren 1816 und 1817 Deutschland, Frankreich und England und ließ sich dann am Ende

des letztgenannten Jahres in Augsburg als praktischer Arzt nieder. Zwei Jahre darauf wurde er auf vereinigten Vorschlag des Senats und der medizinischen Fakultät zum außerordentlichen Professor der Chirurgie an der Universität Landshut (3. Mai 1819) ernannt, welches Amt er mit Liebe und Begeisterung antrat. Er richtete nun eine Poliklinik ein, gründete eine Bibliothek und eine Sammlung pathologisch-chirurgischer Präparate für seine Sparte, und ging unbeirrt seinen geraden Weg, wie er mit Recht glaubte, nützlich zu sein. Wie denn bei allen neuen Einrichtungen Mißgunst und Uebelwollen derjenigen, die dadurch beeinträchtigt oder nur im gewohnten Gang gestört werden, auftaucht, so auch hier, man entzog und beschränkte ihm die Hilfsmittel zum Unterricht und suchte ihm nach Möglichkeit das Leben zu verleiden. Hiedurch entstand nun eine langwierige Befehdung, die nach seiner Ernennung zum ordentlichen Professor (7. März 1822), da auch jetzt noch die Anfeindung nicht aufhörte, mit seiner Versetzung als Professor der Entbindungskunde nach Erlangen (13. März 1824) endete. Reisinger remonstrirte wiederholt gegen ein so höchst ungewöhnliches Verfahren, das ihm einen Lehrkreis zuwendete, den er weder gesucht noch dem er je seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, allein es blieb bei dieser Bestimmung, doch wurde ihm wegen seiner in Landshut bewiesenen Thätigkeit der Titel eines Hofrathes (24. April 1824) und auf erneute Vorstellung, daß er krank sei, endlich der Ruhestand auf ein Semester (9. Nov. 1824) ertheilt. Eine ihm (17. Nov. 1825) übertragene Professur der Chirurgie in Erlangen mußte er wegen Krankheit ablehnen, und so wurde er endlich 17. Nov. 1825 förmlich quiescirt. Seiner ärztlichen Thätigkeit gewährte aber der Magistrat Augsburg, der seinen wahren Werth zu schätzen wußte, ein ergiebiges Feld, indem er ihn 1825 zum Oberwundarzt, 1826 zum Direktor des allgemeinen Krankenhauses ernannte.

Neben seiner allseitigen Thätigkeit in seinem Berufe und der praktischen Ausübung der Heilkunst errichtete er nun eine ambulatorische Krankenanstalt für katholische Hausarme, eine Augenheilanstalt für Landleute, eine Poliklinik für Kinder, eine Säuglingsbewahranstalt, eine Bruchbandanstalt, eine Anstalt zur Verhütung des Brustkrebses, dann eine solche für Brodaustheilung an Hausarme u. s. w. So viele Beweise wohlthätigen Sinnes veranlaßten den König Max II. ihm den Verdienstorden vom hl. Michael (1850), die Stadt Augsburg ihm das Ehrenbürgerrecht zu ertheilen (1852). Den Folgen der Anstrengungen während der Choleraepidemie des Jahres 1854 erlag er durch ein Schleimfieber am 20. April 1855.

In seinem am 9. April 1855 errichteten Testamente hat er die Universität München zum einzigen Erben seines nach Abzug von meist den wohlthätigen Anstalten Augsburgs zugewendeten 75000 fl. noch auf 300,000 fl. geschätzten Vermögens eingesetzt mit der Bestimmung: daß eine praktische Bildungsanstalt für Aerzte organisirt und unterhalten werde, welche unter Mitwirkung von Professoren, vorzüglich aber von Repetitoren und Privatdozenten und unter Benützung des gegenseitigen Unterrichts die Anwendung der Anatomie, der Physik und

Chemie auf Medizin, Chirurgie, Oculistik, Otiatrik und Geburtshilfe zur Aufgabe hat mit besonderer Berücksichtigung von Uebungen; zugleich soll eine Sammlung der materia medica und chirurgica und von anatomischen Präparaten u. s. w. angelegt werden. Die Zinsen seines Vermögens sollten so lange admassirt werden, bis aus ihnen der Bau des nöthigen Gebäudes geschehen könne. Die Universität München nahm die Erbschaft an und trat in Besitz. Nachdem durch Ersparung der Zinsen der nöthige Fond erzielt war, wurde ein geeignetes Haus gekauft, niedergerissen, ein solider zweckentsprechender Neubau im Laufe eines Jahres errichtet, und die neue Anstalt am 28. Nov. 1863 durch eine Rede[1]) des Universitätsrektors Professors Dr. Pözl eröffnet und so der Universität neue und entsprechende Attribute zur Ausbildung der Mediziner geschaffen.

So edel rächte sich dieser reich begabte, auch als Schriftsteller und Lehrer vortreffliche Mann für viele ihm während seines Amtes als öffentlicher Lehrer angethane Unbilden.

Karl von Abel,

königl. Staatsminister, Akademiker.

Vir tenax propositi!
„Treu dem einmal gefaßten Entschluß!"

Jede politische Gesellschaft ist berechtigt, von dem ihr zugehörenden Individuum die Aufwendung von soviel Talent und Charakter zu ihrem Nutzen zu verlangen, als je ihm die Natur bei Ausstattung seiner Persönlichkeit verliehen hat. Wenn nun bei dem Vergleich der Größe der Talente und der Charakterstärke ein Weniger des Verbrauchs für den Staat durch das Individuum sich herausstellt, als gerechterweise gefordert werden konnte, so muß dieser Verlust zum Schaden des Individuums als eine Schuld, eine Verschuldung an dem Gemeinwesen bezeichnet und aufgerechnet werden.

Wenn ein mit entschiedenem, hohem Geiste, einer eisernen Festigkeit, mit einer glänzenden Beredsamkeit begabter Mann, dem immer Geistesgegenwart, Schnellbeweglichkeit und umfassende Geschäftskenntniß zur Seite steht, den vermöge seiner Stellung noch äußere Vorzüge unterstützen, dennoch trotz des lang erhaltenen Vertrauens seines Königs und oft überraschender Erfolge seiner Geschäftsthätigkeit beim Ende seiner Laufbahn von einem, man kann sagen, allgemeinen Widerwillen, obgleich alle seine hervorragenden Eigenschaften anerkannt werden, begleitet wird, so liegt die Schuld wohl nur in ihm, da die Nation von solch großer Begabung gleich großen Nutzen für sich zu erwarten berechtigt war, doch hierin sich getäuscht sah.

---

1) Welcher diese Skizze entnommen ist.

Ungerecht würde aber die Beurtheilung sein, wollte bei Zumessung von Verdiensten und Tadel nicht auch den äußeren zwingenden Verhältnissen Rücksicht zugemessen werden.

Ein Mann, dem ähnlich Bayern unter seinen Staatsdienern an angebornen Fähigkeiten noch wenige sah, tritt hier vor uns, dessen Lebensgang in Kurzem hier geschildert werden soll.

Karl von Abel ward am 7. Sept. 1788 geboren zu Wetzlar, wo sein Vater Jakob Abel Justizrath und Professor an der Rechtsschule war, von dem er sich einer sorgsamen Erziehung erfreuen durfte. Er bezog im Jahre 1806 die Universität Gießen, trat 3 Jahre darauf bei dem königl. Landgerichte Dillingen als Praktikant ein, und wurde bald darauf bei dem Generalkommissariat des Oberdonaukreises verwendet. Im Jahre 1814 folgte er dem Aufrufe als Freiwilliger und machte den Zug nach Frankreich als Lieutenant mit, nach dessen Beendigung er beim Appellationsgerichte des Isarkreises als Accessist eintrat.

Seine erste Anstellung erhielt er am 6. Februar 1816 als Stadtgerichtsassessor in Straubing, nachdem er am 30. Januar desselben Jahres das Indigenat erhalten hatte. Es scheint, daß die reine Justiz den Neigungen des jungen Staatsdieners nicht entsprach und er gerne der Administration sich zuwendete, da er schon — wahrscheinlich auf Ansuchen — am 10. Juni 1817 zum Assessor der Regierung des Isarkreises ernannt wurde, welcher Ernennung am 11. Dezember 1818 seine Beförderung zum Stadtkommissär in Bamberg und in Jahresfrist am 27. Juli 1819 seine Berufung als Regierungsrath nach München folgte, auf welcher Stelle er acht Jahre verblieb, bis er am 6. Januar 1827 sein Dekret als Ministerialrath erhielt.

In dieser Stellung begann nun für Abel ein erweiterter Geschäftskreis und bald führte ihn im Jahre 1831 bei dem verhängnißvollen Streite der Kammer der Abgeordneten gegen das Censuredikt des Ministers Eduard von Schenk sein Beruf auf die Arena. Hier zeigte sich schon die vorzügliche Begabung des zur Zeit freisinnigen Mannes, der selbst die Censur „eine morsche Krücke einer schwachen, eine lähmende Fessel einer starken, in sich einigen Regierung" nannte. Mochte nun diese spezielle Aeußerung, oder seine dem damals beliebten Systeme nicht angenehme Freisinnigkeit ihm nachtheilig sein, kurz, er mußte das Ministerium des Innern verlassen und wurde als geheimer Legationsrath dem auswärtigen Ministerium beigegeben.

Als Prinz Otto von Bayern zum König von Griechenland bestimmt worden war, sollte in Folge des Staatsvertrages vom 7. Mai 1832 art. 9. 10. 13. während seiner Minderjährigkeit ein Regentschaftsrath die Rechte der Souveränität ausüben, als deren Theilnehmer an ihren Geschäften, sowie als Substitut im Falle eintretender Verhinderung eines der Mitglieder, Karl von Abel beigegeben wurde (8. Okt. 1832), der mit der Regentschaft am 6. Februar 1833 den griechischen Boden betrat.

Hier war ihm mit der Regentschaft eine große Aufgabe beschieden, aus

einem chaotisch zerklüfteten, von Parteien aller Art, fremden und einheimischen, zerrütteten und in Agitation gehaltenen Staatswesen ein geordnetes Ganze zu machen. Es wurde ihm die innere Verwaltung und die auswärtigen Angelegenheiten und einiges vom Seewesen übertragen, und er unterzog sich den anstrengenden Arbeiten mit Eifer und Erfolg bis er in Folge der zwischen dem Grafen von Armansperg und den übrigen Mitgliedern der Regentschaft entstandenen Uneinigkeit ganz unerwartet zugleich mit dem Regentschaftsmitgliede von Maurer am 31. Juli 1834 von dort abberufen wurde. Was von Maurer und von Abel dort geleistet, hat sich erhalten und rasch gekräftigt und Griechenland dankte dem Ersteren seine Gesetzgebung, dem Letzteren seine innere Organisation [1]). Im Jahre 1837, am 7. Juni, wurde von Abel zum Staatsministerium des Innern mit seinem Titel und Rang als geheimer Legationsrath versetzt, am 1. Nov. 1837 zum Staatsrath im ordentlichen Dienste ernannt und ihm am 31. März 1838 die Führung des Ministeriums des Innern übertragen.

Im Leben von Abel's unterscheiden sich zwei Perioden, die eine der Freisinnigkeit bis zur Rückkunft von Griechenland, die andere der Hinneigung zur Hierarchie von da bis zu seinem Tode.

Ob von Abel seine Gesinnungen, die freisinnig waren, änderte, um zu erweiterter Kraftäußerung zu kommen, oder ob Ueberzeugung ihn dahin vermochte, daß nur in der hierarchischen Macht die Stütze der politischen liege, wer vermag es zu erklären? in diesem Zeitpunkte aber liegt der Wendepunkt in seinen Ansichten. Unter König Ludwig, der mit dem ihm eignen Scharfblick die außerordentliche Begabung und Brauchbarkeit Abel's erkannt und ihn an seine Seite gestellt hatte, bemühte sich von Abel, die Seele des Ministeriums, der thatsächliche Leiter der Geschicke Bayerns, das seit dem Jahre 1830 beliebte System des Scheinkonstitutionalismus, die Ausdehnung des Polizeistaates, die Unterdrückung der Presse, die Bevormundung der Gemeinden, namentlich aber die Unterstützung hierarchischer Bestrebungen zu fördern.

Die Verordnung vom 11. Aug. 1838, die Kniebeugung auch der protestantischen Soldaten vor dem Hochwürdigsten betreffend, brachte eine allgemeine Entrüstung unter allen Ständen und eine tiefe Erregung und Besorgniß der Protestanten hervor, deren Folge höchst gereizte Kammerverhandlungen

---

1) Selbst nach der Entfernung des Königs Otto äußerte Deligiorgis, ehemaliger Präsident der Nationalversammlung in dieser (Okt. 1864): weise Männer habe König Otto's Vater mit ihm nach Griechenland gesendet, die ihre Gesetzgebung verfaßten, welche damals die vollkommenste der Epoche gewesen sei, und alle die das Studium derselben fortsetzten, müßten eingestehen, daß von jener Zeit an keine großen und wichtigen Entdeckungen in diesem Gebiete gemacht wurden, daß ihre Gesetzgebung als nicht veraltet betrachtet werden könne, sie seien gewohnt an die Vollkommenheit der Gesetze, welche die Deutschen ihnen gegeben und sie können mit jenen der nördlichen Völker in die Schranken treten.

waren, deren Beschluß gegen das Ministerium Abel ausfiel. Ein neuer Studienplan mit den eigenthümlichsten Beschränkungen, eine harte Censur der freien, dagegen ausgedehnter Schutz der gouvernementalen hierarchischen Presse, Entziehung des Postdebits für unliebe Blätter, Zurückweisung einiger der tüchtigsten Abgeordneten aus der Kammer, Ausdehnung der königl. Prärogative, dagegen Einengung der landständischen Rechte, vorzüglich versuchte Schmälerung des ständischen Willigungsrechtes bei den Erübrigungen von Staatseinkünften und sonstige staatsrechtliche Neuerungsversuche, alle diese Maßregeln, anfangs schleichend, dann mit immer größerem Nachdruck und mit Ausdehnung betrieben, erregten im Lande eine gährende Unzufriedenheit, und obgleich die Kammern bisher immer leidenschaftslos, immer gefügig gewesen waren, nun auch in diesen heftige Angriffe und steigende Mißstimmung.

Wohl fühlte von Abel schon in den Kammersitzungen vom Jahre 1840, daß der Boden nicht mehr sicher sei, noch fühlbarer wurde diese ungünstige Lage im Jahre 1845.

Der Einfluß, den an höchster Stelle eine der hierarchischen Macht feindliche Persönlichkeit errungen hatte, deren Drohungen gegen das kirchliche Vorschreiten, bewogen endlich v. Abel und das damalige Ministerium zu einer Ansprache an den König, die in erregter Stimmung geschrieben, den Entschluß in ihm bewirken sollte, jene Persönlichkeit zu entlassen und den früheren Einfluß wieder herzustellen.

Die schnelle Verbreitung dieses Memorandums, welches, nur an den König gerichtet, in leidenschaftlicher Sprache Drohungen mitunterlaufen ließ, bewogen den hiedurch gereizten und beleidigten König Ludwig, das Ministerium Abel zu entlassen, und von Abel unterm 16. Februar 1847 zwar unter voller Anerkennung der von ihm während seiner langjährigen, treuen und anhänglichen Dienstesleistung erworbenen Verdienste zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste zu ernennen.

So war nach neunjährigen Mühen der Träger mit dem Systeme zur Zeit gestürzt.

In der langen Zeit seines Wirkens hatte sich die frühere Ruhe in Erregung, das cordiale Band zwischen Fürst und Volk — in Erbitterung, der brüderliche Verein dissentirender Kirchen — in Religionsverfolgung, der offene Gedanke in Wort und Schrift — in Schein und Unterdrückung, Vertrauen — in Mißtrauen, Loyalität — in laute Aufregung, Achtung — in Spott und Mißachtung im Auslande umgewandelt.

Eine neue Aera schien unter dem neuen Ministerium zu beginnen. Doch die einmal gehobenen Wogen tiefer Erbitterung konnten nicht so schnell sich wieder senken, die im Jahre 1847 gegen jene öfter berührte Persönlichkeit entstandenen Volksbewegungen traten im Jahre 1848 weit über den Damm, den die ursprünglichen Leiter ihnen vorgesetzt und bestimmt hatten, ja sie nahmen den ihnen entgegengesetzten Weg.

Nach seiner Enthebung als Minister begab sich von Abel nach dem

ihm vom König Ludwig als Lehen verliehenen Gute Stamsried in der Oberpfalz, bald darauf — am 17. Mai — wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am Hofe von Sardinien zu Turin ernannt, welche Funktion er aber nur kurze Zeit bekleidete.

Zwar machte von Abel 1849 noch einmal den Versuch, als Abgeordneter eine Wirkung auf die Kammer hervorzubringen, aber mit der Gewalt war auch der Nimbus und, man möchte sagen, die innere Kraft, das Bewußtsein des Durchdringens, gebrochen, er blieb ungehört, unberücksichtigt. Ende März 1850 trat v. Abel in den Ruhestand, somit fast gänzlich aus dem Treiben des öffentlichen Lebens, zurückgezogen auf seine Familie, bis ihn, der schon längere Zeit in Folge eines Schlaganfalles gänzlich hinfällig geworden war, am 2. Sept. 1859 der Tod abrief.

Von Abel, ein Mann von imposanter Gestalt, geistreichen Gesichtszügen, einer sonoren, weithin tönenden Stimme, der Sprache mächtig, wie Wenige, Meister seiner selbst in jedem Momente, voll Willenskraft und Frische, von außerordentlichen geistigen Kräften, ein Charakter fest und abstoßend, doch verlässig, — war er geeignet, ein leuchtendes Gestirn am bayerischen Staatshimmel zu sein.

Seine Reden in der Kammer der Abgeordneten als Vertreter der Staatsregierung waren Muster von geschickter Anlage, geordnetem Ideengang, glänzender Beredsamkeit, schlagfertiger Entgegnung und wohlgezielter Berechnung, gestützt auf genaue Menschenkenntniß und die danach zu bemessende Einwirkung auf Gemüth, Eitelkeit, Furcht und Gewinn und da, wo sie die innere Verwaltung zum Gegenstande hatten, von einer beispiellosen Detailkenntniß des inneren Organismus und der damit zusammenfallenden Verordnungskunde des Staates.

In seiner Uneigennützigkeit und der eisigen Strenge seines Charakters ist er den Besten der alten Griechen zu vergleichen.

Was hätte ein Mann von solchen Eigenschaften für Bayern werden können, wenn er nicht für jetzt nicht mehr haltbare Principien, sondern im schönen Berufe eines constitutionellen Ministers bei Wahrung der Rechte der Krone, für seines Volkes Bildung, für sein Glück und seine Ehre gearbeitet hätte, denn mit des Volkes Ehre und Ruhm ist der der Krone ja innig verbunden. Der Dank seiner Stammesgenossen, der Segen der Nation würde ihm gefolgt sein, und wie nun? So aber war sein Wirken für das hierarchische und monarchische System verdienstvoll, für das konstitutionelle verderblich.

Doch je näher wir in der Zeit ihm stehen, desto mehr ist es unsere Pflicht, mit der nur möglichsten Unparteilichkeit zu berichten, damit unser Urtheil nicht zu stark gefärbt erscheine.

Wir wünschen für unser Volk und für Abel's Ruhm, daß ihm die Nachwelt, die auf entfernterem, ob vielleicht dann richtigerem, Standpunkte stehend, was seine staatsmännischen Handlungen betrifft, mildere Beurtheilung zuerkenne.

Von Abel war königlicher Staatsrath im ordentlichen Dienste, Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone und des Verdienstordens vom heiligen Michael, Ritter des kaiserlichen russichen St. Annen-Ordens erster Klasse und des königlichen kaiserlichen österreichischen Ordens der eisernen Krone erster Klasse, Großkreuz des königlichen griechischen Erlöserordens und des k. sächsischen Civilverdienst-Ordens, des herzogl. sächsischen Ernestinischen Hausordens und k. belgischen Leopold-Ordens, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Franz Xaver Gabelsberger,

Erfinder der deutschen Stenographie.

„Idee und Wort im Flug der Zeit
An's Räumliche zu binden,
Sucht' ich mit ernster Thätigkeit
Ein Mittel zu ergründen."

In einem Volke, das sich eines ausgebildeten Staatslebens und vorangeschrittener geistiger Kultur erfreut, muß die Möglichkeit, die in Worten ausgedrückten Gedanken eines Andern in dem geringsten Zeitraume mittelst einer Zeichenschrift so niederzuschreiben, daß sie der solcher Schrift Kundige wieder lesen kann, bald Eingang und einen fruchtbaren Boden finden. Von den Griechen ist es bekannt, daß sie sich solcher abgekürzter Schriften bedienten. Cicero's freigelassener Tiro erfand während seines Aufenthaltes in Griechenland ein eigenes für die lateinische Sprache geeignetes Schriftkürzungssystem (die tironischen Noten). Diese Tachygraphie oder Stenographie (Schnellschreibkunst) wurde unter den Römern und auch später von den christlichen Schriftstellern geübt und verbessert; sie verscholl aber um das Jahr 1000. Im sechszehnten Jahrhunderte bei dem raschen Wiederaufblühen der Wissenschaften befaßte sich Abt Tritheim und mehrere Gelehrte mit der Sammlung von tironischen Noten, ohne dieselben systematisch erklären zu können.

Mabillon, Carpentier, Mosengeil, Gatterer und Andere schritten auf diesem Wege fort, bis endlich Ulrich Kopp, kurhessischer Kabinetsrath 1817 durch seine palaeographia critica die römische und griechische Tachygraphie mit Scharfsinn erklärte. Auch in anderen Ländern war während dieser Zeit durch die Engländer Ratcliff, Bright, Bales, Willis, Mason, Taylor, Mavor, durch die Franzosen Cossard, Thevenot, Bertin, Breton, durch die Italiener Molina, Amanti, Delpino ꝛc. Vieles und Ausgezeichnetes hierin geleistet, ohne ein wissenschaftliches System begründen und dauernd feststellen zu können.

Dieses gelang endlich nach gründlichem Studium der deutschen Sprache

und ihrer Beugung dem bayerischen Ministerialsekretär Fr. X. Gabelsberger, den wir daher mit Recht als den Erfinder und Begründer der deutschen Stenographie bezeichnen können.

Franz Xaver Gabelsberger, geboren am 9. Februar 1789 zu München, der Sohn des 1792 verstorbenen Hofblasinstrumentenmachers F. Gabelsberger, wurde von seiner Mutter zu ihrem Vater, einem Sattlermeister zu Haag, zur Erlernung dieses Handwerkes geschickt; da er aber keine Lust zu diesem Geschäfte in sich trug, brachte ihn der Chorregent Pleinhardt daselbst als Singknaben nach Attl und Ottobeuern, von wo er nach München kam, um dort am Schullehrerseminar und Gymnasium seine Studien fortzusetzen, denen er aber, da seine Mittel nicht ausreichten, nur bis zur vorletzten Klasse obliegen konnte. Er mußte sich deßhalb, um seine Existenz zu sichern, 1809 als Schreiber bei der Stiftungs-Administration, dann 1810 als Kanzlist bei der k. Kreisregierung in München verwenden lassen. Von Sennefelder, mit dem er zufällig bekannt geworden war, lernte er das Lithographiren und wurde endlich 1823 als Kanzlist in das Ministerium aufgenommen, wo er sich durch seine große Bescheidenheit, seinen Fleiß und seinen liebenswürdigen Charakter bald allgemeine Achtung erwarb.

In Folge der Organisation im Jahre 1825 als Ministerialsekretär pensionirt, beschäftigte er sich dann im statistischen Bureau und lieferte als Kalligraph für die Schulen Vorschriften, dann eine mechanische Rechentafel, während er alle ihm freie Zeit zu seiner Ausbildung und dem Studium der deutschen Sprache anwendete.

Als er im Jahre 1817, wie er selbst sagt, „aus freier Idee" mit Ermittlung einer Schnellschrift sich zu befassen anfing, war seine Absicht „etwa einem höheren Staatsbeamten zur Erleichterung seiner Geschäfte so dienstlich zu werden, daß er einzelne Elaborate desselben gleich vom Munde weg aufnehmen, oder nur das Wesentliche notiren, das übrige aber selbst ausarbeiten könnte;" er erfand sich daher ein System, gegründet auf die Stamm-, Vor- und Nachsylben, wobei die Consonanten in wechselnden Strichformen, die Vokale nur angedeutet die schnelle Aufzeichnung gestatten sollten und übte sich in seiner Schreibweise durch Nachschreiben von Predigten und gehaltenen Vorträgen.

Zuerst führte Gabelsberger praktisch sein damals freilich noch mangelhaftes System bei den Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten im Jahre 1819 aus, setzte dann eifrig seine Studien fort und bildete theoretisch wie in der Ausführung sein Verfahren so aus, daß er schon im Jahre 1829 gehaltene Vorträge wörtlich nachschreiben konnte. Nachdem in demselben Jahre die k. Akademie der Wissenschaften sein System geprüft und gefunden hatte, daß dasselbe neu, einfach, sicher, naturgemäßer und für die deutsche Sprache vortheilhafter als alle bisher angewendeten Methoden sei, — wurde auf Antrag der Ständeversammlung Gabelsberger als Belohnung für seinen unermüdeten Fleiß und die bisher erzielten Erfolge als

erster ständischer Stenograph mit 500 fl. jährlicher, widerruflicher Besoldung angenommen. Er begann nun den Unterricht junger Männer, die sich in warmer Liebe dem eifrigen von seiner Kunst hocherregten Manne anschlossen und bald den Lohn ihrer Bemühungen bei der Verwendung in den Kammerverhandlungen fanden. Mit ängstlichem Fleiße arbeitete Gabelsberger an der Verbesserung seiner Schnellschrift und vollendete sein System rühmlich 1834, wo er seine Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie herausgab, welches Werk mit hohem Beifall aufgenommen wurde. Seine Stenographie in Schrift- und Sprachkürzung fußt auf flüchtigen, abgerundeten, der Hand entsprechenden Federzügen, welche mehrere Buchstaben in einem Zuge wiedergeben und die Vokale mit den Consonanten ausdrücken.

Unermüdet in der Kräftigung seiner Kunst, nicht gebeugt durch die Anfangs geringe Würdigung, immer an der Schrift verbessernd, ein immer bereiter und liebevoller Lehrer, höchst bescheiden im Umgange, einfach, wahr und treu, hat Gabelsberger an seinen Schülern anhängliche und dankbare Verehrer hinterlassen und der nach seinem am 4. Januar 1849 in Folge eines Schlagflusses plötzlich erfolgten Tode durch seinen ersten Schüler Scheiber gegründete Gabelsberger-Stenographen-Central-Verein erfreut sich einer weiten Ausdehnung an Mitgliedern und Zweigvereinen nicht nur in Bayern und den deutschen Ländern, sondern auch an Schülern in Griechenland, Italien und andern Ländern.

Die von Sachsen zuerst als stenographisches Staatsinstitut, nun als Lehrgegenstand an unseren Gymnasien eingeführte Stenographie zählt viele und tüchtige Schüler und sieht einer glänzenden Zukunft entgegen.

Konnte auch Gabelsberger, der „von Jugend auf gewohnt, jedes „Ziel seines Lebens und Alles, was Anderen oft Glück und Gunst schon „voraus in die Hände spielt, erst nach lang bestandener Feuer- und Wasser„probe zu erringen, der stolz darauf war, es zu sagen, daß er nicht einen „einzigen Gönner auf der Welt besitze, der ihn nicht erst durch erhaltene „Beweise redlicher Bestrebung kennen gelernt hatte" die volle Kräftigung und die Früchte des von ihm gepflanzten und mit Hingebung aller seiner Kräfte gepflegten Baumes nicht mehr erleben, so bleibt sein Name doch unter seinen Schülern in ehrendem und liebevollem Andenken.

Bayern aber darf auf seinen Sohn mit freudigem Stolze blicken, der dieser hoffnungsreichen Kunst die Bahn gebrochen.

Eine Straße in München wird nach seinem Namen zu seiner Ehre benannt.

Jakob Daniel Burgschmiet,

Bildhauer zu Nürnberg.

„Die Beharrlichkeit nur führt hin zur frohen Vollendung."

Was angebornes Talent, was unermüdlicher Fleiß, was zähe Ausdauer gegen die Ungunst des Schicksals vermag, das hat ein Mann erwiesen, dessen Name eine Zierde seines Geburtsorts ist.

Jakob Daniel Burgschmiet, der Sohn der unbemittelten Steinhauerseheleute Chr. Burgschmiet und Margaretha, geb. Schmidt, war geboren zu Nürnberg am 11. Okt. 1796. Die Kunstfertigkeit seiner Mutter in Stickarbeiten, Malen und Zeichnen, selbst im Holzschneiden hatte sich auf ihn vererbt, und obgleich er nur die geringste Schulbildung erhielt, zeigte sich sein Talent zum Zeichnen schon in seinem sechsten Jahre, und indem er sich im Zeichnen, Malen und Holzschnitzen übte, erwarb er sich schon in dieser Zeit durch Ausmalen von Bildern manch kleines Scherflein. Als aber in seinem neunten Jahre seine Mutter starb und sein Vater gleichzeitig in eine schwere Krankheit verfiel, trat die Noth an ihn heran; statt Unterstützung von seinen Eltern erhalten zu können, mußte er für die Ernährung seines kranken Vaters und für sich sorgen, was ihm nur kümmerlich gelang, indem er Brettchen zu Brillenfutteralen machte, die ihm freilich, obgleich sie fein und gut gemacht waren, wenig genug eintrugen.

In dieser peinlichen Lage trat er in sein eilftes Jahr, in dem er auch noch durch den Tod seines Vaters gänzlich verwaiste. Da nahm sich der Spielwaaren-Drechslermeister Maichel 1807 seiner an, der ihn wohl zu seinem eigenen Nutzen in seinem Geschäfte verwendete. Hier war nun Burgschmiet ganz an seinem Platze, bald hatte er mit ausdauerndem Eifer die Kunstfertigkeit seines Meisters überholt, er übte sich in freien Stunden fortwährend im Zeichnen und begann nun in Wachs und Thon zu modelliren. Nach zurückgelegter Lehrzeit fertigte er mit seinem Meister gemeinschaftlich für den Kaufmann Bestelmeyer mit seltener Sorgfalt gearbeitete kunstreiche mechanische Kindertheater, deren Erlös, der bei manchen 100 fl. betrug, ihm nach und nach die Möglichkeit gab, 1819 als „mechanischer Spielzeugfabrikant" sich ansässig zu machen und durch seine Heirath mit Margaretha, geb. Lutz, sich einen eigenen Heerd zu gründen.

Wie er immer und zu allen Zeiten thätig war, beweist, daß er selbst an seinem Hochzeitstage für Bestelmeyer einen, einen Schuh hohen schwarzwälder Uhrhändler zu machen übernahm, den er auch am selben Tage richtig ablieferte.

Burgschmiet's aufstrebender Kunstsinn und seine immer heitere Laune, sein treffender Witz und seine Ehrlichkeit, Geradheit und Anspruchslosigkeit hatten ihm, der fortwährend an seiner technischen Ausbildung arbeitete, die Freundschaft mehrerer Künstler errungen, deren Umgang ihm

zu seiner weiteren Befähigung sehr förderlich war. Als im Jahre 1819 der Mechanikus Tendler aus Steyermark in Nürnberg erschien, um dort ein von ihm gefertigtes Automatentheater zu zeigen, welches durch die künstliche freie Bewegung seiner Figuren allgemeines Aufsehen erregte, verband sich Burgschmiet mit dem Lithographen Paul Buchner, diese Automaten nachzuahmen. Sie studirten mit aufmerksamen Eifer der Bewegungen dieser Figuren und es gelang ihnen nach und nach die sehr verwickelten inneren Construktion auf die Spur zu kommen, und bald waren sie im Stande, indem Buchner den mechanischen Theil, Burgschmiet die Figuren und die Bühne übernahm, ein gleiches Automatentheater zu fertigen, dessen Produktion in Nürnberg und Umgebung, dann im Jahre 1820 und 1821 in Berlin, Dresden, Leipzig und München ihnen großen Beifall erwarb. Bei der Restaurirung des Nürnberger Waisenhauses betraute ihn der Vorstand desselben, der Magistratsrath Dr. Campe mit den für dasselbe zu fertigenden Bildhauerarbeiten, namentlich der Ausführung von kleinen Statuetten von Waisenknaben und eines Barfüßermönches nach der Zeichnung Heideloff's, welche er alle zur vollen Anerkennung lieferte. Indem er aber seine Kunst ausübte, versäumte er nicht unter dem Direktor Albert Reindel auf der Kunstakademie zu Nürnberg nach Gemälden und nach der Natur zu zeichnen, und die Perspektive und Anatomie mit seinem gewohnten Fleiße zu betreiben. Nach Auftrag dieses Künstlers wurde ihm, Rothermund und Bandel auch die theilweise völlig neue Herstellung, theilweise Restaurirung der Steinfiguren und Verzierungen am „schönen Brunnen" in Nürnberg, die in dem Jahre 1822—24 vorgenommen wurden, übertragen, und von denselben in einer den älteren entsprechenden Vollendung geliefert. Dieser Arbeit folgte die Wiederherstellung eines Basreliefs in der Seilergasse und das Standbild König Adolph's am Nassauer-Hause. Seine erste größere Arbeit, die er, gestützt auf seinen nun gegründeten Ruf, übernahm, war die von ihm gefertigte Statue Philipp Melanchthon's, die nach einer Zeichnung Heideloff's aus einem an Ort und Stelle (vor dem Gymnasium) verbrachten Steinblock, treu und künstlerisch ausgezeichnet gearbeitet, am 23. Mai 1826 enthüllt wurde.

Während er nun in diesem Jahre als Lehrer der Plastik an der polytechnischen Schule eintrat, übte er sich im Erzgusse, und noch im selben Jahre vollendete er im Auftrage der polytechnischen Schule eine erzene Büste des Königs Max I, die nach München in die dortige Residenz bestimmt war; im nächsten Jahre modellirte er nach Heideloff's Zeichnung eine Reliefstatue des letzten Fürstbischofs von Bamberg, Georg Karl von Fechenbach, die nun, gegossen von Rupprecht, ciselirt von Burgschmiet, im Dome zu Bamberg aufgestellt ist.

Nachdem im Jahre 1827 der Magistrat der Stadt Nürnberg beschlossen hatte, dem berühmtesten Sohne seiner Vaterstadt, dem großen Albrecht Dürer ein Denkmal zu setzen, dessen Modell von Rauch in Berlin zu entwerfen sei, lenkte der Bürgermeister Johannes Scharrer die Aufmerk-

samkeit auf Nürnbergs Sohn, Burgschmiet, der gerade damals im Begriffe war, sich zu seiner bessern Bildung, in der Kunst zu gießen, nach Paris zu reisen. Er erhielt noch vor seiner Abreise den Auftrag, den Guß der Dürerstatue zu übernehmen, und begab sich nun hoch erfreut und voll edlen Eifers nach Paris, um sich dort sechs Monate lang bei dem berühmten Crossatière mehr technisch auszubilden, indem er hier praktisch und in den Museen und Gallerien theoretisch seine Kenntnisse erweiterte. Im Jahre 1828 kehrte er nach Nürnberg zurück. Rauch's Modell kam im Februar 1837 in Nürnberg an und im Herbste dieses Jahres begann Burgschmiet mit edlem Selbstvertrauen seine Arbeit; er vollendete die Form des obern Theiles, da die Statue in zwei Hälften gegossen werden sollte, gußfähig im März 1839, der Guß gelang vollkommen, im Januar 1840 folgte der untere Theil mit gleichem Erfolge, so daß eine Ciselirung als unnöthig erschien; die Statue wurde im Beisein Rauch's, der ihn mit Thränen im Auge umarmte, am 21. Mai 1840 enthüllt, und somit war er in die erste Reihe der ausübenden Künstler seiner Zeit getreten.

Sein Name war nun berühmt geworden und da ihm nun von allen Seiten ehrende Aufträge zu Theil wurden, erbaute er sich eine neue zweckmäßigere Werkhütte in einem Garten bei St. Johannis, aus der die Werke hervorgingen, die seinen Namen in ferne Jahre hintragen werden. Von diesen sind besonders zu nennen: nach einer Zeichnung Heideloff's sechs Engel für die St. Lorenzkirche (1840), das Grabdenkmal Joh. Scharrer's auf dem St. Johanniskirchhofe und das des Generals Theobald auf dem Militärkirchhofe (1843), nach Ernst Julius Hähnel's Modell Beethoven's Denkmal zu Bonn (1844) bei dessen Enthüllung er mit Ehren überhäuft wurde, nach gleichem Modell das Standbild Kaiser Karl's IV. für Prag 1849, (das Modell war im Mai 1846 nach Nürnberg gekommen und zu gleicher Zeit erhielt Burgschmiet die Nachricht, daß ihm die Ausarbeitung abgenommen werden solle, er schreibt: „Zu meinem Erstaunen vernahm ich den entsetzlichen Inhalt ihres Briefes, denken Sie Sich, mit welcher Liebe und mit welch festem Entschluß ich an's Werk gegangen bin, was Tüchtiges zu leisten ꝛc., nun ist alles zerstört; ich bin zerstreut, meine Ruhe ist gewiß auf lange Zeit genommen," der Guß wurde ihm bald darauf doch übergeben, das Piedestal wurde in Lauchhammer gegossen), nach Reich's Modell das Standbild des badischen Ministers Winter für Karlsruhe (1851), nach Müller Luther's Denkmal für Möhra (1853), ein für den Erzherzog Johann von Oesterreich von Ernst Konrad, ein zweiter von ihm selbst modellirter Pokal (1854).

Seine letzte große Arbeit war das mit seinem Schwiegersohne Christoph Lenz und dessen Stiefbruder Georg Heroldt 1856 begonnene nach der Idee des Direktors Christian Ruben in Wien von Joseph und Emmanuel Max modellirte, Radetzky-Denkmal, von dessen völliger Vollendung ihn ein Schlaganfall, der ihm am 7. März 1856 [8] den Tod brachte,

abhielt. „Ach! wenn nur mein Radetzky fertig wäre, dann wollte ich ja gerne sterben", war sein Ausruf, als er den drohenden Tod vor sich sah.

Außer seiner Wittwe und der an den Erzgießer Lenz verheiratheten Tochter hinterließ er zwei Söhne, Johann Sigmund, der seines Vaters Fußstapfen folgte, und Joh. Ulrich, der den Kaufmannsstand ergriff.

Ohne die Leitung eines Meisters, durch eigene Thätigkeit hat Burgschmiet seinen Weg zum Ruhm gemacht, und seine große Bescheidenheit kennzeichnet die hohe Rührung, mit der er die ihm von seinem Könige Max II. bei dessen Anwesenheit in Nürnberg übergebene Auszeichnung empfieng. Sein hoher Stand als Künstler, sein höchst achtbarer Charakter als Mensch dringen uns Bewunderung ab.

August Graf von Platen-Hallermünde,

Dichter.

> Mit dem Blatt, das meine Hand beschrieben
> Nimm die Sehnsucht und den Drang zu lieben,
> Nimm die Thräne, die mein Aug vergoß;
> Schmerzlich hat sich mein Geschick entschieden,
> Gieb mir nichts sonst, gieb mir nur den Frieden,
> Dessen Tempel mir die Liebe schloß.

Genügt tiefes Gefühl, durchdringende klare Anschauung des Lebens, schwungvolle Begeisterung, musterhaft rhythmische Behandlung der Sprache und edler Ausdruck des freien und männlichen Gedankens zum Eintritt in die Reihe unserer besten Dichter, so ist Platen vollberechtigt, unter ihnen seinen Platz einzunehmen, und gerne empfängt Bayern die, wenn auch späte, doch wohlverdiente Anerkennung seines Sohnes.

August Graf von Platen-Hallermünde war als der zweite Sohn des früher preußischen Oberforstmeisters August Philipp Graf von Platen und der Freifrau Louise Christiana von Eichler von Auriz zu Ansbach am 24. Oktober 1796 geboren und konnte sich einer liebevollen und anregenden Erziehung durch seine treffliche Mutter, der er bis zu seinem Tode seine innigste Liebe erhielt, erfreuen. Von seinem Vater zum Militärdienste bestimmt, trat er mit eilf Jahren im Jahre 1807 in das Kadettenkorps zu München. Hier entwickelten sich schon die Anfänge seiner Anlagen zur Dichtkunst in den Gedichten „das Grab an der Donau", „an die Königin Christine von Schweden" und andern. Von hier nach vier Jahren in die k. Pagerie aufgenommen, widmete er seine ganze Zeit den Wissenschaften, bis ihn die allgemeine Begeisterung des wieder auflebenden Vaterlandsgefühls bewog, die Waffen zu ergreifen, um die Befreiung des Landes von fremden Druck zu ermöglichen. Er trat daher im Jahre 1814 als Lieutenant in das Leibregiment ein, und machte mit demselben den

Feldzug des Jahres 1815 mit, nach dessen Beendigung und nach einer größeren Fußreise durch das südliche Deutschland und die Schweiz, er zur Fortsetzung seiner Studien die Universität Würzburg bezog, an der ihn die geistvollen Vorträge des Philosophen Johann Jakob Wagner mächtig anzogen. Hier blieb er bis zum Herbste 1829, wo er dann nach Erlangen ging, um dort die Vorlesungen Schelling's zu hören.

Die geringen Mittel zu leben, die ihm nur in seiner Besoldung zu Gebote standen und der Wunsch, ohne fremde, vielleicht nicht mehr zu ersetzende, Geldhilfe auszukommen, veranlaßten ihn hier, neben seinen Studien, Bibliotheksdienste zu leisten, die ihm auch zu seiner weitern Ausbildung förderlich waren. Er gab sich hier dem Studium der Kunst und der Sprachen des Alterthums und der neuern Völker (er lernte mit großer Leichtigkeit englisch, französisch, italienisch, spanisch, holländisch, schwedisch, persisch) hin, lebte in freundlichem Verkehr mit Schelling, Pfaff, Engelhard und G. Heinrich Schubert, und diente seinem Genius, indem er hier seine Sammlung lyrischer Gedichte, vermischte Schriften, Gaselen und romantische Schauspiele, unter denen „der gläserne Pantoffel", „Treue um Treue", der Schatz des Rhampsinit" erscheinen ließ. Durch seine in den Ferien in Schwaben am Rhein und in Oesterreich gemachten Reisen, auf denen er unsers Volkes hochbegabtesten Männer, Göthe, Jean Paul, Uhland, Schwab, Rückert kennen gelernt hatte, und eine im Jahre 1824 durch die Schweiz nach Venedig unternommene Umschau, auch wohl aus Verdruß über die geringe Anerkennung seines Strebens, war eine unwiderstehliche Sehnsucht, das altklassische Land zur Vollendung seiner Bildung zu besuchen, in ihm erregt worden, die er, indem er den entsprechenden Urlaub erhielt, (September) im Jahre 1826 zu befriedigen das Glück hatte. „In Italien denk ich mein Leben zu beschließen, und wenn ich mich dahin betteln müßte, denn nur dort hoffe ich meine Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, wenn dieses Wort nicht ein Frevel ist. Aus der bildenden Kunst ziehe ich die größten Belehrungen."

Aus der Anschauung der herrlichen Natur Italiens, aus der Betrachtung seiner unerreichten Kunstdenkmale schöpfte er die Ansicht, daß das Streben des Dichters in der schönen und einfachen Form ruhen müsse, weßhalb er sich und zwar mit großem Erfolge den griechischen Dichtungsformen zuwandte. In dieser Zeit erschienen seine herrlichen Beschreibungen Venedigs, und das 1826 geschriebene satyrische Lustspiel: die „verhängnißvolle Gabel", welche die Schicksalstragödien geißelte, namentlich aber Angriffe auf den Trauerspieldichter Raupach enthielt, die ihm dann wieder von Immermann und in Heine's Bädern von Lucca, von diesem in seiner gewohnten wohl witzigen, aber cynischen Weise entgolten wurden, denen er den „Romantischen Oedipus" entgegengesetzt.

Während seines Aufenthaltes in Italien lebte er meist in Venedig Florenz, Rom und Neapel, namentlich von den zauberischen Reizen letzter Stadt heiter berührt, dann in Siena und den verschiedenen Ruhepunkten

am Meerbusen von Neapel und Salerno. Nur zweimal in den Wintern der Jahre 1832 und 1833 kehrte er nach Deutschland zurück, aber nur auf kurze Zeit. Im Jahre 1828 zum Mitgliede der bayr. Akademie der Wissenschaften ernannt, erhielt er zugleich durch den König Ludwig von Bayern einen Jahresgehalt, der ihn in den Stand setzte, seinen Aufenthalt in Italien mit weniger Sorge verlängern zu können. Seine Gedichte aus jener Zeit enthalten theils seine Anschauungen über Poesie, theils sind sie politischer Natur und athmen als solche reine Vaterlandsliebe, theils Zueignungsgedichte, wie das an den Kronprinzen dann König Ludwig von Bayern, alle in korrekter Form voll der lebendigsten oft überraschenden Bildern. Sein Schwanengesang waren die Abbasiden, ein Beispiel vollendeter Kunstformen und zwei Hymnen.

Im Frühjahre 1835 durchzog Platen Kalabrien und Sicilien, und begab sich dann im November 1835, folgend einem längst gehegten Wunsche, einen Winter in Syracus zu verleben, über Palermo dahin, — um nicht wiederzukehren.

Bei dem Baron Landolina in Syrakus fand er die freundlichste Aufnahme und als er in seiner Wohnung, einem kleinen Wirthshause, die Arethusa genannt, am 23. Nov. von einer heftigen Kolik ergriffen, aus Furcht vor der damals in Asien herrschenden Cholera als Präservativ einen übertriebenen Gebrauch von Kampferspiritus machend, in eine tödtliche Krankheit verfiel, die liebevollste Pflege und Aufmerksamkeit, die aber den heftigen Charakter der Krankheit nicht zu hemmen vermochte. Er verschied am 5. Dez. 1835 in Mitte der ihn tief bewegt umgebenden Freunde, und wurde am 6. Dez. mit allen Ehrenbezeugungen im Garten des Baron Landolina in einer in den lebendigen Fels gehauenen Gruft bestattet, und ihm, dem frommen und treuen Jünger der Kunst, der sein Leben gewidmet war, von denselben Freunden ein schönes Denkmal geweiht.

König Ludwig ließ seine Büste in die Ruhmeshalle aufnehmen. Platen's äußere Erscheinung war eigenthümlich, von bleicher Gesichtsfarbe, feinen blonden Haaren, lichtblauen Augen, schwächlicher Gestalt, in Tracht und Sitte absonderlich.

Seine Verehrer und Freunde veranstalteten auf Veranlassung seines Jugendfreundes Dr. Rath. v. Schlichtegroll und des Professors Halbig eine Sammlung, aus deren Erlöse ihm ein von dem oben genannten Künstler gefertigtes, von Inspektor Miller in München gegossenes Denkmal, zu dem König Ludwig das Erz, die Stadt Ansbach das Piedestal geschenkt hatte, am 5. Dez. 1858 zu Ansbach errichtet wurde.

Dr. Jakob Philipp Fallmerayer,

k. Professor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

„Der Deutsche baut der Religion einen Thron im Herzen, wie seiner Königin, und huldigt der Wissenschaft wie einer großen weltgebietenden Macht."

Noch nie wohl ist die deutsche Sprache zur Beschreibung der Gebilde der Natur, zum Ausdruck von tiefsinnigen, auf hohe klassische Bildung und scharfe Auffassungs- und Kombinationsgabe gegründeten, politischen Reflexionen mit größerer Gewandtheit, mit hellerem Glanze gebraucht worden, selten eine neue unerwartete Ansicht mit mehr Freimuth und Hintansetzung persönlichen Nutzens ausgesprochen und trotz aller entgegengestellten Unbilden mit größerer Zähigkeit und siegreicherer Kraft bewahrt worden, als in Fallmerayer's Schriften, dessen weicher, edler, ehrlicher und einfacher Sinn nur den Dienst der Wahrheit, den Haß der Niederträchtigkeit und Kleinlichkeit, das Streben nach dem Höchsten kannte, dessen natürliche geistige Begabung, dessen Klarheit und ungetrübte Anschauungsweise durch unablässigen Fleiß, umfassende Sprachkenntniß, Geschmack, Feinheit und die innigste Liebe zum Vaterlande beseelt und durchdrungen war.

Geboren als der Sohn unbemittelter Bauersleute am 10. Dez. 1790 im Weiler Bayrdorf, der Gemeinde Tschötsch, wurde er im Domschülerinstitute zu Brixen mit der lateinischen und griechischen Sprache vertraut gemacht, verließ aber während des Aufstandes (1809) heimlich diese Anstalt und begab sich nach Salzburg, wo er sich in dürftigen Verhältnissen durch Privatunterricht durchbrachte, aber seinen Durst nach geistiger Ausbildung genügen konnte, indem er die Bibliothek des Stiftes St. Peter zu benützen Gelegenheit hatte, und durch den Pater Albert Nagnzaun in die Geschichte und die semitischen Sprachen eingeführt wurde.

Seinen Entschluß, in die Benediktinerabtei Kremsmünster einzutreten, konnte er wegen der Hindernisse, die ihm bei dieser aus dem damals bayerischen Salzburg nach Oesterreich beabsichtigten Auswanderung entgegenstanden, nicht in's Werk setzen, er betrieb deßhalb mit Fleiß und nachhaltigem Erfolge noch zwei Jahre Theologie in Salzburg, bezog dann die Universität Landshut, und widmete sich hier nun ganz der Rechtswissenschaft und dem Studium der Geschichte der Sprachen und des klassischen Alterthums.

Nicht befriedigt durch die kalten Lehren der Jurisprudenz verließ er im Herbste 1813 Landshut und suchte nun, theilnehmend am Kampfe gegen den Eroberer Napoleon, sich im Kriegsleben Auszeichnung zu verdienen, die ihm auch, nachdem er als Lieutenant in ein Infanterieregiment eingetreten war, nach der Schlacht bei Hanau durch eine öffentliche Belobung vor der Fronte wegen seines tapfern Benehmens zu Theil wurde. In dem Winterfeldzuge des Jahres 1814 focht er tapfer in den Schlachten bei

Brienne, Arcis und Bar sur Aube mit, brachte nach dem ersten Pariser Frieden längere Zeit beim Observationscorps am linken Rheinufer in der Nähe von Landau und Speier zu, trat dann beim Feldzuge des Jahres 1815 in den Generalstab und kam nach Beendigung des Krieges, nachdem er als Adjutant des Generals Grafen Spreti noch einige Zeit auf einem Landgute in der Umgegend von Orleans, wo er hauptsächlich das Studium der französischen Sprache betrieb, sich aufgehalten hatte, in Garnison nach Lindau am Bodensee (Nov. 1815).

Die ihm hier gebotene Muße verwendete er zu eingehenden Studien des Neugriechischen, Persischen und Türkischen, zugleich sich mit den alten Klassikern mit Liebe beschäftigend. Im Jahre 1818 (30. April) erhielt er seinen erbetenen Abschied vom Militär, übernahm die Stelle eines Lehrers an der Obervorbereitungsschule in Augsburg und trat nun in einen lebhaften und geistreich in alten und neuen Sprachen geführten Briefwechsel mit Thiersch, Ast, Niethammer und Andere. Von hier wurde er 1821 an das Progymnasium nach Landshut, 1826 an das Lyceum daselbst als Professor der Universalgeschichte und Philologie versetzt. Während seines Lehramtes hier veröffentlichte er (1827) seine „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt", die von der ganzen gelehrten Welt mit dem höchsten Beifall empfangen, deren Grundlage: „das Kaiserthum Trapezunt" 1824 von der k. dänischen Gesellschaft zu Kopenhagen mit einer unter besondern Lobsprüchen ertheilten goldnen Medaille preisgekrönt, geehrt wurde, weiter seine „Geschichte der Halbinsel Morea" ersten Theil 1830, die aus den zerstreutesten und dürftigsten Quellen geschöpft, dennoch ein stattlicher Bau ward.

Seine ausgezeichneten und für seine Zuhörer höchst anziehenden Vorträge unterbrach er aber, um als Begleiter des russischen Generals, Grafen Ostermann Tolstoi, einen seiner höchsten Wünsche zu erfüllen, und den Orient, Palästina, Syrien und die jonischen Küstenländer zu bereisen (1831).

Nach drei Jahren zurückgekehrt fand er seine Lehrstelle besetzt, da man aus der Vorrede zu seiner Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt staatsgefährliche Ansichten herausgelesen hatte, und ihn vom Lehrstuhle entfernt halten wollte; doch hatte er die Genugthuung, von der Akademie der Wissenschaften in München als ordentliches Mitglied erwählt zu werden (1835). Er erhielt zwar die Erlaubniß, da für's höhere Publikum Vorträge zu halten, blieb aber von der Lehrkanzel, der er eine Zierde und von höchst günstigem Erfolge gewesen wäre, unverantwortlich ausgeschlossen.

Um diese Zeit (1836) erschien der zweite Theil seiner Geschichte von Morea, in welchem er die höhern Ortes nicht erwartete, von ihm mit schlagenden Gründen befestigte, von namhaften Gelehrten getheilte Ansicht niederlegte, daß die heutigen Griechen hauptsächlich slavischer und albanischer, nicht altgriechischer Abstammung sind. Da er aber mit dieser Be-

hauptung noch die günstige politische Zukunft des neugebildeten hellenischen Reiches und der ihm gegebenen Dynastie sich zu bezweifeln erlaubte, so zog er sich nicht nur die Ungunst des Königs Ludwig, sondern auch lange dauernde und heftige literarische Streitigkeiten deßhalb zu, die er mit der Ruhe der Ueberzeugung und ohne nachgeben zu müssen, bis an sein Ende führte.

Nach kurzen Ausflügen nach Italien, der Schweiz und Paris und nach einem längern Aufenthalte in Genf mit Ostermann und dabei beständigen Arbeiten, trat er im Jahre 1840 seine zweite orientalische Reise an, auf der er über Konstantinopel Trapezunt, dann 1841 den Berg Athos, Macedonien, Thessalien, 1842 Athen besuchte. Die erst als einzelne Artikel in die allgemeine Zeitung gegebenen, dann zusammen veröffentlichten, von allen Gebildeten mit Bewunderung empfangenen „Fragmente aus dem Orient", deren Vorrede, wie sein gelehrter Freund und akademischer Genosse Dr. Müller an seinem Grabe sagte, selbst ein großes politisches Werk ist, sind der Ausdruck seiner Erlebnisse, seiner Beobachtungen und Erfahrungen daselbst und seiner größtentheils jetzt schon in Thatsachen übergegangenen politischen Vorhersagungen über die Stellung und Zukunft Rußlands, Griechenlands und der Türkei, geschrieben mit einer durch poetische Auffassung gehobenen, die Sprache in der edelsten Weise handhabenden Form, geschrieben von einem Manne, dessen Wiege an der äußern Sprachgrenze deutschen Landes stand, der dennoch als Meister dieser Sprache anerkannt werden muß.

Vom Jahre 1843—1847 durchwanderte er die Gegenden des Bodensees, die Schweiz, die Lombardei, dann den Norden Deutschlands, wo er überall, namentlich im Hause Schelling's zu Berlin mit Ehre aufgenommen wurde, und hielt sich, geachtet und geehrt (1844), längere Zeit am Hoflager des Kronprinzen Max in Hohenschwangau auf. Gegen Ende des Jahres 1847 besuchte er zum drittenmale den Orient, Trapezunt, Jerusalem ꝛc. Auf dieser Reise traf ihn zu Smyrna seine Ernennung (23. Febr. 1848) zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität München. Er kehrte zurück und wurde in München nicht nur hochgefeiert auf's Freundlichste empfangen, sondern auch zum Mitgliede des deutschen Parlamentes in Frankfurt erwählt; doch ließ ihn ein bedeutendes Halsübel nicht jenen Antheil an den Berathungen, die bald einen niederdrückenden Eindruck machten, nehmen, den er wünschte. Von vornherein mit wenig Hoffnung des glücklichen Gelingens der Einigung Deutschlands sah er bald den Untergang der durch Uneinigkeit ohnmächtigen Bestrebungen, und obgleich gegen die Uebersiedlung der nach ungerechtfertigten Austritt Vieler decimirten Versammlung nach Stuttgart stimmend, folgte er der Majorität dahin, und als dieser Rumpf des Parlaments mit Gewalt gesprengt war, floh er, verfolgt von Steckbriefen, in die Schweiz.

Die im Jahre 1850 ertheilte Amnestie gestattete ihm zwar die Rückkehr, gab ihm aber den verlornen Lehrstuhl nicht wieder. Er benützte da-

her die folgenden Jahre zu Ausflügen nach Tyrol, an den Rhein, den Bodensee ꝛc., indem er fortwährend kritische, von Humor oft von Sarkasmus gewürzte Aufsätze in Journale, dabei aber seine Abhandlung „über das albanesische Element in Griechenland" bearbeitete.

Ein dauerndes Fußleiden zwang ihn im Jahre 1860 das Bad Steben zu besuchen, von dem er neugestärkt zurückkehrte und nun sich hauptsächlich dem Ordnen seiner zahlreichen Aufsätze, dem Druck der Fortsetzung seiner albanesischen Studien und dem alt gewohnten und geliebten geistigen Umgang mit den alten Klassikern hingab, bis ihn mitten in seinen Arbeiten und Plänen in der Nacht vom 25.—26. April 1861 plötzlich der Tod abrief.

Er hat sich in seinen Schriften, wie in den Herzen seiner Freunde ein Denkmal errichtet, das keine Zeit zerstören wird.

Johann Baptist Stiglmayer,

Erzgießer.

> Das in der Erzgießkunst für unmöglich Gehaltene vollbrachtest Du mit großem Geschick staunenerregender Kunst.
>
> König Ludwig.

Nach den kunstreichen Gebilden, die in getriebenem und gegoßenem Erze aus der Hand der Meister Nürnberg's, Sebastian Lindenast's um Mitte des 15. und Peter Vischer's am Anfange des 16. Jahrhunderts hervorgingen, und dem großen und prachtvollen, von Johann Krumpter am Anfange des 17. Jahrhunderts gefertigten Denkmale Kaiser Ludwig des Bayer's, in der Frauenkirche zu München, war in diesem Zweige der Kunst nichts weiteres Großartiges in unserem Vaterlande entstanden, während in Norddeutschland und Frankreich große und bewunderte Kunstwerke an's Licht traten, bis es endlich am Anfange dieses Jahrhunderts dem unermüdeten Eifer und alle Hindernisse besiegenden Talente eines Mannes gelang, diese Kunstrichtung neu und ruhmreich zu beleben.

Johann Baptist Stiglmayer, geboren am 18. Oktober 1791, der Sohn eines unbemittelten Schmieds zu Bruck an der Amper (Ldg. Bruck), zeigte schon als Knabe eine vorherrschende Liebe zum Zeichnen, indem er in Büchern enthaltene Holzschnitte nachzeichnete. Er erhielt nach vielen vergeblichen Versuchen endlich von dem Verwalter des Klosters Fürstenfeld, mit Namen Pfeiffer, der selbst zeichnete und viele Kupferstiche besaß, und der das Talent des einfachen Knaben würdigte, Unterricht, trat dann bei einem geschickten Goldschmiede, Preißl in München, in die Lehre und vervollkommnete sich im Zeichnen in seinen Freistunden

bald so sehr, daß er in der Feiertagsschule den ersten Preis von 100 fl. errang.

Diese Auszeichnung und das unverkennbare Talent des Knaben bewog den Direktor der königlichen Münze von Leprieur, sich seiner anzunehmen; er bewirkte seine Aufnahme in die von König Max Joseph 1808 gestiftete Akademie der bildenden Künste und unterstützte ihn reichlich. Sein erster gravirter Versuch, ein Kopf der Proserpina, dann seine Medaille mit dem Bildnisse des Direktors der Akademie, Peter von Langer (1814) fanden schon volle Anerkennung. König Max stellte ihn als Münzgraveur an und sendete ihn, um sich für Erzbildnerei auszubilden, nach Italien, wo gerade damals in Santo Jorio von Righetti die Vorbereitungen getroffen wurden, die von Canova modellirte Reiterstatue König Karl III. zu gießen. Righetti nahm ihn zwar anfangs gut auf, als er aber die Absicht Stiglmayer's erkannte, suchte er auf alle Weise ihm den Zutritt zu erschweren.

Stiglmayer aber, nun auf sich selbst und die bei Righetti gesehenen Vorrichtungen beschränkt, baute sich nun mit eigenen Händen einen Ofen in einem abgelegenen Hause zu Neapel, und begann dort mit dem Bildhauer Beccali den Versuch, ein Bild zu gießen. Trotz mancher ungünstiger Umstände gelang doch schon der zweite Versuch mit einer von Thorwaldsen modellirten Büste des damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern, der nun bald die von ihm selbst modellirte Büste des Bildhauers Haller und eine Statue des Phidias folgte. Auf einer Reise von Bonito nach Neapel wurde er von Räubern angefallen und seines Mantels, Rocks und Scizzenbuches, in dem alle Zeichnungen, die er in Sammlungen Rom's gemacht hatte, beraubt. Nach vierjährigem Aufenthalte in Italien kehrte er 1822 nach München zurück, und beschäftigte sich hier in seiner Eigenschaft als Münzgraveur mit den Kurrentmünzen, verschiedenen Medaillen und einigen Basreliefs für die Glyptothek. Das Jahr 1824 sah ihn zu Berlin, wo er beim Gusse der Statue Blücher's, welchen der Direktor der Broncegießerei daselbst, Reisinger aus Nürnberg, der ihn sehr freundschaftlich aufnahm, leitete, die französische Gußart kennen lernte.

Zurückgekehrt, fertigte er im Jahre 1825 ein Basrelief in Erz, welches das Grabdenkmal der beiden brasilianischen Kinder Juri und Isabella schmücken sollte, dann eine Büste des Königs Max I.

Für seine Arbeiten wurde nun eine königliche Erzgießerei gebaut, und diese am 12. Oktober 1826 eröffnet, und nun, da er eine bleibende passende Kunststätte gefunden hatte, war auch seinem Talente und seiner Thätigkeit ein Raum geöffnet, aus dem für ihn und sein dankbares Vaterland, die Palme des Ruhmes in aller Herren Länder durch eine Reihe von immer größeren und vollendeteren Gebilden entspriessen sollte. Zuerst, bald nach eröffneter Erzgießerei, fertigte er einen 14 Fuß hohen Kandelaber für die von dem Grafen von Schönborn zu Gaibach errichtete Konstitutionssäule, nach diesem, nachdem ein zweiter Gußofen gebaut worden war, die

Platten zu der von König Ludwig den 30,000 in Rußland gefallenen Bayern gewidmeten 100' hohen Pyramide, das von der k. Haupt- und Residenzstadt München dem König Max I. gewidmete, von dem ihm sehr befreundeten Professor Chr. Rauch in Berlin modellirte Monument; eine Kolossalbüste desselben, von ihm selbst modellirt, für ein Monument in Kreuth, das 25' hohe Thor der Glyptothek und das der Walhalla, den im Spitzbogenstyle gearbeiteten Weihbrunnkessel zum Andenken an die bei Sendling gefallenen Bauern, die Büsten der Königin Therese, des Herzogs Max, des Grafen Törring, des Ministers Frhr. v. Zentner, des Bischofs von Streber.

Außerdem, daß Stiglmayer solche Büsten meist selbst modellirte und den Guß leitete, beschäftigte er sich noch mit dem Graviren von Medaillen und Kurrentmünzen, die er alle in gleicher Vollkommenheit lieferte. — Diesen folgten in ununterbrochener Reihe die zwölf für den Thronsaal des neuen Residenzgebäudes in München bestimmten in Feuer vergoldeten Statuen bayerischer Herzoge, die Statuen des Generals Becker's für den Kirchhof in München, J. P. Richter's für Bayreuth, Mozart's für Salzburg, des Markgrafen Friedrich v. Brandenburg für Erlangen, des Großherzogs Ludwig für Darmstadt, und ein Tafelaufsatz der Nibelungen und Amalungen, sämmtlich nach Modellen von seinem Freunde Schwanthaler; die Statue Schiller's für Stuttgart, die Reiterstatue Maximilian's I. auf dem Odeonsplatze zu München nach Modellen Thorwaldsen's. In Ausführung begriffen waren die Statue Göthe's für Frankfurt nach Schwanthaler's Modelle, die Bavaria, das Denkmal für den Großherzog von Baden, die Statuen Tilly's und Wrede's, Bolivar's für Bolivia und des Königs Ferdinand von Neapel.

Mitten in seiner künstlerischen Thätigkeit erkrankte Stiglmayer Anfangs des Jahres 1842, mögen die angestrengten Arbeiten, mögen die Quecksilberdämpfe bei Vergoldung der Statuen der bayerischen Herzoge nähere oder entferntere Ursache gewesen sein, wer will es bestimmen? doch wurde ihm noch im Augenblicke seines Hinscheidens — 2. März 1842 — die freudige Nachricht, daß die Statue Göthe's, die damals gerade im Gusse war, glücklich gelungen sei.

Zu dem von ihm selbst gewählten Grabe auf dem Kirchhofe zu Neuhausen trugen ihn tief erschüttert seine Freunde.

Die von Stiglmayer wieder zu Ehren gebrachte, 200 Jahre fast vergessene, von ihm zur Vollendung erhobene Erzgießerei hat einen neuen Aufschwung in Bayern erhalten, und seine Anstalt sich früher, wie später in ihrer Fortbildung durch seinen Gehülfen und Neffen Ferdinand von Miller, einen so ehrenvollen Ruf erworben, daß Bestellungen in den großartigsten Formen nicht nur vom Continente, sondern auch von Süd- und Nordamerika bei ihr gemacht und trefflich ausgeführt wurden und noch werden, und man wohl ohne Uebertreibung wird sagen können, sie sei zur Zeit die erste solcher künstlerischer Anstalten; jedenfalls hat sie den Namen

dieser Künstler weltberühmt gemacht, und Bayern darf sich dieser seiner Söhne wohl auch freuen, die den Ruf ihres Vaterlandes durch ihre Kunst in weite Welt trugen. In München wurde ein öffentlicher Platz nach Stiglmayer's Namen benannt.

Daniel Ohlmüller,

k. Kreisbaurath zu München.

> Vollendet steht des Tempels Bau,
> Voll Majestät, voll Pracht erhoben
> Ragt er empor zum Himmelsblau
> Und weist zum Sternendom dort oben,
> Wo unser lieber Vater heut
> Den Frommen seine Herrlichkeit.
>
> Festlied bei der Einweihung der Auer Pfarrkirche.

Eines der schönsten Baudenkmäler der an griechischen und byzantinischen, durch König Ludwig hervorgerufenen monumentalen Gebäuden der neuern Zeit reichen Haupt- und Residenzstadt München ist die in deutschem Spitzbogenstyle erbaute Maria-Hilfkirche in der Vorstadt Au, deren aufstrebende einfache und doch zierlich und voll gegliederte Konstruktion im Aeußern Bewunderung, deren innere Ausstattung und durch kunstreich gemalte Fenster gemildertes Licht innige andächtige Stimmung hervorruft; sie ist die von Jugend auf genährte, durch unablässiges Studium, angestrengten Fleiß und tiefes Verständniß der Kunstbauten älterer Zeit zur Verkörperung gediehene Idee eines von dem Wunsche, die unserm Volke eigene Bauart neben den Bauten der alten klassischen Völker zur Anschauung und Geltung zu bringen, beseelten Künstlers, dem wir unsere Anerkennung und Bewunderung nicht versagen können.

Joseph Daniel Ohlmüller, geboren als der Sohn eines wohlhabenden und achtbaren Bäckermeisters zu Bamberg am 10. Jan. 1791 erhielt die ersten Anfangsgründe künstlerischer Bildung in der 1794 von dem Artillerie-Major Westen gegründeten, nach dessen Tode von Adalbert Sensburg geleiteten Ingenieur- und Zeichnungsschule zu Bamberg, wo er zugleich auf dem Lyceum Vorträge über Chemie, Mathematik und Naturwissenschaft hörte. Schon in dieser Zeit faßte er unter dem Einflusse der herrlichen Bauten seiner Vaterstadt und folgend dem Zureden seines Freundes v. Reider (der in altdeutscher Kunst wohl erfahren, später seine umfassenden vortrefflichen Sammlungen bei ihrer Uebergabe an den Staat nach München begleitete und dort starb) den Entschluß, das Baufach sich als seines Lebens Aufgabe zu wählen. Ende des Jahres 1811 begab er sich nach München, um dort an der Akademie der bildenden Künste unter Professor Karl v. Fischer, dem Erbauer des Hoftheaters, der selbst an

den größten Meistern Italiens gelernt hatte, sich weiter auszubilden. Die von ihm hier gemachten Zeichnungen einzelner Theile griechischer Bauten oft in natürlicher Größe, mit eifrigem Fleiße ausgeführt, zeugen von dem regen Eifer, von dem er für sein Fach durchdrungen war.

Nach vierjährigem Studium an der Akademie zu München begab er sich (Oktober 1815) nach Italien mit dem treu ausgeführten Vorsatze, die vorzüglichsten Baudenkmäler dieses klassischen Landes selbst zu sehen und in ihren Geist einzugehen. Er besuchte Rom, Florenz (1816), Neapel und Sizilien und nahm hier nicht nur einzelne Gegenden, sondern auch die vorzüglichern Bauten, namentlich des Tempels zu Pästum, des Tempels der Ceres, des Neptun, der Iris und der Juno, der Minerva, des Jupiter Olympus in Sizilien 2c., bis in die Einzelnheiten nach Zeichnung, Maß, Umgebung und Materie auf.

Als König Ludwig im Jahre 1816 den Bau der Glyptothek in München begonnen hatte, berief (1819) der Architekt derselben, Leo von Klenze, den durch die eigene Anschauung der alten Kunstwerke gereiften Ohlmüller, um als Inspektor den Bau derselben zu leiten. Eilf Jahre weihte er diesem Bau, während welcher Zeit er (14. März 1826), zum Baukondukteur, (4. April 1831) zum Civilbauinspektor und Mitglied des Baukunstausschusses ernannt, zugleich edle und schöne Zeichnungen von Grabdenkmälern in griechischem Style herausgab und viele Pläne zu Kirchen, Schulhäusern, Pfarrhöfen, Forst-, Oekonomie- und Zollgebäuden entwarf, in denen meistens der byzantinische Styl vorherrscht und die größtentheils danach ausgeführt wurden. Ebenso fertigte er für die Stadt Bamberg 1824 den Plan zu einem Monumente für König Max I., 1826 einen Plan für ein größeres Gebäude zur Aufnahme von Schaugegenständen in öffentlicher Konkurrenz für Dresden, unterließ aber dabei nicht, sich fortwährend mit Studien in altdeutscher Baukunst zu beschäftigen, indem er größere und kleinere Pläne zu Häusern, Kirchen und Prachtbauten, namentlich zu einer großartigen Ruhmeshalle machte, deren Ausführung aber dritthalb Millionen Gulden gekostet hätte, daher nicht genehmigt wurde. Noch vor Vollendung der Glyptothek sollte endlich der schon seit seinen Jünglingsjahren heiß genährte Wunsch, ein größeres Gebäude im altdeutschen Style selbstständig erbauen zu können, in Erfüllung gehen, als im Jahre 1831 König Ludwig, aus Anlaß der Gemeinde der Vorstadt Au in München, sich Pläne zu der am Mariahilfsplatz daselbst zu erbauenden Pfarrkirche vorlegen ließ. Ohlmüller, damals Baukondukteur, legte unter Andern seinen im Spitzbogenstyle ausgearbeiteten Plan vor, er erhielt die Genehmigung und der Grundstein zur Kirche wurde am 28. Nov. 1831 gelegt, welcher Feier Ohlmüller in tiefster Rührung, Segen von Oben flehend, auf den Knieen vor dem Grundstein beiwohnte. Der Bau, unterstützt von einem Beitrage des Königs Ludwig von 100,000 fl. begann und schritt rasch bis zur Enthüllung des Kreuzes am 25. August 1837 vorwärts. Die Kirche aus Backsteinen gebaut, 235′ lang, 84 Schuh

breit, mit 19 Fenstern von 52′ Höhe und 13′ Breite, hat an der Hauptfronte ein gothisches hohes Portal mit einer großen und zwei kleinen Rosetten, über denen der 270′ (nach Andern 310′) hohe gothische, oben durchbrochene Thurm schlank und durchsichtig emporstrebt. Das innere 92′ hohe Spitzbogengewölbe, getragen von 16 schlanken Säulen in zwei Reihen theilt sich in das Haupt- und zwei Nebenschiffe. Das Ganze im reinsten Ebenmaße, von gleicher künstlischer Mitwirkung aller Bautechniker getragen, durch den Farbenschmuck und reiche Zeichnung der von König Ludwig gestifteten Fenster in seiner Wirkung glänzend erhöht, ist eine Zierde Münchens geworden. Ohlmüller aber sollte den Tag der Einweihung seines herrlichen Werkes (25. Aug. 1839) nicht mehr sehen, das Ziebland vollendete.

Während des Baues der Mariahilfkirche entstanden nach seinen Plänen noch das Nationalmonument zu Ehren der Wittelsbach'schen Dynastie zu Oberwittelsbach (begonnen am 25. Aug. 1832) und das Schulhaus daselbst in altdeutschem Style; die am 15. Okt. 1833 begonnene Theresienkirche zu Hallbergmoos in italienischem Style, die Ottokapelle zu Kiefersfelden in altdeutschem Style, zu der am 1. Juni 1834 der Grundstein gelegt wurde, und die byzantinische Kapelle zu Possenhofen; zugleich entwarf er einen Plan zu einem größern Bibliotheksgebäude in dorischem Style.

Am 17. Okt. 1835 wurde er zum k. Kreisbaurathe ernannt, und ihm 1837 von dem Kronprinzen von Bayern die durch Dominik Quaglio begonnene Wiederherstellung der Burg Hohenschwangau nach des Meisters Tode übertragen, die er ganz nach den Plänen seines Vorgängers ausführte.

Wenige Monate vor der gänzlichen Vollendung seines unvergänglichen Denkmals, der Auer Pfarrkirche, am 22. April 1839 starb in Folge eines mehrjährigen Leidens der ächt deutsche, biedere, seiner Kunst und deren Trägern mit offenem Herzen zugethane Mann, und wurde erst im allgemeinen Kirchhofe, dann aber auf Anordnung des Königs Ludwig unter dem Hauptportal der von ihm erbauten Kirche in die Erde gesenkt.

König Ludwig nahm seine Büste in die Ruhmeshalle auf.

Wem mag der Schmerz, wem mag die Thräne gelten?
O fragen wir uns länger nicht!
Ohlmüller starb, er lebt in bessern Welten,
Ihm leuchtet Gottes Licht.

Der Todte doch, er wird auch für uns leben
Es ist der Bau sein Hort!
Er wird noch lange Ruhm fürwahr ihm geben,
Es lebt sein Name fort.

Lied von A. v. Schaden.

Friedrich von Gärtner,

k. Oberbaurath, Direktor der Akademie der bildenden Künste zu München.

Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhabnen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Schiller an die Künstler.

Mit den, die Stadt München zierenden, Prachtgebäuden der Ludwigsstraße verbindet sich der Name eines Mannes, dessen Genius und Thatkraft sie entsprossen, dessen Andenken in Ehre zu erhalten ist.

Friedrich Gärtner war 1792 zu Coblenz geboren. Schon sein Großvater Andreas Gärtner war einer der besten Baumeister, sein Vater, Johann Andreas, ein höchst talentvoller Mann, geboren zu Dresden, stand früher in Diensten des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier zu Coblenz, trat dann während der Kriegszeiten in würzburgische — nach Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer 1804 in bayerische Dienste als Hofbau-Intendant. In Würzburg restaurirte er die St. Michaelskirche, erbaute das Theater, errichtete den Operationssaal im Juliusspitale, richtete den Speisesaal in der Residenz und das gräfl. Schönborn'sche Schloß Gaibach ein, und fertigte Zeichnungen zu dem 80' hohen Obelisk auf dem Markte, zu einem Marstall, Redoutensaal und einem neuen Theater; er starb 1826 im dreiundachtzigsten Jahre.

Nachdem Friedrich Gärtner in München literarischen Unterricht genossen, und von 1809—1812 an der Akademie in der Architektur sich gebildet hatte, machte er eine Reise nach Paris (1812), um an der dortigen Akademie unter Percier sich zu vervollkommnen, dann nach Italien, Neapel und Sizilien, um an den Kunstbauten des klassischen Alterthums zu lernen (1814—1818), namentlich zeichnete er mit größter Treue die Tempelruinen von Girgenti, Segesta und Taormina, welche Zeichnungen er 1819 mit erläuterndem Texte veröffentlichte. Da zu jener Zeit in Bayern für größere Bauten wenig Aussicht war, begab er sich 1819 über Holland nach England. Obgleich er dort in Anerkennung seines Wissens auf's Beste aufgenommen war, und seinen bleibenden Aufenthaltsort dort zu nehmen sich entschlossen hatte, so folgte er doch dem 1820 an ihn ergangenen Rufe, die durch den Tod des Bauraths K. H. v. Fischer erledigte Professur der Baukunst an der Akademie zu übernehmen. Mit redlichem Eifer suchte er seine Schüler in die Grundelemente der Baukunst und das Wesen der Baustyle einzuführen.

Mit der ihm 1822 übertragenen Leitung der Porzellanmanufaktur begann für diese Anstalt durch die von ihm entworfenen Zeichnungen nach seinen auf seinen Reisen gemachten Studien ein bedeutender Aufschwung in der edlern Form und Schönheit der Verzierungen der Gefäße, und mit diesen im Ertrage; ebenso förderte er die ihm zur Aufsicht übergebene, erst

neu wieder erwachende Glasmalerei. Das Jahr 1829 eröffnete ihm den Weg zum Ruhm durch eine Reihe großer mit seltener Kraft und Thätigkeit ausgeführter Bauten, indem ihm der König Ludwig den Bau der von der Stadt München herzustellen übernommenen Ludwigskirche übergab; diesen schloß sich dann das Bibliotheks- und Reichsarchivsgebäude mit seiner zweckmäßigen und großartigen Einrichtung 1832—1843, die Restauration des Isarthors 1833—1835, das Blindeninstitut 1833—1835, das neue, reich ornamentirte Universitätsgebäude (1835—1839), das Klerikalseminar und Erziehungsinstitutsgebäude, das Damenstift 1836—1839, das Ordenshaus der barmherzigen Schwestern 1837—1839, das Gebäude der General-, Berg- und Salinenadministration (1838—1842), — die meisten mit außerordentlich schönen Treppenhäusern im Rundbogenstyle an. Auch die Feldherrenhalle (1839—1844), das pompejanische, in altrömischem Style erbaute, Gebäude zu Aschaffenburg (begonnen 1842), das von ihm nicht mehr vollendete Siegesthor (begonnen 1844), der Wittelsbacher Pallast im Spitzbogenstyle (begonnen 1844), die Arkaden des Kirchhofes (begonnen 1844) und des Kurgartens zu Kissingen, der Kursaal daselbst und die Befreiungshalle bei Kelheim im Unterbau sind nach seinen Zeichnungen gebaut, letztere wurde nach seinem Tode, verändert von Leo von Klenze, fortgesetzt.

Im Jahre 1836 war es ihm vergönnt, im Gefolge des Königs Ludwig Griechenlands altehrwürdige Kunstbauten zu schauen und auch dort seinen Namen zu verewigen, indem er den Platz für die Residenz bezeichnete und den Plan zu derselben entwarf, der unter seiner Leitung ausgeführt wurde. Nach seiner Rückkunft in die Heimath wurde er am 3. Nov. 1836 mit dem Ausdrucke des königlichen Wohlwollens zum Oberbaurathe mit dem Referate über die Aufzeichnung, Erhaltung und Restauration der historischen und artistischen Denkmäler Bayern's ernannt, und ihn am 1. Jan. 1837 der Civilverdienstorden der bayer. Krone ertheilt. Nachdem er (29. Sept. 1841) die Leitung der Akademie der bildenden Künste erhalten hatte, widmete er dieser seine Sorgfalt, indem er zeitgemäße Reformen einführte, die Lokalitäten erweiterte und verbesserte.

Am 21. April 1847 entriß ein Schlagfluß den genialen, heitern und witzigen, auch in seiner schönen äußern, deutschen Gestalt ausgezeichneten Mann in seiner vollen Kraft der von ihm heiß geliebten Familie, dem trauernden Staate. Seine Büste ist in der Ruhmeshalle, sein Andenken geehrt durch ein ihm von König Ludwig gesetztes Denkmal auf seinem Grabe.

Dr. Johann Lukas Schönlein,

geh. Rath und Professor in Berlin.

„Es gehört nicht viel dazu, die Symptome einer Krankheit aufzufinden, das kann nach einiger Uebung jeder Krankenwärter, jeder bornirte Kopf, aber die aufgefundenen Symptome zu werthen, zusammenzustellen, und die einzelnen Gruppen zu ordnen, da beginnt der Prozeß der Synthese, und dazu gehört ein kombinatorisches Vermögen, das wohl ausgebildet werden kann, aber sich nicht eintrichtern läßt."

Wohl verdient der Mann, dem die Gründung der naturhistorischen medizinischen Schule zu danken ist, der durch seinen Scharfblick in der Diagnose, sein Talent, tiefes Wissen, treues Gedächtniß und seine glückliche individualisirende Kombinationsgabe, sowie durch die wissenschaftliche Benützung der die Heilmethode unterstützenden Mittel der pathologischen Anatomie, Physik, Chemie, Auskultation, Perkussion und Mikroskopie die glänzendsten, durch den nie verheimlichten Leichenbefund erhärteten Resultate erzielte, der nicht durch zahlreiche Schriften, sondern durch die hinreißende überzeugende Art seines Vortrages seine Schüler begeisterte und sich am Krankenbette und als konsultirter Arzt wahrhaft europäischen Ruf erwarb, hier seinen Platz.

Lukas Schönlein, der Sohn eines wohlhabenden Seilers zu Bamberg (Oberfranken), am 30. Nov. 1793 geboren, erhielt (v. J. 1804 bis 1811) am Gymnasium seiner Vaterstadt die Grundlagen humanistischer Bildung, mit denen er schon damals in Benützung der reichen Bibliothek daselbst, das Studium der Zoologie, Botanik, Chemie und Physik verband. So wohl vorbereitet, bezog er 1811 die Universität Landshut, welche er aber wegen des dort üblich gewesenen Umgangstones nach zwei Jahren verließ, um in Würzburg seine Studien fortzusetzen.

Nachdem er sich vorzüglich der Physiologie und vergleichenden Anatomie gewidmet hatte, erwarb er sich (1816) den Doktorgrad, bei welcher Gelegenheit er seine einzige Schrift: „die Metamorphose des Gehirns" veröffentlichte. Er besuchte hierauf Göttingen und Jena, bereitete sich dann zwei Jahre in seiner Vaterstadt für das Lehrfach vor, trat 1819 als Privatdocent an der Universität Würzburg ein, und erhielt bald darauf (29. April 1819) seine Ernennung zum außerordentlichen Professor, in welcher Eigenschaft er für den in Jahren vorgerückten Professor Friedreich die Klinik und Pathologie nebst Therapie als Lehrgegenstände überkam, nach dessen Rücktritt er (15. Jan. 1824) als ordentlicher Professor und leitender Arzt des Juliusspitals die ganze medizinische Klinik mit den bezeichneten Fächern übernahm.

Das richtige Erkennen der Krankheit, die dem Einzelfall angemessen gegebenen Heilmittel, die meist überraschenden Erfolge, und das bei ungünstigem Ausgange durch die Leichenöffnung bewährt gefundene Prognosti-

30*

kon, sein freier, lebendiger, das Krankheitsbild genau beschreibender Vortrag, alle diese Vorzüge sammelten um ihn Schüler aus allen Ländern, die voll Lob ihres Lehrers und Meisters in ihren Heimathsgauen seinen Ruhm verbreiteten. Seine Vorlesungen, von ihm nicht veröffentlicht, wurden durch einen seiner Schüler unter dem Titel: „Allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie," Würzburg 1832 in 4 Bänden, ohne sein Wissen sehr mangelhaft der Oeffentlichkeit übergeben, erlitten aber trotz dieses Mißstandes in kurzer Zeit fünf Auflagen und wurden in alle lebenden Hauptsprachen übersetzt. Durch ihn errang die medizinische Fakultät in Würzburg den höchsten Grad ihres Glanzes und Rufs, den die Stadt durch Ertheilung des Bürgerrechtes anzuerkennen strebte.

Dieser seiner für die Universität ruhmreichen, für die Leidenden segensvollen, für der Studirenden Zukunft ersprießlichen Wirksamkeit entzog ihn die im Jahre 1834 gegen die liberalen Professoren der Universität verhängte Verfolgung, obgleich er bei seinen gemäßigten Ansichten davon hätte befreit sein sollen. Von der Lehrkanzel entfernt und zum Medizinalrathe in Passau bestimmt (28. Okt. 1832), beschloß er, dem Ansinnen nicht zu folgen, entfernte sich, um weitern Einschreiten zu entgehen, heimlich von Würzburg und begab (1833) sich nach Zürich, wo er einem Rufe des Jahres 1832 zufolge als Professor und Leiter der Klinik mit offnen Armen empfangen wurde, und nun mit gleichem Ruhme in seiner Thätigkeit durch seine Vorträge, die von Schülern aus allen Gegenden besucht waren, nützlich zu sein, und zugleich als beigerufner Arzt in nah und fern Rath zu ertheilen bestrebt war.

Während seines Aufenthaltes in Zürich wurde er nach Brüssel berufen, um der Königin bei ihrer Niederkunft beizustehen, er benützte diese Reise, um die Krankenanstalten in London und Paris zu sehen. Die größte Auszeichnung ward ihm durch seine im Jahre 1839, trotz der ihm aufgebürdeten, den Regierungsansichten feindlichen Gesinnungen nach Berlin an die Stelle des alternden Horn geschehenen Berufung; er nahm, obwohl ungern von Zürich scheidend, wo sein Abgang aufrichtig bedauert, und ihm zum Andenken ein silberner Pokal und eine auf ihn geprägte Medaille verehrt wurde, den ihm angebotenen Lehrstuhl der praktischen Heilkunde und die Vorstandschaft der Klinik in der Charitè mit dem Titel eines geheimen Medizinalrathes an, und eröffnete im Mai 1840 seine mit dem größten Beifall aufgenommenen Vorträge.

Die erste Aufgabe, die ihm nach seiner Ankunft in Berlin wurde, war die ärztliche Behandlung des schwer erkrankten Königs Wilhelm III. Nur nach längerem Zureden der k. Familie hatte dieser ihn rufen lassen. Obgleich der König gegen jede Berührung, selbst gegen das Pulsfühlen eingenommen war, bestand Schönlein dennoch auf eine genaue körperliche Untersuchung; die Sicherheit und Ruhe seines Urtheils, die ohne Scheu ausgesprochene Gefährlichkeit der Krankheit, die vorgeschlagenen mildernden Mittel Schönlein's aber zwangen dem Könige, dem er nicht

Heilung wohl aber Linderung bringen konnte, und der k. Familie Achtung und Vertrauen ab. Nach des Leibarzts Rust's Tode wurde er daher zum Leibarzt des Königs Wilhelm IV. ernannt, und durfte sich nicht nur dessen, sondern auch der ganzen k. Familie ganzen Vertrauens und ihrer Gunst erfreuen, die sich selbst nach seinem Tode durch einen seinen Töchtern durch die k. Familie nach Bamberg übersendeten werthvollen blühenden Kranz auf seinen Sarg manifestirte. Er war nun an die Spitze der praktischen Aerzte Berlins getreten, und seine Praxis wuchs in's Massenhafte, so daß man von ihm sagte, es könne kein Mensch ohne Schönlein in Berlin sterben, und kein irgend bedeutender leidender Fremder durch Berlin kam, der ihn nicht um Rath gefragt hätte.

Wie er am Krankenbette ruhig, sicher und entschieden sich benahm, wie er als Lehrer auf der Höhe seiner Wissenschaft sich bewegte, wie sein Verhältniß zu den übrigen Aerzten ein sehr freundliches war, so waren auch, als er zum vortragenden Rathe des Cultusministeriums in Medizinalangelegenheiten ernannt worden war, seine Arbeiten kurz, klar und treffend, unpartheiisch und für die medizinische Sache höchst förderlich. Nach neunzehn Jahren seines segensvollen Wirkens verwirklichte er seinen längst gehegten Wunsch, sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen, er verließ 1859 Berlin, baute sich in Bamberg eine Villa und lebte hier nun mit seinen beiden Töchtern (seine Gemahlin Rosa, die Tochter des Regierungsrathes Heffner zu Würzburg, war zu Berlin, sein Sohn auf einer wissenschaftlichen Reise an der Westküste von Afrika gestorben) den Naturwissenschaften. Sein reicher Geist beschäftigte sich auch gerne mit Kunst und Münzkunde.

So nach redlich vollbrachtem Tagwerke verschied er am 23. Jan. 1864 nach längerm Leiden an einer Luftröhrenverengerung.

Gleich seiner Befähigung als Arzt ist sein Charakter zu schätzen, er war kurz gebunden, humoristisch oft sarkastisch im Umgange, mittheilsam, voll Liebe zu seiner Familie, seinen Freunden und seiner Vaterstadt, die er durch ansehnliche Schenkungen an die wohlthätigen und wissenschaftlichen Anstalten derselben und der Universität Würzburg bekundete, so ehrlich, daß wenn selbst ein unglücklicher Ausgang einer Krankheit eintrat, er die Ursache nicht verheimlichte, sondern durch Aufdecken derselben solchen seinen Schülern selbst lehrreich machte, seine kurze, treffende und bezeichnende Ausdrucksweise, seine klaren Bilder waren höchst anziehend, kurz er war ein Mann in jeder Hinsicht zu loben, dessen Andenken da, wo er weilte und in den Annalen der medizinischen Wissenschaft nicht ersterben wird. Seine Brust war geziert mit den preußischen Orden pour le mérite in der Friedensklasse für Wissenschaft und Kunst und dem rothen Adlerorden 2. Klasse mit Stern und Eichenlaub, mit dem Comthurkreuz des bayer. Verdienstordens vom hl. Michael, dem Stern des luxenburgischen Ordens der Eichenkrone, dem russischen St. Anna- 2. Klasse und dem Wladimirorden, dem sächs. weimarischen Hausorden vom weißen Falken und dem sächsischen Ernestinischen Haus-

orden, dann dem schwedischen Nordsternorden, zugleich war er Mitglied vieler Akademieen, namentlich der kaiserlichen Carolino-Leopoldinischen der Naturforscher.

Dr. Joseph Wolff, Sam. Frey, Julian Knogler,

Missionäre.

Die Götter gewähren nichts ohne Arbeit, entweder ist die Tugend ein leerer Schall, oder der Mann, der nach ihr strebt, hat ein Recht auf Ruhm und Lohn.

Joseph Wolff, der Sohn des jüdischen Rabiners David Wolf Levi, geboren 1795 zu Weilersbach (Landg. Ebermannstadt in Oberfranken), erhielt den Namen nach seinem Großvater Wolff David. Seine Jugend verbrachte er theils zu Kissingen, theils zu Halle an der Saale, dann zu Ullfeld, wo sein Vater Rabiner war. Schon in früher Jugend wurde ihm die Ueberzeugung, daß Jesus von Nazareth der versprochene Heiland sei, und schon mit sieben Jahren wollte er zum christlichen Glauben übertreten. Dieses sein Erkühnen zog ihm die Ausweisung aus dem Hause seines Vetters Lazarus Cohen in Bamberg zu, von wo er sich nach Würzburg, dann nach Prag, Preßburg, Wien, Weimar, Solothurn, endlich wieder nach Prag begab, um dort durch die Hand des Benediktinerabtes von Emmaus, Leopold Zolda, am 13. Sept. 1812 mittels der Taufe unter dem Namen Joseph zur katholischen Religion überzutreten.

Er betrieb dann in Wien Philosophie und die orientalischen Sprachen, besuchte auf kurze Zeit den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg in Tatenhausen, wo er die von ihm begonnene Bibelübersetzung fortsetzte, traf im Jahre 1815 mit Alexander Fürsten von Hohenlohe in Ellwangen zusammen, und bezog in demselben Jahre die Universität Tübingen, hier mit Unterstützung des Fürsten Karl Theodor von Dalberg die persische und arabische Sprache zu studiren, worauf er nach einer Reise in die Schweiz, wo er Zschokke kennen lernte, in Turin mit Madame Stael und Schlegel zusammentraf, deren Zuneigung er durch seine poetische Uebersetzung des Jesajah und Jeremjah errang. Hierauf wendete er sich nach Rom, trat dort am 5. Sept. 1816 in das Seminar des Collegium romanum, um sich hier der Theologie und der orientalischen Sprache zu widmen, und kam im Jahre 1816 wieder nach Wien. Manche innere Zweifel bestimmten ihn, in ein Kloster sich zurückzuziehen, und er wählte 1818 das Redemptoristen Kloster Val-Sainte, wo er lateinische und deutsche Sprache lehrte. Bald aber drang sich ihm die Ueberzeugung auf, daß er für das Klosterleben nicht tauge und seinem ursprünglichen Ziele, Missionär zu werden und den Juden das Evangelium zu predigen ferner stehe, als

je. Er verließ daher das Kloster und eilte durch die französische Schweiz nach England zu seinem in Rom errungenen Freunde, dem Parlamentsmitgliede Drummond, ging hier zur Hochkirche über, und reiste dann nach eifrigen Studien in Cambridge im Auftrage und mit Unterstützung einer Missionsgesellschaft nach dem Oriente, um den Juden das Christenthum zu predigen.

Am 17. April 1821 schiffte er sich nach Gibraltar ein, begab sich von dort nach Kairo, dann nach dem Sinai. Auf der Weiterreise von Beduinen gefangen wurde er nach Kairo zurückgebracht, und durfte nun unter dem Schutze des englischen Consuls seinen Zug nach Jerusalem fortsetzen, wo er am 8. März 1822 ankam. Im Laufe des Jahres 1823 besuchte er Damaskus, Aleppo, Edessa unter manchen Gefahren und Abentheuern, dann Mesopotanien, Bagdad, Schiras, Teheran, Erivan und Tiflis (an der persisch-russischen Grenze fand er Dörfer, deren Einwohner, Deutsche aus Württemberg, dem Glauben Jakob Böhms huldigten), immer predigend und sich bemühend, neue Schulen anzulegen, ging dann nach Taganrog (eine hier ihm zugesagte Audienz von Kaiser Alexander vereitelte dessen Tod) und kehrte endlich über Konstantinopel nach Hause zurück. Hier lernte er eine Wittwe, Georgiane Mary Walpole kennen, und führte sie 1827 (Februar) als seine Gattin, die ihn später theilweise auf seinen Reisen unter manchen Gefahren und mancher Noth begleitete, heim. Auf einer zweiten im April 1827 begonnenen Reise kam er nach Smyrna, Athen, Jerusalem, Alexandria, auf den Hagion Oros, und faßte nun den Gedanken, den höchst gefährlichen Weg nach Buchara zu machen, um die zwölf verlorenen Judenstämme zu finden, welchen Entschluß er auch durch seine Einschiffung am 26. Juli 1830 nach Gibraltar in's Werk setzte. Er ging nun über Oberägypten, Jerusalem, Alexandria nach Persien und Astaara, wo er von dem britischen Botschafter Graf Campbell und dessen Sekretär M Neil freundlich empfangen wurde. Von hier aus reiste er in Begleitung eines schiitischen Priesters und Mekkapilgers mit vier Kameelladungen Bibelübersetzungen nach Chorossan, eine Reise nicht ohne große Gefahren bei dem gänzlich gesetzlosen Zustande des von vierzig Chans beherrschten, öfters der Plünderung und dem Menschenraube ausgesetzten Landes. Im Verlaufe dieser Reise bei dem Dorfe Rushne Abaad wurde er mit seiner Carawane, die aus fünfzehn Maulthiertreibern bestand, von dem Kirahestamme angegriffen, gefangen und geplündert und wäre getödtet worden, wenn er nicht die Feinde hätte überzeugen können, daß er zur Nachricht für den Prinzen Abbas Mirza in eine Anzahl von Bibeln, die er in Rushne Abaad zurückgelassen habe, die Nachricht eingeschrieben hätte, daß wenn er Nischapur nicht zur rechten Zeit erreiche, er von den Kirahen gefangen worden sei. Die Bande fürchtete die Rache des Prinzen Abbas Mirza, sie führten ihn nach Türbet Haideri, wo ihn die Juden auslösen sollten, wo er aber durch einen persischen Offizier seine Freiheit wieder erhielt. Er zog nun über die persische Stadt Mesched, in der er den Prinzen

Abbas Mirza traf, der ihn, indem er Geiseln behielt, von den Turkomannen sicher nach Buchara geleiten ließ. Nach drei Monaten, in welchen er religiöse Unterredungen und mehrere Predigten hielt, setzte er (April 1832) seine Reise über Balkh, die Mutter der Städte, und Kundig fort, wurde aber nach den Pässen des Hinkudusch von Räubern gänzlich ausgeplündert, von Alexander Burnes in Kabul, der von seinem Unglück gehört hatte, reichlich wieder ausgestattet. Von Dost Mahomed Chan, vor dem er mit Moollahs eine Disputation hielt, und den indischen Randschit Singh, dem Maharadscha der Sikhs, auf's beste aufgenommen, durchzog er nun brittisch Indien, genoß der aufmerksamsten Behandlung von Seite des brittischen Generalstatthalters Lord W. Bentinks und seiner Gemahlin, und wandte sich jetzt mit einer Anweisung des Randschit Singh auf Verpflegung durch die untergeordneten Fürsten nach Kaschmir. Während dieser Reise sammelte er sehr werthvolle Aufschlüsse über die Thugs, geheimnißvolle verbundene Mörder, und über die weißen und schwarzen Juden in Malabar, hierauf durchreiste er (1836) Abessinien und arabisch Yemen, wo er wieder von den Beduinen geplündert wurde.

Im August 1837 kam er nach New-York und predigte vor den Senatoren und Deputirten der Vereinsstaaten in Washington und wurde durch den Bischof von New-Jersey zum Diacon geweiht. Nach seiner Rückkehr nach England (3. Februar 1838) ernannte ihn Lord Lorton zu seinem Ehrenkaplan und übergab ihm eine kleine Pfarrei zu Linthwaite in Yorkshire. Im Jahre 1843 beschloß er aus Dankbarkeit für die öftere und großmüthige Hilfe, die ihm von den Engländern in mancher Noth zugekommen war, die beiden Engländer, den Obersten Stoddart und den Kapitän Conolly, die in Buchara in den Kerker geworfen worden waren, zu befreien, oder wenigstens Nachrichten über sie einzuziehen. Er ging deßhalb nach Konstantinopel, erhielt dort auf Verwendung des brittischen Gesandten Sir Stratford Canning einen Empfehlungsbrief des Sultans und einen gleichen des geistlichen Oberhauptes der Türken, und eilte nun über Erzerum nach Teheran, wo er am 3. Febr. 1844 ankam. Obgleich er nun von dem brittischen Botschafter Sheil die Nachricht der Gewißheit des Todes der beiden Engländer empfing, so setzte er doch seine Reise trotz aller Abmahnungen wegen der ihm augenscheinlich drohenden Lebensgefahr nach Buchara fort, um Näheres über den Tod der Gesuchten auszukundschaften. Er wurde auch vom Emir von Buchara, einem grausamen Fürsten, ziemlich gut empfangen, und erhielt von ihm die Bestätigung, daß beide Engländer, weil sie sich der Etiquette seines Hofes nicht fügen wollten und sich englisch hochmüthig betrugen, hingerichtet worden seien. Nicht ohne Schrecknisse, aber doch endlich vom Emir beschenkt, konnte Wolff auf einen Schutzbrief des Shahs von Persien hin Buchara verlassen und kam über Persien wieder nach Hause.

Im nächsten Jahre (1845) wurde ihm die Pfarrei von Ile Brewers

bei Taunton in einer angenehmen Gegend der Grafschaft Bristol übergeben, wo er in Ruhe blieb, bis er am 2. Mai 1862 mit Tod abging.

Können wir uns auch mit seinem öftern Religionswechsel nicht befreunden, so muß ihm, der beinahe die ganze Welt im Sturmlauf durchzog, doch wegen seiner unter unsäglichen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren unternommenen Verbreitung der christlichen Religion und der versuchten Befreiung zweier seiner Mitmenschen unter höchst gefährlichen Umständen hohe Achtung gezollt werden.

Mit ihm verdient der aus Franken gebürtige Missionär Frey benannt zu werden, gleichfalls der Sohn jüdischer orthodoxer Eltern zu Mainstockheim (Landg. Dettelbach in Unterfranken) am 21. Sept. 1771 geboren. In seiner Jugend wurde ihm von seinem Erzieher und durch den Rabiner, dem er zum Unterricht übergeben war, der möglichste Haß gegen das Christenthum eingepflanzt. Im Alter von achtzehn Jahren verließ er seines Vaters Haus, um seiner weitern Ausbildung zu leben und erhielt später die Stelle eines Rabiners in Kassel. Auf einer Reise nach Westphalen und in den Norden Deutschlands lernte er einen jungen Mann christlicher Confession kennen, der ihm die ersten Keime des Christenthums in das Herz streute; er ging mit ihm nach Rostock, ließ sich, näher belehrt, am 8. Mai 1799 zu Neubrandenburg taufen und nahm die protestantische Religion an. In Berlin trat er in das von dem Pastor Jänike 1800 errichtete Missionsinstitut, welches den Zweck hatte, junge Leute für den Missionsdienst zu bilden, um sie nachher den verschiedenen Missionsgesellschaften zur Aussendung zu übergeben. Von hier reiste er mit zwei seiner Mitzöglinge nach London, wo sie am 17. Sept. 1801 ankamen. Seine erste Predigt hielt er zu London im Mai 1805. Da aber der Gottesdienst und die Liturgie nach alter Sitte wieder hergestellt wurde, mußte er abtreten, und er entschloß sich daher nach Amerika zu gehen, um dort den Juden die christliche Religion zu verkünden. Er war der erste, den die Londoner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, deren Vorstände der Herzog v. Kent, der Professor Simeon v. Cambridge und der Prediger Marsch waren, zu ihrem Werke ausschickte.

Er schiffte sich am 23. Juli 1806 mit seiner Familie ein und landete nach einigen Wochen in New-York; hier und in den umliegenden Staaten predigte er zwei Jahre, durchzog dann die vereinigten Staaten im Norden und im Süden. Mit welchem Eifer er sich seiner Aufgabe hingab, beweist, daß er in acht Monaten des Jahres 1833, 8000 Meilen durchmaß, 200 Kirchen besuchte und 300 mal predigte. Zwanzig Jahre unterzog er sich seinem mühseligen Berufe in Amerika.

Nicht minder ehrenvolle Erwähnung verdient der um die Verbreitung des katholischen Glaubens reich verdiente Jesuite Julian Knogler, geboren am 18. Jan. 1717 zu Gansheim (Ldg. Monheim in Schwaben). Im März des Jahres 1748 begab sich derselbe von Livorno aus zur See nach Südamerika und traf im September dieses Jahres in Buenos Ayres

ein. Er durchreiste nun die Provinzen Pampas, Charcas und Santa Cruz und erreichte, nachdem er 600 Meilen zurückgelegt hatte, das Gebiet der Schiquiter Missionen, die schon am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von den Missionären der paraguayschen Provinz gegründet worden waren. Hier wirkte er zwanzig Jahre lang von 1748—1768 an der Bekehrung der Heiden, und er konnte für die Erfolge der Mission anführen, daß von 37000 Indianern 22000 dem Christenthum zugeführt wurden. Nach seiner Rückkehr über Lima, wohin er zu Lande 600 Meilen zu machen hatte, und einer langwierigen Fahrt um das Cap Horn, über Cadix in die Heimath, lebte er zu Augsburg, dann zu Biburg bei Regensburg, wurde im Jahre 1770 nach Oettingen versetzt, und starb hier am 20. Mai 1772, von Katholiken und Protestanten geliebt und aufrichtig betrauert.

Karl Leopold Rottmann,

Maler.

> „Die reinste göttlichste der Geistesblüthen
> Des Erdensohnes schönste Himmelsgunst
> Wofür die reichsten Seelen je erglühten,
> Es ist die eine hohe heil'ge Kunst!"

Am 7. Juli 1850 starb zu München der wegen seiner tiefempfundenen mit reger Phantasie, seltener Farbenharmonie und einfacher markiger Technik gefertigte Landschaftsbilder nicht minder, als durch seinen biederen Charakter, offenes Herz und gesellige Tugenden gleich ausgezeichnete Landschaftsmaler Karl Leopold Rottmann.

Geboren zu Handschuchsheim (im großherzoglich badenschen Unterrheinkreise) im Jahre 1798 als der Sohn eines geachteten Zeichners und Radirers Friedrich Rottmann, erhielt er von seinem Vater die erste Anregung und Anleitung zum Zeichnen und Aquarellmalen, in welchem er so rasche Fortschritte machte, daß eine von ihm noch als Knabe gemalte Ansicht des Heidelberger Schlosses beim Sonnenuntergang als vortrefflich bezeichnet werden konnte. Nach einer in die malerische Mosel- und Rheingegend unternommenen Reise zeigte er durch ein gelungenes Oelbild die Ansicht des Schloßes Elz an der Mosel seine vorzügliche Begabung. Im Jahre 1822 ging er zu weiterer Ausbildung an die Akademie zu München, wo er nun die Ateliers der besten Landschaftsmaler besuchte und nach Bildern Poussins und des Tyrolers J. Koch studirte.

Sein auf der Kunstausstellung in München 1823 ausgestelltes Landschaftsbild aus der Ramsau wurde wegen des tiefen Verständnisses der Natur, der breiten, Kleinliches verschmähenden Behandlung und der richtigen Wirkung der Linien und Farben mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Diesem folgten nun mehrere Bilder aus der Gebirgsnatur, deren Reiz in

seiner idealen elegischen Anschauung, in der wahren Wiedergabe der Licht- und Lufteffekte, wie sie gerade der Gegend anpaßten, des edlen Ernstes und der großartigen Einfachheit lag, die jene Höhenmassen in ihren wechselnden Linien so anziehend machen. Seiner Kunst aber ein weiteres Ziel steckend, ging er 1826 nach Italien, sammelte dort eine Menge von an Ort und Stelle sogleich in Aquarellfarben ausgeführten Skizzen und begab sich endlich nach Palermo, um die Ansicht desselben nach Auftrag des Königs Ludwig zu malen, welches Bild, 1829 vollendet, die Bewunderung der Kenner auf sich zog. Um diese Zeit erhielt er von diesem Kunstmäcen den Auftrag, achtundzwanzig seiner Skizzen aus Italien, die der König selbst auswählte, nach örtlicher Reihenfolge von Trient über die Campagna di Roma, Monte Cavo bis Cefalu al Fresco in die Arkaden des Hofgartens zu malen. Diese von ihm in drei Jahren vollendeten Bilder, deren Ausführung bei dem äußerst beschränkten Material der bis dahin für Landschaften nie gebrauchten Frescomalerei mit den höchsten Schwierigkeiten verbunden war, in denen er den Charakter jeder Gegend wahr und bezeichnend mit der ihr anpassenden Tages- und Jahreszeit und der ihr entsprechenden Farbenstimmung wiedergibt, sind eine wahre Zierde Münchens geworden.

Gleich nach Beendigung dieser anstrengenden Arbeit, die er zur höchsten Zufriedenheit seines Auftraggebers und zu seinem eigenen ewigen Ruhm in so kurzer Zeit zu Ende gebracht hatte, entsendete König Ludwig ihn nach Griechenland, um dort vierundzwanzig Ansichten geschichtlich merkwürdiger Gegenden aufzunehmen, welch ehrenvollem Auftrag er in den Jahren 1834 bis 1835 genügte. Diese Bilder sollten in die Arkaden des Hofgartens unter jene aus dem helenischen Freiheitskriege aufgestellt werden, allein die rohen Beschädigungen, welche die von Rottmann gemalten Ansichten italienischer Gegenden hatten erfahren müssen, bewogen den König, sie anderwärts aufstellen zu lassen.

Gleich nach seiner Heimkehr begann Rottmann in halb enkaustischer halb Oelmalerei diese Bilder nach vorher gemachten Oelskizzen auszuführen, die nun, kurz vor dem Beginn seiner Todeskrankheit vollendet, in einem eigenen Saale der Pinakothek aufgestellt wurden und bisher unerreicht, als die höchsten Schätze der jüngeren Gemäldesammlung anzusehen sind.

In der Großartigkeit seiner ernsten Auffassung, in der plastischen edlen Durchführung, in der gemessenen Ruhe seiner Gemälde ist Rottmann den ersten Künstlern des klassischen Alterthums, in Behandlung seiner Farben den Besten aller Schulen seines Faches an die Seite zu stellen.

Wie Rottmann in seiner Kunst auf hoher Stufe stand, eben so hoch war er als Mensch zu schätzen. Die vielseitige Bildung seines Geistes, sein mildes neidloses Urtheil, die unparteiische Schätzung jedes emporstrebenden Talentes, seine mittheilende Freundlichkeit gegen Jedermann, die anziehende Form seines Umganges, die edle Ruhe seines Vortrages erwarben ihm die Liebe und Achtung unter seinen Kunstgenossen, deren dankbare Anerkennung seines Werthes über den Tod hinaus sich durch ein Denkmal

kund gab, welches sie ihm auf einer Höhe des Würmsee's, wo er gerne und oft verweilte, errichteten und wo sie periodisch sein Andenken durch Festlichkeiten feiern. Auch sein König bethätigte seine hohe Achtung durch seine Ernennung zum Hofmaler (1841), durch Ertheilung des St. Michaelsordens (1843) und durch die Aufnahme seiner Büste in die bayerische Ruhmeshalle.

Dr. Ludwig Michael v. Schwanthaler,

Bildhauer.

> Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
> Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
> Des Geistes unermeßnes Reich.
>
> Schiller, die Künstler.

Den auf Grund eingehender Studien der Schönheiten des klassischen Alterthums von Leo v. Klenze und Friedrich v. Gärtner in der Baukunst großen und monumental erhabenen ruhmvollen Leistungen hat auf gleicher Basis ebenbürtig Schwanthaler in der Bildhauerkunst seine in geistreicher phantasievoller Auffassung, in edelster Form und in reichster Abwechslung gemachten Schöpfungen gegenüber gestellt, dessen zahllose, unmittelbar hervorgegangene, zur Bewunderung hinreißende Werke seinen Namen in alle Theile der gebildeten Welt zum Stolz Bayerns hingetragen haben, dem, wenn nicht der erste, doch einer der ersten Plätze unter den bildenden Künstlern der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zusteht.

Ludwig Schwanthaler, aus einer seit dreihundert Jahren in Bayern lebenden Bildhauerfamilie abstammend, wurde als der Sohn des 1762 von Ried im Innviertel nach München übersiedelten Bildhauers Franz Schwanthaler am 26. Aug. 1802 daselbst geboren.

Auf Anregen seines Vaters, der den großen Einfluß gelehrter Bildung auf die Kunstausübung aus eigenem Mangel derselben schmerzlich erkannte, besuchte er das Gymnasium zu München, wo er den alten Schriftstellern, namentlich den Griechen und der Geschichte seinen ganzen Fleiß zuwandte. So vorgebildet betrat er im Oktober 1819 die Akademie der bildenden Künste. Obgleich nun der Vorstand derselben, Joh. Peter Langer, die freie Selbstbewegung und die Bestrebungen Schwanthalers, in den Geist des Alterthums durch Studien unter Thiersch einzudringen, aus der Ansicht mißbilligte, daß ein Künstler sich nicht mit Literatur beschäftigen solle, so fuhr der eifrige junge Mann doch fort, seinem innern Drange folgend, die Antike zu studiren, zu Hause mit den Klassikern der Griechen sich zu beschäftigen und sich im Modelliren zu üben. Bei dem um diese Zeit erfolgten Tode seines Vaters (1820) mußte Schwanthaler die Leitung der väterlichen Bildhauerwerkstätte übernehmen, um den Unterhalt der Familie zu sichern. Die erste Gelegenheit, sein hervorragendes Talent zu zeigen, ward ihm 1823 durch einen auf Empfehlung des Oberstallmeisters

v. Keßling, der ihn oft im Hofstalle Pferde nach der Natur hatte zeichnen sehen, erhaltenen Auftrag des Königs Max I., das Modell zu einem silbernen Tafelaufsatz aus dem griechischen Sagenkreise mit möglichst vielen Pferden in allen Gangarten auszuführen. Schwanthaler wählte sich einen Zug der Götter und Heroen und ihres Gefolges zum Pallaste des Zeus, und stellte auch den größten Theil desselben, beinahe 105' lang, 6—8" hoch in Wachs her. Schon waren etwa 20 Fuß in Silber gearbeitet, als König Max 1824 starb, und nun das Vollendete in die Silberkammer zurückgelegt, die weitere Modellirung eingestellt wurde. Diese geniale Arbeit hatte die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig auf sich gezogen, der den Künstler mit ansehnlicher Unterstützung nach Italien reisen ließ (1826). Mit den Eindrücken der mittelalterlichen Gebilde der Tempel seines Heimathlandes unter der Anschauung der Antiken, geleitet von Thorwaldsen erwärmte sich seine Phantasie an den plastischen Darstellungen der Griechen; doch trieb ihn bald eine ernstliche Krankheit und die Sehnsucht nach der Heimath in Jahresfrist dahin zurück.

Nach seiner Rückkehr fertigte er für S. Boisseree mehrere Basreliefs aus der christlichen Legende, für den Fürsten von Thurn und Taxis als Zierden seiner neuen Reitbahn in Regensburg ¾ lebensgroße Reiterreliefs und mythologische Figuren, die Statue Shakspeares in das Treppenhaus des Hoftheaters, zwei Schlachtenreliefs in die Glyptothek, und den 150' langen Bachuszug als Fries für das Palais des Herzogs Max in Bayern zu München.

Im Jahre 1832 begab er sich wieder nach Rom, um dort im Auftrage des Königs Ludwig die Figuren des nördlichen Giebelfeldes der Walhalla, die Herrmannsschlacht, zu entwerfen; doch kehrte er schon nach zwei Jahren wieder zurück, um nun aus seiner künstlerischen Werkstätte beispiellos zahlreiche, formvollendete, von harmonischer Verbindung der Antike mit der Romantik des Mittelalters zeugende Gebilde für das In- und Ausland in rascher Folge auszusenden.

Eine kurze Uebersicht mag einen Beweis der schaffenden Kraft des Meisters geben, der in Zeichnungen, wie in Modellen und Ausführungen der großartigsten Werke sich auszeichnet.

Außer den oben angeführten Reliefs fertigte er für den Königsbau in München: die Caryatiden im Stiegenhause, den Kreuzzug des Barbarossa im Barbarossasaale 266' lang 4½' hoch, den Argonautenzug des Orpheus, die Zeichnungen zu Darstellungen aus Hesiod, Aeschylos, Sophokles und Aristophanes, die Mythe der Aphrodite 140' lang, im Saalbau die Reliefs im Thronsaale nach Pindar, Entwürfe zu Darstellungen aus der Odyssee, Medaillons aus der bayer. Geschichte und Viktorien unter der Säulenhalle vor dem Thronsaale, — für die Glyptothek: Isis den Leichnam ihres Gemahles findend im ägyptischen Saale, drei Reliefs im römischen Saale, — das hochklassische Werk: den Schild des Herakles nach Hesiod 3' Durchmesser. — Die Metopenreliefs zum Fries der Ruhmeshalle, Reliefs zu einem Denkmal Frauenlobs im Dom zu Mainz u. s. f.

An Statuen in Frontspitzen:

Die bildenden Künste in Bayern: Zehn Figuren in Marmor auf dem Frontgiebel des Ausstellungsgebäudes, die Herrmannsschlacht: fünfzehn kolossale Figuren im nördlichen Giebel der Walhalla, theilweise die Modelle der Figuren des südlichen Giebels, den Holzschneider im Giebelfelde der Glyptothek in Marmor, die Modelle zu den Figuren in den beiden Giebelfeldern der Propyläen, die Gruppen der Giebelfelder der Ruhmeshalle ꝛc.

An Statuen: die Modelle der zwölf bayerischen Herzoge 10' hoch für den Thronsaal der Residenz, die sitzende Statue des Kaisers Rudolph im Dom zu Speyer 9' hoch in Marmor, die Modelle zu den kolossalen Statuen der Großherzoge Ludwig von Hessen und Karl Friedrich von Baden, letztere mit Reliefs, das Standbild des Königs Ludwig und Herzog Albrecht V. in Gyps für die Bibliothek in München, eine Skizze zu einer Reiterstatue des Mathias Corvinus mit zwei begleitenden Pagen, die Statue des Herzogs Ernst von Koburg und des Markgrafen Friedrich Alexander für Erlangen, das Modell zu einer Reiterstatue des Erzherzogs Johann von Oesterreich, eine Bildnißfigur des Erzbischofs v. Gebsattel, Karl XIV. von Schweden 12' hoch für Norköping in Schweden, die Modelle zu Fürst Wrede und Tilly in der Feldherrnhalle, acht Götterstatuen in Sandstein und zwei Tänzerinnen in Marmor für Wiesbaden, die vierundzwanzig Malerstatuetten für die Ausfertigung auf die Attika der Pinakothek, sieben Statuen an der Vorderseite der Ludwigskirche, die Statuen Göthe's für Frankfurt a. M. mit Reliefs, Mozart's mit Reliefs für Salzburg, Jean Paul's für Bayreuth, des Staatskanzlers Kreittmayr für München, die Modelle von zwölf denkwürdigen Personen aus der Geschichte Böhmens für das Veithische Museum in Libach bei Prag, die Statue des h. Ludwig in der Ludwigskirche zu München, ein Modell zu Christus im Dom zu Bamberg, zwei Löwen und acht Statuen der bayerischen Kreise auf dem Säulenbaue vor dem Thronsaale 9½' hoch, das große Gypsmodell zu dem Denkmale am Donaumainkanale, eine Marmorgruppe: Ceres und Proserpina für Berlin, Brunnenmodelle für Wien und die Vorstadt Au, zwei Nymphen in Marmor für den Kronprinzen Max, eine Marmorgruppe eines Jägers und einer Nymphe für den Herzog von Devonshire, zwei Viktorien für die Befreiungshalle, ein Tafelaufsatz für den Kronprinzen Max mit Figuren aus der altdeutschen Götter- und Heldensage ꝛc.; an Büsten: die Königs Ludwig, die Kaulbach's, Boisseree's, der Königin Caroline, des Großherzogs Leopold v. Baden und seiner Gemahlin, Wredes, des Staatsrathes v. Maurer, Jean Paul's, der Aerzte Wenzel und Grossi ꝛc., vor allem aber das großartige 54' hohe in den Jahren 1839—1843 gefertigte Modell der Bavaria. Im ganzen 222 Statuen, theils Gypsmodelle, theils Marmorbilder, 1115' theils modellirte, theils gezeichnete Friese, viele lebensgroße Reliefs, dreißig Büsten in Gyps und Marmor, außer den vielen Entwürfen und Zeichnungen, die seinem immer regen rastlosen Genius durch seine kunstreiche Hand entströmten.

Nachdem Schwanthaler sich eine eigene Werkstätte gegründet hatte und als Professor der Akademie der bildenden Künste (1. Febr. 1835) ernannt worden war, verbrachte er alle seine Zeit unter seinen Schülern arbeitend und lehrend, mit Scharfblick verbessernd, und gönnte sich weder Ruhe noch Erholung. Das rauhe Klima Münchens und manche Erkältung in den großen Sälen seiner Werkstätte zogen ihm ein Gichtleiden zu, das noch durch die trotz aller Schmerzen nicht von ihm unterbrochenen Arbeiten an der Bavaria, die in einer allem Wetter ausgesetzten Bretterhütte selbst im Winter gefertigt werden mußten, sehr verschlimmert wurde. Er unternahm zu dessen Heilung eine Reise 1838 nach Baden in der Schweiz, dann 1839 nach Gräfenberg, von wo er nach neun Monaten ziemlich geheilt zurückkehrte; doch schon im nächsten Jahre war er gezwungen, die Bäder von Albano, 1842 wieder in Gräfenberg, dann später jene von Aibling zu gebrauchen, allein vergebens; die Schmerzen kehrten vergrößert zurück, und wenn er auch manchen kurzen frohen Augenblick in der 1842 von ihm erbauten Burg Schwaneck zubrachte, so mußte doch sein Körper der anstürmenden Macht der schmerzlichen Krankheit erliegen. Nachdem er noch seiner Vaterstadt letztwillig sein 1837 erbautes Museum mit seinen noch vorhandenen Modellen zum Geschenk gemacht hatte, ruhig sein Ende erwartend, vom Irdischen sich lossagend, schied der große Künstler, erst im sechsundvierzigsten Jahre seines thätigen Lebens, am 14. Nov. 1848 und wurde, begleitet von tausend Trauernden aller Stände unter der Säulenhalle des neuen Kirchhofes in München begraben, wo ein schönes Denkmal seine Hülle deckt.

Wie die Ersten der Kunst in den Akademieen zu Wien, Mailand, München, Petersburg und Stockholm seine Verdienste ehrten durch seine Aufnahme als Ehrenmitglied, so würdigten ihn die Vertreter der Wissenschaft durch den Doktorgrad, die Inhaber der Macht durch ihre Orden: Bayern durch den Verdienstorden der bayer. Krone und vom hl. Michael, Griechenland durch das goldene Erlöserkreuz, Preußen durch den Orden pour le mérite in der Friedensklasse, Baden durch das Comthurkreuz des Zähringer Löwenordens, Belgien durch das Offizierkreuz des Leopoldsordens, Schweden durch den Nordstern-, Hessen durch den Ludwigsorden, die Väter der Gemeinde durch das Ehrenbürgerrecht.

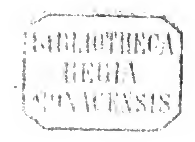
König Ludwig nahm seine Büste in die bayerische Ruhmeshalle auf und setzte ihm auf dem Münchener Kirchhofe ein Denkmal und die Stadt München benannte eine Straße nach ihm.

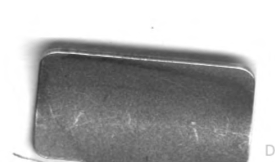
„Vergesst der treuen Todten nicht und schmückt
Auch ihre Urne mit dem Eichenkranz.“

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Berichtigungen:

S. 6 Zeile 1 von oben 1 2 7 5 statt 1273.
S. 22 Zeile 21 von unten 9. Nov. statt 19. Nov.
S. 55 Zeile 14 von oben Steganographie statt Stenographie.
S. 94 Zeile 13 von oben wie statt wir.
S. 100 vorletzte Zeile gelidam statt gelidum.
S. 294 erste Zeile von oben Thompson statt Tompion.





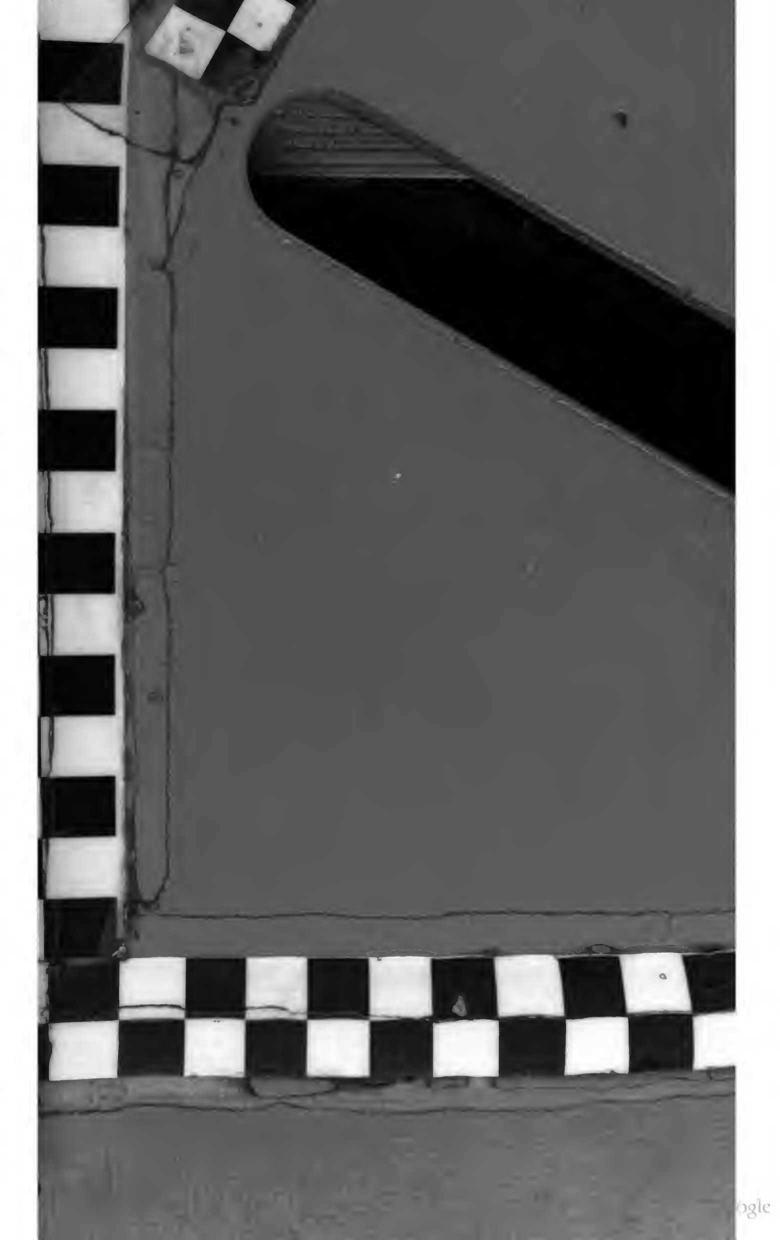


image
not
available



image
not
available